













Digitized by the Internet Archive  
in 2024 with funding from  
No Sponsor







*N. de Largillière pinx.*

# V O L T A I R E

V O N

G E O R G B R A N D E S

E R S T E R   B A N D

---

E R I C H   R E I S S   V E R L A G   /   B E R L I N

1 9 2 3



Übersetzt von E. Stein und E. R. Eckert

VIERTE AUFLAGE



# O U V E R T U R E

*Arma virumque cano.*

## I

Es gibt Schriftsteller, die in die Literaturgeschichte hineingehören. Die wertvollsten unter ihnen sind epochemachend in der Dichtung, der Wissenschaft oder Geschichtsschreibung ihres Landes.

Es gibt einige recht wenige Schriftsteller, vielleicht alles in allem ein paar Dutzend, die der Weltgeschichte angehören.

Voltaire ist einer von ihnen.

Es war einmal ein Nervenbündel, mit Elektrizität geladen, das Europa einnahm und erleuchtete.

Es war einmal ein Mann, der sich frühzeitig dazu entwickelte und dafür galt, der überlegene Witz in Menschengestalt zu sein, und der, soweit die Zivilisation reicht, noch heute diesen Ruf bewahrt hat.

Es war einmal ein Dämon, dessen Geist Feuer und dessen Einfälle blitzartig waren, dessen Herz warm in Hingebung und Freundschaft schlug, während sein Verstand in leuchtender Klarheit kalt war und seine Kunst als natürlich einfache Beredtsamkeit, die kaum erreicht, niemals übertroffen wurde, die Beredtsamkeit des Vortrags, nicht der Rede war, denn er hielt niemals Reden.

Es war einmal ein Weltmann, ein Geschäftsmann, ein Hofmann, ein Gutsherr, ein Dichter, ein Gelehrter, ein Geschichtsschreiber, ein Einsiedler, dessen Wesen Wille, dessen Begierde Ehre, dessen Lust Handlung, dessen Form Anmut, dessen Stütze ein seltenes Gedächtnis, dessen Verstand eine geniale Wachsamkeit war, dessen Lob eine Auszeichnung bedeutete, die ein Papst ebensosehr wie eine Schauspielerin, ein König ebensosehr wie ein Poet, leidenschaftlich wünschte, und dessen Spott Brandmale hinterließ, die einige Jahrhunderte sichtbar geblieben sind.

Vor ihm hat nur Marcus Tullius Cicero einen so zentralen Platz in der Literatur Europas eingenommen; er blickte denn auch mit Bewunderung auf Cicero zurück wie auf ein Vorbild, und es gab keine

Rolle, die er auf seinem Theater lieber spielte als die Ciceros in seinem eigenen Drama *Rome sauvée*. Dennoch erreichte Cicero ihn nicht an Witz und satirischer Kraft.

Als bei allen Höfen und in allen Kreisen berühmter Satiriker hat er einen Vorgänger: Pietro Aretino, gefürchtet und umworben wie er. Aber während Aretino ein Pamphletist war — bald obszön, bald scheinheilig —, dessen einziges Ziel Tribut und Wohlleben bildeten, so daß die Nachwelt ihn nur mit Geringschätzung nennt, ist Voltaire's Ruhm nach seinem Tode noch größer, als es zu seinen Lebzeiten war.

Durch nie rastende Wißbegierde und unerschöpfliche Erfindungsgabe, durch Tatkraft, die sich als Lust am Wirken zu erkennen gab, gelangte er dahin, nichts Geringeres als eine Nationalität, einen Weltteil und ein Jahrhundert mit dessen ganzer Kultur in sich zusammenzufassen.

Sein ursprünglicher Angreifer, späterer Bewunderer, Goethe, hat von ihm gesagt, daß er französisch sei wie kein zweiter Franzose, ja hat ihn „den ersten, in Frankreich denkbaren Schriftsteller, den, der am besten der Nation entspricht“ genannt. Und in unseren Tagen haben zwei entschiedene Gegner Voltaire's in der französischen Kritik, sein Gegenpol Brunetière und sein Hasser Faguet dasselbe gesagt: Kein Name sei französischer, keiner spiegle besser das französische Wesen.

Somit faßt Voltaire eine Nation zusammen.

Und desgleichen ein Jahrhundert. Nennt man das achtzehnte Jahrhundert, so heißt man es der Kürze wegen das Jahrhundert Voltaire's.

Endlich faßt Voltaire einen Weltteil, ja mehr als einen Weltteil zusammen. Denn er unternahm auf dem Gebiete des Geistes Eroberungen, wie Alexander und Napoleon in der äußeren Welt, und herrschte durch rein geistige Mittel ebenso unzweifelhaft wie jene. Aber seine Herrschaft hat sich als viel dauernder erwiesen. Denn es gibt heutzutage keine Anhänger Alexanders mehr und kaum noch Bonapartisten. Aber es gibt noch Voltairianer.

Der Voltairianismus bezeichnet eine neue Reformation zweihundert Jahre nach Calvin und Luther. Die freie Forschung, die während der Reformation zum Schein verkündigt wurde, um vor dem Bibelwort Halt zu machen, wurde in Frankreich erst mit Voltaire durchgeführt und verbreitete sich von Frankreich über die Erde.

## II

Keiner ist geschmäht worden wie Voltaire. Um wenige bedeutende Persönlichkeiten ist ein härterer Kampf entbrannt.

Lessing, der als Geist sein befreiter Schüler war und sich als Mensch eines kleinen Vergehens gegen ihn schuldig gemacht hatte, was der Schuldige ja selten vergibt, schrieb nach Voltaire's Tode folgende spöttische Grabschrift über ihn:

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte,  
 Ihr frommen Herrn! — der längst hier liegen sollte.  
 Der liebe Gott verzeih aus Gnade  
 Ihm seine Henriade  
 Und seine Trauerspiele  
 Und seine Verschen viele:  
 Denn was er sonst ans Licht gebracht,  
 Das hat er ziemlich gut gemacht.

Voltaire, der Pope so hoch schätzte, wurde seinerseits von Popes aufrichtigem Bewunderer, Byron, geschätzt. In Childe Harold setzt der Dichter ihm dies Denkmal:

The one was fire and fickleness, a child,  
 Most mutable in wishes, but in mind  
 A wit as various — gay — grave — sage — as wild —  
 Historian, bard, philosopher, combined;  
 He multiplied himself among mankind.  
 The Proteus of their talents: But his own  
 Breathed most in ridicule, — which, as the wind  
 Blew where it listed, laying all things prone,—  
 Now to o'erthrow a fool, and now to shake a throne.

In Deutschland war Wieland ein Dichter in Voltaire's Geist und daher bei dem Göttinger Dichterbund wenig beliebt. Die deutschen Romantiker, die die Reaktion gegen die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnen, waren Voltaire noch viel feindlicher gesinnt, als Lessing es gewesen war.

### III

Voltaire stammte von einem Lande und lebte in einem Zeitalter in welchem die Bildung der Meistentwickelten verfeinert, der politische und soziale Zustand dagegen barbarisch war. Als Schriftsteller war er daher rechtlos. Als satirischer Dichter und reformatorischer Schriftsteller wurde er wiederholte Male in die Bastille gesteckt und mußte sein Lebenlang in beständiger Angst vor dem Kerker leben.

Aus diesem Grunde hat der berühmteste Mann der französischen Literatur verhältnismäßig nur wenige Jahre seines Lebens in Paris verbracht, wo der Aufenthalt ihm teils untersagt war, teils zu gefährlich schien. Noch dreiundachtzig Jahre alt, als er sich nach achtundzwanzigjähriger Abwesenheit wieder nach der französischen Hauptstadt wagte, hätte Ludwig der Sechzehnte ihn am liebsten verhaften lassen und ließ ihm den Rat geben, schleunigst zu verschwinden, einen Rat, den der Tod überflüssig machte.

So verbrachte Voltaire seine Tage im Exil, entweder auf fremdem Boden — in England, Holland, Preußen, der Schweiz — oder so nahe wie möglich an Frankreichs Grenzen — in Cirey, Ferney —, um beim leichtesten Wink fliehen zu können.

Er schrieb in diesem rechtlosen Zustand fast immer anonym. Allerdings deckte ihn dies bei weitem nicht hinlänglich, da sein Stil bekannt

war und ihm außerdem dies und jenes zugeschrieben wurde, was er gar nicht verfaßt hatte. Er verleugnete denn auch im Interesse seiner Sicherheit wieder und wieder seine Schriften, log sich von ihnen los und ließ nicht wenige ein Menschenalter hindurch ungedruckt liegen. Gelangten sie zur Ausgabe, so geschah es selten durch ihn selbst.

Fast alle seine Schriften erfuhren das gleiche Schicksal: ihr Verkauf wurde verboten. Mehrere seiner wertvollsten Arbeiten (wie die *Philosophischen Briefe* über England) wurden vom Henker verbrannt. Er wirkte zwar rastlos, aber in der beständigen Unruhe, seiner Freiheit beraubt zu werden.

Dennoch wurde er, ungefähr erst vierzig Jahre alt, von den mächtigsten und begabtesten Männern und Frauen der Erde, von einem König, einer Kaiserin, von Aristokraten und Kriegern, von Denkern, Dichtern und Gelehrten des Zeitalters als der Geisteshäuptling gefeiert.

Sein Ansehen war zuletzt so groß, daß die Hervorragendsten aller Literaturen, die beste Gesellschaft aller Länder in ihm nicht bloß den berühmtesten und weitestwirkenden Schriftsteller ihrer Zeit, sondern auch diejenige Persönlichkeit erblickten, die Freisinn und Duldsamkeit, Abscheu vor Grausamkeit und hohe Humanität versinnbildlichte, daß ein Mann, der wie Franklin nicht nur das neue Nordamerika, sondern Volksfreiheit, Erfindergeist, theoretische Einsicht und praktische Vernunft vertrat, ihm den Enkel zuführte und sich seinen Segen für den kleinen Jungen erbat. Voltaire sagte: *God and Liberty!*

An den Strahlen seines leuchtenden Geistes entzündeten sich Männer und Frauen seines Zeitalters. Nicht wenige der Intelligentesten standen in hellen Flammen der Begeisterung. Wir ersehen aus zahllosen Briefen an Voltaire, mit welcher Schwärmerei oder mit welcher Dankbarkeit sie ihm ergeben waren. Typisch sind z. B. die ersten Briefe Friedrichs des Großen als Kronprinz.

Den altväterischen Frommen dagegen, sodann denen, die um jeden Preis das Bestehende verteidigten, insbesondere jedoch den Dummen galt Voltaire als Spötter und Zerstörer. Dem Aberglauben war er ein Teufel. Der Bosheit und Mißgunst ein Gegenstand des Hasses und der hartnäckigen Verleumdung.

Er aber gab in seinem langen Leben einem Geschlecht nach dem andern das Bewußtsein von dem Recht und der Macht der Vernunft. Nie war er selbst kalt, wenn er eine Wahrheit entdeckt zu haben meinte und sie verkünden zu müssen glaubte. Sie flammte in ihm auf, und er warf sie ins Weite, bald wie das Licht aus einem Leuchtturm, bald wie die Granate aus einem Mörser, bald wie man die Kraft elektrischer Elemente in Packen transportablen Lichts versendet.

Wie Condorcet treffend gesagt hat: Für ihn war die Wahrheit kein Geheimnis, das man zwischen Eingeweihten herumflüstern sollte. Ihm erschien sie als eine Nahrung, die frisch und in der ansprechendsten

Weise angerichtet werden, oder wie ein Arzneimittel, das, um nicht verschmäht zu werden, den Gaumen reizen und wohlschmecken soll, oder wie ein Banner, das erhoben, oder eine Losung, die ausgerufen werden sollte.

Sein größtes Kunstwerk ist keine von den zahlreichen Arbeiten seines Lebens, sondern sein Leben selbst.

Dieses Leben hat viele Entwicklungsstufen, viel mehr als das des Insekts, das zuerst Larve, dann Puppe, dann Schmetterling ist. Es hat recht häßliche Momente. Ist ja auch die Larve durchaus nicht schön. Aber Voltaires Leben hat mit dem des Insekts, das Psyche seine Flügel gegeben hat, den seltenen Umstand gemein, daß seine letzte Phase die schönste ist.

Voltaire, in seinem Anfang Gesellschaftsdichter, Theaterdichter und Schöngest, nach den Begriffen der damaligen Zeit so etwas wie Nationalpoet, wurde dann auf englischem Boden zum Aufklärer, Gedankenwecker, Umbilder, zu einem kühnen, aber vorsichtigen Bekämpfer veralteter Vorurteile und ererbter Unsitten umgeformt. Nach und nach ward er im Laufe der Zeit Historiker, Naturwissenschaftler, Lyriker, Dramatiker, Romanschriftsteller, Staatsökonom, Philosoph, Agitator. Seine Lebenshöhe erreichte er jedoch erst, als er aus einem Kampfhahn Feldherr, aus einem Schalk Weiser, aus einem Hofmann Patriarch, aus dem namenlos wirkenden Heimatlosen, der von Land zu Land, von Hof zu Hof irrte, der seßhafte Schloßherr, der Wohltäter einer ganzen Gegend ward. Damals stand er da als offener Feind des Vernunftthasses und des Fanatismus, als unverdrossener Fürsprecher der Gerechtigkeit und Verträglichkeit, als Beschützer der Unterdrückten und Mißhandelten — eine Gestalt, die nie in Vergessenheit geraten kann.

Der Satyr ist (wie in Victor Hugos Dichtung) in Pan verwandelt worden.

Voltaires Geist ist allumfassend. Sein gesunder und praktischer Verstand erstreckte sich bis auf Gesundheitspflege und Serumbehandlung. Er trat für die Reinlichkeit ein, schlug die Errichtung von Volksbädern vor. Er war der erste, der die Menschen lehrte, daß man sich nicht im Innern der Städte, nicht in Kirchen begraben, daß man die Toten die Lebenden nicht totschiagen lassen soll. Und er war der erste, der in Frankreich die Blatternimpfung empfahl (Kuhpocken wurden erst später angewendet). Derselbe Mann aber war zugleich der erste Franzose, der sich nicht begnügte, die wichtigsten geistigen Fragen an sich selbst zu stellen, sondern der sie auch tapfer beantwortete: Ist die christliche Überlieferung historisch wahr? Ist die christliche Lehre göttlich inspiriert und geistig erschöpfend? Er antwortete ohne Schwanken: Die Überlieferung ist voll von Fabeln und Unwahrscheinlichkeiten; die Kirche bedeutet einen Sturz von der höheren Kulturstufe des heidnischen Altertums; die Lehre ist unvollkommen, wo sie am besten, ein finsterer und tyrannischer Aberglaube, wo sie am schlechtesten ist.



## IV

Frankreich war zwar im achtzehnten Jahrhundert nächst England das aufgeklärteste Land. Für moderne Begriffe allerdings war diese Aufklärung eine grauenhafte Barbarei, noch weit schlimmer als die Rußlands während des Zartums. Die Strafgesetze waren ein Chaos. Man erließ neue Gesetze, ohne die alten aufzuheben, und häufig widersprachen sie einander, waren überdies voll von Spitzfindigkeiten, Phrasen und Bosheiten. Fast jede Laune des Richters vermochte in irgendeinem Gesetz ihre Bekräftigung und Rechtfertigung zu finden. Somit war die Macht des Richters eine unumschränkte.

Die Richterstellen waren käuflich. Kinder, die ihre eigenen Angelegenheiten nicht besorgen konnten, wurden — kaum der Schule entwachsen — in die Lage versetzt, über das Wohl und Wehe erwachsener Menschen zu gebieten.

La Bruyère sagt im 14. Kapitel seines Buches *Les Caractères*: „Es ist die Pflicht der Richter, Gerechtigkeit zu üben, ihr Fach, sie auszusieben.“ Hätten sie sich wenigstens damit begnügt!

Die Rechtsanwälte auf dem Lande ließen Bauern einsperren, unter dem Vorwand, sie hätten gestohlen oder Waffen getragen, und hielten sie gefangen, bis sie bezahlten. Wehe demjenigen, der einen Richter zum Feind hatte! — Der Schulze in Puissieux verurteilte einen gewissen Carlier einzig und allein, weil er ihn haßte, zur Tortur und zum Rad. Es war ihm gelungen, einen Beisitzer zu gewinnen. — Ein Amtsprokurator Frillet, der sich ein Ziegelwerk aneignen wollte, klagte den unschuldigen Besitzer wegen Mordes an und ließ ihn rädern. Zwei Männer, die Zeugnis für seine Unschuld ablegten, wurden als falsche Zeugen gehängt. Als die Sache aufgeklärt wurde und das Gericht den Amtsprokurator zum Tode verurteilte, begnadigte Ludwig der Fünfzehnte ihn zu zehn Jahren Verbannung nach — der Provinz Bourgogne. Einem anderen Richter, der Aktenstücke gefälscht hatte, wurde eine Buße von fünfzehn Franks auferlegt.

La Bruyère sagt mit Feinheit: Es ist nicht unbedingt unmöglich, daß ein Mann, der hohes Wohlwollen genießt, eine Rechtssache verlieren könne.

Der altfranzösische Strafprozeß war in der Prozeßordnung von 1670 zusammengefaßt. Ein allgemeines Strafgesetz gab es nicht. Die Richter konnten jederzeit irgendeine alte, unmenschliche Verordnung ausgraben. So unmodern das gleichzeitige Dänische Gesetz von 1683 genannt werden muß, so ist es ein weit besseres und fortschrittlicheres Werk als die französische Verordnung.

In dem Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts herrschte noch dieselbe Grausamkeit wie zweihundert Jahre vorher. Pfahl und Rad waren unter Franz dem Ersten 1535 aus Deutschland als Schutz gegen Räuber und Wegelagerer eingeführt worden, und diese Strafe war damals kaum zu hart, da die Räuber ihre Opfer grauenhaft marterten. Nur blieb sie späterhin nicht auf Straßenraub beschränkt.



Man hatte fünf Arten von Todesstrafe: Vierteilen, Scheiterhaufen, Rad, Galgen, Schafot. Aber diese fünf wurden verschärft und kombiniert, um für die vielerlei Arten und Schattierungen der Verbrechen auszureichen. Jeder noch so geringfügige Hausdiebstahl wurde einfach mit dem Galgen bestraft. Man hängte ein Dienstmädchen, das ein paar Servietten gestohlen hatte.

Das Leiden, das dem Verbrecher zugefügt wurde, hatte den Zweck, eine Forderung zu befriedigen. Und Besitzer dieser Forderung war nach der damaligen katholischen Auffassung Gott. Darum strafte nicht bloß die geistliche, sondern auch die weltliche Justiz in Gottes Namen. Deshalb mußte der Verbrecher Kirchenbuße tun.

Alle Macht war bei Kirche und König.

Noch im Jahre 1780 teilt ein Lehrer des Strafrechts, Muyart de Vouglans, die Verbrechen an der beleidigten göttlichen Majestät in drei Gruppen: die erste schließt in sich: Gotteslästerung, Atheismus, Zauber, Hexerei; die zweite Ketzerei, Abfall, Schisma; die dritte Heiligenschändung, d. h.: Schändung von Kirchen, Sakramenten, Gräbern, Kruzifixen, Heiligenbildern.

Seit der Aufhebung der Zusage von Nantes waren die Protestanten in Frankreich rechtlos gewesen. 1724 verbot Ludwig der Fünfzehnte den französischen Untertanen, überhaupt eine andere Religion auszuüben als die römisch-katholische oder sich zu irgendeinem anderen Gottesdienst zu versammeln.

Der Tod auf dem Scheiterhaufen war die Strafe für Zauber, Gotteslästerung, Ketzerei, Kirchenschändung, Blutschande, Vätermord und Homosexualität. Die beständige Anwendung der Tortur machte jede Untersuchung qualvoll.

Bei Galeerenstrafen war es bezeichnend, daß diese, obwohl auf Zeit gefällt, faktisch für Lebensdauer galten, dadurch, daß man die Gefangenen willkürlich zurückbehielt. Da die Galeeren dazu dienten, die Macht Frankreichs im Mittelmeer zu stärken, so handelte es sich darum, eine ausreichende Bemannung von Ruderern zu beschaffen. Als die Selbstmorde unter den Galeerensklaven zu häufig wurden, empfahl man unter Colbert, einzelne von ihnen, deren Strafzeit abgelaufen war, freizulassen, und waren die Verwandten des Sträflings reich, so gelang es zuweilen, von den Maltheserrittern einen türkischen Sklaven als dessen Stellvertreter zu kaufen. Die Regel war aber folgende:

An fünfundzwanzig bis dreißig Doppelbänken saßen ungefähr dreihundert festgeschmiedete Ruderer, von welchen fünf bis sechs zusammen ein Ruder handhabten. Bis zum Gürtel nackt, saßen sie auf der Bank, an die sie gefesselt waren und von der sie weder Winter noch Sommer, weder Nacht noch Tag freikamen. Sie aßen und schliefen darauf. Überdies waren sie beständig der Willkür der Gefangenenvögte unterworfen, die mit der Peitsche in der Hand zwischen ihnen umhergingen.

Am grausamsten wurden die Protestanten behandelt, die nach der Aufhebung der Zusage von Nantes auf die Galeeren kamen. Ihr Leben war eine ununterbrochene Tortur. Jean Pierre Espinas wurde sogar auf Lebenszeit zur Galeere verurteilt und verbrachte daselbst, halbnackt und an die Ruderbank gekettet, dreiundzwanzig Jahre, weil er einem protestantischen Priester Abendbrot und Nachtlager gegeben hatte.

Die Literatur genoß keine Rechtssicherheit. Die Justizhoheit lag formell beim Könige. Die Richter fällten ihre Urteile, weil er ihnen die Macht, die ihm zukam, übertragen hatte, und das Gesetz zog ihm keine Schranke; sein Wille war Gesetz, und er besaß das Recht, jeden Widerstand zu brechen. Wo die Justiz des Richterstuhles nicht einschreiten konnte, erwirkte derjenige, der ein Interesse daran hatte, jemanden festnehmen zu lassen, einfach eine Lettre de cachet, eine geheime Verhaftungsordre, die vom Staatssekretär kontrasigniert und mit dem königlichen Siegel versehen war. Sie befahl dem Empfänger, sich in das Staatsgefängnis oder in die Verbannung zu begeben, entweder in das Ausland, oder an einen bestimmten ihm angewiesenen Ort innerhalb der Grenzen Frankreichs, den er nicht verlassen durfte und an den er während eines Jahrzehnts gebunden blieb. Die Lettres de cachet beraubten solche Personen der Freiheit, die — wie Voltaire — nichts nach den Gesetzen Strafwürdiges begangen hatten und also von keinem Richter verurteilt werden konnten. Daher keine Anklage und kein Verhör. Der Verhaftete verblieb auf ganz unbestimmte Zeit im Gefängnis oder Exil. Rechtfertigen konnte er sich nicht, da man ihn nicht angeklagt hatte.

Nach Damiens Attentat gegen Ludwig den Fünfzehnten wurde das Verhältnis der Literatur durch das Gesetz von 1757 folgendermaßen geordnet: Jedermann, der überführt wurde, Verfasser, Urheber oder nur Käufer von Schriften zu sein, die darauf ausgingen, die Religion anzugreifen, die Gemüter aufzustacheln, einen Eingriff in die königliche Macht zu tun und die Ordnung und Ruhe des Staates zu stören, wurde mit dem Tode bestraft. Die gleiche Strafe traf sogar Kolporteure. Ferner: Verfasser, Kolporteure und Verbreiter anderer Drucksachen, die die der Presse vorgeschriebenen Formen nicht beobachteten, wurden mit der Galeere bestraft.

Eine vergleichsweise geringe Strafe war die übliche Vernichtung von Drucksachen: diese wurden laut Forderung des öffentlichen Anklägers vom Henker zerrissen und verbrannt.

Es ist keine geringe Ehre, die Opposition gegen einen solchen Rechtszustand geführt zu haben.

Voltaires Kampf für eine Reform des Strafrechts ist der Mittelpunkt der Bewegung, die sich in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, von dem Italiener Beccaria veranlaßt, gegen das alte Strafrecht erhob und während der Revolution zu dessen vollständigem Zusammenbruch führte. Erst durch Voltaire geriet diese Bewegung

in Fluß. Wie überall, wo es galt, den veralteten Formen des Mittelalters den Krieg zu erklären, warf er sich auch hier zum Führer auf.

Wer immer gegen das alte Rechtswesen schrieb, suchte Anschluß an Voltaire und trachtete seine Zustimmung zu erlangen. Jeder, der durch die Härte dieses Rechtswesens oder durch die Rechtsverirrungen, die daraus entsprangen, unterdrückt wurde, sah in ihm seinen Beschützer und Retter. In dem Jahrzehnt, das zwischen seinem Tode und dem Ausbruch der Revolution verfließt, wirken die Lehren, die er verkündet hat, mächtig weiter und wächst in diesem Jahrzehnt auch die Energie der Forderung, so doch nicht deren Umfang. Man hält sich an das, was Voltaire angestrebt hat. Alle Fäden laufen hier von ihm aus und führen zu ihm zurück.

Denn durch zahlreiche Werke, durch einige hundert Flugschriften, durch zehntausend Briefe beeinflußt er die Höhergestellten in allen zivilisierten Ländern, die verschiedenen Stände, den geistlichen keineswegs ausgenommen, ferner Fürsten und Fürstinnen, Königsgünstlinge und Königsgeliebte, Kardinäle und Abbés, Feldmarschälle und Offiziere, schließlich das ganze schreibende Volk, das nach ihm aufwächst, von ihm lernt, ihn zuweilen bekämpft, sich zuweilen von ihm freimacht, allerorten aber, sogar sich uneinig mit ihm fühlend, sein Werk fortsetzt.

Diderot, wohl der Größte seiner Nachfolger, den Voltaires Begrenzung als Deist und die Enge seines guten Geschmacks oft übel berührten, schrieb während einer solchen Mißstimmung, sie alle schuldeten ihm so unendlich viel, daß, was er auch sagen oder tun möge, das ihr Mißfallen oder Widerstreben erwecke, ihm alles vergeben und vergessen werden müsse, in Anbetracht dieser unermeßlichen Dankesschuld.

## V

Voltaire war nicht aus dem Stoff geschaffen, aus dem die geformt sind, die Paludan-Müller in der Einleitung zu Adam Homo „die bloßen Helden mit den nackten Kehlen“ genannt hat. Er ist zugleich Gott und Schelm, Zeus und Scapin. Zu innerst steckt in ihm der Spötter. Wo er völlig ernst ist, liegt Schwulst, ja Pathos ihm fern. Er kann die Zähne knirschen vor Erbitterung, aber er deklamiert nie (im eigenen Namen). Er donnert nicht, er höhnt. Die Literatur, die eine Kunst gewesen, wird ihm eine Waffe. Und er greift zu seiner Waffe, dem tötenden Spott. Er war in gewisser Hinsicht ein äußerst kluger und vorsichtiger Mensch, war — wie John Morley von ihm gesagt hat — zu klug, um je seinen Schild fortzuwerfen. Aber er fühlte, daß, war sein Degen einmal gezogen, er ihn nie mehr, solange er am Leben war, in die Scheide stecken könnte, und warf er auch nicht (wie Horaz) seinen Schild hin, so warf er doch die Scheide des Degens von sich. Der Anblick der blitzschnellen Bewegungen dieser Klinge, der Laut ihres Sausens, wenn sie die Luft durchschnitt, bewegte seine Zeitgenossen bis in Mark und Bein.

So ehrgeizig Voltaire auch war und so hoch er sich bald über seinen Stand erhob, so verstand er es als Schriftsteller doch nicht, seine Persönlichkeit auf würdige Art zu behaupten. Er hatte von Anbeginn an literarische Angreifer und Feinde. Er antwortete ihnen allzu häufig, ja, was mehr ist, er ließ sie nie mehr aus den Augen, sondern setzte auf eine ermüdende, für die Gegenwart unleidliche Art die Fehde fort. So hat er wider seinen Willen ihnen allen Unsterblichkeit verschafft. Ihre Namen kehren gleich Refrains an hunderten von Stellen seines Lebenswerks wieder, wo man ihn mit allem anderen eher als mit ihnen beschäftigt wähen würde.

Seine Selbstbehauptung nahm keine aristokratischen Formen an. Beständig gereizt und herausgefordert, konnte er sich mit seinem reizbaren Nervensystem, seinem überempfindlichen Temperament und seinem kriegerischen Instinkt nie entschließen, den Gegnern das letzte Wort zu lassen. Er suchte und nahm unaufhörlich Rache, war allezeit Krieger und als Krieger unbarmherzig, bisweilen grausam. Allerdings waren seine Angreifer in der Regel boshaft und wertlos, unwürdig, mißgünstig. Sie wollten emporkommen, Ruhm ernten und sich bei den kirchlichen Machthabern einschmeicheln, indem sie ihm bald aus diesem, bald aus jenem Hinterhalt in den Rücken fielen; zuweilen waren es auch bloß hochmütige, klerikale Pedanten. Aber ihre Angriffe versetzten ihn in solche Erbitterung, daß er bisweilen — uneingedenk seines Kampfes für die Freiheit des Wortes — die Bastille, das Gefängnis im Fort l'Evêque, ja die Galeeren für sie forderte, ja einen unter ihnen wirklich, zur Strafe für Schmähschriften, für einige Zeit in die Bastille brachte.

Soweit er seiner Zeit und deren Vorurteilen voraus war, so teilte er doch verschiedene dieser Vorurteile. Wieder und wieder läßt er, der doch selbst vom Bürgerstand war, seine Feinde hören, welch geringer Herkunft sie sind, und nimmt es durchaus nicht genau mit der Wahrheit, wo es gilt, sie lächerlich zu machen und der Geringschätzung preiszugeben.

Überhaupt hatte seine durch die in Frankreich herrschende Rechtlosigkeit erzeugte Gewohnheit, die Autorschaft seiner Werke zu leugnen — und er hat sie beinahe alle verleugnet, mit Ausnahme der *Henriade* und des Gedichts von der Schlacht bei Fontenoy —, die ungünstige Wirkung auf sein Wesen gehabt, daß er allmählich die Lüge im allgemeinen als vollberechtigte Notwehr ansah. Sogar in seinen letzten Lebensjahren erachtete er keineswegs die Wahrhaftigkeit als Pflicht, wenn es galt, zu seiner Verteidigung dies oder jenes zu sagen.

Er schrieb am 19. September 1764 anlässlich des *Dictionnaire philosophique* an D'Alembert: „Sobald die geringste Gefahr ist, bitte ich mich freundlichst zu unterrichten, damit ich mit gewohnter Treuherzigkeit und Unschuld meine Arbeit in allen öffentlichen Blättern verleugnen kann.“



Dies Verkrüppelte in seiner Gesinnung war natürlich der Achtung, die seine Zeitgenossen ihm entgegenbrachten, abträglich. Aber besaß auch sein Genius sein Lebelang keinen ganz geraden Rücken, vielmehr einen kleinen Höcker, so war dieser doch nur das garstige Etui um die Schwingen seines Geistes.

Er war und blieb nichtsdestoweniger im Bewußtsein der hervorragenden Männer und Frauen seiner Zeit der olympische Zeus, der Literatur allerdings ein Zeus, dessen olympische Haarfülle, dessen ambrosische Locken im Stil des damaligen Zeitalters Perücken waren. Nahm er aber die Perücke ab, so sah er, wie auf Houdons wundervoller Statue, mit dem geistvollen Kopfe, dessen Konturen dann deutlicher sichtbar wurden, noch überlegener aus.

Es war in ihm, ebenso wie fünfzig Jahre nach seinem Tode in Heinrich Heine, etwas von der Lust des Tigers, den zu zerreißen, der ihn herausfordert, vereint mit dem Tönereichtum der Spottdrossel und der Anmut der Gazelle.

Dabei besaß er die schöne Eigenschaft, mitten im höchsten Zorn mit einem Ruck umzuschlagen, sobald der Feind oder Neider, gegen den er soeben erbitterte Drohungen ausgestoßen hatte, in Not geriet oder an sein Herz appellierte. So wie er sich durch den Vater eines Mannes, der gegen ihn gerichtete Schmähschriften verkauft und somit Strafe verdient hatte, erweichen und gewinnen ließ, so war er auch geneigt, Jean Jacques Rousseau die Arme zu öffnen, als ein (übrigens falsches) Gerücht ihn, sogleich nachdem er seine *Lettres de la montagne* gegen Voltaire herausgegeben hatte, seine Zuflucht nach Ferney nehmen ließ.

Voltaires Lebenswerk ist ein Orchester, in welchem der dichterische Esprit die erste, eine die Kulturgeschichte begründende Genialität die zweite Stimme hat, während der Haß, der vornehmlich aller Grausamkeit und allem Vorurteil gilt, die Instrumentalmusik besorgt. Die persönliche Polemik aber ist bloß die Piccoloflöte.

Bolingbroke sagte von Marlborough: „Er war ein so großer Mann, daß ich darüber seine Laster vergessen habe“. Der Historiker darf leider nicht so sprechen.

## VI

Voltaire wurzelt in Frankreichs klassischem siebzehnten Jahrhundert. Er glaubt an die literarische und politische Größe dieses Jahrhunderts, er huldigt in allem Wesentlichen dessen Geschmack. Es ist sogar übersehend, wieviele Überreste der fast wahnwitzigen Königs- und Adelsverehrung des siebzehnten Jahrhunderts in Voltaire übrig sind. Das klassische Königtum und dessen Aristokratie beruhten auf der Vorstellung, daß mit ihnen ein Zustand von Vollendung erreicht sei, wodurch jede Forderung nach Veränderung zur anmaßenden Auflehnung gegen die göttlich-königliche Weltordnung wurde. Diese Auffassung besaß ihren majestätischen Hohepriester in Bossuet.

Die aktuellen Themen waren zu jener Zeit den Schriftstellern untersagt. Dagegen drehten sich nach Ludwig des Vierzehnten Tode alle Gespräche um die großen Tagesfragen; man spricht von Religion und Weltgeschichte, von Politik und Finanzen, von Krieg und Diplomatie, nicht bloß wie vorher von der letzten Tragödie und dem letzten Roman.

Voltaire macht den Stil, der edel, aber akademisch war, lebendig, er gibt dem flüchtig gesprochenen Wort Relief und dauerndes Gepräge.

Er wußte, was in dem bewunderten siebzehnten Jahrhundert die Blicke der Nachwelt fesseln würde. Sicherlich nicht das, was die Zeitgenossen am meisten beschäftigte: Ludwig des Vierzehnten Eleganz, sein Appetit, seine wechselnden Geliebten, seine Umkehr zu empörender Intoleranz, seine plündernden Generäle, seine Fistelkrankheit. Ob schon Voltaire gegenüber dem Glanz, der des Königs Person umgab, allzu schwach war, so ist doch das, was er an seinem Zeitalter wesentlich schätzt, die Literatur: Racine, Molière und Boileau, Corneille und Lafontaine, am allermeisten aber jener Nichtfranzose, der unter dem Apfelbaum zu Woolsthorpe und später unter den Ulmen in Cambridge die moderne Zivilisation formte, die Kopernikus, Tycho Brahe, Kepler und Galilei begründet hatten: Isaac Newton.

Als in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts Voltaire der Gegenstand allgemeiner Geringschätzung geworden war und seine Poesie veraltet, seine Kritik beschränkt genannt wurde, führte man außerhalb Frankreichs wieder und wieder seine Herabsetzung Shakespeares, an, wie sie in seinem Briefe an die französische Akademie zum Ausdruck kommt. Man verschwieg, daß dieser Brief aus seinem 82. Lebensjahre stammt und der Ausdruck einer greisenhaften Störrischkeit und Eifersucht ist; man erwähnte niemals, daß es trotz alledem kein anderer als Voltaire war, der in seiner Jugend Shakespeare in Frankreich eingeführt, ihn übersetzt und bearbeitet hatte. Ungeachtet seiner hitzigen Übertreibungen entspricht dieser Brief in Voltaires Leben im Grunde genau dem, was in Goethes Leben dessen Altersabhandlung *Shakespeare und kein Ende* bedeutet. Und nichts machte Voltaire in Frankreich so populär.

Shakespeare konnte er kritisieren. Vor Newton beugte er sich unbedingt. Er war in Frankreich der erste, der sich für Newton begeisterte und ihn faßlich machte, ebenso wie er überhaupt der erste war, der begriff, welche Umwälzung die erwachende Naturwissenschaft zuwegebrachte.

An Stelle des Wunders setzte sie das Gesetz. Und vor der steigenden Sonne der Naturwissenschaft verdunsteten Spuk und Geister. Die Naturwissenschaft löschte die Scheiterhaufen, auf denen Ketzer, Juden und Hexen lebendig verbrannt worden. Sie sprengte die Ketten der Wahnsinnigen und der Neger. Sie eroberte die Erde anders und gründlicher, als irgendein römischer Kaiser oder ein Hunnenkönig es getan hatte. Fragt man aber, bei wem der Forscher in Europas schöner Literatur zuerst auf eine naturwissenschaftliche Grundanschauung



trifft, so lautet die Antwort, sogar von den Lippen der Naturforscher, sogar von denen eines Dubois-Reymond: Zuerst bei Voltaire.

Frankreich stand zu Voltaires Zeiten naturwissenschaftlich hundert Jahre hinter England zurück. Als Newton 1686 der Royal Society seine *Principia mathematica* vorlegte, entwickelte Voltaires verdienstvoller Vorgänger, Fontenelle, in seinen berühmten Gesprächen *La pluralité des mondes Cartesius'* Wirbellehre, die Newton abgetan hatte. Vierzig Jahre später noch verteidigte Fontenelle diese Lehre in seiner Gedenkrede über Newton. Sie beherrschte in Frankreich Versailles und Paris, die Akademiker und die Jesuiten, die den Unterricht leiteten.

So große Resultate Cartesius auch in der Mathematik und in der reinen Philosophie erreicht hatte, in der Physik hatte er nur aus der Luft gegriffene Mutmaßungen vorgebracht: über die Ursachen der Schwerkraft, über die Natur des Lichts, über Ebbe und Flut. Die Wirksamkeit des Magnets erklärte er aus den Wirbeln schraubenförmiger Moleküle.

Voltaire schrieb seine *Eléments de la philosophie de Newton* — die kein Auszug aus Newtons *Principia*, sondern eine selbständige Darstellung seiner Entdeckungen in Optik und Astronomie sind. Der Kanzler d'Aguesseau verweigerte die Erlaubnis zum Druck des Werkes. Es erschien in den Niederlanden. Voltaire eroberte den Hof und den Adel, die Damen und die Abbés, die bisher Fontenelle gehuldt hatten, erläuterte die neuen Ideen vom Gesetz der Schwere, von der Brechung der Lichtstrahlen und entfernte große Mengen von Irrtümern, D'Alembert und Lavoisier den Weg bahrend.

Er hatte als Naturforscher einen sichereren Blick für das Wesen gewisser Naturerscheinungen als sogar Réaumur und Euler und war in seinen Ahnungen und Vermutungen seinem Zeitalter weit voraus. Was ihn in seiner Forschung hemmte, war nur der niedrige Standpunkt der damaligen Chemie und die Unmöglichkeit einer genauen Kraftmessung und Wägung. Er erhob sich mit vollkommener Geistesunabhängigkeit über die naturwissenschaftlichen und metaphysischen Irrtümer, die zu seiner Zeit von den größten Namen (wie Cartesius und Leibniz) vertreten wurden. Der gesunde Menschenverstand, der bei ihm so entwickelt war, daß er zur Genialität ward, brachte ihn dahin, Hirngespinnste zu durchschauen und zu zerstreuen, um nur auf Erfahrung zu bauen.

Seine Begrenzung, auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, verrät sich da, wo der gesunde Menschenverstand, sogar in seiner höchsten Entwicklung, nicht hinreicht. Er konnte sich hier und da sogar über Buffon erheben, wenn dieser sich dem Glauben an eine gewisse phantastische Urzeugung hingab, und ergoß seinen Spott auf jene angebliche Art von Aal, die sich aus Mehl und Hammel-Jus bilden sollte. Dagegen gelangte er mit seinem übergroßen Hang, an das unmittelbar Einleuchtende, das Handgreifliche als das einzig Überzeugende zu glauben, dahin, die Versteinerungen, deren Wesen doch schon

der geniale Töpfer der Renaissance, Bernard Palissy, begriffen hatte, als zufällige Bildungen zu betrachten. Und in seinem an und für sich berechtigten Unglauben gegenüber der biblischen Sintflutmythe, die man durch die auf Bergen aufgefundenen Muscheln beweisen wollte, verkannte er die wahre geologische Grundauffassung, die schon lange vorher Leonardo, späterhin Goethe so natürlich fiel. Dagegen besaß er, in scharfem Gegensatz zu Goethe, ein feines Gefühl für Newtons mathematische Physik und eignete sich die induktive Methode an.

In zahlreichen Fällen, in denen Voltaire das Richtige bezweifelte, beruht sein Irrtum nur darauf, daß zur Widerlegung seiner Einwendungen noch ein Jahrhundert der tiefsten Forschungen erforderlich war; so, als er die Lehre von der Erhaltung der Kraft verwarf, weil beim Zusammenstoß unelastischer Körper Kraft verschwindet und weil in den Tieren Kraft entsteht. So beschäftigte auch seine Zeitgenossen und ihn selbst die Frage, woher die Kraft käme, wenn durch einen Funken ein Brand entstände.

Voltaire besaß in Cirey einen physischen Apparat und die chemischen Hilfsmittel jener Zeit, ein Laboratorium und eine Dunkelkammer. Er ist der erste, der einen von Newton angedeuteten, nicht unwichtigen optischen Versuch ausgeführt hat. Mit seiner Beobachtung, daß die gleichen Mengen verschiedener Flüssigkeiten in verschiedener Temperatur nicht die Durchschnittstemperatur annehmen, stand er knapp vor der Entdeckung der spezifischen Wärme der Körper.

Und er hätte bloß seine Ideen über die Verkalkung der Metalle und das zusammengesetzte Wesen der Luft ein wenig weiter zu entwickeln brauchen, um als der erste den Sauerstoff und die Sauerstoffaufnahme zu entdecken, die ja tatsächlich erst durch Scheele 1774, also vierzig Jahre später, gefunden wurden. Nicht ohne Grund haben also die großen Naturforscher des 19. Jahrhunderts Voltaires chemischen Forschungen die höchste Achtung erwiesen.

Es war die Naturwissenschaft, die ihn befähigte, den Unterschied zwischen der Kriegsgeschichte der damaligen Zeiten und der Kulturgeschichte, die er schuf, wahrzunehmen. In Hunderten seiner kritischen Versuche und seiner Briefe springt, mit Mut und Klarheit ausgedrückt, der naturwissenschaftliche Grundgedanke hervor. Als Historiker und Poet sah er kraft seiner Geistesgeschmeidigkeit die Ergebnisse wechselweise vom allgemein irdischen Standpunkt (wie in seiner *Geschichte Karls des Zwölften*) und vom überirdischen, von welchem aus die Erde sich ausnimmt wie ein Weltkörper unter den anderen (so in dem *Essai sur les mœurs* und in *Micromégas*).

Eine Geschichtsforschung, die wie die Voltaires auf Naturwissenschaft aufgebaut ist, fühlt die Erbärmlichkeit der bisherigen Kriegsgeschichte der Menschheit, dieses Referats unaufhörlicher Kämpfe um ein paar Streifen Landes, und die Unwürdigkeit ihrer Kirchengeschichte, dieses traurigen Berichtes über die Fieberträume der Menschheit von

den Aufenthaltsorten und Offenbarungen höherer Wesen, die mit dem Namen Religion geschmückt sind.

Seit Erasmus' Zeit hat niemand den Krieg so gehaßt und verabscheut wie Voltaire.

Er hat uns die Umstände erzählt, die ihn zur Philosophie der Geschichte führten. Madame du Châtelet sagte eines Tages zu ihm, sie (die so hervorragend in Mathematik und Physik war) hege einen wahren Widerwillen gegen Geschichte. „Was nützt es mir, einer Französin, die auf ihrem Landgut lebt, zu wissen, daß in Schweden Egil auf Hakon folgte oder daß Ottoman in der Türkei ein Sohn Ortoguls war. Ich habe mit Vergnügen die Geschichte der Griechen und Römer gelesen, die mir große anziehende Bilder bot. Aber ich bin nie imstande gewesen, die Geschichte irgendeines modernen Volkes zu Ende zu lesen: Haufen kleiner Begebenheiten ohne Zusammenhang, eine Masse Feldschlachten, die nichts bedeuten.“

Voltaire antwortete, das Studium der Geschichte würde kaum Zeitverlust sein, wenn man alle die Einzelheiten, die so langweilig wie unglaublich seien, fortließe und die großen Züge, die von diesen Einzelheiten erstickt werden, festhielte. Diese Züge würden dann den Zustand der Sitten malen; jenes Chaos würde sich in ein Gemälde verwandeln, und wir würden statt einer bunten Menge von Namen, Jahreszahlen und Fabeln die Geschichte des Menschengesistes selbst gewinnen.

Für ihn waren Gesetze, Kunst, Literatur, Sitten der Hauptgegenstand des Forschers; die Einzelheiten, die zu nichts führen, dagegen ein unnötiger Ballast, der entfernt werden mußte. So wurde er der Schöpfer der modernen Kulturgeschichte.

## VII

Nicht als Historiker, sondern als Dichter genoß Voltaire bei seinen Zeitgenossen das größte Ansehen. Er war ein geborener Dichter, schrieb von seinen frühen Knabenjahren an vorzügliche Verse, und diese Gabe blieb ihm bis in das Greisenalter treu. Niemand hat ihn in jener Haupttugend des Schriftstellers, die man Kürze und Bündigkeit nennt, übertroffen — weder in Vers noch in Prosa. Außerdem aber war in seinen besten Versen eine gewisse einschmeichelnde Melodie, die jener anderen vorgriff, die hundert Jahre später Lamartine die Herzen gewann.

Voltaire wurde von seinen Zeitgenossen als Dichter überschätzt. Für Friedrich den Großen wie für Katharina die Zweite war er als Epiker größer als Homer, war Vergil und Ariosto vollkommen ebenbürtig. Heutentags zählt er als epischer Dichter kaum mehr mit. Als Lyriker parallelisierten die Zeitgenossen ihn mit Horaz, mit dem er sich doch nicht vergleichen läßt. Was wir heutzutage am höchsten schätzen, sind seine kurzen epigrammatischen Gedichte. Diese sowie die kleinen philosophischen Romane, seine witzigen und phantastischen

Schelmereien in erzählender Form, in Gesprächs- oder Briefform sind künstlerisch gesehen das Vollkommenste, das er geschaffen hat, und das, was weiterleben wird.

*Candide* mit seinem tiefen und durchgeführten Spott über Popes und Leibniz' gründliche Zufriedenheit mit der Weltordnung und mit seiner übermütigen Schilderung, wie es den Zuversichtlichen und Vertrauensvollen auf dieser Erde geht —, dürfte ebenfalls Unsterblichkeit beschieden sein.

Als Tragiker und überhaupt als Dramatiker bildet Voltaire in der französischen Literatur den Übergang von Racine zu Victor Hugo. Nachdem er die Tragödien seiner Jugend hinter sich hat, werden seine Schauspiele mehr und mehr zu beredten Melodramen, wie die Hugos, nur in klassischem Stil. So groß auch Voltaires komisches Talent war, so überströmend reich an Witz er außerhalb der Bühne sein konnte, mangelte es ihm als Komödiendichter an wahrer Begabung: er hat nicht ein einziges Lustspiel geschaffen, das etwas taugt. Wer sich an seinem Witz vergnügen will, der sich nur mit dem der witzigsten Männer der Erde vergleichen läßt und von keinem übertroffen wird, der darf ihn nicht in seinen Bühnenarbeiten suchen.

Horace Walpole hat gesagt: Die Welt ist eine Komödie für den, der denkt, eine Tragödie für den, der fühlt.

Da Voltaire sowohl dachte wie fühlte, wechselte bei ihm die satirische Laune gegenüber Niedrigkeit und Lächerlichkeit mit dem Entsetzen angesichts der Verbrechen des tyrannischen Fanatismus.

Er war der rücksichts- und schamlose Spötter mit dem teuflischen Witz, der sich zu einem Engel des Lichts wandelte: der große Luzifer selbst. Und als solcher flößte er sogar wenig empfindsamen Männern und Frauen Ehrfurcht ein.

Als Katharina von Rußland in Petersburg das Gemach betrat, wo die Bücher Voltaires, die sie nach seinem Tode angekauft hatte, aufgestellt waren, beugte sie sich tief vor seinem Porträt und sagte zu seinem Sekretär Wagnière: „Dies ist der Mann, dem ich alles verdanke, was ich weiß, und alles, was ich bin.“

Dem Fürsten von Ligne sagte sie einige Jahre später: „Ich wollte von dem Verkehr mit Euren geistreichen Männern auf *istes* (den Enzyklopädisten) profitieren; ich habe sie erprobt; ich habe sie kommen lassen, habe mitunter an sie geschrieben; sie haben mich gelangweilt und mich nicht verstanden. Nur einer war mein guter Beschützer, Voltaire. Wissen Sie, daß er es ist, der mich in Mode gebracht hat? Er hat mich für das Vergnügen, ihn zu lesen, gründlich belohnt und mich sehr vieles gelehrt, während er mich gleichzeitig unterhielt.“

Für sie war Voltaire der Austeiler des Ruhms, die Posaune der Fama in Person.



## VIII

Er war gewiß nicht groß wie Michelangelo oder tief wie Spinoza oder Menschenschöpfer wie Molière.

Aber man vergleiche ihn mit Luther! Luther zieht noch heutigen-tags an durch seine urkräftige Natur, seine echte Volkstümlichkeit, sein ursprüngliches Streben, zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen. Er war und blieb jedoch abergläubisch wie ein Mönch oder ein Bauer. Voltaire, obwohl in verschiedenen Punkten beschränkt, war von Aber-glauben frei. Luther war notgedrungen unduldsam und wurde es immer mehr, Voltaire ist trotz seiner reformatorischen Leidenschaft, die nicht hinter der Luthers zurücksteht, der große Fürsprecher der Toleranz. Luther hatte mit all seinem Pochen auf das Recht der Natur der naturwidrigen katholischen Askese gegenüber, keinen Begriff von Naturwissenschaft. Voltaire war ein Naturforscher von Rang, der so weit gelangte, wie es in seinem Zeitalter möglich war.

Im Vergleich mit den Anregungen, die Voltaire mitgeteilt und dem Einfluß, den er ausgeübt hat, erregte Luthers Wirksamkeit wohl einen tieferen Aufruhr der Gemüter, aber sie war eingeschränkt und einschränkend. Luther hat befreit. Voltaire befreit noch.

In dem öffentlichen Bewußtsein steht er noch heute als der große Spötter. Aber schon in seiner zweiten Lebenshälfte betrachtete seine Umgebung ihn mit anderen Augen. Gräfin de Genlis, die als eifrige Katholikin eine tiefe Abneigung gegen Voltaire empfand, ihn aber doch, wie alle Welt, in Ferney besuchte, schrieb von ihm: „Seine Por-träts und Büsten sind sehr ähnlich. Aber kein Künstler hat seine Augen wiedergegeben. Ich erwarte sie glänzend und feurig zu finden – und sie haben wirklich den geistreichsten Blick, den ich kenne. Aber es ist gleichzeitig etwas Samartiges in ihnen, eine unbeschreibliche Milde.“

Dieselbe Dame schrieb, nachdem sie die Anlagen bei Ferney ge-sehen hatte: „Er ist hier größer als in seinen Büchern; denn man be-merkt überall eine geniale Güte. Und man kann sich nicht denken, daß dieselbe Hand, die soviel Gottloses, Falsches und Boshaftes ge-schrieben, soviel Edles, Verständiges und Nützliches geschaffen hat. Er zeigte uns Fremden seine Stadt, belehrte uns einfach, natürlich über alles, was er aufgeführt und ins Werk gesetzt hatte, und schien sich doch keineswegs damit zu brüsten. Ich kenne niemanden, der dazu imstande wäre.“

Ist es nicht merkwürdig, daß Voltaire endet, wie siebzig Jahre später Goethes Faust zu enden träumt, als großer, nach allen Seiten Segen verbreitender Herr über die Bewohner einer freien und glück-lichen Kolonie, die er selbst gegründet hat?

Steht man im Foyer des Théâtre Français, dieses Raumes, der einige Jahrhunderte lang einer der Brennpunkte des geistigen Europas gewesen ist, so sieht man alle größeren und kleineren Dramatiker Frankreichs in ausgezeichneten Büsten längs der Wände aufgereiht, ein ganzes marmornes Heer des Geistes. In dem ersten großen Saal der

Mitte aber, gegenüber dem Spiegel, vor welchem Corneilles und Molières Büsten stehen, ist eine einzige, allesbeherrschende Statue aufgestellt, Houdons berühmtes Bildwerk des sitzenden Voltaire, das über alle Büsten emporragt mit seinem unbeschreiblichen Lächeln und dieser klugen Hand, die um die Stuhllehne verankert ist.

Dies war freilich nicht die Stellung, die dieser Mann zu seinen Lebzeiten einnahm. Von Ludwig dem Sechzehnten ebenso verabscheut, wie er es von Ludwig dem Fünfzehnten gewesen war, war er tatsächlich sein ganzes Leben aus Paris verbannt, und als er während seines letzten Pariser Besuches starb, wurde trotz aller Bemühungen die Erlaubnis, ihn dort begraben zu dürfen, verweigert. Er selbst hatte stets gefürchtet, daß sein Leichnam auf den Schindanger geworfen werde. In seinen jungen Tagen, als die Geistlichkeit seiner guten Freundin, der großen und edlen Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, ein Grab verwehrte, hatte er die berühmten Zeilen geschrieben:

Ah, verrai-je toujours ma faible nation,  
Incertaine en ses vœux, flétrir ce qu'il admire,  
Nos mœurs avec nos lois toujours se contredire  
Et le Français volage endormi sous l'empire  
De la superstition!

Als er starb, wurde auch ihm ein Grab verwehrt, und der schwächliche kleine Leichnam entkam der Gefahr, sogleich in irgend ein Loch auf ödem Feld geworfen zu werden, nur dadurch, daß der Neffe des Toten ihn in tiefster Heimlichkeit nach der Abtei Scellières in der Champagne bringen ließ, in deren Keller man mittels Überrumpelung und unschuldigen Betrugs den einfachen Sarg versteckte. Der Prior der Abtei erhielt später seinen Abschied, weil er dem Sarg einen Platz gewährt hatte.

In dieser Abtei stand nun dieser Sarg dreizehn Jahre lang namenlos. Dann erfolgte im Juli 1791 während der Revolution der feierliche Einzug des von zwölf weißen Rossen gezogenen Sarkophags in Paris. Er wurde mit einer Huldigung empfangen, wie Paris sie niemals, weder früher noch später, den irdischen Überresten eines Königs oder Kaisers erwiesen hat. Als fünfzig Jahre danach Napoleons Sarg aus St. Helena heimgebracht wurde, war die Begeisterung im Vergleich dazu sehr gering.

Im Jahre 1814 aber brach zur Nachtzeit eine Schar junger Reaktionäre in das Pantheon ein, öffnete den Sarg, füllte Voltaires Knochen in einen Sack, führte sie bei Nacht und Nebel zu einem Abladeplatz und begrub sie an dieser Stelle, wo sie nie mehr aufzufinden waren.

So endeten auf dem Abladeplatz die körperlichen Überreste desjenigen, der von seinen Zeitgenossen lange als ihr Genius verehrt wurde, der in der Revolutionszeit als mehr denn ein Halbgott galt, und in dem die Nachwelt die große Gestalt sieht, die nicht bloß der Literaturgeschichte gehört, sondern in der Weltgeschichte ihren Platz hat.



# K I N D H E I T

## I

François Marie Arouet wurde am 21. November 1694 im Pariser Kirchsprengel Saint-André-des-Arcs als fünftes und letztes Kind eines tüchtigen und rechtschaffenen Mannes, François Arouet, geboren. Der Vater hatte von 1675—1692, von seinem 26. bis zu seinem 43. Jahr, das Amt eines Notars im Châtelet, dem Pariser Justizgebäude, bekleidet und bald darauf die angesehene und einträgliche Stellung als Empfänger von Gerichtssporteln, Geldstrafen und Abgaben an der oberen Rechnungskammer (*receveur des épices, vacations et amendes de la chambre des comptes à Paris*) erlangt.

François Arouet, der im Lauf der Zeit seinem genialen und schwer zu behandelnden Sohn ein harter und starrsinniger Vater wurde, war an und für sich ein vernünftiger, streng rechtschaffener und gebildeter Pariser Bürger, gesellschaftlich veranlagt, mit Sinn für schöne Literatur und verfeinertes geselliges Leben.

Seine Familie — Gerber, Tuchhändler und Landleute — läßt sich bis auf das Jahr 1523 zurückführen, zu einem Gerbermeister in Poitou namens Helenus Arouet. Im Verlauf der Jahrhunderte erhoben sich die Arouets vom Handwerkerstand zu dem höheren Bürgerstand, gelangten als begüterte und angesehene Leute zu der damals besonders gewürdigten Ehre, ihre Grabstätten in den Gemeindekirchen selbst zugewiesen zu erhalten, verschwägerten sich mit Advokaten und Gewerbetreibenden, wurden selbst Eigentümer großer Tuchgeschäfte und fügten ihren Namen denen von Landgütern bei. Sie wurden zu den Notabilitäten ihrer Gegend gezählt und wurden Herren von Pas-de-Cygne, von La-Motte-aux-Fées.

Voltaires Großvater nennt sich François Arouet, sieur de la Motte-aux-Fées, marchand drapier à Paris.

• Voltaires Vater stand als Jurist in beständiger Verbindung mit Frankreichs größten Namen; er war der Notar des Herzogs von Béthune-Sully, des Herzogs von Praslin und des Herzogs von Saint-Simon, und

es heißt, daß diese großen Herren ihn weniger als juridischen Ratgeber denn als Freund behandelten.

An den wenigen Stellen, wo der Memoirenverfasser Saint-Simon aus seinen hochadligen Vorurteilen heraus Voltaires Namen mit dem gebührenden Hohn nennt, vergißt er nicht, das Verhältnis von dessen Vater zu seinem eigenen Vater zu erwähnen: „Er war der Sohn des Notars meines Vaters, den ich oftmals Papiere zur Unterschrift bringen sah. Er hat nie aus diesem freidenkerischen Sohn etwas machen können, dessen Freidenkerei zuletzt unter dem seinen eigenen maskierenden Namen Volterre sein Glück gemacht hat.“

Zwei Zeitgenossen des Vaters, die Herzöge von Saint-Simon und von Richelieu standen Gevatter bei Voltaires älterem Bruder Armand.

Im Juni 1683 hatte François Arouet ein lebensfrisches und lebenswürdiges junges Mädchen geheiratet, das wie er aus Poitou stammte, aber adliger Herkunft war. Marie Cathérine Daumart de Mauléon war mit den besten Familien der Provinz verwandt. Von reizendem Äußeren, besaß sie, der Behauptung ihres berühmten Sohnes zufolge, all den Geist, der im ganzen in ihrer Familie zu finden war, und übte zweifellos eine bedeutende Anziehung aus. Ihr Vater und ihr Bruder waren Beamte, der Vater das, was man heutzutage Protokollführer (*greffier criminel*) am Parlament nennen würde. Der Bruder, Kontrolleur bei der königlichen Gendarmerie (*contrôleur général des guerres de la maison de S. M.*), hatte sie frühzeitig bei Hof eingeführt, wo sie einen Eindruck jener leichtfertigen und glänzenden Menschengattung erhielt, die die Vorgemächer des Versailler Schlosses füllte. Sie brachte ihrem Manne kein Vermögen mit; aber aller Wahrscheinlichkeit nach war sie es, der er seine einflußreichen Bekanntschaften verdankte, nicht bloß die ebengenannten, sondern auch die Beziehungen zu so mächtigen Familien, wie die Caumartin, Nicolai und Chateauneuf, auch war sie es, die das Haus zu einem Sammelplatz der Schöngelster jener Zeit machte.

Die Familie Daumart hatte ihr adliges Wappen: einen Silberturm auf Azurfeld (*tour d'argent sur champ d'azur*). Als im Jahre 1696 auch Marie Daumarts Gatten ein Wappen zugeteilt wurde (allerdings hauptsächlich deswegen, weil die Steuerverwaltung von solchen Auszeichnungen Abgaben erhob), durfte er dem Silberturm drei rote Flammen in goldenem Felde hinzufügen. In *l'Armorial* von 1696 trägt er nun den Namen François Arouet, *conseiller du roy, receveur des épices à la chambre des Comptes porte d'or à trois flammes de gueules*.

Madame Arouet war eine jugendliche, ungezierte, lebensfrohe Natur. Eine gute Bekannte Ninon de Lenclos', schlug sie gern den freien munteren Ton an, der unter Ninons Freundinnen und Freunden herrschte. Ihr Mann war überdies Ninons Notar. Ganz frei von aristokratischen Vorurteilen ist sie kaum gewesen, und wahrscheinlich war sie es, die Arouet bewog, ein adliges Wappen zu führen. Dennoch war er soweit davon entfernt, sich damit zu brüsten, daß er scherzend

sagte, das Wappen gebühre ihm mit Recht, da er es bezahlt habe. Sie führte als junge Frau ein heiteres geselliges Leben, war sehr beliebt und da sie unter den begabten und talentvollen, aber weltlichen Männern, die ihr Haus besuchten, Freunde besaß, scheint sie dem Klatsch, der allerdings um das Jahr 1700 mehr leichtsinnig als boshaft gewesen ist, nicht ganz entgangen zu sein. Ihr Gatte hat sich jedoch niemals über sie beklagt.

Sie brachte fünf Kinder zur Welt, verlor aber frühzeitig zwei der Knaben.

Der älteste Sohn Armand unterschied sich aber von dem jüngeren. Eine schwere, verschlossene, zurückhaltende und ein wenig unbeholfene Natur, besaß er jene Art von Begabung, die sich zur Theologie hingezogen fühlt, und studierte auf dem Seminarium der Oratorianer nicht ohne Erfolg. Er war im Gegensatz zu dem jüngeren Bruder ein Familienmensch, aufmerksam gegen alle Verwandte, pietätvoll dem Vater gegenüber, der mit diesem Sohne höchst zufrieden war und nach damaligem Brauch schon frühzeitig die Bestimmung traf, ihm nach seinem Tode seine Stellung als Sporteln- und Geldbußen-Inkassant zu überlassen. Die beiden Brüder kamen als kleine Knaben gut miteinander aus, und auch dem mehr als um zehn Jahre Älteren mangelte es, trotz seines langsameren Temperaments, nicht an Einfällen, wenn die Freunde des Hauses sich daran belustigten, die beiden Brüder gegeneinander aufzustacheln und sie, einen auf Kosten des anderen, ihre Possen treiben zu lassen. Bald jedoch trat eine Entfremdung ein, vermutlich schon wegen der glänzenderen Erziehung des Jüngeren und seiner bereits in den Knabenjahren gegründeten vornehmeren Freundschaftsbeziehungen. Schnell wurde die abgekühlte Anhänglichkeit zu gegenseitiger Abneigung und fast zu Abscheu. Der Jüngere spielte im Elternhause die Rolle des verlorenen Sohnes, der sich verstoßen und verschmäht sah, der Ältere wurde der gute Sohn, der daheim saß, Vaters Liebling. Und auch späterhin trat nie eine solche Wendung ein, daß man für den Jüngeren das fette Kalb schlachtete.

Armand erschien dem Jüngeren, der ihn beständig mit lebhafter Antipathie den Jansenisten nennt, mit Recht als der Typus eines dummfrommen Fanatikers. War er doch glühender Anhänger eines Diakonus Paris geworden, eines der hervorragendsten Vertreter des Jansenismus, eines Mannes, dessen vermeintliche Mirakel Aufsehen erregt und polizeiliche Verfolgung nach sich gezogen hatten. Armand selbst wurde für kurze Zeit verhaftet, was aber seine Überzeugung nur stärkte. Zur Zeit seiner Jugendtorheiten wendet Voltaire sich nie an den Bruder, um durch ihn den aufgebrauchten Vater zu besänftigen; er zieht jeden der Hausfreunde vor. Eine einzige kurzwährende Milde rung in diesem gespannten brüderlichen Verhältnis tritt ein, als beide ältere Männer sind und ein apoplektischer Anfall, der Armand im Dezember 1739 traf, auf Voltaire einen so tiefen Eindruck machte, daß er mit der Post nach Paris reisen wollte, falls der Bruder ihn zu

sehen wünschte. Als aber dieser sich erholte, ging die sanfte Stimmung von selbst vorüber.

Als kleiner Knabe hatte François den Kosenamen *Zozo*, und wir haben noch einen Kinderbrief aus dem Jahre 1704, von Armand geschrieben, aber von beiden zusammen unterzeichnet: *Zozo*, Arouet.

Die acht Jahre vor Voltaire geborene Schwester, Marguerite-Cathérine, die mit Pierre François Mignot, Beamten an der Rechnungskammer zu Paris, verheiratet war, starb im September 1726. Sie war eine einfache und würdige Frau, die in ihre Mutterpflichten aufging, zuerst vernachlässigt, nach ihrem Tode aber schmerzlich betrauert von ihrem Bruder, dem umherirrenden Poeten, der für ihre hinterbliebenen Töchter und ihren Sohn tat, was in seinen Kräften stand. Er hatte nicht geringe Mühe, die Älteste an sich zu ziehen; sie kam 1738 nach Cirey, wo er sie mit einem Kapitän Denis, einem rechtschaffenen und tüchtigen Manne, Ritter des Saint-Louis-Ordens, verheiratete; sie folgte ihm nach Flandern. Im Jahre 1744 verwitwet, wurde sie bekanntlich bald danach die Hausgenossin und Wirtschafterin ihres Oheims. Ihr Bruder, Abbé Mignot, ein gutherziger und dabei praktischer Herr, sammelte Sinekuren, erhielt Einkünfte aus der Abtei in Scellières und den Titel eines Rats Herrn am Pariser Parlament, ist aber vor allem dadurch bekannt, daß er nach Voltaires Ableben dessen Leichnam fortschaffte und ihn hierdurch vor Unglimpf bewahrte.

Unter den Gästen des Hauses Arouet war auch ein Herr de Lesseville, dessen Stammvater durch einen besonderen Vorfall sein Glück gemacht hatte und geadelt worden war. Er hatte König Heinrich dem Vierten eines Tages, da dieser in großer Verlegenheit gewesen war, eine Summe von 20 000 Talern geliehen, ohne einen Schuldbeweis entgegennehmen zu wollen. Seine Nachkommen hatten sich bereichert, waren Parlamentsmitglieder geworden, besaßen Adelsschilder und livrierte Bediente, hielten große Jagden ab und gaben viel Geld aus. Madame Arouet hörte geduldig die Jagdgeschichten des Herrn de Lesseville an, fand es schmeichelhaft, den Besuch eines so mächtigen Rats Herrn zu empfangen, und hoffte, daß die Bekanntschaft mit ihm ihrem jüngeren Sohn den Weg zu Glanz und Ehre bahnen würde. Sie gab François als Studienkameraden einen Neffen des Herrn de Lesseville, der seinerseits bestimmt war, eine Magistratsperson zu werden, und hoffte, daß gemeinsame Studien einen gemeinsamen Beruf entwickeln würden. Sie starb jedoch zu früh, um irgendeinen ihrer Pläne verwirklicht zu sehen, und als ihr Mann diese aufnahm, stießen die väterlichen Forderungen mit den Empörungsinstinkten des Sohnes auf das peinlichste zusammen.

Die schöne und lebensfrohe Mutter wurde, vierzig Jahre alt (im Juli 1701) hinweggerafft, als ihr später so berühmter Sohn erst in sein siebentes Jahr ging. Er erlitt dadurch einen ungeheuren Verlust. Man merkt es an seinem Geistesgepräge, an dem Grundton seines



Wesens, daß ihm der Einfluß und die Zärtlichkeit einer Mutter fehlten, wiewohl er nirgends von dieser Entbehrung spricht.

## II

Das Haus im Sprengel Saint-André-des-Arcs, in welchem Voltaire geboren wurde, ist unbekannt und verschwunden. Verschwunden ist auch das Haus, in welchem der Vater kurz nach des Kindes Geburt seine Amtswohnung erhielt, eine geräumige Wohnung in einem mächtigen Gebäude, das dort lag, wo die Rue de Jérusalem und die Rue de Nazareth einander schneiden. Das größte Zimmer darin war in Bogenwölbungen geteilt und besaß eine schöne Decke.

Dieses Haus, in welchem Arouets Jüngster seine Kinderjahre verbrachte, lag gerade gegenüber dem Hause, wo Nicolas Boileau Despréaux wohnte. Der Notar hatte im Verein mit einem Kollegen 1683 Boileaus Testament aufgesetzt, und es blieb nicht bei der Geschäftsverbindung. Der Dichter war ein häufiger Gast bei der Familie Arouet, und in den Ferien machte Arouet mit seiner Frau und seinem Söhnchen nicht selten Besuch in dem Hause in Auteuil, von dessen Garten und Gärtner Voltaire gesprochen hat in seiner Dichtung *Épître à Boileau*. Es scheint jedoch nicht, als hätte der berühmte Despréaux die junge Frau zu amüsieren verstanden, denn sie sagte von ihm: Gutes Buch, aber fader Mensch (*Bon livre, mais sot homme*). Boileau war ja allerdings auch 35 Jahre älter als sie.

Arouet hatte persönlich einen noch berühmteren französischen Dichter gekannt, den großen Corneille selbst, mit dem er gemeinsam getrunken hatte. Nach dem, was sein Sohn erzählt, hat jedoch Pierre Corneille ihn nicht besser zu unterhalten verstanden als Boileau seine Frau. Voltaire schreibt: „Er sagte mir, der große Mann sei der langweiligste Sterbliche, den er je gesehen, und der, dessen Gespräch am tiefsten stehe“ (Brief vom September 1761).

Unter den hellen Köpfen, die intime Freunde des Hauses waren und die dem kleinen Knaben viel Wohlwollen erwiesen, muß in erster Linie der Abbé von Châteauneuf genannt werden. Er und sein Bruder, der Marquis, waren Savoyarden, die ihr Glück in Paris gemacht hatten. Der Marquis war französischer Gesandter in Konstantinopel und im Haag gewesen und galt als ein unterrichteter und vernünftiger Mann. Der Abbé, am meisten bekannt als Pate Voltaires, bezog jährliche Einkünfte von einem geistlichen Grundbesitz und galt besonders als lustiger Lebemann aus dem Kreise, der sich in Le Temple um den Großprior von Vendôme sammelte, jenen Abkömmling Heinrichs des Vierten und Gabrielles d'Estrées, der nach Saint-Simons Schilderung alle Laster seines Bruders, des Herzogs von Vendôme, besaß. Er war auf jede natürliche und unnatürliche Art ausschweifend, dem Trunk ergeben und „unredlich bis ins Mark, das übrigens von Geschlechtskrankheit angegriffen war“. Aber er war in seiner Jugend ein schöner



Mann gewesen und blieb für sein späteres Leben ein ungemein geistreicher Gesellschafter. Von seinem treuesten Freunde, dem Abbé von Châteauneuf, weiß derselbe Saint-Simon nur Gutes zu sagen: er nennt ihn „einen Mann von guter Gesellschaft, in den besten Kreisen begehrt“. Mit dem beliebten Anakreontiker Chaulieu und der alten Ninon de Lenclos verkehrend, mag er wohl durch die letztere die Bekanntschaft der Familie Arouet gemacht haben. Ebenso gern im Hause gesehen wie er war der adlige Lyriker Rochebrune, dessen (geistiger) Bastard Voltaire sich scherzend in einem Gedicht an den Marschall von Richelieu nennt.

Zu dem intimen Kreis der alternden Ninon sowie zu den allernächsten Freunden des Hauses Arouet gehörte ferner der Abbé Nicolas Gédoyen. Er hat (auf Grundlage apokrypher Mitteilung) mit Châteauneuf die Ehre geteilt, als Ninons letzter Liebhaber zu gelten. Nachdem er zehn Jahre dem Jesuiteninstitut angehört hatte, trat er aus und beteiligte sich nun ungehindert an dem gesellschaftlichen Leben, lebte von einem Kanonikat an der Sainte-Chapelle, das der Hof ihm gewährte, und hatte, wie Voltaire sagt, „kein anderes Heim als unseres.“ Er war ein feiner und gelehrter Mann, ein guter Erzähler, unterhaltend, bloß häufig in Disputen allzu hitzig; war einer der Eifrigsten gewesen, die Boileau unterstützten in seinem Kampf um die Anerkennung der Überlegenheit der antiken Schriftsteller über die modernen, denen Perrault die Palme zu geben wagte. Er hätte gern Virgil und Horaz kanonisiert und unterstrich ihre Vorzüge mit einem unbeherrschten Zorn, der Madame Arouet höchlichst amüsierte und den Rochebrune mit Vergnügen schürte, um der Frau des Hauses ein drolliges Schauspiel zu bieten.

Voltaire hat sicherlich als Kind manches von ihm gelernt; aber Zozos wahrer Lehrmeister war doch der Abbé von Châteauneuf. Der am frühestens an dem Knaben zutage tretende Zug war wachsame Lebhaftigkeit, die stärkste Empfänglichkeit für Eindrücke und Bewegungen geistiger Art, welche Funken des Witzes und der Schelmerei aus ihm schlugen. Châteauneuf, der so pietätlos war wie der ganze Kreis, dem er angehörte, machte sich ein Vergnügen daraus, das vierjährige Kind Verse aus Lourdets unfrommer *Moisiade* auswendiglernen zu lassen. So wurden Spöttereien über die Bibel dem Kleinen in zartem Alter eingimpft, und seine Mutter scheint dies nur lustig und keck gefunden zu haben.

Frühzeitig entzückt von der Anmut und der geistigen Lebhaftigkeit seines kleinen Patenkindes, hat Châteauneuf ihn zu sich herangezogen, indem er dem Kinde die Bewunderung, die es dem älteren Mann einflößte, zu erkennen gab.

Er führte den kleinen Zozo bei Ninon de Lenclos ein. Voltaire behauptet, daß er dazumal dreizehn Jahre alt war, aber dies ist eine Unmöglichkeit, denn in diesem Jahre ruhte Ninon schon zwei Jahre in ihrem Grab. Aber er mag sie im Alter von zehn bis elf Jahren besucht

haben, und sicher ist, daß die Verse, die der kleine Junge schon damals schrieb, ihr Interesse für ihn erregten. Er hat sich im Verseschreiben versucht, noch ehe er Prosa schrieb. Der Vers war seine natürliche Sprache.

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß diese schönen Verse, die ihm Zutritt zu Ninon verschafften, nichts anderes waren als eine — in einigen Ausgaben um ein paar Jahre zu spät datierte — Empfehlung für einen Invaliden, mit der es sich folgendermaßen verhielt: Der arme Invalide hatte sich eines Tages in der Schule, in die der kleine François ging, vorgestellt, um einen der Lehrer, Vater Porée anzurufen, für ihn eine Bittschrift an den Sohn des Königs (le Grand Dauphin) zu schreiben, in dessen Regiment er gedient hatte. Da Vater Porée augenblicklich beschäftigt war, hieß er den Invaliden, sich an den kleinen François Arouet zu wenden, der ihm denn auch nach Ablauf einer halben Stunden folgendes entzückende Gesuch in Versen überreichte:

Noble sang du plus grand des rois,  
 Son amour et son espérance,  
 Vous qui sans régner sur la France  
 Regnez sur les cœurs des François;  
 Pourrez-vous souffrir que ma veine,  
 Par un effort ambitieux,  
 Ose vous offrir une éternelle,  
 Vous qui n'en recevez que de la main des Dieux?  
 La nature en vous faisant naître  
 Vous éternelle de ses plus doux attraits  
 Et fit voir dans vos premiers traits  
 Que le fils de Louis était digne de l'être.  
 Tous les Dieux à l'envie vous firent leurs présents;  
 Mars vous donna la force et le courage,  
 Minerve, dès vos jeunes ans,  
 Ajouta la sagesse au feu bouillant de l'âge,  
 L'immortel Apollon vous donna la beauté,  
 Mais un Dieu plus puissant que j'implore en mes peines  
 Voulut me donner mes éternelles  
 En vous donnant la libéralité.

Niemand wird leugnen, daß dies als Produkt eines zehnjährigen Knaben außerordentlich ist.

Man möchte wünschen, daß Voltaire anläßlich des Berichts über den Besuch bei Ninon ein freundliches Wort über sie gehabt und sich nicht ausschließlich auf die Schilderung ihrer Gestalt als Mumie beschränkt hätte. Die Anekdote, die er über Châteauneuf und sie erzählt, die aber von dem Verfasser des Buches „Vie de Mademoiselle de Lenclos“ Gély, nicht Châteauneuf zugeschrieben wird, scheint erdichtet zu sein, um zu zeigen, wie lange sie ihre Anziehung für ihre Verehrer bewahrte. Châteauneuf bewarb sich um ihre Gunst; sie ließ ihn einige Zeit schmachten und setzte dann einen bestimmten Tag fest. Auf die Frage, warum sie eben diesen Tag wählte, antwortete

sie, sie wolle damit ihren siebzigsten Geburtstag feiern. In Wirklichkeit hatte Ninon in diesem Alter längst aller Galanterie entsagt; ihr Haus war ein Ort, wo die Jugend, um den guten Ton zu lernen, verkehrte. So gestrenge Richter, wie Saint-Simon und Madame de Sévigné sprechen von ihr mit der größten Achtung. Die Anekdote auf Gédoyen zu übertragen, ist noch widersinniger, da dieser ihr erst 1694 vorgestellt wurde, als sie schon 74 Jahre alt war. Mit ihm hätte sie dann ihr achtzigstes Wiegenfest feiern müssen.

Tatsache ist, daß die 84jährige Ninon an dem aufgeweckten Knaben, den Châteauneuf ihr brachte, viel Wohlgefallen fand, so daß sie ihm zu dem Zweck, sich Bücher zu kaufen, 2000 Franken vermachte. Es liegt etwas Reizvolles und drollig Überraschendes in dieser Konstellation der vierundachtzigjährigen Ninon und des zehnjährigen Voltaire. Die vom Thron gestiegene Königin der Schönheit und der freien Erotik, Molières Freundin, huldigte dem jungen Thronerben des Geistes. Und es muß denn auch hinzugefügt werden, daß Voltaire verschiedenenorts mit Wärme der Wohltäterin seiner Kindheit gedenkt.

Im Gegensatz zu dem mutwilligen Ton, in welchem er in *Défense de mon Oncle* von ihr spricht, steht vor allem das niedliche Schauspiel *Le Dépositaire*, auf dem Lande 1767 aufgeführt, das ganz zu ihrer Verherrlichung geschrieben ist. Es stützt sich auf eine Anekdote, die der Abbé von Châteauneuf in seinem Dialog über die Musik der Alten mitteilt. Molière habe erzählt, daß niemand solch einen Blick für das Lächerliche hatte wie Ninon de Lenclos und daß sie ihm den Tag, nachdem er ihr seinen *Tartuffe* (wohl die ersten drei Akte) vorgelesen (wie er ihr alles vorlas, was er schrieb), etwas mitgeteilt hatte, was ihr selbst mit einem derartigen Herrn geschehen war, den sie so lebhaft schilderte, daß sein eigener *Tartuffe* ihm durchaus nicht lebendiger erschien: Ihr Freund Gourville hatte einen Teil seines Eigentums seiner galanten und philosophischen Freundin, einen anderen einem Manne anvertraut, der als höchst gottesfürchtig galt. Dieser letztere behielt das Depot für sich, während sie, die niemand für besonders gewissenhaft hielt, es unberührt zurückerstattete. In dem Stücke ist Ninon 35—40 Jahre alt und als eine Dame von bestem Ton dargestellt, die den Charakter der Kirchenältesten durchschaut.

Feiner und eindringender ist sie in dem Dialog *Madame de Maintenon et Mademoiselle de l'Enclos* behandelt. Eine ganze wehmütige Lebensphilosophie liegt darin: Madame de Maintenon, Ninons intime Jugendfreundin, die sich seit ihrer Standeserhebung von ihr ferngehalten hat, sucht sie auf, todmüde und überdrüssig ihres Lebens, das sie in Pracht und Herrlichkeit an der Seite eines Königs, der nicht mehr amusable ist, verbringt, und bittet Ninon, ihre freie Lebensweise aufzugeben, um ihre Stellung bei Hof zu teilen und ihr Gesellschaft zu leisten, die Gesellschaft, die sie entbehrt. Es ist ein sanfter horazischer Epikuräismus in Ninons Weigerung, in welcher sie einer bescheidenen, aber zwanglosen Existenz den Vorzug gibt.

Endlich ist der aus dem Jahre 1771 stammende Brief *Sur Mille de Lenclos* ein wahres Repertorium der noch recht frischen Überlieferungen über Ninon, der Anekdoten, die über sie in Umlauf waren, der Verse, die von einem verschmähten Anbeter gegen sie oder von einem nicht verschmähten, wie dem berühmten holländischen Astronomen Huyghens zu ihrer Ehre geschrieben worden waren.<sup>1)</sup>

Noch ein ständiger Gast, der nicht vergessen werden darf, verkehrte in jenem Eckhause der Rue Jérusalem: es war der Finanzintendant Louis Urbain Lefèvre de Caumartin, Marquis de Saint-Ange, aus einer seit Ludwig des Dreizehnten Zeit berühmten Familie. Er fühlte sich in dem Kreise von Poeten und Musikern, die sich um Madame Arouet sammelten, heimisch und mag, als der große Herr, der er war, das Vertrauen des jüngeren Sohnes in ungewöhnlichem Maße gewonnen haben, da er es war, der sich auf Biten des jungen Mannes bei den ersten Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn (nach Voltaire's Jugendleidenschaft in Holland 1714) ins Mittel legte, sowie er auch dem jungen Dichter den ersteh Ansporn gab, die *Henriade* zu schreiben. Auch war es Caumartin, der ihn mit dem größten Teil des in dem Werke *Das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten* verwendeten Materials versorgte. Saint-Simon nennt ihn einen besonders guten und sanften, gesellig veranlagten Menschen, der trotz seines hofmännischen Tons und seiner hochtrabenden Haltung ein Vergnügen darin fand, sich dienstbereit zu erweisen. Er kannte alle Anekdoten über den alten Hof und erzählte sie auf entzückende Art mit einem Erinnerungsvermögen, das nichts von dem vergaß, was er gesehen oder gelesen hatte. Voltaire hat ihm 1716 in seinem Gedicht an den Prinzen von Vendôme gehuldigt:

Caumartin porte en son cerveau  
De son temps l'histoire vivante;  
Caumartin est toujours nouveau  
A mon oreille qu'il enchante;  
Car dans sa tête sont écrits  
Et tous les faits et tous les dits  
Des grands hommes, des beaux esprits;  
Mille charmantes bagatelles,  
Des chansons vieilles et nouvelles,  
Et les annales immortelles  
Des ridicules de Paris.

Auch sein Bruder, der Abbé von Caumartin, später Bischof von Blois und Mitglied der französischen Akademie, war einer der Sterne im Hause des Notars. Er galt mit Recht als einer der vornehmsten und geistreichsten Männer Frankreichs. Keiner verstand es wie er, eine treffende Antwort zu geben, ein richtiges Urteil zu fällen, eine

<sup>1)</sup> Huyghens schrieb das für einen Astronomen recht leichtsinnige Epigramm, das beginnt:

Elle a cinq instruments, dont je suis amoureux.  
Les deux premiers ses mains, les deux autres ses yeux...



Artigkeit zu sagen, in der ein Stachel verborgen war, in Sicherheit zu wiegen, um entschleiern zu können, und ein sprechendes, vielsagendes Schweigen zu beobachten. In seinem neckenden Witz war etwas, was bisweilen gleichsam auf den Voltaires vorbereitet, nur war dieser Witz minder scharf, minder kraftvoll, wenn auch nicht weniger fein.

### III

Obwohl das Vorstellungsvermögen des kleinen Knaben keineswegs — wie ein Jahrhundert später das Victor Hugos — auf die äußeren Umgebungen, die architektonischen und landschaftlichen, eingestellt war, so mußte doch unvermeidlich einer der ersten tiefen Eindrücke, die der Kleine empfing, das damalige Paris sein, insoweit Gepräge und Leben der Stadt innerhalb seiner Sehweite fielen.

Das Paris jener Zeit war noch das Ludwigs des Vierzehnten, der erst starb, als Voltaire 21 Jahre alt war. Der Regent, Philippe von Orléans, beherrscht den Zeitraum von seinem 21. bis 29. Lebensjahr.

Ludwigs des Vierzehnten Baukunst — das ist der Triumph der klassischen Würde und Hoheit, die Welt der regelrechten und imponierenden Schlösser und Gärten, Brücken, Kirchen und Triumphbögen. Sie bezeichnet den Bruch mit jeder nationalen Überlieferung, aller Gothik, die als Mittelalter verachtet wird; sie befriedigt den guten Geschmack, der sich in der Beobachtung der wahren Regeln zeigt, die aus „der Antike“ herausgeholt werden können, der griechisch-römischen, welche (wie noch von Voltaire) als Einheit aufgefaßt wird, obwohl sie zwei ganz ungleichartige Länder mit tiefen inneren Verschiedenheiten und reichlich acht Jahrhunderten umspannt. Daher die majestätische Eintönigkeit, die Verwischung alles Heimischen und Heimatlichen, der Kampf gegen die örtliche Natur, die Rücksichtslosigkeit ihr gegenüber.

Katharina II. war eine so große Verehrerin Ludwigs des Vierzehnten, daß sie nicht das geringste herabsetzende Wort über ihn vertrug. Um ein solches zu verteidigen, sagte der Fürst von Ligny eines Tages zu ihr: „Euere Majestät mögen mindestens einräumen, daß dieser große König, wenn er spazieren gehen wollte, stets eine ganz schnurgerade, 120 Fuß breite Allee an Seite eines ebenso breiten Kanals brauchte. Er wußte nicht, wie Sie, was ein Steg, ein Bach und eine Wiese heißen will.“

Nimmt man ein Werk wie Perelles Sammlung von Kupferstichen aus dem alten Paris vor und scheidet man aus, was der Baukunst und dem Geistesleben des Mittelalters entspricht, also Spitzen und Türme hat wie die wunderbare Sainte Chapelle und die mächtige Notre Dame mit den bunten Farben und der reichen, launenhaften, phantastischen Figurenwelt, so erhält man Gesichtsbilder dessen, worauf die Augen der damaligen Zeit mit Stolz ruhten: die Verwandlung der Natur zur Kunst auf allen Gebieten, in jedem Blumenbeet, das zu Arabesken in



sinnreich verschnörkelten Mustern umgeformt, in jedem regellos rinnen- den Bach, der zur geordneten Pracht des Springbrunnens kanalisiert ist. Die Höhle wurde Grotte, die Burg ein Schloß mit langen wag- rechten Linien und flachem Dache, das Kastell wurde Palast. Während an dem unter Franz dem Ersten aufgeführten Hauptteil von Chantilly das Festungsartige noch die Schönheit ausmachte, ist mit Anmut vereinte Majestät das Erstrebte in Fontainebleau und noch mehr in Versailles, das, in einer trostlosen Gegend angelegt, mit Vergewaltigung der Natur, im Trotz gegen die Natur zu dem verwandelt wurde, was in der Vorstellung jener Zeit Alcinas verzauberter Insel entsprach.

Das Paris der Renaissance offenbarte sich z. B. auf der Place Royale, die 1604 auf Befehl Heinrichs des Vierten begonnen wurde; dort stand noch die später durch eine andere ersetzte Bronzestatue Ludwigs des Dreizehnten, dessen Pferd von Daniele de Volterra war, während die Gestalt des Königs von Biar (1639) ausgeführt wurde.

Das alte volkstümliche Paris, mit dessen Sprache sich Voltaire überall, wo er nicht den akademischen Stil anschlügt, vertraut zeigt, hatte seinen Kern auf der Seine-Insel, wo die symmetrischen und harmonischen Bauten der Place Dauphine aus Richelieus Zeiten emporragten zwischen einem Gewimmel von Fußgängern, Sänften- trägern und den mit feurigen Rossen bespannten schweren, aber schönen Karossen, die oben am breitesten waren — förmliche kleine Häuser mit Fenstern und Dächern.

Die Mittellinien und Sammelplätze der Stadt waren damals die Seinebrücken, sowie ein Jahrhundert später die Galerien des Palais Royal und wieder ein halbes Jahrhundert danach die inneren Boulevards.

Die Statue Heinrichs des Vierten auf dem Pont Neuf war wie ein Mittelpunkt des damaligen Paris und hat vermutlich auf den kleinen Zozo einen tiefen Eindruck gemacht. Heinrich der Vierte wurde früh- zeitig sein Held und erst durch ihn der Nationalheld Frankreichs, denn damals war sein Andenken vor dem Glanz des Sonnenkönigs in den Schatten getreten.

Pont Neuf selbst sah ganz anders aus als jetzt die Brücken: Pont Neuf, Pont St. Michel, Pont au Change, Pont Notre Dame, Pont Marie, Pont Saint Landry lagen nicht weit voneinander, und mehrere unter ihnen waren ganz bebaut so wie heutigentags die Ponte Vecchio in Florenz.

Auf der Place des Victoires stand nicht die jetzige Reiterstatue Ludwigs des Vierzehnten, sondern eine Statue desselben Ludwig zu Fuß, von der Göttin des Sieges bekränzt. Besiegte und gekettete Krieger rahmten das Fußstück ein.

Auf den Boulevards waren schon damals die schweren Triumph- bogen Ludwigs zu sehen, die noch heute dort stehen, mit ihren kalten Trophäen und Allegorien, Porte Saint Denis und Porte Saint Martin (1673 und 1674).

Der Stadt Paris entsprach Versailles, wie der Hof dem Volke entsprach und über dem Volke stand. Einen Augenblick hatte Madame Arouet hier Halt gewonnen, wie später ihr Sohn daselbst Halt gewinnen und vergebens kämpfen sollte, um ihn zu bewahren.

Versailles war der Stolz Frankreichs, wie es der des Königs war. Es war der Mittelpunkt des Reiches, ja geistig gesehen war es das Zentrum Europas. Es war die kleine Welt, die den feinsten Kräfteauszug der großen da draußen bildete, zugleich ehrfurchteinflößend und huldvoll. Unnahbar und dennoch zugänglich lag das Schloß da, Gegenstand der Bewunderung, Heim der Gnade, mit Vorhöfen und Höfen, mit ungeheuren, durch und durch zivilisierten Parkstrecken hinter sich, mit Alleen und Galerien statt der Gartengänge, mit Thetis' Grotte, in der die Göttin den Sonnengott, das heißt, Apollon, empfing, der sich an Thetis' Seite zur Ruhe legt, wie Charles Perrault es vorschlug: „gleich dem Könige, der kommt, um in Versailles zu ruhen, nachdem er allen Menschen wohlgetan hat“. Da waren Seen und Kaskaden; da war der Springbrunnen der Pyramide, reich an Tritonen und Delphinen, da war Latonas Bassin, schöne geharkte Gänge, schöngepflegte Rasen, schöngekämmte Beete, schöngestutzte Bäume, schöngestriegelte Pferde, schöngepuderte Edeldamen, schönperückierte Edelmänner, das Ganze ein Heiligtum mit seinem Allerheiligsten, der Stätte, wo der Souverän lebte, atmete, Frankreich und die Umwelt beglückte. Hier war der Saal, wo er speiste, ganz allein bei Tische sitzend, speiste — wie Elisabeth Charlotte mitteilt —: vier Teller verschiedener Suppen, einen ganzen Fasan, ein Rebhuhn, eine große Schüssel Salat, Hammelfleisch mit Knoblauch und Sauce, einen Teller Backwerk, hierauf Früchte und Marmelade. Hier war endlich das Aller-Allerheiligste, das Schlafgemach, wo er schlief, jeder Zoll ein König.

#### IV

Sehr lehrreich ist es, eines der Pariser Reisebücher aus jenem Zeitalter zu durchblättern und zu sehen, was damals am sehenswertesten und merkwürdigsten erschien. Da ist z. B. eines aus dem Jahre 1727, also aus dem ersten Jahre Ludwigs des Fünfzehnten. Es umfaßt 600 bis 700 Seiten in zwei dicken Bänden, ist von einem gewissen J. C. Neumeitz, Geheimrat bei dem Fürsten von Waldeck, verfaßt und führt den Titel: *Séjour à Paris, c'est à dire Instructions fidèles pour les Voyageurs de condition, comment ils se doivent conduire, s'ils veulent faire un bon usage de leur temps et argent durant leur séjour à Paris.*

Man traf in Paris entweder mit der gewöhnlichen Diligence oder mit Postpferden ein. Der Postillon wies den Reisenden in ein Gasthaus, wo er wohnen konnte, und gab man ihm ein Trinkgeld, so stimmte er die Wirtsleute für den Ankommenden günstig. Die nach Paris gekommen waren, um die Sprache zu erlernen, nahmen am besten Auf-

enthalt im Faubourg St. Germain, dem Sammelplatz aller Fremden, wo die meisten Sprachlehrer wohnten und die Reithäuser sich befanden. Es gab Theater in dieser Vorstadt, und die Oper war nicht weit.

Es wird gewarnt vor dem Glauben, daß man überall in Paris gut speise. Konnte man es sich nicht leisten, selbst einen Koch zu halten, so nahm man seine Mahlzeiten am besten an den gemeinsamen Tafeln der Gastwirte. Von geistiger Nahrung war es Französisch, Mathematik und Zeichnen, was der Fremde sich in Paris anzueignen am meisten bestrebt sein sollte. Der Hauptzweck bei der Erlernung der Sprache war der, einen Brief in richtigem Französisch schreiben zu können. Muster in bezug auf Stil waren Voiture, Balzac, Bussi-Rabutin und Fontenelle.

Der kluge Reisende tat gut daran, im Umgang mit den Gräfinnen und Marquisen, die er in Hotels traf, eine gewisse Zurückhaltung zu bewahren; sonst verschwand allzu rasch die Summe, mit der er die Kosten seines Aufenthalts zu bestreiten wünschte. An Zeitvertreib war kein Mangel. Die Tuileriengärten waren eine schöne Promenade, der Park von Luxembourg desgleichen, doch galt dieser als gesünder, weil der Seine dort, wo der Fluß die Tuileries entlang lief, üble Dünste entstiegen. Das Schloß Luxembourg, das damals auch Palais d'Orléans genannt wurde, lag überschaubarer und freier als jetzt.

Der verständige Fremde nahm mit Maß an Bällen und Maskeraden teil, zeigte sich auch gemäßigt in seiner Spiellust. Man spielte nämlich allerorten, und das Spiel schaffte Gelegenheit zur Bekanntschaft mit sehr vornehmen Damen und Herren. Es gab auch unschuldigere Zerstreuungen. Der Reisende sollte die öffentlichen Feierlichkeiten, die kirchlichen Aufzüge ja nicht versäumen. Um die Osterzeit gab es ein schönes Passionskonzert, Nonnengesang, insbesondere in dem Kloster Val de Grâce, dessen Wölbung und Ausschmückung (1669 vollendet) eine Sehenswürdigkeit war.

Molière selbst besang es in einem Gedicht, in welchem Pierre Mignard im Geist der Zeit den größten Malern der italienischen Renaissance an die Seite gestellt war. Diese wurden überdies in folgender höchst merkwürdigen Ordnung angeführt:

Et Jules, Annibal, Raphael, Michel-Ange,  
Les Mignards de leur siècle.

Les Ténèbres, wie das Konzert hieß, wurde am allerschönsten von der königlichen Kapelle aufgeführt.

Am Vormittag des Gründonnerstag wusch der König dreiundzwanzig Knaben die Füße und bewirtete sie. Prinzen von Geblüt trugen ihnen die Gerichte auf, und jeder Knabe erhielt dreizehn Speisen vorgesetzt. — Am 1. Mai war Prozession mit den Reliquien des heiligen Denis. — Am dritten Pfingsttag vergnügte sich die Jugend in Surène (in der

Nähe von Paris) mit einem Spiel, das darin bestand, einer Gans den Hals abzuziehen.

An allen Vorabenden der großen Feste berührte der König, nachdem er das Sakrament des heiligen Abendmahls eingenommen hatte, mehrere Hundert Kranke, die der Leibarzt ihm vorführte, mit der Hand; er tastete an ihrer Wange, machte das Zeichen des Kreuzes und sprach: Der König berührt dich, Gott heile dich!

Es gab also genug der öffentlichen Vergnügungen. Und der Park zu Versailles war nie geschlossen; man durfte sich dort ergehen, soviel man wollte, wenn nicht eben der König dort spazierenging.

## V

Als der kleine François Arouet neun Jahr alt war, brachte sein Vater ihn (im Oktober 1703) in die Schule zu den Jesuiten, die damals das dicht hinter der Sorbonne gelegene berühmte Collège Louis-le-Grand leiteten. Es war seinerzeit von der Universität heftig befehdet worden, hatte aber dadurch nur gewonnen. Berühmte Jesuiten hatten dort Vorlesungen gehalten, zu denen sich bis 3000 Hörer einfanden. Als unter Ludwig dem Vierzehnten die Jesuiten bei Hofe allmächtig wurden und der König 1674 der Aufführung einer von ihren Eleven mustergültig gespielten Tragödie beigewohnt hatte, erlaubte er ihnen, ihre Fassade mit seinem Namen zu schmücken, worauf im Verlauf einer Nacht die Inschrift Collegium Claramontanum Societatis Jesu durch Collegium Ludovici Magni ersetzt wurde.

Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts war dieses Kollegium fashionabel wie keine andere Schule. Die berühmtesten Familien der Aristokratie sandten ihre Söhne dahin. Nach jedem freien Tag war die Straße Saint-Jacques von Equipagen gesperrt, in denen die eleganten jungen Herren mit dem Degen an der Seite angefahren kamen, und wenn sie ausstiegen, widerhallte die Straße von den Rufen ihrer Lakaien, die ihre Ankunft meldeten: Monsieur le comte de Guiche! Monseigneur le prince de Rohan! Monseigneur le duc de Montmorency! Voltaire stiftete hier eine Reihe von Bekanntschaften, die ihm späterhin zu Nutzen und Freude wurden.

Die Jesuiten hatten sich frühzeitig und mit Recht einen Ruf als Lehrer und Erzieher erworben. Sie legten Wert darauf, ihren Schülern Selbstvertrauen einzuflößen. Ihr Christentum war, ein halbes Jahrhundert vor Grundtvig, ein fröhliches Christentum. Sie wollten vermeiden, wie die Jansenisten, Tatendurst und Handlungskraft niederzuschlagen, indem sie die Urverderbtheit der menschlichen Natur durch die Sünde den Gemütern einprägten; sie wollten im Gegenteil Kräfte erwecken, der Verzweiflung vorbeugen, zu Unternehmungslust und Bildungsaneignung ermuntern. Sie verstanden es auch jederzeit, ihre Schüler zu fesseln, sie zu belehren, indem sie sie zugleich unterhielten und vergnügten. Sie haben es nie verschmäht, öffentliche



Turniere und Theatervorstellungen abzuhalten, um die körperliche und geistige Entwicklung der Jugend zu fördern.

Natürlich war der Unterricht, der 1703 im Collège Louis-le-Grand erteilt wurde, kein moderner. Man lehrte Mathematik, Physik, Chemie, Rhetorik, Grammatik und elementare Philosophie. Dem ganzen Unterricht aber lag das Latein zugrunde. Was den Schülern an allgemeiner Bildung beigebracht wurde, wurde lateinisch mitgeteilt und drehte sich um lateinische Schriftsteller. Der Zweck war — so sonderbar es klingt —, die Schüler zu befähigen, lateinische Verse zu schreiben und lateinische Reden zu halten. Französisch lehrte man nur, insoweit die Kenntnisse hierzu als Brosamen von dem reichen Tisch der lateinischen Sprache fielen. Man brauchte ja Französisch, um übersetzen zu können. Griechisch stand zwar auf dem Stundenplan, wurde aber stark vernachlässigt. So kam es, daß Voltaire niemals ein guter Hellenist, dagegen ein sehr tüchtiger Lateiner wurde.

So festgegründet war die Herrschaft des Latein, daß sogar die Tragödien und Komödien, in denen die Jesuiten ihre französischen Schüler auftreten ließen, um ihnen Vergnügen zu bereiten und ihr Gedächtnis zu stärken, Jahrhunderte hindurch lateinisch geschrieben waren. Man betrachtete es als eine geradezu ärgerniserregende Umwälzung, als Père Porée zu Voltaires Schulzeit rein französische Stücke auf französisch aufführen ließ.

Allmählich wurde die Ordnung getroffen, daß die große Komödie (*ludi solemnes*) die lateinische Tragödie bezeichnete und ihre Bühne im Vorhof der Schule erhielt; ein ungeheures Zelt schützte die Zuschauer, die man amphitheatralisch in drei übereinanderliegenden Reihen und überdies in den auf den Hof gehenden Fenstern unterbrachte. An dem Tage, wo die Prämien verteilt wurden, gab es sowohl Tragödie wie Ballett, dessen Kosten der König bestritt.

Die kleine Komödie (*ludi priores*) war französisch geschrieben und wurde in einem zweiten Hof gespielt; man spannte eine Leinwand aus, um das Theater zu isolieren, dessen Bühne sich der Bibliothek gegenüber öffnete. Ein Schauspiel von Père du Cerceau hatte später solchen Erfolg, daß sein Ruf bis zum Hofe drang und die Schüler sich eines Tages in die Tuileries begeben und dieses Lieblingsstück Ludwig dem Fünfzehnten in der Galerie des Ambassadeurs spielen mußten.

Außer den Schauspielen gab es Gerichtsverhandlungen. Die Schüler führten Prozesse, das heißt, hielten Verteidigungsreden für die Medizin, die Rhetorik, die Poesie, die Philosophie, die Bildhauerkunst usw. — eine recht kindische Idee der guten Väter! Aber diese Advokatenversuche waren immerhin noch den zu gleicher Zeit an der Kopenhagener Universität stattfindenden schrecklichen Disputationen vorzuziehen und erreichten ihren Zweck, die künftigen Redner vor der Schranke oder sonst im öffentlichen Leben auszubilden.

Die Schüler lebten und wohnten in der Schule. Die vornehmeren hatten jeder sein geräumiges Zimmer. Der kleine Arouet scheint die



Stube mit vier anderen geteilt und tagsüber unter der Aufsicht derselben Lehrer gestanden zu haben wie sie, hatte aber nachts seine eigene Zelle.

Der aufgeweckte Junge war nicht bloß wie alle lebhaften Kinder fragelustig bis zum äußersten, sondern ganz ungewöhnlich frühreif, überdies mutwillig, unbändig, ein wahrer Eulenspiegel. Er verstand auch ein kaum halbgesungenes Lied zu deuten. Sein Geist war tätig, beweglich, spottsüchtig, voll unvorhergesehener Einfälle, nimmermüde und stets verwegen, ebenso bereit zu Angriffen wie zu kecken Antworten, necklustig und reizend, die Schwächen der Mitschüler und Lehrer unbarmherzig treffend. Zugleich aber war er warmherzig als Freund und als Schüler und früh einschmeichelnd durch eine höfliche und höfische Art, die zeitlebens fast jeden Brief und jedweden Vers dieses Wesens kennzeichnete, das vor allem anderen die Kunst verstand zu gefallen. Er zerstreute und sammelte sich abwechselnd; es war „Tumult in seinen Ideen“, wie er es noch im Alter nannte, aber dieser Tumult schloß niemals ein beharrliches Streben nach Klarheit aus.

## VI

Einen einzigen der Lehrer konnte der kleine François nicht leiden: Vater Lejay. Lejay sprach langsam und mit Schwierigkeit, unterrichtete in Beredsamkeit, war aber selbst so wenig beredt wie möglich. Spöttisch und necklustig wie der Knabe war, sagte er ihm Spitzigkeiten und bekam seinen Groll zu fühlen.

Es gibt nicht wenige Anekdoten, die erweisen sollen, wie frühzeitig sich der kritische Hang des kleinen Jungen gegenüber Dogmen und Theologie verriet. Dennoch erscheint Vater Lejays Ausbruch gegenüber dem Schüler Châteauneufs, dem emanzipierten Sohn Madame Arouets, nach irgendeiner mißfälligen Aeußerung des halberwachsenen Burschen recht wenig glaubhaft: „Unglücklicher! du wirst einmal die Standarte des Deismus in Frankreich werden!“

Im übrigen ist es auffallend, mit welcher Wärme er seine Lehrer wie seine Kameraden umfaßte.

Was die Lehrer betrifft, so liegen zahlreiche Zeugnisse dauernder Anhänglichkeit von seiten des ehemaligen Schülers vor, einer Anhänglichkeit, die wohl nicht ohne gelegentliche Kritik, aber dennoch ehrlich und tief war, obwohl es nicht an Leuten gefehlt hat, die in ihr, weil es ja zahlreiche Stellen in Voltaires Schriften gibt, in denen unter den Männern der Kirche besonders die Jesuiten in ein äußerst unvorteilhaftes Licht gestellt werden, bloß eine berechnete Heuchelei sehen wollten.

Dennoch läßt sich hieraus kein ungünstiger Schluß auf Voltaires Ehrlichkeit ziehen. Der Grundgedanke der Jesuiten, die vollständige Aufopferung des einzelnen für ein System, das die Freiheit des Ge-

dankens und der Persönlichkeit ausschließt und nach Möglichkeit vernichtet, und die Praxis des Jesuitismus in vielen Fällen mußten Voltaires Haß hervorrufen. Dennoch war die humane Morallehre des Jesuitismus ihm lieber als der Rigorismus Pascals und der Jansenisten.

Und so gewiß es ist, daß es unter den Jesuiten, nicht weniger als unter anderen Männern der römischen Kirche und außerhalb derselben, unleidliche und fanatische Persönlichkeiten gibt, so sind die kriegerisch lärmenden doch am seltensten unter ihnen anzutreffen. Niemand, der mit Jesuiten aus den verschiedenen Gemeinden in Europa, mit englischen, französischen, polnischen, italienischen, in Berührung gekommen ist, wird umhingekonnt haben, sich von ihrer Selbstlosigkeit, ihrer Wohlerzogenheit, dem Ernst und der Feinheit ihres Wesens angezogen zu fühlen. Als Lehrer haben sie sich in der Regel von ihrer besten Seite gezeigt; frei von Pedanterie, befähigt, das Interesse der Kinder zu erwecken, und kenntnisreich genug, um auf vielen Gebieten die Wißbegierde, die sie erregt hatten, zu befriedigen.

Vergleicht man Jesuiten als Erzieher mit lutherischen Theologen, so sinkt die Wagschale tief zugunsten der ersteren.

Es kann kein Zweifel herrschen, daß Voltaire die Anziehung empfunden hat, die jesuitische Gewissenhaftigkeit, Sanftmut und Grazie sehr häufig auf den Unparteiischen ausüben, und er hat seine Dankbarkeit für die ihm zuteil gewordene Erziehung in starken Worten geäußert. Er schreibt, fünfzig Jahr alt, in einem Briefe vom 7. Februar 1746 an Vater de Latour:

Ich bin sieben Jahre bei Männern erzogen worden, die sich ungelohnte und unermüdliche Mühe gaben, Geist und Sitten der Jugend zu bilden. Kann jemand meinen, daß man seinen Lehrern gegenüber keine Erkenntlichkeit hegen sollte? Wie? Es sollte dem Menschen natürlich sein, beim Anblick des Hauses, in dem er geboren wurde, oder des Dorfes, wo er die Pflege einer dafür bezahlten Frau empfing, Vergnügen zu fühlen, und es sollte nicht ein Bedürfnis für unser Herz sein, die zu lieben, die edelmütig Sorge für unsere ersten Jahre trugen? Wenn die Jesuiten auf den Malabarinseln einen Prozeß mit einem Kapuziner hängen haben, was kümmert das mich? Ist es ein Grund für mich, undankbar gegen den zu sein, der mir Sinn für die schöne Literatur eingegeben, der Gefühle erweckt hat, die bis zum Grabe der Trost meines Lebens sein werden? Nichts kann aus meinem Herzen die Erinnerung an Vater Porée löschen, der allen, die unter ihm studiert haben, gleich teuer ist. Niemals hat jemanden das Studium durch gute Eigenschaften lebenswürdiger gemacht. Seine Stunden waren für uns genüßreich, und ich möchte, daß es Sitte in Paris wie in Athen gewesen wäre, in jedem Alter an solchen Unterrichtsstunden teilnehmen zu können; dann wäre ich oft zurückgekehrt, um aus ihnen Nutzen zu ziehen. Ich habe das Glück gehabt, von mehr als einem Jesuiten von Vater Porées Charakter ausgebildet zu werden, und ich weiß, daß er seiner würdige Nachfolger hat. Wenn man endlich fragt, was ich in den sieben Jahren, da ich im Hause der Jesuiten lebte, bei ihnen gesehen habe, so kann ich nur antworten: das arbeitsamste, dürftigste, regelmäßigste Leben; alle Stunden eingeteilt zwischen der Sorgfalt, die sie uns widmeten, und den Übungen, die ihr strenges Glaubens-

bekenntnis mit sich brachte. Ich fordere zu Zeugen dessen die Tausende von Menschen, die von ihnen erzogen wurden wie ich; es gibt nicht einen, der meine Worte zuschanden machen würde.

Man kann beobachten, wie Voltaire sein lebelang fortfuhr, den Lehrern seiner ersten Jugend seine Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu beweisen. 1738 schreibt er an Vater Tournemine:

Mein sehr lieber und höchstehrwürdiger Vater, ist es wahr, daß *Mérove* Ihnen gefallen hat? Haben Sie darin einige der edelmütigen Empfindungen wiedergefunden, die Sie mir in meiner Kindheit einpflanzten? Si placet, tuum est (Wenn das Stück Ihnen gefällt, ist es das Ihre). Ich sage das immer, wenn ich von Ihnen und Vater Porée spreche.

Anläßlich seiner Tragödie *Mérove* schreibt er im folgenden Jahre aus Cirey an den Freund Thiériot, der seine Freundschaft im Grunde so wenig verdiente:

Eile in Gottes Namen zu Vater Brumoy; versuche einige dieser Väter, meine einstigen Lehrer, zu sprechen; sie dürfen niemals meine Feinde werden. Sprich mit Zärtlichkeit, mit Kraft! Vater Brumoy hat *Mérove* gelesen, er ist damit zufrieden; Vater Tournemine ist begeistert davon. Gebe Gott, daß ich ihr Lob verdiene! Versichere sie meiner unverbrüchlichen Ergebenheit; ich schulde sie ihnen; sie haben mich erzogen. Der ist ein Ungeheuer, der nicht die liebt, die seinen Geist befruchtet haben.

1729 sendet er Père Porée seine *Henriade* mit einem Briefe, der beginnt:

Wenn Sie, mein ehrwürdiger Vater, sich noch eines Mannes erinnern, der sein ganzes Leben lang Ihrer mit der zärtlichsten Dankbarkeit und vollkommensten Achtung gedenken wird, empfangen Sie dieses Werk mit einiger Nachsicht und betrachten Sie mich als einen Sohn, der nach mehrjähriger Abwesenheit seinem Vater die Frucht seiner Arbeit in einer Kunst darbringt, die er einst von ihm gelernt hat. Sie werden aus der Vorrede ersehen, welches Schicksal dieses Werk hatte, und ich will aus Ihrem Urteil lernen, welches Schicksal es verdient.

Unter anderem fragt Voltaire, ob er hier von der Religion gesprochen hat, „wie er es sollte“. Ebenso warm schreibt er in dem Briefe von 1738 an Vater Tournemine über dieselbe Frage — in seiner Unruhe, seine alten Wohltäter zu verletzen und zu betrüben:

Wenn es in etlichen anderen Werken, die ich meiner Jugendhitze unachtsam entschlüpfen ließ und die nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren, Werke, die beschnitten und verfälscht wurden und die ich nie als gültig erklärt habe, wenn es in solchen Werken Äußerungen gibt, über die man sich beklagen kann, so ist meine Antwort kurzgefaßt: ich bin bereit, unbarmherzig alles auszumerzen, was Ärgernis zu erregen vermag, so unschuldig es auch gemeint sei. Es kostet mich nichts, mich und meine Werke zu bessern.

Selbst wenn man Voltaire hier nicht beim Wort nehmen dürfte, kann doch kein Zweifel darüber sein, daß das Gefühl für seine Jugend-erzieher ihm heilig gewesen ist.

In seinem zarten Alter war es Vater Tarteron, der dem Kinde zuerst Horaz und Juvenal zu lesen gab, wohlgemerkt in sorgfältig gereinigten Ausgaben. Père de Tournemine war einer der gelehrtesten Lehrer des Instituts, ebenso sehr heimisch in Mathematik wie in Philosophie, ebenso bewandert in Griechisch wie in Hebräisch. Er war Voltaires erster Führer in der Literatur, und wir haben gesehen, wie geschmeichelt und beglückt er sich später von der Bewunderung seines alten Lehrers für *Mérope* fühlt. Tournemine vereinte eine lebhaftere Einbildungskraft mit der Seelenreinheit eines Kindes. Er bewunderte frühzeitig die glänzenden Eigenschaften und den feurigen Geist seines Schülers, wünschte nur, ihm „Trense anlegen zu können“. Wie nahe der junge Voltaire ihm gestanden hat, zeigt sich, wenn er während der naiven Liebesepisode seiner frühen Jugend an seine geliebte Olympe in Holland schreibt: „Das erste, was ich tun will, wenn ich nach Paris komme, ist, Vater Tournemine für Ihre Sache zu gewinnen.“

Vater Paullou war der Beichtvater des Knaben und genoß, wie Briefe aus der Schulzeit zeigen, die innige Liebe seines Schülers. Unter den vielen, mehr oder minder verlässlichen Äußerungen über den jungen François ist folgende des Vaters Paullou von vielen Seiten bestätigt worden: „Dieses Kind wird von dem Durst nach Ruhm verzehrt“ (*Cet enfant est dévoré de la soif de la célébrité*).

Der jüngste der Lehrer und zugleich der, dem Voltaire eine solche Anhänglichkeit bewahrte, daß ihm sein ganzes Leben lang niemals ein herabsetzendes Wort über ihn entschlüpfte, war der feingebildete Vater Thoulié, der seinen Namen durch ein Anagramm änderte und unter dem Namen Abbé Olivet berühmt wurde. Er übersetzte Demosthenes und Cicero, wurde ein einflußreiches Mitglied der Französischen Akademie und schrieb deren Geschichte. Voltaire hegte eine förmliche Zärtlichkeit für ihn, welche lebhaft erwidert wurde. Für Voltaire ist Olivet der wiedergeborene Quintilian, und Olivet seinerseits versäumt nicht, die Partei seines ehemaligen Schülers in dessen zahlreichen, oft recht grimmigen Fehden (wie denen mit J. B. Rousseau, mit Desfontaines usw.) zu ergreifen. Es waren derbe Elemente, es war sogar eine gewisse Barschheit in Olivets Natur; dennoch redet Voltaire ihn, wenn er an ihn schreibt, stets so an: *Elegans et sapiens Olivete, vir doctissime! Vale, dilige tuum amicum, tuum discipulum!*

Am teuersten von allen Lehrern war und blieb jedoch dem berühmtesten Schüler der Anstalt, wie wir sahen, Vater Porée. Porée war der geborene Erzieher, ein so sicherer Physiognomiker, daß er sich über Charakter und Fähigkeiten jedes einzelnen Schülers klar war, jedem daher genau den Unterricht erteilte, dessen er bedurfte. Seine Laune war gleichmäßig, sein Wesen ein Lächeln. Er besaß eine freimütige, ansteckende Heiterkeit, war nachsichtig und liebenswürdig. Der Frieden seines Innern spiegelte sich in seinen Zügen. Er liebte



die schöne Literatur mit Leidenschaft und teilte diese Leidenschaft seinem Lieblingsschüler mit.

Der junge François lebte nicht wie die vornehmen Eleven der Schule, sondern führte ein bescheidenes und nachdenkliches Dasein. Er arbeitete rastlos, nicht wie die anderen Knaben mit dem an das Buch gebundenen Fleiß der mittelmäßigen Köpfe, sondern mehr in den Freistunden als beim Unterricht, nahm nicht an den Spielen und Tändeleien der Kameraden teil, fragte aber die Lehrer leidenschaftlich aus, erging sich in endlosen Gesprächen mit ihnen, um sich von seiner angeborenen Unwissenheit zu befreien. Er forschte nach allem möglichen, ließ sich über Philosophie, Religion, Literatur, Geschichte, Staatenlehre, Naturwissenschaft belehren. Selbst was sonst über dem Horizont eines Schuldiszipsels liegt, lag nicht über dem seinen: die damaligen Begebenheiten, die Politik, die Regierungen in Frankreich und anderwärts. Über alles wollte er Bescheid haben. Wie Vater Porée über ihn geschrieben hat: „Er wog gern Europas Interessen auf seiner kleinen Waage.“

Schon als Knabe hielt er auf gutes Essen und guten Wein, auf schöne Kleider und auf eine gewisse persönliche Eleganz. Er war niemals ein Arbeitsroß und niemals ein Asket. Da er außerordentlich zart war, fürchtete er besonders die Kälte sehr.

Es war Brauch in der Schule, die Freistunden im Hofe zu verbringen, solange nicht das Wasser im Weihkessel der Kapelle gefroren war. Da die Tür zur Kapelle tagsüber offenstand, legte Voltaire, so oft er eine Gelegenheit ersahen konnte, Eis in den Kessel, um seinen Ofenwinkel nicht verlassen zu müssen.

Jede Klasse hatte ihre Ehrenbank, die den besten Schülern vorbehalten war, und auf dieser Bank war der begehrteste Platz nicht der erste, sondern im Winter der, der dem Kachelofen am nächsten war. Um diesen entbrannten oft harte Kämpfe. Während der frierende Voltaire eines Tages einen Kameraden von diesem Platz fortzupuffen suchte, rief er aus: „Fort mit dir, oder es setzt einen Stoß, daß du dich bei Pluto wärmen kannst.“ — „Warum sagst du nicht: in der Hölle?“ — „Bah, das eine ist nicht sicherer als das andere!“

Es ist dies eine jener Anekdoten, die als Beispiel der frühzeitigen Freidenkerei des Knaben gern angeführt werden. Es gibt eine der eben erwähnten entsprechende Äußerung über das Himmelreich, die von seinem Biographen Paillet de Warey (1824) stammt. Einer seiner Nebenmänner im Refektorium behauptete, Voltaire habe ihm das Glas versteckt. Ein anderer rief: Arouet, gib es ihm zurück, du bist ein Störenfried, der nie in den Himmel kommt. — Was sagt er da von seinem Himmel? erwiderte der Knabe. Der Himmel, das ist der große Schlafsaal der Welt.

Sicherlich werden nur von sehr berühmten Männern derartige harmlos scherzhafte Äußerungen aufbewahrt.



## VII

Der junge Arouet kam durch seine Schulzeit, ohne je demütigenden Strafen ausgesetzt worden zu sein. Seine Mitschüler waren nicht immer so glücklich. Der Marquis von Argenson erzählt in seinen Erinnerungen daß er und der junge Herzog von Boufflers, Oberst des seinen Namen tragenden Regiments und erbberechtigter Gouverneur über Flandern, als Strafe für den unbedeutenden Jungenstreich, durch ein Blasrohr Erbsen auf Père Lejay gepustet zu haben, in Gegenwart der ganzen Klasse mitten auf dem Schulhofplatz gepeitscht wurden. Der Maréchal de Boufflers beklagte sich beim König darüber und nahm seinen Sohn aus der Schule. Der Marquis von Argenson berichtet, wie peinlich es für ihn und seinen Bruder, die beiden nachmaligen Minister, war, die ärmliche, schwarze Schüleruniform zu tragen. Sie hatten vor ihrem Eintritt in das Kollegium das damalige Leben junger Herren geführt, Schauspiele, Gesellschaften, Restaurants und Frauen besucht. Er wandte die Augen ab, als während einer Schulkomödie, der er in seiner Schüleruniform im Amphitheater als Zuschauer beiwohnte, sein intimer Freund, der junge Prinz von Soubise, in seinem strahlenden Rock den Saal betrat.

Bei einer Prämienverteilung 1710 sahen der junge Arouet und Jean Baptiste Rousseau einander zum erstenmal. Rousseau hörte, wie Arouet zweimal vorgerufen wurde, und fragte, wer der junge Mensch sei, den man so vor seinen Kameraden auszeichne. Père Tarteron erwiderte, es sei ein kleiner Junge, der ein erstaunliches Talent für die Dichtkunst besitze, und schlug vor, ihn vorzustellen, was auch geschah. Rousseau fand seine Physiognomie unangenehm -- allerdings wurde dies erst zu Papier gebracht, nachdem zwischen dem älteren und dem jüngeren Poeten eine bittere Feindschaft entstanden war --, den Blick aber lebhaft und aufgeweckt und die Haltung des jungen Menschen äußerst höflich.

Unter den Bekanntschaften aus der Schulzeit, die fürs Leben aufrechterhalten blieben und von größter Bedeutung für Voltaire wurden, ist zu nennen die mit dem kleinen Herzog von Fronsac -- später so berühmt als Herzog und Maréchal von Richelieu, am berühmtesten jedoch durch seine Eroberergabe und Treulosigkeit gegenüber dem schönen Geschlecht. Kaum der Herzog von Lauzun (obwohl sein Name in dieser Beziehung sprichwörtlich geworden ist) genoß solch einen Ruf der Unwiderstehlichkeit, wie dieser Mann, der, fünfzehn Jahre alt, die Schule verließ, um die junge Herzogin von Noailles zu ehelichen, und in demselben Jahre für einige Zeit in die Bastille kam, weil er der Herzogin von Bourgogne ein paar Küsse geraubt hatte. Und Richelieu bewahrte (sowie Lauzun) seine Anziehungskraft auf die Frauen bis zu seinem Tode. (Er wurde zweiundneunzig Jahre alt, Lauzun einundneunzig, und in seinem letzten Lebensjahre bewies dieser dem Hofe seine Kunstfertigkeit im Zureiten junger Pferde.)

Richelieu war den Frauen der Abgott. Nur mit ihm zusammen genannt zu werden, galt als eine Ehre. Alle zeigten sich ihm gegenüber nachgiebig, die koketten wie die ehrbaren, Prinzessinnen wie Bürgersfrauen. Sie kämpften um seine Gunst, mitunter sogar mit Schießwaffen, wie Madame de Polignac und die Marquise von Nesle, die seinedhalb im Bois de Boulogne Pistolenschüsse wechselten. Die Verehrerinnen, die für ihn anderen Frauen Botschaften überbrachten, küßten ihm dafür die Hand; die er fortjagte, kamen wieder. Er wußte nicht mehr, von welchen unter ihnen er jede der Haarlocken und Ringe erhalten hatte, die in Mengen seine Schubladen füllten. Jeden Morgen wurde ihm ein Pack Liebesbriefe überbracht; oft fand er nicht Zeit, sie zu lesen, öffnete sie nicht einmal, schrieb mit Bleistift auf die Adresse: Briefe, die ich nicht Zeit hatte zu lesen. Bei seinem Tode fand man auf seinem Tische, noch versiegelt, nicht weniger als fünf Billetts von vornehmen Damen vor, die an einem und demselben Tage um „eine Stunde seiner Nacht“ flehten. Er war damals zweiundneunzig Jahr alt.

In der Schule konnte Voltaires Bekanntschaft mit dem Herzog, der ja die Anstalt frühzeitig verließ, sich nicht intim gestalten, aber während der Jugendzeit trafen sie einander oft: bei dem Kardinal von Auvergne, dem Herzog von Sully, dem Marschall von Villard und bei Lord Bolingbroke — solange dieser in Frankreich in La Source lebte. Schadete diese Freundschaft Voltaire auch in der Regentschaftszeit, als Richelieu an der klerikalen Verschwörung gegen den Regenten teilnahm, ja sich im Jahre 1718 sogar anbot, Bayonne Philipp dem Fünften von Spanien auszuliefern, so gereichte sie ihm späterhin zu Nutzen; offenbar haben diese beiden glänzenden, bezaubernden und anmaßenden Persönlichkeiten eine starke Anziehung aufeinander ausgeübt. Sie waren gleich elegant und gleich impertinent. Nicht einmal der Umstand, daß Marschall von Richelieu in einer flüchtigen Verbindung mit der Marquise von Châtelet gestanden hatte, ehe Voltaire sie kennen lernte, konnte dieser Freundschaft den geringsten Abbruch tun. Und man glaube nicht Voltaires modernen Hassern, nicht Faguet, wenn er den Anschein erwecken will, als sei Voltaire in dieser Verbindung der Untertänige gewesen. Im Gegenteil, kam es zu Reibungen, so stellte er sich zu Richelieu als Macht gegen Macht. Im Jahre 1722, also etwas über ein Jahrzehnt nach Auflösung der Schulkameradschaft, schreibt Voltaire an seinen Vertrauten, Thiériot:

Ich bin sehr erstaunt über Herrn de Richelieus Zorn; ich achte ihn zu sehr, um zu glauben, er könnte zu Ihnen mit Mißvergnügen von mir gesprochen haben, als hätte ich ihm versagt, was ich ihm schulde. Ich schulde ihm nur Freundschaft und nicht Unterwerfung, und verlangte er dergleichen, so schuldete ich ihm nichts... Ich rate Ihnen nicht, ihn wiederzusehen, falls Sie erwarten, von ihm an meine Adresse gerichtete Vorwürfe zu hören; es würde ihn ebenso schlecht kleiden, einen Verweis zu versuchen, wie es mich kleiden würde, mich in einen solchen zu finden.

Die zahlreichen Gedichte und noch zahlreicheren Briefe an den Herzog, die sich über einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren erstrecken, zeugen von der Festigkeit der Freundschaft. Ein Brief der Marquise von Châtelet an den Herzog, zu einem Zeitpunkt, da sie ganz in Voltaire aufging und da der Herzog schon zum zweitenmal verheiratet war, enthält einen Passus, der ihm und ihr Ehre macht. Sie schreibt:

Ich glaube, ich habe wirklich einigen Wert, seit ich darauf bauen kann, daß Sie eine wahre Freundschaft für mich hegen... Sie kennen mein Herz; Sie wissen, wie ganz es erfüllt ist; ich bin glücklich, in Ihnen den Freund meines Geliebten zu lieben.... Diese Empfindung würde die Freude, die Ihre Freundschaft mir bereitet, noch erhöhen, wenn ich selbst sie nicht vergiftet hätte; ich kann mir nicht verzeihen, flüchtige Gefühle für Sie genährt zu haben, wie leicht sie auch waren; nun muß der Charakter meiner Freundschaft trachten, diesen Fehler gutzumachen und, falls es dieser Fehler ist, dem ich Ihre Freundschaft verdanke, will ich trotz all meiner Gewissensbisse sagen: Heiliges Verbrechen! (*O felix culpa!*)

### VIII

Doch zurück zu Voltaires vielen anderen wertvollen Bekanntschaften aus der Schulzeit! Stark sind die beiden Brüder d'Argenson hervorzuheben. Ihr Vater war Polizeichef Ludwigs des Vierzehnten für Paris und hierauf während der Regentschaft reaktionärer Großsiegelbewahrer (Justizminister). Beide Söhne stiegen zu hohen Posten empor. Der ältere, der Marquis von Argenson, mit Voltaire genau gleichaltrig, blieb bis zum letzten Tage seines Lebens dessen Freund. Er wurde Frankreichs Minister des Äußeren. Der jüngere, Graf von Argenson, mit dem Voltaire wohl weniger befreundet war, der ihn jedoch für eine kurze Zeit (1743—47) in diplomatischer Mission bei dem König von Preußen benutzte, wurde unter Ludwig dem Fünfzehnten Kriegsminister. Da er sich bei Hofe auf die Jesuiten stützte, war Voltaires Verhältnis zu ihm kühlerer Art, wenn er auch in Briefen an den Jüngeren ebenso wie an den Älteren gern die Erinnerungen aus der Schulzeit mit ihren gemeinsamen Spaziertouren in der „schwarzen Allee“ zurückruft.

Mit keinem dieser Freunde jedoch verband Voltaire ein so inniges Verhältnis wie mit seinen eigentlichen Vertrauten unter den Schulkameraden. Da ist vor allem Fyot de la Marche (die Briefe an ihn wurden von Henri Beaune herausgegeben). In den Beziehungen zu ihm ist ebensoviel Respekt wie herzliche Anhänglichkeit. Da jedoch Fyot de la Marche gläubiger Katholik war, fehlt im Tone jenes Vertrauens, das auf voller Übereinstimmung beruht. Ganz herzlich und vertraulich war und blieb dagegen die Stimmung gegenüber Cideville, der Ratsherr am Parlament zu Rouen wurde und bis zuletzt Voltaires Vertrauter bei seinen Plänen und in seiner Arbeit blieb. Der letzte

Brief an Cideville ist vom 30. August 1765 datiert. Er lebte noch fünfzehn Jahre, war aber bigott geworden.

Noch sind von den Freunden für Lebenszeit die beiden Brüder Fériel, Graf von Argental und Graf von Pont-de-Veyle, zu nennen. Voltaire hat sie geliebt. Etwas ferner stand ihm wohl der dicke Pont-de-Veyle, der gemächliche Epikuräer, der sich nur schwer von Paris loszureißen vermochte, um seinen Besuch in Ferney zu machen, und mehr hat Voltaire zweifellos an d'Argental gehangen, welcher in den Briefen stets nur: Mein Engel, mein geliebter Engel, angebeteter Engel, göttlicher Engel tituliert wird; schreibt er aber an beide Brüder, so heißt es beständig: Meine Engel! Briefe an Pont-de-Veyle sind von dem Zeitraum 1736—43, an d'Argental von 1734—78 aufbewahrt worden. D'Argental ist nicht bloß Voltaires beständiger Vertrauter, sondern nimmt auch, wo es gilt, wirksam seine Partei, z. B. gegenüber Baculard d'Arnauds Undankbarkeit und Verleumdung. In dem ersten Entwurf zu Voltaires *Septième Discours de la Vraie Vertue* sind unter anderem folgende Zeilen an ihn zu finden:

Tendre et fidèle ami, bienfaiteur généraux  
Qui peut te refuser le nom de vertueux?  
Jouis de ce grand titre, ô toi dont la sagesse  
N'est point le triste fruit d'une austère rudesse,  
Toi qui, malgré l'éclat dont tu blesses les yeux,  
Peux compter plus d'amis que tu as d'envieux.

Zu den innigstgeliebten Jugendfreunden aus jenen ersten Zeiten gehört endlich Jean René de Longeuil, Marquis de Maisons, der nur zweiunddreißig Jahre alt wurde. Sein Großvater war Anna von Österreichs Kanzler gewesen. Er war fünf Jahre jünger als Voltaire und wie dieser äußerst früh entwickelt; mit zwölf Jahren schon las er mit Genuß die römischen Dichter; mit vierzehn warf er sich in ungestüme Leidenschaft auf das Studium der Physik, versäumte aber darüber nicht die juridischen Studien, deren Pflege ein väterliches Erbeil ihm auferlegte. Als er noch als Knabe seinen Vater verlor, erwies Ludwig der Vierzehnte ihm das Vertrauen, ihm dessen Stellung als Präsident des Parlaments in Paris zu versprechen, „in der Hoffnung, er werde dem Könige mit derselben Treue dienen, wie seine Väter es getan hatten“. Als Maisons achtzehn Jahre geworden, erteilte der Regent ihm das Recht, den Vorsitz des Parlaments einzunehmen und die Verhandlungen zu leiten. Er entledigte sich seiner Aufgabe zu allgemeiner Zufriedenheit. Insbesondere aber glänzte er als Literaturfreund und wissenschaftlicher Forscher. Er war ein hervorragender Techniker und hatte ein Berliner Blau (Bleu de Prusse) erfunden, das jedes andere übertraf. Sein Garten enthielt nur die seltensten Pflanzen; hier wurden die ersten Kaffee Früchte Frankreichs zur Reife gebracht.

Da die Mutter Maisons die ältere Schwester der Marschallin von Villars war, hat Voltaire unzweifelhaft durch die Familie Maisons den



großen Marschall, besonders aber dessen Frau, die Herzogin, kennen gelernt, für die ihn als Jüngling einige Zeit eine so verzweifelte und unerwiderte Leidenschaft verzehrte. Es ereignete sich im Jahre 1732, daß Voltaire während eines Besuches im Schlosse Maisons von den Pocken ergriffen wurde, die eben da in Paris wüteten. Sein Wirt und seine Wirtin erwiesen ihm eine rührende Güte; Adrienne Lecouvreur, die große und seltene Schauspielerin, kam zu ihm und saß trotz der Ansteckungsgefahr an seinem Bette. Der vertriebene englische Staatsmann Bolingbroke besuchte ihn. Der Arzt Gervasi rettete nach der Meinung des Patienten dessen Leben (siehe Voltaires *Épître XXV A Mr. de Gervasi*). Kaum hatte der Dichter (am 1. Dezember 1723) das Schloß verlassen, als durch einen für ihn schmerzlichen Zufall in dem Zimmer, wo er krank gelegen, Feuer ausbrach; man zeigt noch heute die Spuren der Feuersbrunst. In dem Gedicht, in dem Voltaire seine Freude ausdrückt, dem Leben wiedergeschenkt zu sein, heißt es:

Je reverrai Maisons, dont les soins bienfesants  
Viennent d'adoucir ma souffrance  
Maisons, en qui l'esprit tient lieu d'expérience  
Et donc j'admire la prudence  
Dans l'âge des égarements.

Maisons war ihm wie ein älterer Bruder, ein ehrlicher und strenger, bisweilen scharfer Kritiker seiner Arbeiten (*Eryphile*, sogar *Jules-César*), und als er starb, legte Voltaire in einem Brief an Cideville (27. September 1731) all seinen Schmerz über diesen Todesfall nieder. Der Brief beginnt: „Mein lieber Freund, der Tod des Herrn de Maisons hat mich in eine Verzweiflung gestürzt, die an Stumpfheit grenzt. Ich habe meinen Freund, meine Stütze, meinen Vater verloren. Er ist in meinen Armen gestorben, nicht infolge der Unwissenheit der Ärzte, sondern infolge ihrer Versäumnis. Ich werde mich in meinem ganzen Leben nicht über diesen Verlust trösten können, noch über die grausame Art, auf die er mich getroffen hat.“ Noch in demselben Jahre stellte er dem Freunde ein bleibendes Denkmal in seinem Gedicht *Le Temple du Goût*, in dem er seinen Schatten nach dem Tode erblickt. Die Stelle beginnt:

O transports? ô plaisirs? ô moments pleins de charmes!  
Cher Maisons! m'écriai-je en l'arrosant de larmes,  
C'est toi que j'ai perdu, c'est toi que le trépas,  
A la fleur de tes ans, vint frapper dans mes bras.  
La mort, l'affreuse mort, fut sourde à ma prière,  
Ah! puisque le destin nous voulait séparer,  
C'était à toi de vivre, à moi d'expirer.

Wenn nun so zahlreiche vornehme Bekanntschaften und Freundschaften, die, in der Schulzeit begründet, später aufrechterhalten blieben, genannt werden, ist bemerkenswert, daß Voltaires Verhältnis zu Freunden des einfachen Bürgerstandes nicht minder innig war. Es genügt, Thiériot zu nennen. Und es erhöht die Achtung für den



Dichter, daß, wenn er in seiner späteren Lebenszeit, sogar nach Verlauf von dreißig Jahren, den ersten besten seiner Schulkameraden, dem es nicht eben gut ergangen war, widersah, das alte kameradschaftliche Gefühl bewegten Ausdruck fand. So gegenüber Le Coq, einem unbekannten Bohémien, der sich eines Tages präsentierte, zum Skelett abgemagert, mit eingefallenen Wangen, ungeordnetem Bart und schmutziger Wäsche, den aber Voltaire unter seinen Lumpen erkannte und dessen er sich gerührten Herzens annahm (Brief an Cideville vom 28. Oktober 1741).

---

# ERSTE JUGEND

## I

Der junge Arouet ging in sein siebzehntes Jahr. Um das Jahr 1711 hatten seine besten und intimsten Freunde die Schule verlassen; er brachte es fast nicht über sich, in die Zimmer zu blicken, die sie bewohnt hatten. Die Vögel waren ausgeflogen, die Bauer leer. Er sehnte sich nach ihnen und sehnte sich, auszufliegen wie sie. Er war satt und überdrüssig des klösterlichen Lebens im College, des Latein und Griechisch. Jener verzweifelte Trübsinn kam über ihn, der allen gemeinsam ist, die der Schule entwachsen sind und für die sie nicht mehr Entwicklung, sondern Gefängnisleben bedeutet.

Aber sein Vater verlangte von ihm, daß er zuerst sein Abgangsexamen machen müsse; er absolviert es im Mai 1711. Nun wurde von ihm nur noch die Prüfung gefordert, die ihm den Grad *maître es arts* verlieh. Sie war, wenn auch nicht notwendig, so doch nützlich als Einleitung für das Rechtsstudium. Er saß den Sommer über und quälte sich mit den Skeptikern, mit Aristoteles und der Ethik, ohne das Examen zu bestehen, bis er sich eine solche Migräne zulegte, daß es den Vater rührte und er den Sohn freiließ.

In den Ferien führte der Freund Fyot ihn bei seinem Verwandten, dem Marquis von Mimeure, ein und legte hierdurch den Grund zu der Freundschaft zwischen dem Dichter und der geistreichen Marquise von Mimeure, die seine Beschützerin wurde. Herr de Mimeure war den Literaten ein liebenswürdiger Mäzen, und der gute Empfang, der Arouet in dessen Hause zuteil wurde, erhöhte seine Leidenschaft für ein geistiges Freiluftleben ohne Bande und Pflichten.

Das Arbeitsjahr begann. Der Augenblick war gekommen, eine Lebensstellung zu wählen. Auf die Erklärung des jungen Menschen, daß er nichts anderes als Schriftsteller (*homme de lettres*) werden wolle, erwiderte der Vater, dieses würde dasselbe heißen wie: unnütz für die Gesellschaft, den Verwandten eine Last, dem Hungertod ausgesetzt.

Im höchsten Grade widerstrebend, begann denn der junge François sein Jus zu studieren, Vorlesungen zu hören. Sie wurden in einer großen Scheune abgehalten, denn die Juristen der damaligen Zeit waren nicht verwöhnt; aber die langweilige Art, auf welche die Kenntnisse vermittelt wurden, wie besonders all das Unnütze, mit dem man sein Gehirn überlasten wollte, brachte ihn so sehr auf, daß er sich nur um so heftiger zur Literatur gezogen fühlte. Er dachte mehr an Racine und Chaulieu als an die Pandekten, lieber an Madame de Mimeure als an das barbarische Universitätslatein. Für das Feierliche war er ja nicht veranlagt, und an Geduld fehlte es ihm ganz und gar. Er führte denn auch seine juridischen Studien nicht zu Ende. Sein Vater erbot sich, ihm eine Stellung als königlicher Advokat in Paris zu kaufen, aber er wies es ab.

Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn wurde immer gespannter. „Sagen Sie meinem Vater,“ erwiderte er einem Manne, der freundschaftlich zwischen ihnen vermitteln wollte, „daß mir an geachteten Stellungen, die käuflich sind, nichts liegt; ich werde mir ein Ansehen zu verschaffen wissen, das nichts kostet.“ Am 22. Juni 1739 schrieb er an den Marquis von Argenson: „Da ich bei meinem Eintritt in das Leben nicht besonders wohlhabend war, war ich unverschämt genug, zu meinen, ich könnte mir so gut wie andere eine Stellung schaffen, falls sie durch Willen und Arbeit zu erreichen sei. Ich warf mich auf die schönen Künste, die immer eine gewisse Geringschätzung mit sich bringen, weil man mit ihrer Hilfe nicht königlicher Rathsherr werden kann. Läßt man sichs etwas kosten, so kann man ja Staatsratsreferent für die Bittschriften werden; aber man kann nicht mit Hilfe des Geldes ein Gedicht schreiben, und ich schrieb eines.“ Er war fest entschlossen, keinem Korps anzugehören, und so leidenschaftlich er sich von der Süßigkeit und dem Glanz der Macht, von dem Licht des Wissens, den Fanfaren des Ruhms und den wohltuenden Wirkungen verfeinerter Genüsse auf Körper und Seele angezogen fühlte, er zog frühzeitig und für immer seine Unabhängigkeit jedem anderen Gute vor.

## II

Der Hof Ludwigs des Vierzehnten, einst der prachtliebendste in Europa, war in den letzten Lebensjahren des Königs der Hof geworden, an dem die finsterste Eintönigkeit herrschte. Noch umgab die Person des Monarchen ein Glanz, trotz der Niederlagen, die seine Heere und Flotten erlitten hatten, trotz der erhöhten Steuern, des verringerten Geldschatzes, der steigenden Anleihen, des allgemeinen Volkseleids. Aber unter der Herrschaft der Madame de Maintenon war der König gottesfürchtig, und sittlich so streng geworden, daß es am Hof kein Fest und keine Schauspiele, nur einzelne steife Empfänge gab. Das letztemal, da ein Ballett vor dem König getanzt wurde, war im Jahre 1681, das letztemal, da man in Versailles eine Oper aufführte, 1694.

Um das Jahr 1711 zeigte der König sich fast nie mehr; denn Madame de Maintenon verließ nicht mehr ihre Gemächer, in denen sie die Zeit mit zwei oder drei Hofdamen verbrachte, die fromm waren wie sie selbst. Der König besuchte sie täglich einige Male und arbeitete mit seinen Ministern bei ihr. Es schien fast nicht glaublich, daß dieser Hof einstmals — vor vierzig Jahren — die Heimstätte der Jugend und der Galanterie gewesen war. Ein ungeheurer Druck ging von ihm aus und legte sich bleischwer auf die Bevölkerung.

Als Opposition gegen die tödliche Langeweile bei Hofe, gegen dessen feierlichen Ernst und korrekte Sitten, erwachte nun die Stimmung, die unter der Regentschaft zum Ausbruch kommen sollte; jene in ihren Formen dezentere Zügellosigkeit, freigelassene Genußsucht, die verfeinerte und verderbte Eleganz.

Ein Zufluchtsort für die Zwanglosigkeit guter Köpfe und anakreontischer Lebenmänner war in Paris noch Le Temple, wo der Großprior von Vendôme residierte, von wo er jedoch, infolge seiner herausfordernden Ausschweifungen, von 1706—1714 ausgewiesen wurde. Es währte also noch zwei bis drei Jahre, ehe der junge Arouet ihn kennenlernen konnte. Er war, wie oben erwähnt, ein jüngerer Bruder des als Feldherr berühmten Duc de Vendôme, von dessen erschreckendem Zynismus Saint-Simon ein lebendiges Bild entwirft und dessen Ruhm sogar Holbergs politischen Kannegießer erreicht hat, welcher ihn beschuldigt, „allerorten in seinem eigenen Land“ geschändet und gesengt zu haben.

Noch sammelten des Großpriors Freunde und Genossen sich in seinem Hause oder im Hotel de Boisboudrand um den leichtlebigen, lyrisch-geselligen Poeten Abbé de Chaulieu als führenden Geist. Chaulieu wohnte in le Temple selbst.

Hier war der jetzt der Schule und der Universität entkommene Jüngling schon im Alter von zwölf Jahren von seinem (zwei Jahre später verstorbenen) Paten, dem Abbé von Châteauneuf, eingeführt worden. Hier traf er ständig nicht bloß Chaulieu, sondern auch Abbé Servien, der von einem Geistlichen nichts anderes als die Tracht besaß, den Onkel der jungen Herzöge von Sully. Hier traf er ferner Caumartin, den Abbé von Bussi, Sohn des berühmten Roger de Rabotin-Bussi und nach Voltaire's Urteil witziger und natürlicher als jener; den Marquis von La Fare, der durch einige gute Verse bekanntgeworden war; den Herzog von Arenberg; den Präsidenten Hénault, Madame de Deffands späteren vieljährigen Freund; Maximilien Henri de Béthune-Sully, der Voltaire anfänglich so nahe wie nur irgendeiner stand, bis seine Gleichgültigkeit anlässlich einer für das Leben des Freundes verhängnisvollen Kränkung der Verbindung ein Ende machte.

Die Abendgesellschaften in diesem Kreise waren geistreiche Orgien, in denen Bacchus herrschte, während die Grazien es nicht allzugenau nahmen, und wo der magere Jüngling mit dem brennenden und sarkastischen Blick sich geschmeichelt fühlte, zwischen höchst erfahrenen

Herren und nicht unerfahrenen Damen seinen Platz zu haben. Da saß er, der eben aus der Schule Entlassene, unter Prinzen und Männern aus Frankreichs höchstem Adel, bezauberte sie durch seinen regen Geist, seine burlesken Einfälle, seine unverwüstliche Heiterkeit, seine Schelmerei, dessen Anmut keiner unter ihnen zu erreichen vermochte, und behandelte sie vom ersten Tage an als seinesgleichen. Gleichwie fast hundert Jahre später Napoleon und dessen Brüder ihren Platz auf den europäischen Thronen so natürlich einnahmen, als wären sie hierzu geboren und als hätte niemand jemals ihr Recht bezweifelt, so behandelte Voltaire, kaum erwachsen, in jenen Zeiten des Kastenwesens Männer aus den ersten Familien Frankreichs, als sei er ohne Frage mindestens so vornehm wie sie.

Ab und zu gab es wohl auch Mißgunst und Rivalität zu überwinden und zu beschwichtigen, so zum Beispiel gegenüber Chaulieu, dem Führer selbst. Voltaires erstes Auftreten als satirischer Poet hatte ihn entzückt und er belohnte den Jüngling für das Gedicht *Le Bourbier* mit einem kleinen Poem, das so beginnt:

Que j'aime ta noble audace,  
Arouet, qui d'un plein saut  
Escalades le Parnasse,  
Et tout à coup, près d'Horace,  
Sur le sommet le plus haut  
Brigues la première place.

Als Voltaire jedoch später auch als dramatischer Dichter Beifall erwarb, schärfte er ein bekanntes Epigramm gegen den jungen Mann. Nichtsdestoweniger kann man in Voltaires eigenen Werken verfolgen, mit welcher Gewandtheit und Kunst er sie alle gewann.

Man lese zum Beispiel den aus Vers und Prosa gemischten langen Brief an den Abbé de Chaulieu vom 15. Juli 1716, der mit dem kleinen Vers beginnt:

A vous, l'Anacréon du Temple;  
A vous, le sage si vanté  
Qui nous prêchez la volupté  
Par vos vers et par votre exemple,  
Vous dont le luth délicieux,  
Quand la goutte au lit vous condamne,  
Rend des sons aussi gracieux  
Que quand vous chantez la tocanne,  
Assis à la table des dieux.

Dieser Brief, der drei große Druckseiten einnimmt und dessen Drittel aus Versen besteht, aus vor Abgang der Post hingekritzelten schönen, fließenden Versen, hat eine unvergleichlich einschmeichelnde Grazie, die um so bemerkenswerter ist, als er nicht für andere Augen berechnet war, als für die eines siebenundsiebzighährigen, alten Mannes.

Man beachte auch in Voltaires *Le Temple du Goût* (fünfzehn Jahre später geschrieben) die Schelmerei, Feinheit und Sicherheit, mit der er die leichtsinnigen Meister seiner Jugend kennzeichnet.



So vorerst Chaulieu:

Je vis arriver en ce lieu  
Le brillant abbé de Chaulieu  
Qui chantait en sortant du table,  
Il osait caresser le dieu  
D'un air familier, mais aimable.  
Sa vive imagination  
Prodiguait, dans sa douce ivresse,  
Des beautés sans correction.

Von Bussi heißt es nach einigen herabsetzenden Worten über den Vater:

Mais sons fils, son aimable fils  
Dans le temple est toujours admis,  
Lui qui, sans flatter, sans médire,  
Toujours d'un aimable entretien,  
Sans le croire, parle aussi bien  
Que son pere croyait écrire.

Mit drolliger Nachlässigkeit ergeht er sich weiter höchst treffend über La Fare:

La Fare, avec plus de mollesse,  
En baissant sa lyre d'un ton,  
Chantait auprès de sa maîtresse  
Quelques vers sans précision,  
Que le plaisir et la paresse  
Dictaient sans l'aide d'Apollon.

Man lese auch die scherzhaften, aber freundlichen Verse, mit denen Voltaire in seiner *Epître à M. le duc de Sully* (1720) dem alten gichtbrüchigen Chaulieu unmittelbar nach dessen Tode ein Denkmal setzt:

L'éternel abbé de Chaulieu  
Paraîtra bientôt devant Dieu,  
Et si d'une muse féconde  
Les vers aimables et polis  
Sauvent une âme en l'autre monde,  
Il ira droit en paradis.

Dieser ganze Kreis bestärkte den jungen Voltaire in seinem angeborenen Abscheu gegen alles Vernunftwidrige und in seiner Abneigung gegen die Askese, seiner Freude am Sichwohlseinlassen. Er teilte nicht von Natur aus den Hang dieser Clique zum Genuß. Die alten Herren, die sich ursprünglich in le Temple um den Prinzen von Vendôme gesammelt hatten, gehörten noch der Zeit an, da es guter Ton war, den hellen und sprudelnden Vin d'Ai zu trinken, bis man unter den Tisch rollte. Es erschien ihnen als keine Schande, jeden Abend betrunken zu Bett zu gehen. Sie zählten zu dem fröhlichen, leichtfertigen Gefolge des Weingottes, waren Bacchanten, Silene, Satyre.

Voltaire, der unter ihnen saß und von ihnen die Weihe im schäumenden Champagner empfing, die dem Geist und dem Übermut seines

eigenen mutwilligen Jugendwesens entsprach, repräsentierte unter ihnen eine jüngere Generation, die ihre Inspiration nicht mehr im Wein suchte, nicht zum Wein Zuflucht nahm, um ihre Gedanken zu klären oder zu stärken. Sein Trunk war nicht der Wein, sondern der Kaffee, jener nüchterne Saft, der das Gehirn klarer macht, statt es zu umnebeln, der Kaffee, der nicht unbestimmte Träumereien erzeugt, sondern das Hellsehen, vor dessen Blick die Wahrheit funkelt.

Die Alten, die Altmodischen, sangen noch bei ihrem Wein. Mit ihm begann die feine Kunst des Gespräches, das Knistern der Einfälle, wie es zu jenem Zeitpunkt zum erstenmal in den neugegründeten Cafés hörbar wurde.

Die Cafés waren in England im Jahre 1669, in Frankreich im Jahre 1671 geöffnet worden, aber während sie auf britischem Boden niemals gediehen, gab es schon 1720 in Paris deren dreihundert und verhältnismäßig ebensoviele in den Provinzstädten. Das Café schlug das altmodische Wirtshaus, in dem man sich betrank und sich raufte, tot.

Beim Kaffee gedieh der Witz, der verstandesklare, und das Lachen, nicht das lärmende Wiehern des Halbbezechten, sondern der Ausdruck geistiger Überlegenheit, der traf, erschlug, ansteckte.

Man hat von Voltaire gesagt, daß er von fünfzig Tassen Kaffee täglich lebte und an diesen täglichen fünfzig Tassen Kaffee starb. Wahrscheinlich stammt das Wort aus der Lobrede, die Friedrich der Große nach Voltaires Tode auf ihn hielt und in der er davon spricht, welche Mühe der Dichter an seine letzte Tragödie wandte. „Er verbrachte ganze Nächte, sein Werk umzugießen, und geschah es nun, um nicht vom Schlaf überwältigt zu werden oder um seine Sinne zu beleben, genug, er machte einen unmäßigen Gebrauch von Kaffee. Fünfzig Tassen täglich genügten ihm kaum!“

Friedrichs Irrtum leitet sich aus dem nebensächlichen Umstand her, daß Voltaire, als er kurz vor seinem Tode der französischen Akademie den Plan zu einem Wörterbuch vortrug, fünfmal je zwei und eine halbe Tasse Kaffee trank.

Aber sicher ist, daß Kaffee das Getränk ist, das Voltaire symbolisiert; nicht Wein, noch weniger Bier.

### III

Es läßt sich leicht vorstellen, was der brave und würdige Vater Arouet, ehemaliger Notar und gegenwärtiger hoher Beamter, zu diesem müßigen und planlosen Leben seines jüngeren Sohnes, zu dieser Gesellschaft von Poeten und Fürsten sagte. Statt sein Jus zu pflegen und seine Zukunft vorzubereiten, verließ der Ungeratene vormittags das Haus und kehrte nicht vor den Morgenstunden heim.

In allem und jedem betrug er sich wie der verlorene Sohn. An einer Anekdote, die als Ganzes unverläßlich ist, scheint so viel wahr zu sein, daß der junge Mensch, als er, unbestimmt wie, als Belohnung

für eine literarische Arbeit einmal in den Besitz von hundert Louisdors gekommen war (in seinen Augen damals ein Vermögen) und auf seinem Weg durch die Rue Saint Denis bei einer Auktion eine Kutsche, zwei Pferde und einige Livreen feilbieten sah, das Ganze kaufte, Diener mietete, die er in die Livreen steckte, anspannen ließ, umherfuhr, sich in seiner Herrlichkeit allen seinen Freunden zeigte und einen seligen Tag verbrachte, bis der Kutscher den Wagen gegen Abend bei der Rue du Long-Pont umschmiß. Am nächsten Tage mußte er seine Lakaïen verabschieden und Wagen und Pferde einem Lohnkutscher um die Hälfte der Summe verkaufen, die er tags zuvor für das Ganze gegeben hatte.

Eine andere, sicher vollständig glaubhafte Anekdote berichtet, wie sein Vater, erbittert über die Nachtschwärmerei des Sohnes, eines Tages befahl, die Haustüre des Abends zu sperren, und sich den Schlüssel überbringen ließ. Der junge Arouet kehrt um die Morgenstunde aus lustiger Gesellschaft heim und findet die Türe verschlossen und versperrt. Der Portier kann ihm keinen anderen und besseren Rat geben, als in einer Portehaise, die im Hofe steht, Unterkunft zu suchen. Er tut es, installiert sich, so gut es geht, auf den Wagenkissen und schlummert ein. Des Morgens kommen zwei ganz junge Ratsherren aus dem Parlament vorbei, bemerken den jungen Voltaire, den sie kennen, und lassen ihn spaßeshalber von zwei Trägern nach dem Café La Croix de Malte bringen, wo die schlechten Witze der Diener und der Gäste ihn wecken.

#### IV

Es ist nicht zu wundern, daß der alte Herr zuletzt keinen anderen Ausweg sah, den Sohn all diesem Jugendleichtsinn zu entreißen, als indem er ihn aus Paris entfernte. Er bat denn den obengenannten Marquis von Châteauneuf, seinen alten Bekannten (Bruder des damals bereits verstorbenen Abbé), der eben im Begriffe stand, eine Sendung nach den Generalstaaten im Haag anzutreten, den Jüngling als Page oder als eine Art Attaché mitzunehmen. Schon zuvor hatte er versuchsweise seinen schwer zu behandelnden Sohn nach Caen in der Normandie geschickt, wo dessen Ruf als junger Poet ihm sogleich einen Weg in die beste Gesellschaft der Stadt bahnte. Nach mehrmonatigem Aufenthalt daselbst befand der Achtzehnjährige sich auf dem Wege nach dem Haag.

Hier wimmelte es von französischen Flüchtlingen, die, um den Religionsverfolgungen zu entgehen, als Huguenotten über die Grenze gezogen waren. Unter ihnen war eine Madame Dunoyer, welche mit ihren beiden Töchtern ihren Gatten verlassen, nachdem sie ihm durch ihre Torheiten seine Stellung vernichtet hatte — er war Kapitän in der Armee, Ratsherr, Ständedeputierter, zuletzt Großmeister über die dem Staate gehörigen Flüsse und Waldungen in Languedoc. Madame

Dunoyer war, wiewohl nicht schön, darum nicht minder erotisch, die echte Abenteurerin, gescheit, unternehmend und frech. Sie hatte zuvor einige Zeit in England von Unterstützungen gelebt, die sie sich erbettelte; jetzt in Holland war sie bestrebt, ihren Unterhalt durch Herausgabe einer periodischen Flugschrift *La Quintessence* zu verdienen, die eine sogenannte Chronique über Paris und den Hof brachte, in welcher es allerdings kaum ein wahres Wort, dagegen aber allerlei amüsante Anekdoten, Getratsch und Skandälchen zu lesen gab. Ihre ältere Tochter hatte sie, noch blutjung, mit einem alten Manne verheiratet. Die jüngere, Olympe, genannt Pimpette, hatte sie noch bei sich.

Olympe hatte eine gescheiterte Verlobung hinter sich. Einer der Führer des Aufstandes in den Cevennes, Jean Cavalier, von dem Marschall von Villars besiegt, war bei seiner Ankunft in London glänzend empfangen und von Madame Dunoyer eingefangen worden. Als es sich zeigte, daß er nicht bloß mittellos, sondern tief verschuldet war, setzte sie ihn durch den Verkauf von Diamanten, die sie mitgenommen, als sie ihren Mann verließ, in den Stand, den Offizieren seines Regiments das ihm geliehene Geld zurückzuzahlen. Er verlobte sich mit Olympe und übergab der Mutter ein unterzeichnetes Ehegelöbniß. Nachdem aber die Verlobung zwei Jahre gedauert hatte, verschwand er eines schönen Tages nach England, wo ihn eine bessere Partie erwartete.

Der junge Arouet wurde bald nach seiner Ankunft im Haag in Madame Dunoyers recht offenem Hause eingeführt und verliebte sich hier zum ersten Male heftig. Olympe und er entflammten in derselben Stunde für einander, und sie ließ ihren jungen Anbeter nicht vergebens schmachten. Sie sahen einander täglich und fühlten sich beide sehr glücklich.

Die praktische Mutter, die sofort begriff, daß der neunzehnjährige Arouet, ohne Stellung und ohne Einkünfte, kein Gatte für ihre Pimpette sei und sie bloß kompromittieren sowie ihre spätere Eheschließung erschweren könnte, ging, sobald sie dem Einverständnis der beiden jungen Leute auf die Spur gekommen war, schnurstracks zu dem Gesandten und bat ihn, dem Torte, den die allzuhäufigen Besuche des jungen Pagen dem Rufe ihrer Tochter bereiten müßten, ein rasches Ende zu machen.

Der Marquis von Châteauneuf beschloß denn auch, die Sache allsogleich zu erledigen, teils weil er Skandalgeschichten in *La Quintessence* fürchtete, teils weil er besorgte, die Generalstaaten könnten in dem Eifer seines katholischen Pagen, eine Protestantin an sich zu fesseln, eine unbefugte Bekehrungssucht erblicken; dies um so mehr, als bekannt war, daß Herr Dunoyer es sich angelegen sein ließ, seine Tochter zur römischen Kirche zurückzubekehren.

Als der junge François Arouet am Abend desselben Tages heimkam, sagte man ihm, der Gesandte wünsche sogleich mit ihm zu sprechen, und er empfing, gänzlich unvorbereitet, die Donnerbotschaft, daß er ohne Aufschub nach Frankreich heimzureisen habe. Mit Mühe

erwirkte er einen eintägigen Aufschub, jedoch nur unter der Bedingung, daß er keinen Fuß mehr aus dem Hause setze.

Trotz des Schreckens faßte sein fruchtbares Hirn sogleich den Entschluß, nicht nachzugeben. Die ganze Nacht grübelte er über einen Plan und fand keinen besseren als den, Pimpette schriftlich eine Entführung und gemeinsame Flucht zu Herrn Dunoyer in Frankreich vorzuschlagen. Vor allem aber galt es, sich für die den Liebenden übrigbleibende kurze Zeit die Möglichkeit zu einem Briefwechsel zu sichern.

Durch einen merkwürdigen Zufall besitzen wir noch vierzehn der Briefe, die der junge Arouet an Olympe Dunoyer schrieb — vielleicht alle, die er überhaupt schrieb —, und zwar trotz der in diesen Briefen enthaltenen inständigen Aufforderung, sie zu verbrennen. Dies erklärt sich so, daß Olympes rührige und unverzagte Mutter, nachdem sie alles getan, was in ihrer Macht stand, um die Verbindung zwischen den beiden jungen Leuten aufzulösen, und nachdem sie die Briefe in ihre Gewalt bekommen hatte, aus ihnen Nutzen zu ziehen beschloß und sie im Jahre 1720, also sieben Jahre danach, in dem fünften Bande ihrer Sammlung *Lettres historiques et galantes* herausgab, bloß mit Hinweglassung der Ausdrücke, die der junge Voltaire in seiner Erbitterung und Verachtung über ihre eigene Person gebrauchte. Wenn man bedenkt, daß der Ausgangspunkt dieser ganzen Härte in der Behandlung des kaum neunzehnjährigen Jünglings die Unruhe war, die der Gesandte vor der giftigen Feder dieser Mutter empfand, von der er einen die französische Ambassade kompromittierenden Skandal befürchtete, so muß zugegeben werden, daß sie jede Besorgnis in dieser Beziehung tatsächlich vollauf gerechtfertigt hat.

Es ist ein Glück, daß diese Briefe uns erhalten blieben. Hier, und hier allein, lernen wir den jungen Voltaire als Liebenden kennen, und überdies als so jung und naiv in seiner Liebe, daß er nicht den geringsten Zweifel an der zeitlebens dauernden Kraft dieser Liebe hegt. Was überdies rührt, ist, daß das junge Weib, zu dem er sich mit solcher Leidenschaft hingezogen fühlt, ebenso verliebt wie er und ebenso zweifelt ob der Trennung ist, die ihnen droht. Was bedeutet es uns, daß diese junge Leidenschaft ein erzwungenes Getrenntsein nicht zu überleben vermochte!

Diese Briefe sind um so interessanter, als sie die einzigen uns erhaltenen Liebesbriefe Voltaires sind. Madame du Châtelet hatte seinerzeit nicht weniger als acht Quartbände mit Briefen Voltaires an sie aufgestellt. Nach Mitteilungen des Abbé de Voisenon (*Œuvres* IV, 181) kann nicht leicht ein Zweifel herrschen, daß Saint-Lambert in posthumer Eifersucht diese Briefe nach ihrem Tode verbrannt hat — so wie er später die Briefe Jean Jacques Rousseaus verbrannte.

Wir können verfolgen, wie es 1713 in jener ersten Nacht der Unglücksbotschaft in dem Hirn des jungen Liebhabers siedet. Er muß und will drei Empfehlungsbriefe von Olympe haben, einen an ihren Vater, einen an ihren Onkel, einen an ihre verheiratete Schwester; besonders



der an die Schwester ist unbedingt notwendig. Überbringer dieser Briefe solle der Schuhmacher des Hauses sein und er müsse einen Leisten in der Hand haben, um sein Kommen zu erklären, als gälte es eine Reparatur an den Schuhen des jungen Menschen. Außerdem müsse der Mann ihm ein Billet von ihr bringen und schließlich ihr Porträt; sie müsse ihre Mutter bewegen, dieses zu verabfolgen; es sei in seinen Händen besser aufgehoben als in denen der feindlich gesinnten Mutter. Der Diener, den er ihr sende, sei ihm unbedingt ergeben; er werde sich ihrer Mutter gegenüber, um eingelassen zu werden, für einen Fabrikanten von Tabaksdosen ausgeben; er sei aus der Normandie und werde seine Rolle vorzüglich spielen. Als François ihr nun notgedrungen Lebewohl sagt, schwört er ihr zugleich all die Zärtlichkeit, die sie verdient. Er weiß wohl, daß selbst die wenigsttreuen Liebhaber so sprechen; aber deren Liebe ist eben nicht wie die seine auf eine vollkommene Achtung gegründet ....

„Nochmals lebe wohl, meine teure Geliebte! Denken Sie ein wenig an Ihren unglücklichen Liebsten, aber denken Sie nicht so, daß Sie traurig werden; erhalten Sie Ihre Gesundheit, wenn Sie meine erhalten wollen. Seien Sie besonders sehr vorsichtig, verbrennen Sie meine Briefe und alle die Briefe, die Sie künftighin von mir empfangen werden; es ist besser, weniger Zärtlichkeit für mich und mehr Fürsorge für sich selbst zu haben. Trösten wir uns mit der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen und lieben wir einander das ganze Leben lang!“

Die Reise wird ein wenig hinausgeschoben; man hat nicht sofort einen passenden Begleiter und eine passende Aufsicht für den jungen Menschen; aber er ist in der Gesandtschaft Gefangener im Namen des Königs. Am nächsten Tag will er versuchen, sie zu sehen. Man kann ihm das Leben rauben, nicht aber die Liebe, die er für sie empfindet. „Ja, meine anbetenswerte Geliebte, ich will Sie heute abend sehen, sollte ich auch mein Haupt auf den Block legen.“ Er will sich incognito aus dem Hause schleichen, er will einen Wagen nehmen, er will sie treffen, wenn der Mond scheint, und wie ein Sturmwind wollen sie nach Scheveling (Scheveningen) fahren.

Es wurde nichts daraus. Beide Teile waren allzu sorgfältig bewacht. Aber am nächsten Tage ein neuer Plan: Er wird um Mitternacht aus seinem Fenster steigen; sie möge gleichzeitig unter dem Vorwand eines natürlichen Dranges zur Einsamkeit ihrer Mutter Bett verlassen (die Unglückliche schlief im selben Bett mit der Mutter) und selbst das Stelldichein bestimmen. — Auch daraus wurde nichts.

Aber tags darauf hat er abermals einen neuen und noch besseren Plan geschmiedet. Sie soll ihm um drei Uhr Lisette schicken. Er wird bis dahin ein Paket vorbereitet haben, das einen Männeranzug enthält. Wenn sie dann einem armen Gefangenen, der sie anbetet, die Gnade gewähren will, sie sehen zu dürfen, so wird sie in der Dämmerung nach dem Botschaftspalais kommen und er darf hoffen, sie in seiner kleinen Wohnung zu empfangen. Das Glück, ihr Sklave zu sein, wird

ihn dann seine Gefangenschaft vergessen machen. Und er hat an alles gedacht; da man seine Kleider kennt, dürfen diese nicht zu sehen sein, und er legt einen Mantel bei, unter dem sie seinen enganschließenden Rock und ihr Gesicht verbergen kann. Sie soll allen mißtrauen, auch ihrer Mutter, ja sich selbst; aber auf ihn soll sie sich verlassen ohne das geringste Wanken und Schwanken; er wird sie aus dem Abgrund emporziehen, in dem sie sich befindet usw.

Diesmal gelang der Plan, und in dem nächsten Brief stürmt ein Jubel, ein Entzücken, ein Mutwille, wie in einem Shakespeare'schen Lustspiel nach einer Begegnung der beiden Liebenden. Sie beide vergessen die Gefahren und die bevorstehende Trennung über dem Glück, nach Herzenslust und in tiefster Heimlichkeit einander küssen und Herzen zu können.

„Ich weiß nicht, ob ich Sie Monsieur oder Mademoiselle nennen soll; sind Sie entzückend in Frauentracht, so sind Sie meiner Treu ein höchst liebenswürdiger Kavalier, und unser Portier, der nicht in Sie verliebt ist, hat gefunden, Sie seien ein reizender Junge. Wenn Sie nächstes Mal wiederkommen, wird er Ihnen einen ausgezeichneten Empfang bereiten. Sie hatten übrigens eine ebenso schreckeneinflößende wie liebenswürdige Miene aufgesetzt, und ich fürchte beinahe, Sie haben auf der Straße Ihren Degen gezogen, um es zu einem richtigen jungen Mann an nichts fehlen zu lassen.“ Das erinnert an die verkleidete Viola im Twelfthnight. Und in der Freude schlägt der glückliche Liebhaber in halb mythologische Verse über, nach damaliger Sitte:

Enfin je vous ai vu, charmant objet que j'aime,  
 En cavalier déguisé dans ce jour;  
 J'ai cru voir Vénus elle-même  
 Sous la figure de l'Amour.  
 L'Amour et vous, vous êtes du même âge,  
 Et sa mère a moins de beauté;  
 Mais malgré ce double avantage  
 J'ai reconnu bientôt la vérité.  
 Olympe, vous êtes trop sage  
 Pour être une divinité.

Und er sagt viel Schlimmes über Götter und Göttinnen, bloß um zu zeigen, wie hoch sie über ihnen steht.

An diesem Abend will er aus dem Fenster springen und sich in der Dämmerung an dem verabredeten Ort einfinden. Sein Diener wird um vier Uhr kommen und seine Kleider holen. „Erwarten Sie mich um fünf Uhr unten. Bin ich nicht da, so bin ich absolut verhindert zu kommen.“

Aber nein, er überwand alle Hindernisse, er kam und sie sahen einander noch einmal.

Der Brief vom nächsten Tage enthält jedoch die bittere Vermutung, daß man dem vortägigen Zusammentreffen auf die Spur gekommen sei. Herr de La Bruyère ist bei ihrer Mutter gewesen und hat aus der

Schule geplappert. Und nun ist es ihm aus Besorgnis um ihren Ruf unmöglich, sie noch vor der Abreise zu sehen. Es bleibt ihnen nichts mehr als ihr Briefwechsel. Er wird unter einer Deckadresse mit jeder Post an sie schreiben; seine eigene Adresse ist: A Mr. Arouet, le cadet, chez M. Arouet, Trésorier de la chambre des comptes, cour du Palais, à Paris. Und es folgt eine Reihe von Ratschlägen, wie sie ihre Megäre von Mutter behandeln solle: sie zu besänftigen versuchen, niemals seinen Namen nennen, sie in Ruhe wiegen, bis der Tag der Befreiung komme: „Meine teure Pimpette, folge ein einziges Mal meinem Rat und entschädige dich dafür für den ganzen Rest meines Lebens, ich gelobe, dir stets zu gehorchen.“

Aber noch ist nicht jede Hoffnung zu Ende. François Arouet ist falsch unterrichtet worden. Das erfahren wir aus dem einzigen Brief seiner Freundin, der uns erhalten geblieben ist:

In der Ungewißheit, in der ich schwebe, ob ich das Vergnügen haben werde dich heute abend zu sehen, teile ich dir mit, daß es nicht Herr de La Bruyère gewesen, der gestern bei uns war. Es war ein Irrtum der Schuhmacherfrau, die uns höchst unangelegen und ohne Grund alarmierte. Meine Mutter weiß nicht, daß ich mit dir gesprochen habe, und glaubt — dem Himmel sei Dank! — du seist schon abgereist. Ich will nicht von meiner Gesundheit mit dir sprechen; die bekümmert mich am wenigsten, und ich denke viel zu viel an dich, um Zeit zu haben, an mich selbst zu denken. Ich versichere dir, mein liebes Herz, zweifelte ich an deiner Zärtlichkeit, so würde ich mich freuen, krank zu sein, ja mein liebes Kind, das Leben wäre mir eine Last, wenn ich nicht die süße Hoffnung hätte, von dem geliebt zu werden, der mir das Teuerste auf der Welt ist.

Tu, was du kannst, daß ich dich heute abend sehen kann. Du brauchst bloß in die Küche des Schuhmachers hinabzugehen und ich bürge dir dafür, daß du nichts zu fürchten hast; denn unsere Quintessenz-Fabrikantin glaubt dich ja schon auf halbem Weg nach Paris. Wenn du also willst, habe ich das Vergnügen, dich heute Abend zu sehen; und sollte es sich nicht machen lassen, so erlaube mir, in das Gesandtschaftshotel zur Messe zu gehen. Ich will dann Herrn de La Bruyère bitten, mir die Kapelle zu zeigen; Neugierde ist den Frauen erlaubt. Und dann will ich ihn ganz unbefangen fragen, ob man noch nichts von dir gehört habe und wann du abgereist seist. Verweigere mir diese Gnade nicht, mein teurer Arouet; ich bitte dich darum im Namen der höchsten Zärtlichkeit, also im Namen der Liebe, die ich für dich empfinde. Lebe wohl, liebenswürdiges Kind! ich bete dich an, und ich schwöre dir, daß meine Liebe so lange dauern wird wie mein Leben.

Dunoyer.

Wie man sieht, spricht Olympe, als sei sie die ältere von den beiden, was jedoch nicht der Fall war, und ihre Äußerungen zeugen für ihre kühne Entschlossenheit und aufrichtige Verliebtheit.

Es finden sich noch eine Reihe an Pimpette gerichtete, heiße Briefe von der Reise und aus Paris vor und wir können die zahlreichen Schritte verfolgen, die der junge Voltaire in Paris unternahm, um es Olympe zu ermöglichen, ihre Mutter zu verlassen und sich mit ihrem Vater zu vereinigen. Aber wie wenig vermag ein junger abhängiger Mensch

von neunzehn Jahren! Und wie wenig vermochte er unter der damaligen väterlichen Autorität und unter den Rechtszuständen dieser Zeit!

Kaum in Paris angekommen, erfuhr der junge François, daß vor ihm ein Brief des Marquis von Châteauneuf eingetroffen sei, in einem so aufgebrachtten Ton geschrieben, „als handle es sich um einen Verbrecher“. François Vater, für den dies der Tropfen war, der den Becher zum Überlaufen brachte, erwirkte eine Verhaftungsorder (lettre de cachet) gegen den Sohn. Er mußte sich einen Schlupfwinkel suchen, bis es seinen Freunden gelang, den ersten Ansturm des väterlichen Zornes zu stillen. Er schreibt an Olympe, daß der Vater ihn zuerst nach den Inseln (den Antillen) schicken wolle, dann allerdings seinen Entschluß ändere; daß es den Freunden aber unmöglich sei, den Wütenden von dem Vorsatz abzubringen, seinen Sohn zu enterben. Für Olympe jedoch bleibe nur eines zu tun: abzureisen, sobald sie den Befehl ihres Vaters empfinde: „Sie lieben mich, meine teure Olympe, und Sie wissen, wie innig ich Sie liebe; sicherlich verdient meine Liebe Gegenliebe .... Wenn Sie unmenschlich genug wären, mich die Frucht all meiner Mißgeschicke einbüßen zu lassen, indem Sie hartnäckig in Holland bleiben, so verspreche ich Ihnen, bei der ersten Botschaft hiervon meinem Leben unweigerlich ein Ende zu machen.“

## V

Der strenge Vater machte kurzen Prozeß und brachte seinen poetischen und verliebten Sohn ohne weiteres in dem Bureau eines Rechtsanwalts unter. Maître Alains Bureau befand sich in der Rue Pavée-Saint-Bernard nahe dem Place Maubert. Unterdessen unterschlug der alte Arouet die Briefe Olympes, die erboste Mutter im Haag die von François. Die beiden jungen Leute wechselten noch durch einige Monate beständig ihre Deckadressen. Dann endete von seiten des jungen Mädchens die große Passion mit einem Knall. Sie verliebte sich in einen blutjungen, erst siebzehnjährigen Franzosen im Haag, Guyot de Merville, der volle zwanzig Jahre später in rückwirkender Eifersucht einer von Voltaires heftigsten Angreifern wurde.

Merville war indessen ebensowenig als künftiger Ehemann annehmbar wie Arouet; Madame Dunoyer legte sich nun kräftig ins Zeug, um eine Heirat und Versorgung ihrer Tochter in die Wege zu leiten. Es gelang ihr auch binnen kurzer Zeit, eine Ehe zustande zu bringen, die Olympe zur Gräfin Winterfeld machte. Dá aber nur der Mutter Ehrgeiz, nicht der Tochter Herz einen Anteil an dieser Verbindung hatte, verließ die junge Gräfin bald ihren Mann und kehrte, da sie keine andere Zufluchtsstätte hatte, zu ihrer Mutter zurück. Die Mutter starb kurz darauf (1719), worauf Gräfin Winterfeld Holland verließ und ihre Verwandten in Frankreich aufsuchte.



Voltaire war so weit davon entfernt, seiner treulosen Jugendgeliebten irgendwelchen Groll nachzutragen, daß er schon 1721, als er erfuhr, sie sei in Geldverlegenheiten, ihr in aller Stille heraushalf. Wo immer er ihrer später in seinen Briefen erwähnt, geschieht es immer mit Achtung und Wärme.

Ihre Lebensbedingungen besserten sich. Ihr Vater hinterließ ihr zwar nur Schulden, aber ihr Onkel war sehr reich, und als er starb, erbte sie sein schönes Haus im Faubourg St. Antoine und kaufte sich überdies ein Landgut.

Im *Supplement zum Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten* schreibt Voltaire, anlässlich der Verleumdungen La Beaumelles, über sie: „Sie genießt eine Pension vom König und lebt gewöhnlich auf ihrem Landgut, wo sie für die Armen der Umgegend Sorge trägt. Ihr Alter, ihr verdienstvolles Leben, ihre Tugenden, die angesehene und zahlreiche Familie, der sie angehört, die Personen hohen Ranges, mit denen sie verwandt ist, sollten sie vor der unverschämten Verleumdung eines törichten Verbrechers schützen.“

Zum letztenmal kommt ihr Name bei Voltaire in Briefen aus Cirey vom 16. und 30. Juli 1736 vor, in denen er seinen Vertrauten, den Abbé Moussinot, bittet, einen kleinen Schreibtisch mit Schirm zu kaufen und in seinem Namen zu Madame de Winterfeld, Rue Platrière, nahe von St. Agnes' Nonnen, bringen zu lassen.

So suchte der zweiundvierzigjährige Mann durch eine kleine Aufmerksamkeit sich in die Erinnerung der Dame zurückzurufen, die er als feuriger achtzehnjähriger Jüngling geliebt und angebetet hatte.

Vermutlich ist der Aufenthalt in einem Rechtsanwaltsbureau, so langweilig er für den jungen Poeten war, keine verlorene Zeit für ihn gewesen. Er lernte hier mit seinem guten Kopf ohne sonderliche Anstrengung eine Menge juristische Methoden, auch juristische Kunststücke und Kniffe kennen, deren Unkenntnis für den künftigen Geschäftsmann abträglich gewesen wäre. Wenn er sich später mit solcher Schnelligkeit und Sicherheit ein sehr bedeutendes Vermögen erwarb und es stetig vermehrte, so verdankte er dies wohl dieser so frühzeitig erworbenen Vertrautheit mit jeder Art juridischer Praxis.

In dem Bureau des Rechtsanwalts hatte er einen jungen Mann als Genossen, mit dem er das ganze Leben hindurch, bis zu dessen Tode 1772, in dauernder Verbindung blieb. Der Name des jungen Menschen war Nicolas Claude Thiériot (ein Name, der von Voltaire stets Thiriot geschrieben wird), und er blieb Voltaires intimster und vertrautester Freund; in vielen Jugendverhältnissen sein erprobter Helfer. Er mag wohl etwas Liebenswürdiges und Vertraueneinflößendes an sich gehabt haben. Gewiß ist, daß er sich für uns Späterlebende anders ausnimmt. Er verstand es wie wenige, seine Freundschaft mit dem berühmten Manne auszunutzen. Voltaires Briefe an ihn erstreckten sich von 1721 bis



1772, und in dieser ganzen Zeit hat er sich als träge, unzuverlässig, unredlich, als Verräther, ja sogar als Betrüger erwiesen und sich für jeden Dienst auf mannigfache Art bezahlt gemacht. Noch 1769, fünfundfünfzig Jahre nach Beginn ihrer Bekanntschaft, wandte er sich an Voltaire mit der inständigen Bitte um pekuniäre Unterstützung. Der Nachwelt ist sein Name allerdings unauflöslich mit dem des berühmten Freundes verknüpft.

## VI

In diese Zeit fällt Voltaires erste Berührung mit dem Theater und mit Bühnenmenschen. Er hatte den frühesten Entwurf zu seiner Tragödie *Œdipe* geschrieben, einer für einen so jungen Dichter höchst merkwürdigen Arbeit, und es handelte sich für ihn darum, das Stück am Théâtre Français angenommen zu sehen. Der Weg hierzu war in erster Reihe der, sich bei den Schauspielern und Schauspielerinnen des Theaters einzuschmeicheln, von welchen die letzteren die stärkere Anziehungskraft ausübten und wohl auch in der Regel den größeren Einfluß besaßen. Da er aber mit seiner Kenntniss der altgriechischen Tragödie und aus einer gesunden dichterischen und kritischen Abneigung, in den antiken Stoff eine moderne Verliebtheit einzulegen, sich bestrebt hatte, das Thema ohne Hineinmischung von Erotik zu seinem Recht kommen zu lassen, wurde sein Stück von den Schauspielern abgelehnt, die sich nicht darein finden wollten, daß man einem feststehenden Herkommen trotzte.

Sein Versuch, die eine der jungen Primadonnen des Theaters, Mademoiselle Duclos, für sich zu gewinnen, scheiterte vollständig; sie zog den Grafen von Uzès ihm vor, und es blieb ihm kein anderer Ausweg übrig, als nach Brauch des achtzehnten Jahrhunderts diese Niederlage leicht zu nehmen und in dem frivolen und anzüglichen Ton der damaligen Zeit darüber zu scherzen.

In seiner Epistel an Madame Montbran-Villafranche aus dem Jahre 1714 heißt es:

Nous semons pour autrui. J'ose bien vous le dire,  
 Mon cœur de la Duclos fut quelque temps charmé;  
 L'amour en sa faveur avait monté ma lyre;  
 Je chantais la Duclos; d'Uzès en fut aimé;  
 C'était bien la peine d'écrire.

In seinem Briefe vom Juli 1715 heißt es dreister: „Da ich schon von Theaterdamen spreche, muß ich berichten, daß die Duclos fast nicht mehr spielt, daß sie jeden Morgen einige Prisen Senf und Zimt, jeden Abend mehrere Prisen Graf d'Uzès nimmt.“ Seiner Gewohnheit nach konnte er es nicht unterlassen, eine boshafte Anspielung auf den bedenklichen Gesundheitszustand der schönen Dame zu machen. Es geschah mit nicht geringem Witz in folgendem Couplet:

Belle Duclos,  
 Vous charmez toute la nature!  
 Belle Duclos,  
 Vous avez les dieux pour rivaux;  
 Et Mars tendrait l'aventure,  
 S'il ne craignait le dieu Mercure,  
 Belle Duclos.

Die schöne und edle Adrienne Lecouvreur löste die Duclos als Gegenstand seiner Verehrung ab und wurde ihm, wie schon berührt, für kurze Zeit mehr als eine Freundin.

Ihr widmete er dann die älteste seiner *Contes en vers*, die zuerst der Duclos gehören sollte, *l'Anti-Gilon*, eine speziell gegen einen bestimmten vornehmen Herrn, Marquis de Courcillon, gerichtete Satire auf die Homosexuellen. Diese bildeten später eine recht einflußreiche Hofgruppe, ebenso wie um das Jahr 1900 in Deutschland. Der Lecouvreur widmete er auch seine 29. Epistel, die sie als Schauspielerin verherrlicht; er läßt Melpomene ihr Geschmack, Empfindung, Pathos und Feinheit mitteilen, Venus ihr die Gabe, zu gefallen, schenken, Amor aber sie der Fähigkeit, zu lieben, teilhaftig werden, und mit dieser Fähigkeit erst wird sie als Künstlerin vollkommen. An sie richtete er ferner 1719 das kleine Gedicht, ein Lebewohl, das eine Andeutung auf ihre Leidenschaft für einen anderen zu enthalten scheint, und dies auf eine Art, die Voltaire und ihr gleichviel Ehre macht:

Faites le bien d'un seul et le désir de tous;  
 Et puissent vos amours égaler la durée  
 De la pure amitié que mon cœur a pour vous!

Endlich schrieb er 1730 das ergreifende Gedicht *La Mort de Mlle. Lecouvreur*, in welchem er seinen tiefen Groll über französisches Vorurteil und französische Roheit äußert, wie sie in der Verweigerung eines Grabes für die große Künstlerin zum Ausdruck kamen.

Außer der Ablehnung von seiten des Théâtre Français und der Schauspielerin Duclos empfing der Zwanzigjährige an dritter Stelle eine Abweisung, und zwar eine, die ihm nahe ging. Es war die französische Akademie, die ihm zum ersten, nicht letzten, Male eine Niederlage zufügte.

L'Académie Française hatte im Jahre 1712 als Prämienaufgabe für lyrische Poesie eine Ode auf die Aufführung des Chors in der Pariser Notre Dame-Kirche ausgeschrieben, ein von Ludwig dem Dreizehnten gegebenes und von Ludwig dem Vierzehnten eingelöstes Versprechen. Man kann diese Aufgabe nicht eben verlockend nennen; sie erforderte eine Verherrlichung der Gottesfurcht des Königs; poetischen Anreiz besaß sie also nicht. Und man kann gewiß nicht behaupten, daß dem jungen Arouet, den sein Ehrgeiz bewog, um den Preis zu kämpfen, dieses Thema lag.

Er hatte zuvor eine einzige Ode auf Französisch geschrieben. Es war, da er als Fünfzehnjähriger die Aufgabe löste, eine lateinische

Hymne seines verhaßten Lehrers Vater Lejay an die heilige Geneviève in französische Verse zu übersetzen. Seltsam genug, hat er später diese kleine Arbeit verleugnen wollen, die doch seiner Verskunst alle Ehre macht. Die Ode, die er nun zu Ehren der beiden Ludwige über den Chor in Notre Dame schrieb, ist in demselben hochfliegenden Stil, den Jean Baptiste Rousseau in seinen nicht minder kalten und pomposen religiösen Hymnen eingeführt hatte.

Durch ihren Schwung wie durch den Klang und Fall der Rhythmen greift diese letzte Ode dem Stil und Flug in Victor Hugos ersten frommen *Odes et Ballades* vor, nur daß bei Voltaire im Geist des achtzehnten Jahrhunderts die bösen Allegorien, die auch in der Skulptur des Jahrhunderts langweilen — Allegorien wie Friede, Frömmigkeit, Glaube, Bosheit, Frechheit und Aufruhr —, der Darstellung, wie melodisch sie auch ist, ans Leben gehen.

Man kann dessenungeachtet ohne Übertreibung sagen, daß diese Ode eines Achtzehnjährigen so gut ist, wie in jener Zeit Oden überhaupt gemacht wurden. Sie entspricht dem, was in Goethes Leben das Gedicht *Gedanken über Jesu Christi Höllenfahrt* bedeutet.

Es vergingen zwei volle Jahre, ehe das Urteil fiel. Und im Jahre 1714 erfuhr der junge Dichter, daß die Prämie von dem bekannten Akademiker Herrn de la Motte-Houdart an den alten Abbé Dujarry vergeben worden war, dessen Verse sicherlich denen Arouets nicht das Wasser reichten. Sie waren prosaisch platt und wurden, wo sie sich zu höherem Flug erheben wollten, lächerlich, wie da, wo der Abbé, dessen Fach die Geographie offenbar nicht gewesen ist, behauptet, daß der Südpol so glühend, wie der Nordpol kalt sei:

Poles glacés, brûlants, ou sa gloire connue  
Jusqu'aux bornes du monde est chez vous parvenue.

Wiewohl Voltaire in scherzhaftem Ton von seiner Niederlage sprach und nicht einräumen wollte, daß er sie sich nahegehen ließ, liegt der unwiderlegliche Beweis hierfür in seiner ältesten aufgeregten und übertriebenen Satire *Le Bourbier* vor, in der er seinen Richter La Motte mit einer Wut durchhechelt, die er später anlässlich dessen würdigen und nachsichtigen Auftretens ihm gegenüber zu bereuen Anlaß bekam. Die höhnische Erbitterung in dieser Satire gleicht der Byrons in den fast ein Jahrhundert später (1809) geschriebenen *English bards and scotch reviewers*, die ebenso weit über das Ziel schoß und über die gleichfalls die Angegriffenen später nachsichtig hinweggingen.

Die paar Verserzählungen, die Arouet in diesen ersten Jünglingsjahren (1714—16) schrieb, die genannte *L'Anti-Gilon*, ferner *Le Cadenas* und *Le Cocuage*, sind nach unseren heutigen Begriffen stark anstößig, schon durch die Beschaffenheit ihrer Vorwürfe. Ebenso wird der leichtfertige, nachlässige Weltton heutzutage viele Leser abstoßen. Nach den Begriffen der damaligen Zeit jedoch ging der Scherz darin nicht über das erlaubte Maß hinaus. Diese Erzählungen entsprechen ganz

genau den Gedichten, die der achtzehnjährige Goethe etwas über fünfzig Jahre später in der Sammlung *Annette* schrieb. Nur daß Voltaire's Gedichte unanständige Dinge in der anständigsten Sprache behandeln, während die Goethes, offener sensuell und auf mehr doktrinaire Weise die Leichtfertigkeit als Regel oder Pflicht verkünden. Aber fanden diese Gedichte auch vor den Augen der leichtlebigen guten Gesellschaft Gnade, so ist es nur natürlich, daß sie Vater Arouet noch ungünstiger einem Sohne gegenüber stimmten, den er allmählich als entschieden entartet betrachten zu müssen meinte.

## VII

Unter diesen Umständen fand sich glücklicherweise ein Beschützer für das junge Genie. Es war der obengenannte ausgezeichnete und hochbegabte Louis Urbain de Caumartin, der sich von dem Vater die Erlaubnis erbat, den Jüngling nach seinem in der Nähe von Fontainebleau gelegenen Schlosse Sainte-Ange zu entführen. Hier bewegte sich François in der besten Gesellschaft jener Zeit und hier schrieb er einige seiner ersten, kühnen Episteln in Versen, in denen er Frankreich's vornehmste Männer nonchalant als seine Kameraden behandelt, ihnen zugleich schmeichelt und die unglaublichsten Dinge ins Gesicht sagt, obwohl sie ein halbes Jahrhundert älter waren als er. So stammt aus Sainte-Ange die Epistel an den Prinzen von Vendôme, in der er schildert, wie der galante König Franz der Erste, der sich seinerzeit in diesem Garten mit Diane de Poitiers oder mit la belle Ferronnière unterhielt, sich ihm offenbart hat, mit Lorbeer und Myrthe und ohne andere Krone als die, welche eine von der Venus stammende Krankheit verleiht:

Quelque lauriers sur sa personne,  
Deux brins de myrte dans ses mains  
Etaient ses atours les plus vains,  
Et de vérole quelques grains  
Composaient toute sa couronne.

Was hier überrascht, ist die Schilderung, die der junge Arouet Franz den Ersten von dem Großprior von Vendôme entwerfen läßt: wie der König diesen ausnahmslos in allen Punkten auf das Gemeinsame zwischen ihnen aufmerksam macht: Liebe zu den schönen Künsten, Abscheu vor Bigotterie, Zuverlässigkeit auf jedem Gebiet außer auf dem erotischen, und endlich die Krankheit, von der er nur hofft, daß sie dem Prinzen nicht den Tod bringe, wie sie es bei ihm getan, sondern einigen Unzen Quecksilber weichen werde:

Il aime comme moi les arts  
Et les beaux vers par préférence;  
Il sait de la dévote engeance  
Comme moi faire peu de cas;  
Hors en amour, en tous les cas  
Il tient, comme moi, sa parole;  
Mais enfin, ce qu'il ne sait pas,  
Il a, comme moi, la vérole.

Die jungen Herzöge von Sully hatten, wie erwähnt, einen Oheim, Abbé Servien, der zu den Veteranen des epikuräischen Kreises gehörte und augenscheinlich seiner Lebenslust, Grazie, Freisinnigkeit und Freidenkerei wegen von Voltaire aufrichtig bewundert wurde, ohne daß der junge Mann sich von den zu Lasten gewordenen, heftigen und mitunter unnatürlichen Leidenschaften des Alten abgestoßen fühlte. Servien hatte einen gewissen Trotz bekundet, indem er in der Oper, in der er, Hände und Nase in seinen Muff vergraben, ständiger Gast war, bei einem Prolog zu Ehren des alten Ludwig des Vierzehnten laut gegen die allzu widerliche Schmeichelei protestiert hatte. Die Folge war eine *lettre de cachet*, die ihn aus Paris verwies. Wieder in den Besitz seiner Freiheit gelangt, traf ihn bald abermals eine *lettre de cachet* und sandte ihn diesmal nach dem Gefängnis zu Vincennes, wo man ihn zwanzig Monate sitzen ließ. Die Ursache ist unbekannt, war aber zweifellos irgendeine garstige geschlechtliche Ausschweifung. Er wurde erst auf freien Fuß gesetzt, als nach dem Tode des Königs der Regent die Regierung übernahm und dem jungen Herzog von Sully, der ihm seine Huldigung zu überbringen kam, sogleich zurief: „Ich habe nicht den Abbé vergessen.“

Es gibt aus dieser Zeit zwei Voltairesche Gedichte an Servien. Die große Epistel tröstet ihn auf die reizendste Art über seine Einsperrung und empfiehlt ihm eine tapfere Lebensphilosophie: „Der Philosoph ist frei, sogar in Ketten.“ Auffallend ist hier, daß der junge Dichter Fouquet zu rühmen wagt, die ihrer Unterschleife wegen gestürzte Finanzgröße; er betrachtete ihn damals noch als Märtyrer der unberechenbaren Launen der Alleinherrschaft. Das zweite Gedicht A. M. l'abbé de ..., worunter Serviens Namen zu verstehen ist, hat in der Überschrift den Zusatz: „der den Tod seiner Geliebten beweinte“.

Es enthält in einem leichtsatirischen und scherzhaften Ton den dem geistlichen Epikuräer mit dem dreifachen Kinn erteilten Rat, sich den Tod der Geliebten nicht so überaus zu Herzen zu nehmen, daß er selbst darüber in die Grube führe, und es bringt die nicht hochfliegende, aber ehrliche Lebensphilosophie der Anakreontiker zum Ausdruck:

Voila comme on doit sans cesse  
Faire tête au sort irrité;  
Et la véritable sagesse  
Est de savoir fuir la tristesse  
Dans les bras de la volupté.

Dem Abbé wurde nicht viel Gelegenheit, diesen familiären Rat-schlägen zu folgen: er starb im folgenden Jahre, 1716. Aber er war eine typische Figur unter diesen Stammgästen le Temple's, von denen so viele, von dem Großprior angefangen über Chaulieu bis zu dem Abbé von Servien Libertiner in den beiden damaligen Bedeutungen des Wortes waren, Wollüstlinge und Freidenker, aber geistliche Freidenker, die, weit entfernt, die Kirche abgeschafft zu wünschen, ihre



Einkünfte von ihr bezogen, jeder seine kirchliche Sinekure hatte und, dem Zeitgeist folgend, dank der Religion, mit der sie bei jeder Gelegenheit ihren Spaß trieben, mit dem allerbesten Gewissen gar flott draufloslebten.

## VIII

Man hat gesagt, daß le Temple schon vor der Regentschaft der Geist der Regentschaftszeit gewesen sei, indem Stil und Haltung des Regenten von dort ausgegangen wären. Dies würde jedoch eine allzu enge Auffassung der neuen Zeit bedeuten.

Ludwig der Vierzehnte starb am 1. September 1715. Dieser König, dessen Name gefeiert worden war wie kein zweiter französischer Name, übte am Schlusse seiner Regierungszeit nach allgemeiner Anschauung solch einen Druck auf das Land, daß man die Todesnachricht mit Jubel begrüßte und seine Beerdigung Anlaß zu anstößigen Szenen gab. Er hinterließ ein von den Pfaffen übel zugerichtetes, entkräftetes Reich mit einer Staatsschuld von 2000 Millionen und einer äußeren Politik, die zu Niederlagen, einer inneren, die zur Hilflosigkeit geführt hatte.

Der Regent, Philippe von Orléans, der (als Vormund des fünfjährigen Thronerben) ihm folgte, der Sohn von Monsieur, Ludwigs des Vierzehnten lasterhaftem Bruder, und der bayrischen Prinzessin Elisabeth Charlotte, war von Beginn an sehr befähigt, hatte in seiner frühesten Jugend während des Krieges in den Niederlanden ungewöhnlichen Mut an den Tag gelegt, während des spanischen Erbfolgekriegs den Oberbefehl in Italien, in den Jahren 1707 und 1708 das Kommando in Spanien gehabt, aber dieses verloren, als es den Anschein erhielt, daß er die spanische Krone für sich selbst erstrebte. Trotz der Übergehung im Testament Ludwigs des Vierzehnten wurde er vom Parlament als Regent mit der vollen königlichen Macht anerkannt.

Sollte aber Frankreich wieder auf die Beine geholfen werden, so bedurfte es von Grund aus einer Umwälzung, der die höheren Klassen sich mit allen Mitteln widersetzen und die das Volk, von Elend geschwächt und von den steuerfreien Ständen unterdrückt, nicht zu unterstützen vermochte.

Das erste, was notgetan hätte, war, die vertriebenen Protestanten zurückzurufen; sie waren arbeitsam, vernünftig, begütert, hätten einen Strom Goldes mit sich gebracht, und was, wie Michelet sagt, besser wäre: einen Strom jungen Blutes. Aber es erwies sich als unmöglich. Keiner aus der Umgebung des Regenten wollte als Beschützer der Ketzerei gelten und den allgemeinen Haß auf sich laden. Nicht einmal die von den Jesuiten verdrängten und von der früheren Regierung unterdrückten Jansenisten zeigten die geringste Sympathie für die Protestanten. Sogar ein so heller Kopf wie der Herzog von Saint-Simon, der sich dem Regenten nahe anschloß, hatte, mit konservativen

und katholischen Vorurteilen gepanzert, wie er war, für die vertriebenen Huguenotten nichts anderes übrig als Verdammung.

Ebensowenig erwies irgendeine hinreichende Finanzreform sich als durchführbar. Schon Colbert hatte eine progressive Einkommensteuer (la taille proportionnelle) vorgeschlagen. Der bloße Gedanke jedoch, Adel und Geistlichkeit zu besteuern, erschien so haarsträubend frech, daß sogar das unwissende Volk sich von den Privilegierten dagegen aufhetzen ließ.

Man beschloß dann in seiner Not, die früher gemachten Anleihen einer strengen Untersuchung zu unterziehen. Der Premierminister, Herzog von Noailles, errichtete eine *Chambre de Justice*. Diesem Richterstuhl eingebrachte Angebereien erwiesen, daß die Finanzmänner mit dem verstorbenen König Geschäfte gemacht hatten, wie Wucherer es mit jungen Herren aus guter Familie tun. Sie hatten ihm Summen zu vierhundert Prozenten geliehen; aber nicht genug damit, die Abrechnungen waren so schlecht geführt worden, daß es eine Menge von doppelten Posten, doppelten Rechnungen und Dokumenten gab; die Steuereinnahmer selbst enthielten dem Steueramt, unter dem Vorwand von Auslagen und dergleichen, ihre Gelder vor und spielten mit den eingetriebenen Steuern auf der Börse.

Die Forderung des Regenten, mindestens den Soldaten ihre Löhnung auszuzahlen, versprach man zu erfüllen, hielt jedoch nicht Wort und als die Regierung endlich die Geduld verlor und mit Tortur und Schafott drohte, zeigte es sich, daß eine Menge großer Herren und feiner Damen sich lebhaft für die Finanzpächter interessierten. Die Damen insbesondere zeigten sich eifrig, und der Regent mußte nachgeben.

Mehr Glück hatte eine große Revision (le grand visa) von Wertpapieren, zinsentragenden Papieren usw.; sie wurde von vier kühnen Geldmännern, den Brüdern Pâris, durchgeführt, deren Namen oft in der Geschichte jener Zeit, besonders häufig bei Voltaire, vorkommen.

Der alte Pâris hatte am Fuße der Alpen ein Wirtshaus A la Montagne gehabt, bei dessen Führung ihm seine vier kräftigen Söhne an die Hand gingen. Als im Jahre 1710 ein Proviantmeister einen raschen Übergang über die Alpen suchte, um dem Herzog von Vendôme nach Italien hinab Lebensmittel zu bringen, sagte ihm der Vater, seine Söhne kannten jeden Bergpaß und würden die Zufuhren an den Bestimmungsort befördern. So geschah es, und sie erhielten zum Lohn eine Anstellung bei der Verproviantierung. Da sie angeborenes Geschäftstalent hatten, tätig und einig waren und (wie hundert Jahre später die Brüder Rothschild) in Übereinstimmung nach einem gemeinsamen Plan handelten, hatten sie Erfolg.

Eine Zeitlang wurden sie von John Law vollständig verdrängt. Aber nach seinem Sturz kamen sie wieder empor. 1722 wurde der Älteste, der sich Paris-Duverney nannte, zum königlichen Schatzmeister (*garde du Trésor royal*) ernannt. Er war ein hervorragender Bankmann. Da er jedoch unter dem Ministerium des Herzogs von

Bourbon sein Schicksal an diesen und dessen Geliebte, Madame de Prie, knüpfte, fiel er samt seinen Brüdern mit dem Herzog in Unnade. Sie gewannen im Jahre 1730 die königliche Gunst wieder. Der älteste Bruder wurde Gründer der Militärschule zu Paris und der jüngste, Paris de Montmartel, Schatzmeister und Hofbankier und hierdurch ein so mächtiger Mann, daß er im nächsten Menschenalter die Finanzen des Königreichs ganz allein leitete und man ohne seine Zustimmung nicht einmal einen Finanzbeamten anstellen und absetzen konnte.

Aber wir haben dem Gang der Ereignisse stark vorgegriffen.

Es war den Brüdern zu jenem Zeitpunkt gelungen, die Staatsschuld auf die Hälfte zurückzuführen. Gleichzeitig hatte der grundverderbte, aber gewandte Abbé Dubois die Gefahr eines Krieges mit England glücklich abgewendet; Frankreich gab es auf, den Prätendenten zu stützen, und im November 1716 gingen Frankreich und England ein Bündnis ein, dem sich einen Monat später Holland anschloß. Dubois erstrebte und erhielt als Lohn den Kardinalshut.

Er ging gleichzeitig noch eine — bald weitbekannte — Allianz mit dem Schottländer John Law ein, dem Finanzgenie des Zeitalters, einer von der Hand der Natur überreich ausgestatteten Mischung von Zauberkünstler und Spieler. Er hatte das erfindsame Gehirn, das einfache und doch überraschende Auswege findet. Liebenswürdig, gewinnend, außergewöhnlich hübsch, von einer fast weiblichen Schönheit, glaubte er voll und ganz an sich selbst. Eine bloß achtzehnmonatige Regentschaftszeit hatte die Reformlust Philippe von Orléans' erschöpft und verbraucht; aber John Law besaß Willenskraft für sie beide.

Er schuf eine Bank, die von den Aktionären nur ein Viertel in Gold beanspruchte; für das übrige nahm sie das armselige Papiergeld, die billets d'Etat, an, das von der Ausgabe an nur ganz geringen Wert besessen hatte. Industrie und Handel begannen nun Hoffnung zu fassen. Die Scheine, die seine Bank ausstellte, erreichten einen festen Wert, waren nicht denselben vernichtenden Variationen ausgesetzt, wie das sonstige französische Geld. Und die Aktionäre selbst leiteten die Bank republikanisch. Es wurden in zwei Jahren nicht mehr als 50 Millionen Scheine ausgegeben.

Im August 1717 suchte der Staat direkte Hilfe bei dieser Bank, äußerte den Wunsch, sie zu übernehmen. Der Regent rief Law um Beistand an, träumte von Brandschatzungen, Zwangsausschreibungen, Beschlagnahmen, gleich denen, zu denen die österreichische Regierung gegriffen hatte, um ihre Staatsbank zu errichten. Law wollte von dergleichen nichts hören; er plante statt dessen, das neue Frankreich, Kanada, Louisiana auszunützen, und gründete La Compagnie d'Occident. Aber obwohl diese Gesellschaft mit einem nominellen Kapital von hundert Millionen geschaffen wurde, erhielt sie diese in so schlechten Staatspapieren ausbezahlt, daß sie nur fünfundzwanzig Millionen wert waren. Und nicht einmal diese fünfundzwanzig erhielt er, sondern

eine jährliche Rente von vier Millionen, und diese bloß im ersten Jahr. Im zweiten sollten diese vier Millionen zwischen den Aktionären geteilt werden.

Es war an diesem Börsenpropheten, diesem „Ossian der Bank“, merkwürdig, daß er zuinuerst verläßlich und gesund war; er glaubte nicht an Geld oder Papiere; er wußte es zur Genüge und äußerte es beständig, daß der Reichtum eines Landes auf der Natur und dem Menschen, auf der Bevölkerung und deren Arbeit beruhe. Er wollte praktisch und langsam zu Werke gehen. Aber alle Maßnahmen, die er vorschlug und unternahm, zu deren Ausführung Zeit erforderlich war, wurden wegen der verzweifelten finanziellen Lage des Landes überstürzt. Er selbst wurde ausgeraubt, als die Mitglieder des Hauses Condé von dem Regenten geradezu schwindelnde Summen forderten und ausgezahlt erhielten. 1600 heimste das Haus Condé jährlich 12 000 Livres, 1700 schon 1 800 000 Livres ein, im Jahre 1718 erhielt es überdies ungeheure jährliche Pensionen.

Law wurde bei mehreren Anlässen geradezu verraten, so damals, als der Minister d'Argenson (der Vater der beiden Zeitgenossen Vol-taires), der als Laws Freund auftrat und hierfür galt, zu dessen Feinden überging und sich mit einer Handelsgesellschaft verband, welche mit der Laws rivalisierte. D'Argenson machte nicht bloß als Minister auf eigene Faust Geschäfte, sondern übertrug unter dem Namen seines Kammerdieners Finanzpacht und Salzsteuern (*Fermes et gabelles*) an sich selbst.

Es blieb nur noch der eine Schritt übrig: daß die königliche Macht Laws Bank vollends übernahm. Der König selbst machte sich zum Bankier, um das Land mit Papiergeld zu überschwemmen, das der Bevölkerung aufgenötigt wurde, sowie man ihr später unter der Revolution Assignaten aufzwang. Das geschah im Dezember 1718.

Law hatte seinen Traum gehabt: Abschaffung des entsetzlichen Steuersystems und der Finanzpächter, die mit den Staatseinkünften Geschäfte machten, Abschaffung von zumindest vierzigtausend überflüssigen Beamten, endlich Übernahme der Staatsschuld in der Form, daß er dem Staate 1500 Millionen zu drei Prozent leihen und dessen Gläubiger mit seinen Aktien bezahlen wollte; denn diese stiegen immer noch und hätten, nach Monatsfrist verkauft, einen sehr bedeutenden Überschuß ergeben. Kaum war er zum Generalkontrolleur ernannt, als er den Staatsrat einen Plan prüfen ließ: durch Zwang die Geistlichkeit dahinzubringen, alles zu verkaufen, was sie im Laufe der letzten hundert- undzwanzig Jahre erworben hatte. Diese Idee war eine ganze Revolution, war ein um siebzig Jahre verfrühtes 1789.

Man begreift, welche Kräfte in Bewegung gesetzt wurden, um ihn zu stürzen, und welch geringe Kraft vonnöten war, um dieses Kartenhaus umzuwerfen. Ein Run auf die Bank, wo die Leute in Wartereihe die ganze lange Rue de Richelieu hinab standen, ein Run auf Law, dem der unheimliche Herzog von Bourbon, Frankreichs künftiger



Herr, in einem Monat zwanzig Millionen für seine Freundin, Madame de Prie, abpreßte. Keine Stütze bei dem Regenten zu finden, der zerstreut, stumpf nach allabendlichem Rausch und nach einem überstandenen apoplektischen Anfall sich willenlos erwies, sogar den geldgierigen Weibern gegenüber, die er bisher all seinen Ausschweifungen zu Trotz abgewiesen hatte.

Noch immer aber hielt Law sich aufrecht und stiftete Nutzen, indem er beispielsweise alle inneren Zollgrenzen innerhalb Frankreichs Provinzen abschaffte. Korn und Waren zirkulierten frei, das Getreide faulte nicht mehr in einer Provinz, während in einer anderen Hungersnot herrschte. Und der Arbeiter durfte sich niederlassen, wo er wollte. Ein Tischler aus Lyon durfte fortan auch in Paris tischlern.

Aber was nutzte dergleichen, wenn die Erde unter ihm glitt und stürzte, wenn diese Aktien, für die eine künstliche Dividende ausbezahlt wurde, an Wert sanken und sanken! Alle die Todfeinde, die er sich geschaffen hatte, die Frommen, für die er der Antichrist war, die Parlamentsmitglieder, die ihn verabscheuten, weil er gegen die Käuflichkeit der Ämter und gegen jenes souveräne Recht über Leben und Tod, das sich vererbt und feil war, gesprochen hatte, alle diese erhoben einen Sturm des Hasses gegen Law, den man schuldig nannte an Frankreichs Ruin. Man wollte ihn hängen, ihn in Stücke reißen. Uneigennützig, wie er immer gewesen, hatte er nur seiner Gattin eine Rente gesichert, die Rente jener Summe, die er nach Frankreich mitgebracht, als er kam, hatte nicht das geringste für sich selbst zurückgelegt. In Armut flüchtete er 1720, um sein Leben zu retten, und in Armut starb er sechs Jahre danach in Venedig.

## IX

Stark verbunden mit allen Feinden Laws und des Regenten, mußte Voltaire den Schotten und das, was er dessen System nannte, mit ungünstigen Augen betrachten. Zahlreiche Zeugnisse davon liegen sowohl in Versen wie in Prosa vor.

In der Epistel an den Herzog von Sully vom Jahre 1720 heißt es:

Je me fais un plaisir extrême  
De parler, sur la fin du jour,  
De vers, de musique et d'amour,  
Et pas un seul mot du système,  
De ce système tant vanté,  
Par qui nos héros de finance  
Emboursent l'argent de la France,  
Et le tout par pure bonté!

In einem 1725 geschriebenen Briefe an Thiériot führt Voltaire eine Reihe von Versen an, die er über den Herzog von Orléans und über Law verfaßt hat und in den sechsten Gesang seiner *Henriade* einzu-



flechten gedenkt (wo sie jedoch niemals hinkamen). Darin folgende Zeilen:

Philippe, garde-toi des prodiges pompeux  
 Qu'on offre à ton esprit trop plein du merveilleux,  
 Un Ecossais arrive et promet l'abondance;  
 Il parle, il fait changer la face de la France,  
 Des trésors inconnus se forment sous ses mains,  
 L'or devient méprisable aux avides humains,  
 Le pauvre qui s'endort au sein de l'indigence,  
 Des rois, à son réveil, égale l'opulence,  
 Le riche en un moment voit fuir devant ses yeux  
 Tous les biens qu'en naissant il eut de ses aïeux.

Im dritten Gesang der *Pucelle* gedenkt Voltaire abermals Laws mit Spott.

Noch als alter Mann (1769) spricht er in der *Epistel an Boileau* mit förmlichem Haß von dem schottischen Finanzmann:

Un maudit Ecossais, chassé de son pays,  
 Vint changer tout en France, et gâta nos esprits.

In seinem *Précis du siècle de Louis XV* schildert er, wie Law durch das Erwecken der Geldgier die Geister von der Politik ablenkte und auf diese Art die Opposition gegen den Regenten brach. Die Spielsucht verdrängte den Ehrgeiz. Law wurde der Retter des Regenten. Und Law stiftete wirklich Nutzen; wiewohl ganz chimärisch, schuf sein System große Handelsunternehmungen und bewirkte die Wiedergeburt der ehemals von Colbert gegründeten und später durch den Krieg zerstörten überseeischen Handelsgesellschaft. Wenn auch viele private Unternehmungen zugrunde gingen, so faßte die Nation doch mehr Mut zum Großhandel und vermehrte hierdurch ihre Reichtümer.

Voltaire stellt hier leidenschaftslos dar, wie Law seine Bank gründete und die Mississippi-Gesellschaft mit ihr vereinigte, wie das Publikum, von der Aussicht auf raschen Gewinn gepackt, mit Leidenschaft diese Aktien kaufte, die ungeheuer stiegen, und wie Frankreich durch Kredit reich wurde. In allen Lebensstellungen wußte man einen gewissen Luxus zu erreichen. Als der König die Bank übernahm, stiegen die Aktien vollends auf das Zwanzigfache ihres Wertes. Aber berauscht von seinem System und dem Erfolg, der ihm beschieden war, stellte Law so viele Scheine aus, daß der eingebildete Wert der Aktien 1719 all das in Frankreich im Umlauf befindliche Geld um das Achtzigfache überstieg. Er selbst war unterdessen aus einem Schotten ein Franzose, aus einem Abenteurer ein mächtiger Gutsbesitzer, aus einem Bankier ein Staatsminister geworden. „Ich selbst habe,“ sagt Voltaire, „ihn in die Säle des Palais Royal treten sehen, begleitet von Herzögen und Pairs, von Bischöfen und Marschällen von Frankreich. In dem gleichen Jahre war er gezwungen, aus dem Lande zu flüchten.“

Und nun preist Voltaire auf Kosten Laws die vier Brüder Pâris, die nach seinem Verschwinden Ordnung in Frankreichs Finanzen brachten.

## X

Der Großprior von Vendôme war nach Paris zurückgekehrt, schon bevor ihm die Erlaubnis dazu erteilt war. So sicher war er ihrer; er reiste ab, sobald er den Tod Ludwigs des Vierzehnten erfuhr. Gleich darauf war er wieder der Mittelpunkt seines alten Kreises. Zuerst sandte er sein Abendbrot zu dem Abbé von Chaulieu; dann versammelte er alle Freunde und Trinkbrüder in le Temple um sich. Es waren mit Ausnahme ganz weniger, darunter des jungen Arouet, der rasch mit dem Prinzen intime Bekanntschaft schloß, lauter alte Männer; aber die Jahre hatten bei diesen Organismen aus Eisen und Feuer nichts zu sagen. Es waren Athleten der Ausschweifungen, störrische Wortführer der Freigeisterei, die hier zusammentraten, wiewohl die meisten unter ihnen einen geistlichen Titel oder Posten besaßen und von dem Altar lebten, dem sie nicht dienten. Sie konnten die ganze Nacht hindurch trinken und Witze reißen, ohne daß es ihrer Gesundheit schadete. Und sie vermochten während der ausgelassenen Unterhaltung, der Trinkgelage, im Gespräch über Literatur und Poesie die feinste Urteilkraft und den sichersten Geschmack an den Tag zu legen.

Voltaire, der schon seit zwei Jahren an seiner Tragödie *Oedipe* arbeitete, las sie beim Abendtisch diesen Herren vor und zog aus ihrer Kritik Nutzen. Er schreibt am 20. Juni 1716 an Chaulieu:

Ich erinnere mich sehr wohl der kritischen Einwände, die der Großprior und Sie während einer gewissen Abendmahlzeit bei dem Abbé von Bussi vorbrachten. Diese Abendmahlzeit wurde für meine Tragödie zu großem Vorteil, und ich glaube, es wäre hinreichend für mich, vier oder fünfmal mit Ihnen zu trinken, um ein wohlgelungenes Werk zu schaffen.

Auch der junge Prinz von Conti erteilte ihm gute Winke und erhielt sein Lob hierfür in dem fünften der Briefe, die *Oedipe* einleiten:

Ich muß gestehen, daß Monseigneur le prince de Conti derjenige ist, dem ich die scharfsinnigste und feinste Kritik verdanke. Wäre er ein bloßer Privatmann, würde ich mich begnügen, sein Urteil zu bewundern; da er aber durch seinen Witz ebenso hoch wie durch seinen Rang über den anderen steht, wage ich die Bitte an ihn, er möge die Literatur beschützen.

Es war an der Tafel eben dieses Prinzen, der nette Verse schrieb, daß der junge Arouet, welcher nicht vergaß, seine Gleichgestellttheit zu betonen, in die bekannten Worte ausbrach: Sind wir hier alle Prinzen oder sämtlich Poeten?

Die Jünger des Kreises avancierten rasch im Rang; 1712 wurde der junge Herzog von Sully Erbe der Familiengüter. Gleichzeitig wurde der Abbé von Bussi, „der keinen anderen Mangel hatte als den, nicht an Gott zu glauben“, zum Bischof ernannt.

## XI

Der Regent war ein freier Geist und mit ihm begann eine neue Gesinnung sich geltend zu machen, ein Kampf gegen die grausame und dummfromme Inquisition der früheren Regierung. Er hegte den Wunsch, das Grundmenschliche zu seinem Recht zu bringen, und er führte als Herrscher anfangs eine edle Sprache, wollte sich nicht an Untertanen wenden, die bloß zu gehorchen hatten, sondern an denkende Wesen, denen er in seinen Ordonnanzen die Beweggründe zu seinen Bestimmungen erklärte, denen er bewies, daß diese gerecht und notwendig waren. Was zuinnerst in ihm lebte, war bester französischer Geist. Dieser lasterhafte Mensch mit seiner nur allzugroßen Schwäche gegenüber Weibern und Wein, war von dem Stamme, der Montaigne und Molière hervorgebracht hatte.

Seine Herrschaft bezeichnet die Abschaffung der Heuchelei und die Thronbesteigung des Libertinertums in der doppelten Bedeutung des Wortes. All jene leichtsinnige oder leichtfertige Erotik, die man bisher verheimlicht, in les petites maisons bei Kerzenschein versteckt gehalten hatte, pflegte man nun an hellichtem Tage in seinem eigenen Hause und stellte sie, weit entfernt, sich ihrer zu schämen, offen zur Schau. Der verstorbene König hatte einmal Philippe von Orléans fanfaron de vice genannt (der sich schlimmer macht, als er ist).

Es kann der Wahrheit gemäß gesagt werden, daß er in seinen Ausschweifungen über den Männern und Frauen höchsten Ranges stand, die ihn, um ihre egoistischen Ziele zu erreichen, bald mit schönen erfahrenen Sirenen, bald mit unschuldigen und anmutigen jungen Mädchen zu verkuppeln suchten. Er wies die ersten mit einem gewissen Grauen ab und er weigerte sich irgendwelche Gunst zu empfangen, die ihm nicht von dem jungen Geschöpf selbst mit voller Freiheit und aus voller Initiative angeboten wurde.

Ludwig der Vierzehnte hatte Philippe von Orléans eine seiner unehelichen Töchter, die Herzogin von Blois, als Gemahlin aufgezwungen. Es war unmöglich, dem König etwas abzuschlagen; er wollte seine weiblichen Bastarde fürstlich vermählt sehen. Als aber der Herzog die Sache seiner Mutter, Madame, der in Deutschland unter dem Kosenamen Liselotte bekannten Elisabeth Charlotte mitteilte, verabreichte sie ihm in ihrer Entrüstung über den vermeintlichen Schimpf eine derartige Maulschelle, daß die Möbel zitterten und man es in den anderen Sälen des Versailler Schlosses hörte. Und diese Gattin wurde die Qual seines Lebens. Immer mit seinen Feinden, mit der Gegenpartei verbündet, tat sie für Madame de Maintenon Spionendienste und lieferte, wo sie konnte, seine Geheimnisse aus.

Die Geliebten des Herzogs, die einander rasch folgten, die lebenswürdige und uneigennützte Schauspielerin Mlle Desmares, die Herzogin von Mouchy, die Gräfin von Parabère usw. erweckten bei ihm Sinnlichkeit, Zärtlichkeit, Ergebenheit, aber keine Leidenschaft. Lei-

denschaftlich hat er in seinem ganzen Leben nur ein einziges Weib geliebt und das war — tragisch genug — seine eigene Tochter.

In der disharmonischsten Ehe geboren, war die junge Herzogin von Berri schön, bestrickt und halbverrückt. Es hat sich bei ihrem Tode gezeigt, daß ihr Hirn abnorm war. Sie hatte von ihrem Großvater, Monsieur, dem Sodomiten, etwas Perverses in ihrem Blute, von ihrer Großmutter, die, selbst gesund und grob, dem Hause Bayern angehörte, das soviel Geisteskrankheit aufwies, einen Hochmut geerbt, welcher fast an Wahnsinn grenzte. Dabei war sie unbändig sinnlich, höchst sensibel und leicht zu Tränen geneigt. Von einem verderbten Kammermädchen erzogen, verabscheute sie ihre Mutter und lebte immer dem Vater nahe. Dieser studierte, radierte (eine Reihe wollüstiger Radierungen, Daphnis und Chloe), empfing Goldmacher, Finanzmänner, Staatsmänner, schöne Weiber und war empfindlich wie sie. Wenn er sich in seiner Ehe allzu unglücklich fühlte, weinten und tranken sie einträchtig zusammen. Sie war seine einzige Freundin und sein einziger Kamerad. Als sie, die Frühreife, vierzehn Jahre, und er, der frühzeitig Übersättigte, fünfunddreißig war, scheint die Leidenschaft wie eine Flamme zwischen ihnen emporgeschlagen zu haben. Er blieb für immer ihr Untergebener, ihr Leibeigener, und als Ludwig der Vierzehnte starb, fühlte sie sich als Königin. So toll sie war, so begabt war sie, und so reich an Witz sie war, so toll war sie, nahm einen Liebhaber nach dem anderen, zuerst ihren Stallmeister, dann ihren Gardekapitän Riom, den sie — trotz des ungeheuren Abstandes an Stand und Rang — mit Gewalt heiraten wollte. Diese beiden Liebhaber waren Dummköpfe; Riom eine dicke, eingebildete, bartlose Puppe, der mit Einwilligung der Herzogin als offizieller Geliebter auftrat — Ehemann in allem bis auf den Namen —, den aber der Regent, um ihm Geduld beizubringen, zum Gouverneur in Cognac machte und mit dem schönsten Regiment des Heeres beschenkte; Riom war jedoch Neffe von Lauzun. Und hatte nicht Lauzun trotz Ludwigs des Vierzehnten Widerstand die große Mademoiselle geheiratet? Der Herzogin galt Riom wohl soviel wie Lauzun, und sie ließ ihn auf ihrem Schloß La Muette als Herrn des Hauses auftreten.

Zur Ausschmückung dieses Schlosses gab der Regent ihr das Beste, was er besaß und was Frankreich besaß: Watteau, der 1717 zum Maler des Königs ernannt wurde und dessen offizieller Titel *peintre des fêtes galantes* lautete. Mit seinen reizvollen Liebesgärten und seinen feinen, hingehauchten Gestalten, die sich nach Cythere einschifften, sollte er dieses kleine Schloßchen nahe von Paris zu einem würdigen Götzentempel für die Tochter des Regenten machen. Aus Watteaus Bildern lernen wir unter anderem die Trachten jener Tage kennen. Das alte steife enge Futteral, in das man in der Zeit des großen Königs die Frauengestalt oben zusammenschnürte, während sie unten im Reifrock verschwand, war von losen und leichten, rasch abwerfbaren Gewändern abgelöst worden.



Die Seele in allen gegen den Regenten gerichteten Intrigen und Angriffen war die Herzogin von Maine, Enkelin des großen Condé, die den Sohn Ludwigs des Vierzehnten mit Madame de Montespan geheiratet hatte — eine witzige und boshafte kleine Dame, Zeit ihres Lebens Voltaires Beschützerin, aber von dem heftigsten Haß gegen den Herzog von Orléans erfüllt, zu dessen Gunsten ihr Gatte, der in Ludwigs des Vierzehnten Testament zum Regenten ausersehen war, von dem Parlament beiseite geschoben worden. Zu ihrem Kreise gehörte der Marschall von Villars, dessen Frau bald einen allzu tiefen Eindruck auf den jungen Poeten machen sollte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach geschah es, um die Damen des kleinen Hofes zu Sceaux und im Schlosse Villars bei Melun zu befriedigen, daß der junge Arouet seine ersten witzigen und giftigen Verse gegen den Regenten und dessen Tochter schrieb. Denn die Herzogin von Maine war unermüdlich, Pamphlete, Zeichnungen, Karikaturen und Gassenhauer in Umlauf zu setzen, um den Rivalen und seine Tochter in Dreck zu ertränken. Von ihrem Kreise entfloßen *Les Philippiques* der Feder Lagrange-Chancels, die sich wütend über den vermuteten Inzest warfen. Am schlimmsten wurde das Geklatsch, als die Herzogin von Berri im Jahre 1718 guter Hoffnung ward. Nicht bloß in Sceaux, sondern ringsum in Europa glaubte und versicherte man, daß, wenn auch Riöm als Vater gelte, er doch nur der nominelle sei. Unterdessen war der Hochmut der jungen Herzogin zu einem leichten Größenwahn angewachsen. Sie vermehrte ihren Hausstand auf 800 verschiedene Offiziere und Domestiken. Sie ließ sich in Luxembourg einen Thron errichten, drei Stufen hoch, auf welchem sie die fremden Botschafter empfangen wollte.

Voltaires erstes Epigramm, welchem man anmerkt, daß er bei der Ausarbeitung seines *Oedipe* den Regenten und die Herzogin vor Augen gehabt, lautete folgendermaßen:

Ce n'est point le fils, c'est le père;  
C'est la fille, et non point la mère;  
A cela près tout va de mieux.  
Ils ont déjà fait Etéocle;  
S'il vient à perdre les deux yeux,  
C'est le vrai sujet de Sophocle.

Hier ist dem Gang der Begebenheiten vorgegriffen, denn die Herzogin hatte im Jahre 1716 noch kein Kind geboren; und als endlich eines zur Welt kam, war es nicht männlichen Geschlechts, so daß der Name Eteokles nicht paßt. Dagegen ist es nicht aus der Luft gegriffen, daß das Augenlicht des Regenten bedroht war. Er konnte mit dem einen Auge kaum sehen, und während einer recht häßlichen erotischen Szene, die sich nicht wiedergeben läßt, an der er selbst übrigens ohne Schuld gewesen zu sein scheint, hatte die junge fromme Madame d'Arpajon, die ausgestreckt vor ihm lag, ihn mit ihrer Ferse ins Auge getroffen.



Das andere an die Herzogin von Berri gerichtete Epigramm lautete:

Enfin votre esprit est guéri  
Des craintes du vulgaire;  
Belle duchesse de Berri,  
Achevez le mystère!

Un nouveau Lot vous sert d'époux,  
Mère des Moabites:  
Puisse bientôt naître de vous  
Un peuple d'Ammonites.

Es versteht sich von selbst, daß diese Epigramme anonym waren und daß Voltaire sich niemals als Urheber ausgegeben hat, so zweifellos er es auch war. Er hat sogar ganz ausdrücklich, in einem impertinenten Vers an den Regenten selbst, diese Spottgedichte abgeleugnet.

Indessen, sie waren unter seinem Namen in Umlauf, und solche Beleidigungen verdienten eine Züchtigung. Der Regent selbst war gegenüber übler Nachrede und Verurteilungen seiner Person so gleichgültig, daß er Schmähschriften am liebsten straffrei ausgehen ließ; er griff nur dann ein, wenn seine Polizei ihm die Notwendigkeit nachwies, die Feinde nicht allzusehr zu ermuntern. Er beschränkte sich also darauf, den Poeten aus Paris zu verweisen. Als Verbannungsort war zunächst eine langweilige kleine Stadt, Tulle, ausersehen; aber auf Fürbitte des alten Arouet wurde François nach Sully-sur-Loire geschickt, wo die Familie einige Verwandte hatte, die, wie der Vater hoffte, dem unbändigen jungen Menschen etwas Aufsicht angedeihen lassen würden. Er wurde hier jedoch sogleich der Gast seines Freundes, Maximilien de Sully, und lebte auf dessen Familienschloß, umgeben von dem ganzen ihm vertrauten Kreise von Epikuräern und Spöttern, der sich in diesem schönen Heim niedergelassen und es zu einem verzauberten und bezaubernden Feenpalast gemacht hatte. Die Namen der Gäste waren Roussay, Lespar, Périgny, Guiche, der Herzog von La Vallière, Madame de Gondrin, geborene Noailles, die künftige Gräfin von Toulouse und Madame de Vrillière, Venus selbst in Person.

Man lese unter Voltaires Poesien das schöne kleine Gedicht an Madame de Gondrin (als sie auf der Loire in Lebensgefahr geraten war), in welchem die ganze Schloßgesellschaft gekennzeichnet ist, und das zweite kleine Gedicht „*Schlaflose Nacht in Sully*“ (Nuit blanche de Sully), das des Dichters Freude zum Ausdruck bringt, auf ein so schönes Schloß und in eine so entzückende Gesellschaft verbannt worden zu sein. Man unterhielt sich; man schnitt die Cour; man ging auf die Jagd, und der junge Poet fühlte sich sehr glücklich und dennoch zugleich sehr unruhig, daß man draußen nichts von seinem Glück erführe, da man sich in diesem Falle vielleicht nicht veranlaßt sehen würde, das Exil aufzuheben. Der einzige Fehler an diesem Aufenthalt war seine Erzwungenheit. Er sandte dem Regenten, um seine Unschuld zu beweisen, folgenden frechen Vers:

Non, Monseigneur, en vérité,  
 Ma muse n'a jamais chanté  
 Ammonites ni Moabites;  
 Brancas vous répondra de moi,  
 Un rimeur, sorti des jésuites,  
 Des peuples de l'ancienne loi  
 Ne connaît que les Sodomites.

Der hier genannte Brancas ist der Herzog Louis Antoine de Brancas-Villars, dem Voltaire aus Sully einen artigen Brief sandte, um sich seinen Schutz zu erbitten und ihn um den Dienst zu ersuchen, die große *Epître à Monsieur le duc d'Orléans* zu übermitteln, in welcher er sich mit Würde und Klugheit bei dem Regenten in das beste Licht zu stellen versuchte.

Die Epistel beginnt damit, dem Herzog vorzustellen, daß dieser sich trotz seiner großen Eigenschaften keine Hoffnung auf allgemeine Anerkennung machen möge:

Prince, chéri des dieux, toi qui sers aujourd'hui  
 De père à ton monarque, à son peuple d'appui;  
 Toi qui, de tout l'état portant le poids immense,  
 Immoles ton repos à celui de la France;  
 Philippe, ne crois point, dans ces jours ténébreux,  
 Plaire à tous les Français que tu veux rendre heureux.  
 Aux princes les plus grands, comme aux plus beaux ouvrages,  
 Dans leur gloire naissante il manque des suffrages.

Wie der Regent sich nicht von gehässigen Kritikern abschrecken lassen möge, so sollten auch die platten Schmeichler ihn nicht gewinnen; er möge sie durchschauen und wissen, daß sein Ruhm weder von ihnen abhängen noch von den Künstlern, die ihn verherrlichten. Voltaire selbst schilderte des Regenten Vorzüge und unterbricht dann die Schilderung mit der Frage, warum der Herzog, der gegen alle gerecht, allein ihm gegenüber streng sei und sich habe überreden lassen, das Ärgste von ihm zu glauben. Hier, aus dieser Epistel könne der Fürst ersehen, wie er denke und schreibe. Wie könne er glauben, Voltaires Stil in groben Versen wiederzufinden, die die gewandte Verleumdung seiner Rivalen ihm zugeschrieben habe?

Er erhielt zu Ende des Jahres 1716 seine Freiheit zurück.

## XII

Der Gebrauch, den er von ihr machte, war kein vernünftiger. In seiner Epistel an den Regenten hatte er sich die Miene gegeben, dessen Verehrer zu sein; in Wirklichkeit jedoch hatte die immerhin unbedeutende und recht angenehme Strafe, die er erlitten, ihn mit einer Erbitterung erfüllt, daß er den Namen des Regenten nicht mehr zu nennen vermochte, ohne zu schäumen. Auch dies wäre gleichgültig gewesen, wenn er zumindest überlegt hätte, zu wem er sprach; aber

er war zu jung, um nicht schwatzhaft zu sein, und zu unerfahren, um zu begreifen, daß er von Spionen umgeben sei.

Ohne es zu ahnen, ließ er sich mit einem sehr durchtriebenen und gefährlichen Polizeispion ein und schüttete ihm sein Herz aus. Es war ein Offizier namens Beauregard, den er in seinem Café getroffen hatte, der aber übrigens auch in der guten Gesellschaft öfters geladen war. Mit knabenhafter Eitelkeit rühmte Voltaire sich ihm gegenüber nicht bloß der satirischen Verse, die er wirklich geschrieben, sondern bezeichnete sich auch, wie aus dem Polizeirapport, den wir noch haben, hervorgeht, als Urheber verschiedener anderer beißender Pasquille auf Französisch und Latein, von denen er tatsächlich bloß eines verfaßt hatte. Es war um so glaubhafter, daß er der Autor eines größeren Schmähedichts sei, als er Beauregard auf die Frage, was der Herzog von Orléans ihm eigentlich angetan habe, daß er ihn so sehr hasse, eines Morgens erwiderte: „Wie? Sie wissen nicht, was dieser Flegel mir angetan hat? Er hat mich aus Paris verbannt, weil ich das Publikum wissen ließ, daß die Messalina, seine Tochter, eine Dirne ist.“

Das satirische Gedicht, das ihm infolge seiner unvorsichtigen Äußerungen zugeschrieben wurde, trug den Titel *Les J'ai vu* und hatte in Wirklichkeit einen gewissen Antoine Louis Lebrun, der vierzehn Jahre älter war als Voltaire, zum Verfasser. Der Dichter erzählt darin, er habe das Allertraurigste erlebt und gesehen; alle Gefängnisse voll von braven Bürgern, die Freiheit geraubt, die Vernunft verfolgt, das Volk in Ketten gelegt, die Soldaten vor Hunger und Wut verzweifelnd, die Obrigkeit Städte quälend und mißhandelnd, einen Teufel in Weiberkleidern (Madame de Maintenon) Gesetze gebend usw. Daß der Verfasser Jansenist war, verriet seine grenzenlose Entrüstung über die Demolierung des Klosters Port-Royal:

J'ai vu le lieu saint avili,  
J'ai vu Port-Royal démoli,  
J'ai vu l'action la plus noire  
Qui puisse jamais arriver;  
L'eau de tout l'Océan ne pourrait la laver,  
Et nos derniers neveux auront peine à la croire.

Es offenbarte sich noch deutlicher in seinem Haß auf die Jesuiten:

J'ai vu l'hypocrite honoré,  
J'ai vu, c'est dire tout, le jésuite adoré.

Das Gedicht schließt: „Ich habe diese Übel gesehen und ich bin noch nicht zwanzig Jahre alt.“ Voltaire war damals wohl 22 Jahre und der wirkliche Urheber 36; aber man betrachtete es als unzweifelhaft, daß das Gedicht von ihm sei und desgleichen die kleine lateinische Inschrift *Regnante puero*. Sie ist mit ehrlichem und giftigem Haß, aber ohne Kunst geschrieben und sie stammt zweifellos von Voltaire.

Regnante puero,  
Veneno et incestis famoso  
Administrante,  
Ignaris et instabilibus conciliis,  
Instabiliore religione  
Ærario exhausto,  
Violata fide publica usw.

Als ein Knabe König und als der  
Regent wegen Giftmords und Blut-  
schande berüchtigt war, als der  
Rat unwissend und unbeständig,  
die Religion noch schwankender,  
die Schatzkammer leer, das öffent-  
liche Vertrauen verletzt war usw.

Es scheint, daß insbesondere das Gedicht J'ai vu den Regenten höchlichst erbittert hat, obwohl es ja nur die frühere Staatsverwaltung geißelte, für die er selbst keine Verantwortung trug. Als eines Tages bei seinem Spaziergang im Garten des Palais Royal der junge Arouet seinen Weg kreuzte, rief er ihn zu sich und sagte: Monsieur Arouet, ich wette, daß ich Sie ein Ding sehen lasse, das Sie nie zuvor gesehen haben. — Welches? fragte der junge Mensch. — Die Bastille. — Monseigneur, ich betrachte es, als hätte ich sie gesehen. —

Tags darauf schrieb Philipp von Orléans an Herrn de la Vrillière:

Es ist die Verfügung Seiner kgl. Hoheit, daß Sieur Arouet fils verhaftet und nach der Bastille geführt werde.

Diesen 16. Mai 1717.

Philippe d'Orléans.

Des Morgens, es war der Pfingsttag, füllte Voltaires Schlafkammer sich mit Polizei, die ihn nach der Bastille eskortierte, wie er selbst es humoristisch in dem Gedicht *La Bastille* beschrieben hat:

Man pries ihm die Vorzüge des Logis: nie drängen die Sonnenstrahlen belästigend hier ein; diese zehn Fuß dicken Mauern seien Bürgen einer angenehmen Kühle. Man hieß ihn bewundern, wie solid alles mit dreifachen Türen und dreifachen Schlössern, mit Riegeln und Eisenstangen versperrt sei; „Es geschieht dies zu Ihrer Sicherheit“. Als die Uhr zwölf schlug, brachte man ihm warme Eiersuppe, ein Gericht, das ihn nicht eben reizte. Aber man sagte: „Speisen Sie in Ruhe; hier wird niemand Sie zur Eile antreiben.“

Es nützte nichts, daß er am selben Tage an den Herzog von Sully schrieb: „Meine Unschuld sichert mir Ihren Schutz.“ Er war verhaftet und wußte nicht weshalb. Es war der Vater seiner beiden Kameraden d'Argenson, der Polizeimeister von Paris, der ihn arretieren ließ, aber dieser hatte bloß der Ordre zu gehorchen.

Das erste, was Arouet, der sehr reinlich war, im Gefängnis vermißte, waren seine Toilettesachen, das zweite die Bücher, in denen er immer las. Schon fünf Tage nach der Verhaftung erbittet er sich die Zustellung von zwei Bänden Homer, auf Latein und auf Griechisch, zwei Spitzentaschentücher, eine kleine Kappe, zwei Kragen, eine Nachtmütze und ein Fläschchen Nelkenessenz.

Es blieb ihm nichts übrig, als zu versuchen, sich die Zeit durch Arbeit zu vertreiben. Was Herr de Caumartin ihm erzählt, hatte ihm die Idee zu einer historischen und nationalen Dichtung gegeben, deren Held Heinrich der Vierte sein sollte, und so schrieb er hier im Gefäng-

nisse nicht weniger als die erste Hälfte der Dichtung, die später die *Henriade*, anfänglich *La Ligue* genannt wurde. War der Ort nicht eben zu poetischem Schaffen ermunternd, so waren überdies die Verhältnisse so ungünstig wie möglich: Man bewilligte dem Gefangenen während der elf Monate seiner Haft in der Bastille weder Feder noch Tinte. So schrieb er denn in dem Turm, der tour de la Basinière genannt wurde, mit Bleistift seine Dichtung zwischen die Zeilen eines gedruckten Buches.

Erst am 11. April 1718 öffneten sich ihm die Tore der Bastille, und da dem Staatsgefängnis stets Verbannung folgte, wurde er nach Châtenay geschickt, wo sein Vater ein Besitztum hatte und sich erbot, ihn zu beaufsichtigen. Kaum freigeworden, schrieb er an den Minister Maurepas und bat ihn, den Regenten seiner Unschuld zu versichern; er sei nicht der Verfasser jener abscheulichen Inschrift, habe sie nicht einmal gesehen. Er ahnte nicht, daß man sein eigenes Eingeständnis an Beauregard besaß, und meinte, auf einen bloßen, leicht zu entkräftigenden Verdacht hin verhaftet worden zu sein. Zugleich suchte er um Erlaubnis nach, einige Tage in Paris verbringen zu dürfen, insbesondere um seine Schuldlosigkeit zu erweisen.

Baron Louis de Breteuil (aus der berühmten Adelsfamilie), der — am 17. Dezember 1706 — Vater der „göttlichen Emilie“ geworden war, nahm es auf sich, die Bittschrift zu überreichen. Der mehrtägige Aufenthalt in Paris, um den der junge Arouet nachgesucht hatte, wurde ihm bewilligt; allmählich dehnte man die Dauer dieses Aufenthalts auf einen Monat aus, und am 12. Oktober 1718 ward ihm gestattet, zu leben, wo er wolle.

### XIII

In Voltaires Dichtung *La Bastille* heißt es:

Me voici donc en ce lieu de détresse  
Embastillé, logé fort à l'étroit,  
Ne dormant point, buvant chaud, mangeant froid,  
Trahi de tous, même de ma maîtresse.

Die Stelle ist im Jahre 1717 in der Bitterkeit seines Herzens geschrieben.

Er hatte, während er bei dem Herzog von Sully auf dem Lande lebte, ein junges Mädchen aus guter Familie kennengelernt, deren Oheim, ein sehr vornehmer Herr, erblicher Bürgermeister der Stadt Sully war und mit dem Schlosse in Verbindung stand. Der lange Name des jungen Mädchens war Suzanne Cathérine Gravet de Corsembleu de Livry; kurzgefaßt wurde sie Fräulein de Livry genannt.

Im ersten Stockwerk des Schlosses war ein Theater, und die zwanzigjährige, auffallend schöne Suzanne mit ihrem Schwanenhals und ihrer herrlichen Hautfarbe hatte den glühenden Wunsch, auf der Bühne aufzutreten. Der junge Arouet war wie zu ihrem Instruktor geschaffen, er, der sein lebelang Schauspieler und Schauspielerinnen unter-



richtete und selbst so viele Rollen spielte. Bald jedoch entwickelte sich das Verhältniß zwischen Lehrer und Schülerin zu einem anderen, einem flammenden und gegenseitigen. Der glückliche Liebhaber ließ sich von Largillière für Suzanne malen — das später berühmte Jugendporträt.

Die bekannte Epistel *Les Vous et les Tu* schildert die weitere Entwicklung dieser Beziehungen in Paris. Die beiden Glücklichen fuhren in einem einfachen Fiaker, nahmen gemeinsam ein dürftiges Abendbrot ein, das Suzannes Gegenwart zu Ambrosia verwandelte. Mitunter waren sie auch zu dritt. Voltaire hatte einen teuren und bewunderten Freund, den jungen Lefèvre de la Faluère de Genonville, welcher an den Mahlzeiten des jungen Paares teilnahm, dessen Freuden teilte, dessen Liedern lauschte.

Während Voltaire in der Bastille saß, fügte es sich höchst natürlich, daß der Freund ihn ersetzte, und vermutlich ist dieser auch schon früher öfters Supplement gewesen. Wie es in der Epistel *Les Vous et les Tu* heißt:

Contente d'un mauvais souper  
Que tu changeais en ambrosie,  
Tu te livrais, dans ta folie,  
A l'amant heureux et trompé  
Qui t'avait consacré sa vie.

Wie immer, wenn er von einem geliebten Weibe zugunsten eines gemeinsamen Freundes zurückgesetzt wurde, lag es Voltaire auch in diesem Fall am Herzen, den Freund nicht zu verlieren. Seine Regungen waren stets die folgenden: zuerst Groll, Zorn, Trauer, Wut; dann Verzeihung, Versöhnung, dauernde Freundschaft. In Epistel XVII an Genonville heißt es:

Tu sais combien l'amour m'a fait verser de larmes,  
Fripon, tu le sais trop bien,  
Toi dont l'amoureuse adresse  
M'ôta mon unique bien;  
Toi dont la délicatesse  
Par un sentiment fort humain  
Aima mieux ravir ma maîtresse  
Que de la tenir de ma main.  
Tu me vis sans scrupule en proie de ma tristesse  
Mais je t'aimai toujours tout ingrat et vaurien.

Später suchte er im Geist seiner Zeit das Ganze auf die leichte Achsel zu nehmen, die Untreue als Bagatelle zu behandeln, da ja eben Erotik nichts anderes ist.

So in der Epistel an den Herzog von Sully:

Je sais que par déloyauté  
Le fripon naguère a tâté  
De la maîtresse tant jolie  
Dont j'étais si fort entêté.  
Il rit de cette perfidie  
Et j'aurais pu m'en courroucer;  
Mais je sais qu'il faut se passer  
Des bagatelles dans la vie.

Er hat sich augenscheinlich bald mit Suzanne versöhnt. In dem obenerwähnten Gedicht an den Arzt M. de Gervasi schildert er, wie ihr Bild ihm vorgeschwebt hat, als er seinen Tod nahe wähnte.

Hélas! en descendant sur le sombre rivage  
 Dans mon cœur expirant je portais son image;  
 Ses amours, ses vertus, ses graces, ses appas,  
 Les plaisirs que cent fois j'ai goûtés dans ses bras  
 A ces derniers moments flattaient encore mon âme.

Aber noch herzlicher hat er sich mit Genonville versöhnt, dessen früher Tod ihn wie ein Schlag traf. In dem Gedicht an den Arzt Gervasi trauert er darüber, daß die ärztliche Kunst dem lebenswürdigen Genonville nicht habe helfen und seinen Freunden sein Leben erhalten können. In seinem Gedicht *Aux mânes de M. de Genonville* erinnert er sich sogar mit wehmutgemischter Freude seines gleichzeitigen Verkehrs mit ihm und mit Suzanne:

Il te souvient du temps, où l'aimable Egérie  
 Dans les beaux jours de notre vie  
 Ecoutait nos chansons, partageait nos ardeurs,  
 Nous nous aimions tous trois. La raison, la folie,  
 L'amour, l'enchantement des plus tendres erreurs  
 Tout réunissait nos trois cœurs.  
 Que nous étions heureux! même cette indigence,  
 Triste compagne des beaux jours,  
 Ne put de notre joie empoisonner le cours.  
 Jeunes, gais, satisfaits, sans soins, sans prévoyance  
 Aux douceurs du présent bornant tous nos désirs,  
 Quel besoin avions-nous d'une vaine abondance:  
 Nous possédions bien mieux, nous avions les plaisirs.

Suzanne war es nicht zufrieden, auf dem kleinen Privattheaterchen des Herzogs von Sully gegläntzt zu haben; sie wollte auf dem Théâtre français glänzen und rechnete darauf, daß Voltaire ihr den Weg dahin bahnen würde; denn endlich hatte die Bühne sich ihm geöffnet, und man hielt die Proben zu seinem *Oedipe* ab.

Sie wünschte als Jokaste, außerdem aber auch in Lustspielrollen aufzutreten; allein so häufig sie es auch versuchte, so hatte sie keinen Erfolg zu verzeichnen. Schließlich ging sie mit einer Truppe französischer Schauspieler nach England. Als auch diese kein Glück hatten und die armen Menschen sich genötigt sahen, jeder für sich sein Auskommen zu suchen, fand Suzanne eine Zuflucht in London, bei einem Franzosen, der ein Kaffeehaus eröffnet hatte. Es war ein braver Mann, der, ergriffen von dem würdig zurückhaltenden Wesen, der schönen Haltung und der ganzen traurigen Lage der armen Heimatlosen, Mitleid mit ihr empfand und seinen Gästen von ihr sprach. (Eben diese Situation hat Voltaire mit einer gewissen Wärme in seinem gegen Fréron gerichteten Schauspiel *L'Ecosaise* dargestellt, in welchem Lindane der Suzanne entspricht.)

Ein reicher und vornehmer Franzose, Marquis Charles Frédéric de la Tour du Pin de Gouvernet, sah Suzanne in diesem Hause und verliebte sich so leidenschaftlich in sie, daß er ihr seine Hand anbot. Sie lehnte als armes Mädchen in ihrem Stolz seine Werbung ab — man solle ihm nicht vorwerfen können, eine Mesalliance eingegangen zu sein. Sie wies die Geschenke zurück, die er ihr machen wollte. Das einzige, was sie anzunehmen sich bereit erklärte, waren ein paar Lose der Staatslotterie. Der Marquis ließ nach Ablauf einer kurzen Frist ritterlich eine falsche Liste drucken, auf welcher eine von Fräulein de Livrys Nummern mit einem ungeheuren Gewinn herausgekommen war. Alle ihre Freunde, darunter Voltaire, erfuhren mit Anteilnahme die gute Neuigkeit; sie selbst, in der Meinung, reich geworden zu sein, reichte dem Marquis die Hand und trat ein in ein Leben voll Glanz und Herrlichkeit. Die Hochzeit fand 1727 statt.

Als Voltaire sie später in ihrem Heim in Paris aufsuchte, wurde er von dem Schweizer abgewiesen und ihm überhaupt der Zutritt zu dem Hause verweigert. Der Gegensatz zwischen diesem Empfang und demjenigen, an den er einige Jahre zuvor gewohnt gewesen, gab ihm Anlaß zu der graziösen Epistel, in der die Ansprache Sie, die jetzt angewendet wird, mit dem Du abwechselt, das sich auf die ärmliche Vergangenheit der Marquise bezieht: die Diamanten und Perlen, die sie gegenwärtig trägt, wiegen nicht einen jener Küsse auf, die sie ihm in ihrer ersten Jugend schenkte.

In der Zeit zwischen 1721 und 1778 haben Voltaire und Suzanne einander nicht wiedergesehen. Sie war in der Zwischenzeit verwitwet, fromm und um siebenundfünfzig Jahre älter geworden. Als Voltaire, dreiundachtzig Jahre alt, nach Paris kam, galt sein erster Besuch seiner Jugendgeliebten, der Marquise von Gouvernet, die nun mit ihren vierundachtzig Jahren kein Bedenken mehr trug, ihn zu empfangen. Das Wiedersehen erfüllte ihn mit Entsetzen. „Oh meine Freunde,“ sagte er bei seiner Rückkehr, „ich bin soeben von einem Ufer des Unterweltflusses zum anderen übergesetzt worden!“

#### XIV

Die Proben zu *Ödipe* nahmen ihren Verlauf. Die Herzogin von Maine und ihr Hof betrachteten diese Tragödie als einen gegen den Regenten und die Herzogin von Berri gerichteten Schlag und freuten sich bei dem Gedanken an die erste Aufführung, sahen ihr entgegen in der Hoffnung, daß der Herzog von Orléans und dessen Tochter der Vorstellung mit ähnlichen Gefühlen beiwohnen würden wie der König und die Königin in *Hamlet* dem Schauspiel, das der Prinz auführen läßt.

Kaum aus dem Gefängnis entlassen, hatte Voltaire den Regenten unverzagt ersucht, ihm dieses sein Stück zueignen zu dürfen. Es war dies eine der Formen der Tollkühnheit seines Wesens. Wie er später

dem Papst seinen *Mahomet*, das Schauspiel von dem Betrüger als Religionsstifter zueignete, so versuchte er dem Regenten seinen *Œdipe*, das Schauspiel von der Blutschande, zu widmen. Er mußte sich begnügen, es der Regentemutter, Elisabeth Charlotte, zu dedizieren.

Diese Dedikation ist denkwürdig, nicht durch ihren Wortlaut, denn sie erhebt sich nicht über die damals pflichtschuldige Schmeichelei, sondern durch ihre Unterschrift: Madame, de votre altesse royale le très humble et très obéissant serviteur Arouet de Voltaire.

Zum erstenmal erscheint hier, im Jahre 1718, der Name, der den bisherigen — Arouet — bald ganz ablösen und den Voltaire noch sechzig Jahre tragen sollte. So wie Jean Louis Balzac seinen übel-lautenden Namen Guez und Molière seinen nicht wohlklingenden — Poquelin — verworfen hatten, so ließ Voltaire von nun an den Namen Arouet ganz fallen. Er duldet ihn nicht mehr und gibt (in Briefen an Jean Baptiste Rousseau) als Grund dieser Abneigung an, daß er häufig mit dem Namen eines schlechten und ihm feindlich gesinnten Poeten, Roy, verwechselt werde. Dennoch bewahrt er ihn in seinem neugebildeten Namen, Voltaire, der ein Anagramm von Arouet le jeune (geschrieben l. i.) ist.

Voltaire war zu jener Zeit nur als ausgezeichnete Schüler der Jesuitenschule, als geistreicher junger Lebemann und Gassenjunge, als glänzender Poet und nicht minder glänzender Gesellschaftsmensch bekannt, den der Regent infolge seiner naseweisen Ausfälle ein Jahr in die Bastille hatte stecken müssen. Immerhin wußte man, daß die Gegner des Regenten, der alte Maréchal de Villars, dessen vierund-dreißigjährige, sehr schöne Frau und der ganze kleine Hof in Sceaux sich viel von ihm erwarteten.

So erschienen am 18. November 1718 die Herren und Damen des Hofes in der Hoffnung auf einen kleinen Skandal, auf eine Verhöhnung, möglicherweise ein Auszischen des Regenten, vollzählig bei der Erst-aufführung des Dramas.

Doch der Regent gewann das Publikum für sich, wie der Verfasser selbst es gewann.

Gutmütig, als wohlwollender Zuschauer saß Philippe von Orléans da; kurzsichtig, wie er war, vermochte er das Stück nur zu hören, kaum zu sehen. Mit seinen schwachen Augen glich er selbst dem blinden Ödipus.

Stolzer als irgendeine Königin fand die Herzogin von Berri sich ein — die leibhaftige Jokaste. Ihre üppige Schönheit sandte Strahlen aus. So jung sie war, so erschien sie stark in ihrer Pracht; ihre Schwangerschaft war schon ziemlich vorgeschritten. Sie trat mit einem Gefolge von dreißig Damen, mit ihrem Hofgesinde, ihrer Garde ein und füllte solcherart den größten Teil des Amphitheaters. Ja sie hatte, was man nie zuvor in einem französischen Theater gesehen hatte, einen Thron-himmel über ihrem Sitz errichten lassen.

Das Stück konnte beiden Parteien zusagen. Seine Komposition war mustergültig. Es war reichlich durchsetzt von Angriffen auf die Pfaffen; aber die Pfaffen behielten schließlich Recht. Die Geistlichen waren in dem Stücke der Königsmacht feindlich gesinnt; und einer von ihnen äußerte den Satz:

*Tremblez, malheureux roi, votre règne est passé.*

Was er sprach, war in dem Stücke Wahrheit. Die Angriffe auf den Glauben waren niemals in den Mund der Hauptperson gelegt, und der sie erhob, erhielt stets Unrecht. Eine Nebenperson, Araspes, warnte vor dem Glauben an Wunder. Eine andere Nebenperson, Philoktetes, hegte Argwohn gegen die Priester. Er sprach wie ein Franzose aus dem achtzehnten Jahrhundert, der den König von Frankreich gegen die päpstliche Macht stützte. Und er bot seinem Gegner und Rivalen, Ödipus, seinen Arm an:

*Contre vos ennemis je vous offre mon bras;  
Entre un pontife et vous je ne balance pas.  
Un prêtre, quel qu'il soit, quelque Dieu qui l'inspire.  
Doit prier pour ses rois, et non pas les maudire.*

Die berühmteste Stelle in dem Stücke, die in Frankreich sprichwörtlich geworden ist, wird von Jokaste ausgesprochen, kurz bevor die übelgelittenen Priester und Weissager Recht behalten:

*Nos prêtres ne sont point ce qu'un vain peuple pense,  
Notre crédulité fait toute leur science.*

Dies schloß aber nicht aus, daß Verse wie die angeführten einen Beifallssturm entfesselten, wie es ja auch keinem Zweifel unterliegt, daß Voltaire selbst die tiefste Befriedigung gefühlt hat, während er diese Zeilen schrieb, in denen die Grundleidenschaft seines Wesens sich Luft machte, obwohl sie mit dem Thema, mit dessen Poesie und Geheimnissen, nichts zu schaffen hatten.

Wie wenig ergriffen er selbst mit seiner Eulenspiegelnatur während der Aufführung war, zeigte sich darin, daß er aus purem Übermut zuletzt mitspielte, und zwar als der Page, der die Schleppe des Hohepriesters trug.

So wie das Stück beschaffen war und wie es gespielt wurde, gab es keinen Anlaß zur Abneigung gegen Ödipus oder gegen den, der von dem Publikum mit ihm verglichen wurde. Ödipus rührte die Herzen. War er schuldig, so war das Schicksal der wahrhaft Schuldige. Er war ein guter und harmloser Fürst, der in echter Regentenmilde das Beste seines Volkes wollte. Dufresne, ein sehr beliebter junger Schauspieler, stellte ihn dar. Und die entzückende Desmares, die, im Begriff, das Theater zu verlassen, noch ein letztesmal spielte, um dem Regenten Lebewohl zu sagen — sie hatte den Herzog uneigennützig, aus reiner Zärtlichkeit, geliebt —, gab die Jokaste anmutig und natürlich. Die



schmerzliche Abschiedsszene zwischen Ödipus und Jokaste ergriff die Zuschauer tief. Und sie brachen in Tränen aus bei Jokastes letzten Worten an ihn, von diesem schönen Munde, mit dieser schönen Stimme gesprochen:

Si tant de maux ont de quoi te toucher,  
Si ta main, sans frémir, peut encor m'approcher,  
Aide-moi, soutiens-moi, prends pitié de ta reine!

Die Blutschande selbst vermochte im Grunde diese Zuschauer nicht zu entsetzen, wie schrecklich sie auch in der Tragödie bestraft wurde.

Man war durch allerlei Schriftsteller und mannigfache Lebensverhältnisse mit morgenländischen Sitten vertraut geworden.

Jedermann war es bekannt, daß der Bischof von Tencin ehelich mit seiner Schwester, Madame de Tencin (der Mutter von d'Alembert) lebte, und man wußte, daß die Könige im alten Ägypten desgleichen getan hatten.

Die fremden Herrschaften in Paris folgten dem Beispiel. Nach Saint-Simons Behauptung verheiratete der Prinz von Montbelliard seinen Sohn mit seiner Tochter. Laut Elisabeth Charlottes Memoiren hatte die Herzogin von Württemberg keinen anderen Liebhaber als ihren Sohn.

Das Stück riß also die Mehrzahl der Zuschauer hin. Als der Autor sich zuletzt in der Loge des Maréchal von Villars, zwischen ihm und seiner schönen Frau, zeigte, rief das Publikum der Marschallin im Chor zu: „Aber so küssen Sie ihn doch!“ — Und sie tat es unter allgemeinem Jubel.

Jedoch auch der Regent wurde gefeiert; überlegen, nachsichtig und lasterhaft, wie er war. Mit seinem hellen Kopf und seiner feinen Auffassungsgabe verstand er selbstverständlich alles, was das Stück an Andeutungen auf die damalige Zeit und auf ihn enthielt. Aber er zuckte nicht mit den Wimpern, er fühlte sich nicht im mindesten getroffen oder peinlich berührt. Er lohnte das Stück mit Händeklatschen, ließ den Autor zu sich rufen und bewilligte ihm ein für damalige Verhältnisse bedeutendes Jahrgeld, zwölfhundert Livres, die einer Summe von reichlich sechstausend Francs heutzutage entsprechen.

Als Voltaire einige Tage danach zur Tafel geladen wurde, war der Herzog sehr liebenswürdig, und Voltaire sagte zu ihm: „Monseigneur, ich bin ungemein dankbar, daß Eure königliche Hoheit für meine Kost sorgen. Aber ich flehe Eure königliche Hoheit an, sich um mein Logis nicht mehr bekümmern zu wollen.“

Zum erstenmal hatte der junge Arouet die öffentliche Aufmerksamkeit erregt und einen Lohn geerntet, wie ihn derjenige verdiente, der auch unter Widerwärtigkeiten niemals Müdigkeit oder Entmutigung gefühlt, sondern stets rastlos und mit unstreitigem Talent gearbeitet hatte. Noch in späten Jahren, in einem Briefe vom 22. Oktober 1759

an d'Argental, schreibt er: „Ich bin schmiegsam wie ein Aal, lebendig wie eine Eidechse und unermüdlich wie ein Eichhörnchen.“ Das galt von ihm von frühester Jugend an.

*Oedipus* hatte einen außergewöhnlichen Erfolg. Man spielte das Stück fünfundvierzigmal nacheinander, was zu jener Zeit etwas Unerhörtes war. Es befriedigte die Mitwelt ebensowohl bei der Lektüre wie bei der Aufführung. La Motte, der Zensor, von dem die Veröffentlichung des Stückes abhing, hatte sich, wiewohl in *Le Bourbier* gehässig angegriffen, nicht mit einer in trockenen Worten abgefaßten Gutheißung begnügt, sondern in seiner Zensur den Verfasser einen würdigen Nachfolger Corneilles und Racines genannt, was den alten Chaulieu ärgerte und ihm Anlaß zu obenerwähntem Epigramm lieferte.

Voltaire ließ das Stück jedoch nicht für sich selbst sprechen. Es erschien wie in einem siebenfachen Panzer; abgesehen von Vorwort und Widmung wurde es von nicht weniger als sieben an M. de Genonville gerichteten Briefen eingeleitet. Die ersten besagen, daß er nicht der Verfasser des Gedichtes *J'ai vu* sei, und enthalten den Dank an die Schauspieler; in den folgenden kritisiert er *Sophokles' Oedipus*, indem er auf die Unwahrscheinlichkeit hinweist, daß der König trotz aller Winke und Zeichen sein Schicksal so spät erkenne; hierauf geht er *Corneilles Oedipus* durch und bemängelt die langweilige Episode von Theseus' Liebschaft mit Dirke, die allmählich das Interesse an dem Schicksal des Ödipus selbst verdränge; endlich rezensiert er seine eigene Tragödie und macht sehr offen auf die Unwahrscheinlichkeiten aufmerksam, die das Thema mit sich gebracht und die er nur zu verschleiern, nicht auszumerzen imstande gewesen, betont auch die Schwäche, die in dem Verschwinden des Philoktetes nach dem dritten Akte liegt. Dagegen tritt er mit Wärme für die Möglichkeit einer wiederentfachten Leidenschaft ein, die Jokaste in Philoktetes erweckt. Er beweist die Unwahrscheinlichkeit der Annahme, daß Jokaste nach der damals üblichen Auffassung sechzig Jahre gewesen sein soll, setzt vielmehr ihr Alter sehr vernünftigerweise auf ungefähr fünfunddreißig fest und meint scherzhaft, aber wahr: „Die Frauen wären sehr unglücklich, wenn sie in diesem Alter keine Gefühle mehr zum Leben erwecken könnten.“

Unter den Männern, denen Voltaire seine Tragödie sandte, war auch Jean Baptiste Rousseau, der sich damals in Wien aufhielt und mit einem schönen und herzlichen Schreiben antwortete, das von Beifall überströmt und die neidlose Anerkennung des älteren Dichters für den jüngeren offenbart. Liest man diesen Brief, so bedauert man, daß durch beiderseitige Schuld das so schön eingeleitete freundschaftliche Verhältnis späterhin durch die bitterste häßlichste Feindschaft abgelöst wurde.

Eine Bekanntschaft von Bedeutung, die Voltaire zu jenem Zeitpunkt machte, war die mit dem zweifelhaft berühmten Baron Görtz, dem mächtigen Minister Karls des Zwölften. Er traf ihn bei dem sehr

reichen schweizerischen Banquier Baron Huguère, der in Paris ein großes Haus führte und der identisch sein muß mit dem bei Fryxell genannten Högger, der Karl dem Zwölften in der Türkei Geld lieh. So wunderlich es klingt, wenn man den Altersunterschied bedenkt, so wurden Görtz und Voltaire doch intime Freunde, ja das Gerücht fand Glauben, Görtz wolle den geistsprudelnden jungen Mann mit sich nach Schweden nehmen. Offenbar hat Görtz mit dem Abenteurerblut, das in ihm war, und mit der Gabe, Menschen zu behandeln, die ihm sogar dauernden Einfluß auf den sonst durchaus unlenksamen Karl den Zwölften verschaffte, in der blendenden Geistesüberlegenheit des jungen Voltaire etwas seinem eigenen Wesen Verwandtes gespürt. Merkwürdig ist, daß Voltaire, der sich Law gegenüber so schonungslos erwies, die Ähnlichkeit zwischen Law und Görtz nicht erkannte, eine Ähnlichkeit, die nicht allein darin bestand, daß beide schlechtes Geld prägten. Gerade damals nährte Görtz weitumfassende politische Pläne, Pläne, die dahin zielten, die Feindschaft zwischen Peter dem Großen und Karl durch eine für beide Teile vorteilhafte Allianz abzulösen, Pläne, die Europa umspannten, aber denen Karls des Zwölften Tod einen tragischen Ausgang bereitete. Zu Ende desselben Jahres, in welchem Voltaire und Görtz einander in Paris trafen, fiel Karl der Zwölfte bei Frederikshald und Görtz wurde nach Stockholm gebracht, um dort enthauptet zu werden.

Im übrigen besteht kein Zweifel, daß es das kurze Beisammensein mit Görtz war, das in Voltaire ein Interesse für den schwedischen Abenteurerhelden geweckt und die Keime gelegt hat, aus welchen ein Jahrzehnt später sein Werk *Histoire de Charles Douze* entstand.

## XV

Frühreif, wie Voltaire in geistiger Beziehung gewesen ist, war er es auch in seinen Bedürfnissen, in seinem Hang, Geld auszugeben und sich zu verschaffen, was zu der Existenzform erforderlich war, ohne die ihm das Leben nicht lebenswert schien. Schon in seiner allerersten Jugend war er, bei der Unzufriedenheit seines Vaters mit seiner Lebensführung und der Uneinträglichkeit seiner Kunst, auf Geldverleiher und Wucherer angewiesen, von welchen er auch da und dort eine humoristische Beschreibung geliefert hat. Wir sehen mit Verwunderung, wie er während seines Aufenthalts auf Sully 1719 wegen einer Schuldverschreibung von fünfhundert Francs, die er, erst dreizehn Jahre alt, einem Weibsbild namens Thomas ausgestellt hat, vorgeladen wird. Er weigert sich zu bezahlen, teils weil er noch unmündig ist (es fehlt ihm ein Monat zur Großjährigkeit), teils weil er behauptet, das Geld schon zurückerstattet und von der Vettel oftmals die Versicherung erhalten zu haben, sie habe die Verschreibung ins Feuer geworfen.

Er bewohnte zu jener Zeit ein bescheidenes Logis in der Rue de la Calandre und war beständig zu Mittag und Abend geladen; er wollte

aber natürlich ein standesgemäßes Leben führen, und die zu jener Zeit so demütigende und abhängige Stellung der Literaten schreckte ihn ab und empörte ihn.

Im vorhergehenden Jahrhundert hatten die Schriftsteller entweder von Königs Gnaden, von den Wohltaten eines großen Herrn oder den Almosen eines Generalpächters gelebt. Corneille, der so arm war, daß er als älterer Mann bloß ein Paar Schuhe besaß, widmete seinen  *Cinna*  dem Finanzmann Montauron (der hundert Goldstücke für eine Widmung zahlte) und verglich ihn in der Zueignung mit Kaiser Augustus. Lafontaine mußte von Haus zu Haus gehen, von Bouillon zu Herwart und zu Madame de Sablière, um Essen, Obdach und Kleider zu erbitten. Colletet war so arm, daß er, wie Boileau sagt, „sein Brot von Küche zu Küche suchte“. Im achtzehnten Jahrhundert war Allainval, ein Dramatiker, dessen Stücke häufig aufgeführt wurden, so vollständig aller Mittel entblößt, daß er nicht einmal eine Unterkunft besaß. Die Schriftsteller lebten wie Schmarotzer. Wie bemitleidenswert war doch La Bruyère während seines Aufenthalts in Herzog Louis von Bourbons Hause, wo er zuerst Lehrer, dann Gesellschafter war, aber stets in tief untergeordneter Stellung lebte! Es sei auch unvergessen, wie der Dichter Santeuil, sein Mitbediensteter, starb: an einer Prise Tabak, die der Herzog mit dem überlegenen Scherz des großen Herrn ihm ins Glas geschüttet hatte.

Die oben erwähnte berühmte Madame de Tencin, eine im täglichen Leben lebenswürdige Dame, die niemanden zu demütigen beabsichtigte, war bekannt dafür, daß sie jedem der Literaten, der an ihrem Tische speiste, zum neuen Jahre zwei Ellen Samt für neue Beinkleider spendierte. Voltaire hatte hiervon gehört und beschloß, daß dies jedenfalls nicht sein Los im Leben werden solle. Es besaß Geschäftstalent und wollte selbständig sein.

Ja, mehr als dies: Er errang den Schriftstellern als Stand Unabhängigkeit, erwarb auch für die anderen das Recht, all das zu sagen, was Armut oder Erkenntlichkeit seine Vorgänger zu sagen gehindert hatte. Er trennte die beiden verwachsenen Begriffe Skribent und Schmarotzer.

Wie oben erwähnt, hatte Philippe von Orléans' Regierung im Jahre 1716 in ihrer Geldnot ein Chambre de justice genanntes Tribunal errichtet, im Stil des genau fünfzig Jahre vorher gegründeten Tribunals gleichen Namens. Es sollte die Art und Weise untersuchen, auf welche die großen Vermögen der Finanzmänner entstanden waren, und in freier Willkür die entsprechenden Abgaben bestimmen. Nicht weniger als 4410 Geldleute wurden beunruhigt, und es gelang, eine Gesamtsumme von hundertsechzig Millionen zu brandschatzen. Allerdings gelangten nicht mehr als siebenzig Millionen davon in die Staatskasse. Der Rest ging in die Taschen der Umgebung des Regenten über, teils in die der Damen, teils in die derjenigen, die er scherzhaft seine *roués*  nannte. Als z. B. Paparel, der Kassierer der Gendarmerie, seiner Be-



trügereien wegen zum Tode verurteilt und sein ganzes Vermögen eingezogen wurde, erreichte der Marquis de la Fare, Paparels Schwiegersohn, von dem Regenten, daß das ungeheure Vermögen auf ihn überging; nach der Begnadigung seines Schwiegervaters gab er diesem keinen Pfennig zurück.

Nicht immer geschah also der Gerechtigkeit Genüge, selbst wenn die Kammer der Gerechtigkeit ihr Bestes tat. Aber es versteht sich, daß die Wut der Finanzleute sich über diesen Gerichtshof ergoß und noch mehr über die Angeber und die Angeberei, die ihn mit Stoff für Anklagen versahen. Voltaire schrieb aus diesem Anlaß seine Ode *La chambre de justice*, die dieses Tribunal als infam bezeichnet. In Stil und Form ist diese von Jean Baptiste Rousseau beeinflusst, der sie jedoch nicht billigte, sondern übertrieben pathetisch fand. Sie spricht Entrüstung aus über die Forderung, daß die Familien selbst zu der Angabe verpflichtet sein sollten, woher ihre Vermögen stammten:

Une ordonnance criminelle  
Veut qu'en public chacun révéle  
Les opprobres de sa maison;  
Et, pour couronner l'entreprise,  
On fait d'un pays de franchise  
Une immense et vaste prison.

Weiterhin zeigt die Ode eine berechtigte Verachtung gegen die von Eigennutz, Mißgunst und Haß geleiteten Angeber:

Le délateur, monstre exécrable,  
Est orné d'un titre honorable  
A la honte de notre nom;  
L'esclave fait trembler son maître;  
Enfin nous allons voir renaître  
Les temps de Claude et de Néron.

Nach einem damals sehr verbreiteten Gerücht, zu dessen Sprachrohr sich Maurepas gemacht hatte, entstand diese Ode auf Aufforderung der beiden Finanzmänner Pâris und Héron, und Pâris hat sich gewiß zumindest in späterer Zukunft erkenntlich erzeigt; war er doch einer jener vier Brüder, denen Voltaire den größten Teil seines Vermögens verdanken sollte.

Bei seines Vaters Tode (am 1. Januar 1722) erbte er nicht viel. Der alte Arouet hatte, als er sein Amt übernahm, eine Garantiesumme von 240 000 Livres gestellt, die jedoch natürlich nicht sein ganzes Vermögen ausmachte. Seine Tochter, Madame Mignot, erhielt als Mitgift unter anderem zwei Häuser in Paris. Als der Bruder Armand, der das Amt erbte, nicht imstande war, die Hälfte der Garantiesumme auszubezahlen, und Voltaire sich mit den Zinsen nicht begnügen wollte, entstanden Zwistigkeiten zwischen den Brüdern, die mehrere Jahre dauerten. Immerhin scheint Voltaire 4250 Livres jährliche Einkünfte bezogen zu haben. Zu den 1200 Livres, die er von dem Herzog von Orléans hatte, kam auf dessen Empfehlung ein vom König ausgesetztes Jahrgeld von 2000 Livres.



Doch schon aus einem Schreiben, das er 1718 an Madame de Bernières, die Frau des Präsidenten, richtete, wird offenbar, daß er, erst vierundzwanzig Jahre alt, Geschäfte machte, die zur damaligen Zeit als ganz natürlich und berechtigt galten, heutzutage allerdings strenger beurteilt würden. Er schreibt, daß er in seinem Briefe von Leuten unterbrochen worden, die ihn an die Spitze einer neugebildeten Gesellschaft stellen wollten: „Ich, der ich keine mir liebere Gesellschaft kenne als die Ihre, Madame, und sie sogar der Indischen Gesellschaft vorziehe, in der ich doch einen guten Teil meines Vermögens stehen habe, ich versichere Ihnen, daß ich mehr an das Vergnügen denke, zu Ihnen aufs Land zu ziehen, als an die Geschäfte, die wir machen sollen.“

Er fungierte als Vermittler bei Abschlüssen von Lieferungen oder bei der Erneuerung von Pachtverträgen, und diese Stellung war einträglich. „Der Regent hat sein Wort gegeben,“ schreibt er. „Und da die Person (offenbar eine Frau), die diese Zusage von ihm erhalten, mir auch ihrerseits ihr Wort gegeben hat, so hege ich keine Furcht, daß man einen anderen Kanal als mich benützen könnte; ja, ich kann behaupten, wenn es diesen Leuten einfallen sollte, um mich herum zu anderen zu gehen, daß mein bißchen Einfluß ausreichen würde, das ganze Unternehmen zu Fall zu bringen. . . . Sie sagen mir, wenn ich nicht Donnerstag in Paris sei, so sei die Sache für mich verloren. Bestellen Sie den Herren, die Sie kennen, nur sie könnten die Verlierenden sein, denn mir sei das Privilegium zugesagt worden, und wenn ich es habe, wähle ich mir, welche Gesellschaft immer mir behagt.“ Im nächsten Brief erklärt er aufs neue, daß er eines anderen, noch größeren Geschäftes sicher sei: „Die Person, die Sie kennen, hat die wiederholte Zustimmung des Regenten zu dem größeren Geschäfte.“

Ein Jahrzehnt später gelang ihm mit einem Schlag ein überraschender Coup. Als er eines Abends bei Madame Dufay speiste, befand sich unter den Gästen ein glänzender Kopf: der etwas leichtfertige Lebemann La Condamine, der bei Tische über die Unwissenheit des Generalkontrolleurs Lepelletier-Desfort Witze riß: dieser hatte, um die Banknoten des Rathauses zu amortisieren, eine Lotterie eröffnet, in der man durch eine einfache Berechnung mit Sicherheit gewinnen konnte. Voltaire besaß solche Banknoten, und erstaunt über die Richtigkeit der Berechnung, die er alsbald prüfte, zog er Nutzen aus ihr und verdiente 500 000 Francs daran. Der über seine eigene geringe Voraussicht heftig erbitterte Kontrolleur verklagte ihn, verlor aber und wurde abgesetzt. Von diesem Tage an hatte Voltaire keine Geldsorgen mehr.

## XVI

Die Herzogin von Villars war so bezaubert von Voltaires *Oedipe*, daß sie den jungen Dichter sofort einlud, bei dem Marschall und ihr auf Villars zu wohnen. Er nahm die Einladung an und — verliebte sich heftig. Er war fünfundzwanzig Jahre alt, sie vierunddreißig, aber

strahlend schön, von ihrem Kreise angebetet, desgleichen übrigens auch von ihrem Gatten, den diese seine Leidenschaft für die eigene Frau in den Augen seiner Zeitgenossen ein bißchen lächerlich machte, obwohl sein Ruf als Feldmarschall sonst die Leute blendete. Es war unmöglich, liebenswürdiger, fürsorglicher, einschmeichelnder zu sein, als die Herzogin es dem jungen Poeten gegenüber war; darüber hinaus aber nichts. Sie war Feuer und Flamme für seine Kunst; ihm selbst eine gute Freundin. Nicht daß sie gefühllos gewesen wäre; es war da ein Abbé de Vauréal, den sie in hohem Grade vorzog. Aber zum einzigen Mal in seinem Leben litt Voltaire so sehr unter seiner unerfüllt bleibenden Liebe, daß er — was bei ihm unerhört war — die Lust zur Arbeit verlor, das Vorgenommene versäumte und sich in einem ewigen unleidlichen Fieberzustand befand. —

Der Marschall brachte dem jungen Gast aufrichtige Zuneigung und eine starke Bewunderung entgegen. Wieder und wieder nennt er ihn Frankreichs ersten Dichter. Als der junge Mann, um seine Leidenschaft zu überwinden, sich ein wenig aus dem Schlosse zurückzog, schrieb der Marschall die reizendsten Briefe an ihn zu dem Zweck, seine Bedenken zu besiegen und die Vorwände abzuweisen, deren wahre Ursache er augenscheinlich nicht ahnte.

Seiner Vertrauten, Marquise de Mimeure, erklärt Voltaire des öfteren, er wolle nicht mehr nach Villars hinausfahren, was die Marquise sicherlich mit großer Befriedigung gebilligt hat. Aber immer wieder läßt er sich von seinem Vorsatz abbringen.

Erst als er erkennt, daß jegliche Arbeit ihm unmöglich wird, faßt er den festen Entschluß, sich loszureißen. Und er wendet denselben Kniff an, den er sein ganzes langes Leben hindurch gebraucht: er ist ein Sterbender, entsetzlich elend, und sein Arzt, diesmal Vinache, verbietet streng jeden Besuch. Als Beispiel von Stil und Ton eines großen Herrn und bedeutenden Feldherrn aus der damaligen Epoche seien einige Bruchstücke eines Briefes angeführt, den der Marschall aus diesem Anlaß Voltaire sandte. Man bedenke, daß es ein Herzog ist, der spricht, einundvierzig Jahre älter als der junge Mann, den er so eindringlich zu sich lädt:

Wenn Sie mir glauben wollen, so geben Sie sich nicht in Vinaches Hände, so sehr auch seine verführerische Rede, seine Kunst, den Einfluß der sieben Planeten mit den Mineralien und den sieben edleren Teilen unseres Körpers zu vereinen, Bewunderung erregt.

Kommen Sie zu uns und essen Sie zu regelmäßigen Zeiten gute Suppe, nehmen Sie nicht mehr als vier Mahlzeiten täglich zu sich und legen Sie sich zeitig zu Bett! Lassen Sie Papier, Tinte, Hazardspiel, Lanzknecht ungeschoren! Brettspiel erlaube ich Ihnen. Zwei Monate solcher Diät sind weit besser als Vinache.

Ich danke Ihnen tausendmal für das, was Sie uns berichtet haben. Der Marquis (sein Sohn) hat mit Schmerz unser Theater schließen sehen und darüber den Beschluß gefaßt, zu seinem Regiment zu gehen; mein Wagen, der ihn Samstag nach Paris fährt, wird Sie Sonntag zu uns bringen.

Wir haben nun ein Theater eröffnet. Die Marquise (seine Schwiebertochter) hat es mit einem Eifer übernommen, der ihres Vaters und ihrer Mutter würdig ist (sie war die Tochter des Maréchal de Noailles); sie hat es sich angelegen sein lassen, zwei Soldaten aus des Königs Regiment, die Pauline und Stratonice darstellen, zu schminken, und, obwohl sie ihnen mehr Farbe auflegte, als auf einer neuen Karosse ist, fand sie, daß es noch immer nicht genug sei.

Fräulein Ludière, die Verschämtheit in Person, war in großer Verlegenheit, als sie die nackten Lenden der beiden Grenadiere in Reifröcke hüllen sollte, weil...

Was Sie erzählen, ist interessanter als alle Neuigkeiten, die wir mitzuteilen haben. Ein armes Dienstmädchen ist von Leidenschaft für einen Gärtner ergriffen worden. Ihre Mutter, ein ärgerer Drache als Madame Dumay und zum zweitenmal verheiratet, ist gegen die Ehe. Die Frau Maréchal hat sich in die Sache gemischt; aber sie hat es vorgezogen, die Mutter zu schelten, statt selbst die Mitgift zu bezahlen, was ja ihrer gewohnten Freigebigkeit nicht gleicht. . .

Hier haben Sie, mein großer Dichter, alles, was ich Ihnen in schlechter Prosa als Dank für Ihre Verse sagen kann. Tausend Grüße an Herzog und Herzogin von Sully, denen ich gute Gesundheit wünsche, so daß Sie die Reise zu uns unternehmen können. Hier ist jetzt gute und zahlreiche Gesellschaft; wir sind zweiundzwanzig bei Tisch; aber ein großer Teil reist morgen ab.

Wie man sieht, ist dieser Brief im Zeitalter der Artigkeit geschrieben.

Voltaire war stark umworben. Er wohnte bald auf Richelieu bei dem Herzog, bald in Maisons bei seinem Freund, dem Präsidenten, bald halb widerstrebend in Villars, wo man zu jenem Zeitpunkt Fontenelles *La Pluralité des Mondes* studierte und sich lebhaft für die Vorgänge auf dem Saturn und Jupiter interessierte, die man in Ermangelung von einem besseren Instrument durch Operngucker beobachtete. Voltaire schildert dies humoristisch in seiner Epistel an den alten Schriftsteller und Weltmann:

Le soir, sur des lits de verdure,  
Lits, que de ses mains la nature,  
Dans ces jardins délicieux,  
Forma pour une autre aventure,  
Nous brouillons tout l'ordre des cieux:  
Nous prenons Venus pour Mercure,  
Car vous saurez qu'ici l'on n'a  
Pour examiner les planètes,  
Au lieu de vos longues lunettes,  
Que des lunettes d'opéra.

Eines der Häuser, in welchen der junge Dichter sich zu Hause fühlte, war das des Marquis von Mimeure. Der Marquis, der den Titel eines maréchal de champ (Brigadegeneral) trug, war Mitglied der Französischen Akademie, ein ausgezeichnete Kopf, rechtschaffen, sanftmütig und liebenswürdig; seine Frau, ehemals eine Schönheit, der nun, hoch in den Vierzigern, weder Vornehmheit noch Bildung fehlte, hatte von jeher die Neigung gehabt, ihr Haus zu einem Mittelpunkt für die literarische und künstlerische Welt in Paris zu machen. Seit

dem Jahre 1714 war Voltaire in diesem Heim mit offenen Armen empfangen worden und er korrespondierte mit der Marquise als intimer Freund. Dessenungeachtet fiel es ihm schwer, sich in die verschiedenen Schöngeister zu finden, denen das Haus sich öffnete: Roy, den er verabscheute und der ihn haßte, hatte Zutritt; Piron, der, gleich dem Herrn des Hauses aus Bourgogne stammte, wurde als der lustige, witzige Zigeuner, der er war, mit Auszeichnung empfangen. Er betrug sich anfänglich sehr aufmerksam gegen Voltaire, wurde aber allmählich, von dessen schroffer Haltung verletzt, sein erbitterter Feind und Verfolger.

Von dem Zeitpunkt an, da Voltaire sich von der schönen Frau des Präsidenten, Madame de Bernières, stark angezogen fühlte, und insbesondere von jenem Tage, da sie selbst ein ungemein eifersüchtiges Interesse für ihn zu bekunden anfang, zog Voltaire sich von Madame de Mimeure zurück. Es geschah nur mit Ach und Krach, daß die Präsidentin ihm Besuche bei der armen Marquise erlaubte, als dieser nach einer schweren Krankheit die eine Brust wegoperiert wurde.

Ohne Zweifel hat Madame Bernières ihren jungen Freund so viel wie möglich um sich zu sehen gewünscht; sie hätte ihn in ihrem Hause wohnen, täglich an ihrem Tische speisen sehen mögen. Von 1723 ab stand ihm sogar eine ganze Wohnung in ihrem Hause zur Verfügung. In einem Briefe vom 15. Januar 1722 schreibt er ihr, er sehe immer mehr und mehr ein, „nur sie sei seine wahre Freundin“. Dieser Ausdruck war sicherlich ein gedämpfter. Bernières war Präsident des Parlaments für die Normandie. Madame de Bernières, fünfunddreißig Jahre alt und sehr schön, besaß die Sicherheit des Benehmens, die der hohe Rang ihres Gatten und ein sehr bedeutendes Vermögen ihr verliehen.

Voltaire fühlte sich auf ihrem Landsitz Rivière-Bourdet ebenso ungezwungen, wie bei ihr in Paris. Doch um seine Unabhängigkeit zu sichern, zahlte er für seinen jeweiligen Aufenthalt. Daß dies tatsächlich der Fall war, ergab sich mehrere Jahre später. Als Desfontaines (unter vielen anderen gegen Voltaire erhobenen schmutzigen Anklagen) mit der Beschuldigung hervortritt, daß er bei dem Präsidenten de Bernières schmarotzt habe, gibt die Präsidentin als Entkräftigung dieser Anschuldigung die Summe (1800 Francs) bekannt, die er damals für seinen Aufenthalt bezahlt hatte.

Unsäglich wohl, fühlte sich Voltaire wenn er auf Richelieu war. Er schreibt von dort aus im Jahre 1720 an den Freund Thiériot:

Ich lebe augenblicklich in dem schönsten Schlosse Frankreichs. Kein Fürst in Europa hat so schöne Statuen in so großer Anzahl. Alles erinnert hier an die Größe des Kardinals de Richelieu. Die Stadt ist wie Place Royale gebaut. Das Schloß ist ungeheuer groß, aber was mir am meisten zusagt, ist gleichwohl der Herzog von Richelieu, den ich mit einer unsagbaren Zärtlichkeit liebe — nicht mehr jedoch als Sie.



Der junge Herzog war soeben aus dem Gefängnis entlassen worden, wo er, wegen seiner Verschwörung mit den Spaniern und seines Versuches, ihnen Bayonne zu übergeben, siebzehn Monate verbracht hatte. Der Regent hatte den Ausspruch getan, für das, was Richelieu verbrochen, verdiente er, daß man ihm vier Köpfe abschläge, falls er sie gehabt hätte. Allein die Tochter des Regenten, Mademoiselle de Valois, erwirkte Schonung für ihn. Sie liebte ihn bis zur Raserei, und um sein Leben zu retten, nahm sie die Werbung des Herzogs von Modena an, den zu heiraten sie sich bis dahin geweigert hatte.

## XVII

Einer der Orte, wo der junge Voltaire während dieser Besuche auf dem Lande am meisten lernte und wo er überhaupt für die Zukunft, die er damals noch nicht ahnte, am besten vorbereitet wurde, war das Gut La Source, wo er als Gast Henry Saint Johns, Lord Bolingbrokes, nicht selten weilte.

Zum erstenmal lernte der junge Voltaire hier einen Mann kennen, der nicht wenige der Eigenschaften besaß, welche einen großen Mann ausmachen. Zum erstenmal traf er auf ein hervorragendes politisches und parlamentarisches Talent und zum erstenmal kam er in Berührung mit einem vornehmen Engländer, der, mit reicher staatsmännischer Erfahrung ausgestattet, die leidenschaftliche englische Freidenkerei der damaligen Zeit, die höchste englische Kultur jener Epoche und überdies wahre politische Originalität vertrat.

Bolingbrokes politischer Ruf hat sich bis in unsere Tage erhalten, weil Lord Beaconsfield von früh auf in ihm sein politisches Ideal erblickte. Schon in seiner *Vindication of the english constitution* sagt er von ihm: „Lord Bolingbroke, der seiner Partei Klarheit und Gedankenzusammenhang brachte, besaß jene feurige Einbildungskraft, die mit ihrer unaufhaltsamen Fruchtbarkeit und mit ihrer unerschöpflichen Gabe, Hilfsquellen zu finden, für einen großen Staatsmann und einen großen General ebenso notwendig ist wie für einen großen Dichter. Er war der tüchtigste Schriftsteller und der vollendetste Redner seiner Zeit.“

Bolingbroke, sechzehn Jahre älter als Voltaire, hatte ein großes Stück tätigen Lebens hinter sich, als der junge Dichter ihm vorgestellt wurde. Nach einer leichtfertigen Jugend war er seit 1701, wo er ins Unterhaus gewählt wurde, als glänzender Redner, als tiefblickender und scharf urteilender Mann anerkannt. Obwohl Tory, wurde er im Alter von sechsundzwanzig Jahren Kriegsminister unter Marlborough, blieb es aber nur vier Jahre, da die Whigs ihn verdrängten.<sup>1)</sup> Im Toryministerium aber wurde er Minister des Äußeren und er war es, der

<sup>1)</sup> Als Bolingbroke Kriegsminister wurde, sagten die Londoner Kurtisanen zueinander: Betty, Bolingbroke erhält achttausend Guineen jährlich, und alles für uns! (Voltaire, Brief vom 24. April 1769.)



den Frieden zu Utrecht mit Ludwig dem Vierzehnten unter so mäßigen Bedingungen schloß, daß der spanische Erbfolgekrieg ohne harte Demütigungen für das ermattete Frankreich endete.

Eben war ihm im Jahre 1714 die Aufgabe zuteil geworden, das neue Ministerium zu bilden, als der vier Tage darauf eingetretene Tod der Königin Anna seine Demission erzwang. Mit einer Anklage wegen Hochverrats, das heißt, wegen Verbindung mit dem Thronprätendenten James dem Dritten bedroht, flüchtete er nach Frankreich, trat in den Dienst des Prätendenten, mußte sich aber nach dessen mißglücktem Landungsversuch in England 1716 aus dem öffentlichen Leben zurückziehen. Die nächsten sieben Jahre lebte er dann in Frankreich, bis die Geliebte Georges des Ersten, die Herzogin von Kendal, ihm die Erlaubnis zur Rückkehr verschaffte.

Von Ende 1719 an wohnte Bolingbroke in Anjou auf einem Gut, das er sich hier gekauft hatte und das in einer entzückenden Landschaft lag. Er hatte hier ein Haus, das instand zu setzen und zu schmücken er jahrelang nicht müde wurde und dem er den Namen La Source gab, nach einer Quelle, die in seinem Walde entsprang, einer Quelle, von welcher er in Briefen an Swift behauptet, daß sie sicherlich die schönste und klarste in ganz Europa sei.

Hier wohnte er mit seiner Geliebten, alsbald seiner Gattin, einer französischen Dame, der Witwe eines Marquis de Villette, eines tapferen Seeoffiziers und Veters der Madame de Maintenon. Die Marquise war mit zweiundvierzig Jahren Witwe geworden, und erst fast zehn Jahre später begegnete Bolingbroke ihr. Aber trotz ihrer Jahre liebte er sie mit einer flammenden eifersüchtigen Leidenschaft, und als die beiden ihre Geschicke vereinigten, lebten sie in einem beständigen Zustand der Entzückung.

Man ersieht aus einem Briefe Voltaires an Thiériot vom 2. Januar 1722, nach seinem ersten Aufenthalt in La Source, wie stark der Eindruck ist, den Bolingbroke in seiner Häuslichkeit auf ihn gemacht hat:

Ich muß Ihnen die Verzauberung schildern, in der ich mich nach meinem Aufenthalt in La Source, bei Mylord Bolingbroke und Madame de Villette, befinde. Ich habe bei diesem berühmten Engländer alle Gelehrtheit seines und alle Höflichkeit unseres Landes gefunden. Niemals habe ich einen Menschen unsere Sprache mit größerer Kraft und Richtigkeit sprechen hören. Dieser Mann, der sein ganzes Lebenlang von Vergnügungen und öffentlicher Arbeit in Anspruch genommen war, hat dabei dennoch Gelegenheit gefunden, alles zu erlernen und alles zu behalten. Er kennt die Geschichte der alten Ägypter wie die Englands. Er kann Virgil auswendig wie Milton; er liebt englische, französische und italienische Poesie; aber er liebt sie auf verschiedene Art, weil er es ausgezeichnet versteht, den verschiedenen Genius jeder dieser Literaturen für sich zu schätzen.

Voltaire konnte es natürlich nicht unterlassen, dem Paar seine *Henriade* vorzulesen. Sie beschäftigte ihn selbst in diesen Jahren beständig, doch sicherlich nicht in höherem Grade als seine übrigen

Zeitgenossen. Da sein Verhältnis zu dem Regenten ein besseres geworden, nachdem dieser einstweilen erfahren hatte, daß nicht Voltaire der Urheber verschiedener gegen ihn gerichteter giftiger Angriffe gewesen war, befaßte der Verfasser der *Henriade* sich mit dem Gedanken, ihm seine epische Dichtung, sobald sie vollendet sein würde, zu widmen. Schon 1718 richtete er in diesem Sinne ein Ansuchen an ihn. Als die Dichtung 1720 fertig war und der Regent sich in der Zwischenzeit mit Voltaire über Literatur unterhalten, ihm unter anderen die großen Vorzüge Rabelais' hervorgehoben hatte, den Voltaire stets unterschätzte, da bat der Dichter seinen Freund Thiériot, die ersten neun Gesänge für den Regenten zu kopieren.

Jetzt hatte er die Freude, die *Henriade* von dem Lord und dessen Frau in den stärksten Ausdrücken rühmen zu hören. Er schreibt darüber an Thiériot:

Nach der Schilderung, die ich von Lord Bolingbroke gegeben, steht es mir vielleicht übel an, zu sagen, daß Madame de Villette und er mit meiner Dichtung unendlich zufrieden waren. In ihrer Begeisterung stellten sie sie über alle anderen poetischen Werke, die in Frankreich erschienen sind; ich weiß jedoch recht wohl, daß ich von diesem übertriebenen Lob viel in Abzug bringen muß. Ich will nun drei Monate darauf verwenden, mich womöglich eines Teiles davon verdient zu machen. Ich glaube, wenn ich weiter eifrig an dem Werke bessere, muß es zuletzt eine vernünftige Form gewinnen.

Es erfordert heutzutage eine gewisse Kenntnis der ganzen Gefühls- und Denkungsart des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts, besonders dessen poetischen Geschmacks, um diese Begeisterung für eine Dichtung zu begreifen, die für die Gegenwart, sogar in der Heimat des Verfassers, jedwedes Interesse verloren hat. Gewiß ist, daß sie schon vor ihrem Erscheinen die bessere Gesellschaft außerordentlich stark beschäftigte. Von La Source aus schreibt Voltaire an Madame de Bernières: „Lassen Sie mich wissen, welchen Erfolg mein Sohn (Heinrich der Vierte) gesellschaftlich hat, ob er sich viele Feinde verschafft und ob man es glaubt, daß ich sein wahrer Vater bin.“

Noch bevor die *Henriade* veröffentlicht wurde, bildeten sich Sagen um sie. Eine wirklich großartige Epopöe mußte (wie die Aeneide im Altertum) beinahe verbrannt, aber in letzter Minute von der Hand eines Freundes gerettet worden sein. Und so wie Augustus die von Vergil beschlossene Verbrennung der römischen Nationaldichtung verhindert haben soll, so hätte Präsident Hénault eines Tages auf dem Schlosse Maisons, als Voltaire, über die kleinliche Kritik der Zuhörer verstimmt, seine Handschrift in den Kamin geworfen, den kostbaren Schatz aus dem Feuer gezogen. Diese Anekdote ist von zu vielen Seiten bestätigt, um nicht wahr zu sein. Allerdings ist die Wahrscheinlichkeit, daß eine Abschrift existierte, kaum gering zu nennen.

Auf der Bühne des Théâtre Français hatte — wie es nicht anders zu erwarten war — Voltaire, während er sich zum Epiker ausbildete,

hart für das übermäßige Glück zu büßen, das seiner frühesten Arbeit, dem *Oedipe*, beschieden gewesen. Die nächste Tragödie, *Artemire*, wurde bei ihrer Erstaufführung am 15. Februar 1720 so schlecht aufgenommen, daß der reizbare Verfasser von seiner Theaterloge auf die Bühne sprang und sich persönlich mit seinen Zuhörern auseinandersetzte. Als man erfuhr, wer der Sprecher sei, beruhigte man sich. Und er sprach so gewandt, so warm und beredt, daß reicher Beifall ihn lohnte. Leider war er schwach genug gewesen, seiner früheren Freundin, Fräulein de Livry, eine wichtige Rolle zu übertragen, in der sie gründlich mißfiel. Das Stück selbst war schwach und außerstande, den ursprünglichen Widerstand zu überwinden, obschon es die Begeisterung der Adrienne Lecouvreur geweckt hatte und sie mit ihrer genialen Wärme darin spielte.

Mit seinem gesunden Verstand erkannte Voltaire die Unvernunft, auf einem so ungünstigen Terrain weiterkämpfen zu wollen. Trotz des Wunsches der Herzogmutter, das Stück nochmals zu sehen, zog er es nach der achten Aufführung zurück und benutzte bloß einige Verse daraus in seiner späteren Tragödie *Mariamne*, die ein verwandtes Thema behandelt: ein Weib, das mit grausamer Eifersucht von einem Manne verfolgt wird, den sie nicht liebt.

### XVIII

¶ Zu diesem Zeitpunkt meldet sich zum erstenmal in Voltaires Leben eine Neigung, die sich viele Jahre in ihm erhielt, aber niemals wahrhafte Befriedigung erfuhr: eine Neigung zur diplomatischen Laufbahn. Da die Mehrzahl der Biographen Voltaires, dem Dichter im Innersten feindselig gesinnt, auf diese oder jene Art stets das Bestreben haben, ihn herabzusetzen, seine Schwächen hervorzuheben und jeden Hang in ihm, dem die Verhältnisse volle Entfaltung verweigerten, als Lächerlichkeit zu stempeln, gibt es nur wenige Historiker und Essayisten unter ihnen, die nicht an seinem Hang zu diplomatischer Tätigkeit Ritter werden wollten. Aber wie vieles von dem Unbändigen, das in seinem Wesen lag, auch erst überwunden werden mußte, ehe er als Diplomat Nutzen stiften könnte, so muß doch andererseits auf Voraussetzungen für einen Erfolg hingewiesen werden, wie wenige Diplomaten von Fach sie in so hervorragendem Grade besaßen wie er: seine Gabe, Menschen zu behandeln, seine geniale Klugheit und gewinnende Art. Kein Geringerer als Friedrich der Große hat hierüber eine Ansicht geäußert, die mit der meinen übereinstimmt. In seiner Vorrede zur *Henriade* sagt er: „Ein so umfassendes Genie, ein so erhabener Geist, ein so arbeitsamer Mann wie es Herr von Voltaire ist, hätte sich den Weg zu den rühmlichsten Ämtern öffnen können, wenn er den Wunsch gehegt hätte, den Kreis der schönen Wissenschaften zu verlassen, um sich jenen Geschäften zu widmen, welche Interesse und Ehrgeiz der Menschen fürs Gewöhnliche ernste Berufe nennt; er hat es jedoch

vorgezogen, dem unwiderstehlichen Trieb seines Genies zu Kunst und Wissenschaft zu folgen.“

1721 schrieb Voltaire seine *Epître au Cardinal Dubois*, welche im Stil jener Zeit dem unwürdigen Minister auf eine schamlose Art schmeichelt, ja ihn über seinen Vorgänger, den Kardinal von Richelieu, stellt; im folgenden Jahr wendet er sich in einem Brief vom 28. Mai an Dubois und bietet sich an, in geheimer Mission (unter dem Vorwand, Jean Baptist Rousseau zu besuchen) nach Wien zu gehen, um mit Hilfe der käuflichen Dienste eines gewissen Salomon Levi politische, für Frankreich wertvolle Geheimnisse aus dem Kaiserreiche zu erfahren. Dubois, sonst vorurteilsfrei genug, um Dichter in diplomatischem Dienst zu gebrauchen — er hatte den Dramatiker Destouches zum französischen Gesandten in London gemacht —, fühlte sich von Voltaires Anerbieten nicht angezogen, und die Sache kam nicht zur Ausführung. Erst da Dubois als französischer Premierminister von Kardinal Fleury und Friedrich Wilhelm als preußischer König von Friedrich dem Großen abgelöst wurde, kam Voltaire als Diplomat in Verwendung.

In jenen Tagen passierte ihm ein peinlicher Vorfall, der in seinem Leben wie das Omen einer ähnlichen Begebenheit von eingreifender Bedeutung für seine Lebensführung und Entwicklung erscheint. Als er auf Einladung des Kriegsministers Le Blanc bei diesem in Versailles speiste, geschah es ihm, an demselben Tisch mit Kapitän Beauregard zu sitzen. Selbstverständlich hatte er längst ausfindig gemacht, wessen Angebereien ihn seinerzeit in die Bastille gebracht hatten; es blieb nur die Wahl zwischen dem intimen Freund d'Argental und dem als Gentleman verkleideten Polizeispion. Voltaire, mit Recht erobert und überdies nicht gewohnt, in solchen Fällen die Zunge im Zaume zu halten, sagte laut: „Ich wußte, daß man Spione bezahlt; aber ich wußte nicht, daß man sie belohnt, indem man sie am Tische des Ministers speisen läßt.“ Beauregard ersuchte nach dem Essen den Minister um Erlaubnis, Voltaire züchtigen zu dürfen, und als dieser seine Zustimmung gab, nur unter der Bedingung, daß keine Zeugen zugegen wären, lauerte Beauregard Voltaires Wagen auf der Sèvres-Brücke auf, zog ihn heraus und bläute ihn mit dem Stocke durch.

In seiner Erbitterung erwirkte Voltaire von dem Dorfschulzen eine Arrestordre, aber Beauregard hatte sich geilt, Reißaus zu nehmen und zu seinem Regiment zu kommen. Voltaire, nun doppelt eifrig auf Rache bedacht, wurde vor dem Châtelet-Tribunal gegen den Übeltäter klagbar und verfolgte diese Sache mit dem größten Eifer, fuhr aber außerdem nach Sologne, um Beauregard persönlich auf die Spur zu kommen und ihn herauszufordern. Er fand ihn nicht, und sein Fall zog sich mit jener Langsamkeit, mit welcher Rechtssachen dazumals behandelt wurden, endlos in die Länge. In einem Briefe vom 15. Januar 1723 an Madame de Bernières schreibt er, daß er den Mann vergebens sowohl selbst gesucht wie durch andere habe suchen lassen, daß er jedoch fest entschlossen sei, den Prozeß niemals aufzugeben. Erst als



einige Monate später die Abneigung der Madame de Prie sowie auch einige Börsengeschichten den Minister Le Blanc zu Fall brachten und seine Verbannung bewirkten und der Vetter der „göttlichen Emilie“, Herr de Breteuil, an seine Stelle trat, wurde auch Beauregard endlich hinter Schloß und Riegel gesetzt und für einige Zeit in Haft gehalten.

Hätte er sich einer vornehmen Herkunft rühmen können, so wäre er zweifellos so straffrei ausgegangen wie seinerzeit der Graf de la Feuillade, der in seiner Erbitterung über die Satire *Tarte à la crème* in Molières *La Critique de l'école des femmes* eines Tages in Versailles den Dichter, der sich vor ihm verbeugte, um den Kopf faßte und so heftig an den Knöpfen seines Rockes rieb, daß das ganze Gesicht des armen Poeten in Blut schwamm. Allerdings tat er dies erst, nachdem er auf seine an den König gerichtete Frage: „Sire, können Eure Majestät Molière entbehren?“ von Ludwig dem Vierzehnten, der den Sinn dieser Frage wohl verstand, die wenig königliche Antwort erhalten hatte: „La Feuillade, ich bitte um Gnade für Molière“.

Die Zeit war nahe bevorstehend, da dem mißhandelten Voltaire sich ebenfalls kein König gnädig erwies.

## XIX

Grazie und Geist, Leichtsinn und Eleganz, stets bereiter Witz und jene Geistesgegenwart, die eine Anzüglichkeit und eine Schmeichelei gleich zur Hand hat, waren in diesen Jugendjahren nicht der ganze Zauber, der von Voltaires Wesen ausging. Wenn er sogleich, vom ersten Anfang an, durch seine Prosa ändernd, umformend auf den Stil der Zeitgenossen wirkt, so beruht dies auf dem Quellstrudel in ihm, auf der untrüglich sicheren Natürlichkeit, die sich in seinen frischen, spontan hervorsprudelnden Einfällen Ausdruck gab.

Frauen waren diesen Vorzügen gegenüber so wenig unempfindlich wie Männer, und wiewohl Voltaire in verhältnismäßig frühen Jahren alle Erotik aufgab, stand er noch lange in dem Alter, wo, insbesondere in jenem Jahrhundert der Galanterie, ein hochbegabter junger Mann Abenteuer erlebt und, wenn nicht Herzen, so doch Sinne gewinnt.

Eine schöne und gefeierte Dame schlug ihm eine gemeinsame Reise nach den Niederlanden vor. Er hatte noch nichts anderes von der Welt gesehen als Frankreich. Er sagte nicht Nein. Er hatte ohnehin in jener Gegend sozusagen etwas zu besorgen. In Brüssel lebte ja sein älterer Dichterbruder Jean Baptiste Rousseau, mit dem er jahrelang artige und gegenseitig anerkennende Briefe gewechselt hatte und dessen Bekanntschaft er machen wollte. Allerdings beeilten weder er noch seine Schöne sich, diesen Bestimmungsort zu erreichen.

Gräfin Marie Marguerite Elisabeth de Rupelmonde, bekannt durch ihr prachtvolles rotblondes Haar und ihr dreistes Wesen, in den Augen



ihrer Verehrer schön wie Aphrodite selbst, im Urtheil ihrer Verleumder ohne jedwedes Interesse für Tugend, war die Tochter des Maréchal d'Aligre und im Jahre 1705 mit Maximilian de Récourt, Graf von Rupelmonde, der 1710 bei Villa Viciosa fiel, verheiratet worden. Freunde und Schätzer dieser berühmten Dame fanden bei ihr einen starken Hang zur Zärtlichkeit nebst einer großen Unsicherheit des Denkens und Glaubens in bezug auf die Welträtsel, wie sie in jener Zeit zur Erörterung kamen. Voltaire war, als sie 1722 gemeinsam ihre Reise antraten, achtundzwanzig Jahre alt, sie siebenunddreißig, also gerade in dem Alter, wo das Weib den ganz jungen Mann entzückt, den Reife und Erfahrung beim schönen Geschlecht ebenso stark anziehen, wie diese Eigenschaften, wenn er älter geworden ist, ihn in der Regel abstoßen.

Die erste Station, wo die beiden Reisenden Halt machten, war Cambrai, Kardinal Dubois' früherer Erzbischofssitz, wo eben damals ein Friedenskongreß begann, einer jener Kongresse, bei welchen die halbe Zeit damit verging, das Zeremoniell zu ordnen, die andere Hälfte, nichts auszurichten. In einem Brief Voltaires an den Kardinal Dubois aus Cambrai heißt es, es sei, als hätten alle Gesandten und Köche Europas sich hier ein Stelldichein gegeben; die deutschen Minister täten nichts, als auf das Wohl ihres Kaisers trinken; von den spanischen hörte der eine täglich zwei Messen, der andere dirigiere eine Schauspieltruppe; die englischen sandeten viele Eilboten nach der Champagne, wenige nach London usw. Voltaire behauptet, diesen Brief auf ausdrücklichen Befehl einer Schönheit an Seine Eminenz zu schreiben, und versäumt nicht mitzuteilen, wer die Schönheit sei, mit der er reist. Der Ton dem Kardinal gegenüber ist erstaunlich familiär und frei.

Man feierte in Cambrai Fest auf Fest, und die Diplomaten rissen sich um das Paar aus Paris, das auf eine höchst schmeichelhafte Art empfangen wurde. Kaum war die Vermählung des Infanten Don Carlos mit der Prinzessin von Beaujolais bekannt geworden, als der Graf von Saint-Estevan ein Festmahl samt Ball und Illumination veranstaltete und zwei Springbrunnen mit Wein zum Besten der Bevölkerung springen ließ. Worauf der Graf von Windischgrätz seinen Kaiser mit nicht geringerer Pracht und Herrlichkeit feierte. Und überall waren die beiden Reisenden aus Paris die Hauptpersonen. Bei einem Abendbrot ward ein allgemeiner Wunsch in Anwesenheit des Dichters laut, nächsten Tags den *Oedipe* zu sehen. Da jedoch das Repertoire auf Racines Lustspiel *Les Plaideurs* lautete, dessen Aufführung Windischgrätz gewünscht hatte, so richtete Voltaire in Madame de Rupelmondes Namen sogleich eine Bittschrift an Seine Exzellenz:

Seigneur, le congrès vous supplie

D'ordonner tout présentement.

Qu'on nous donne tragédie

Demain pour divertissement.

Nous vous le demandons au nom de Rupelmonde etc.

Er überbrachte selbst die Bittschrift, erhielt sofort die Bewilligung und teilte sie seiner unwiderstehlichen Mitreisenden mit folgender Anschrift mit:

L'amour vous fit, aimable Rupelmonde,  
 Pour décider de nos plaisirs.  
 Je n'en sais pas de plus parfait au monde  
 Que de répondre à vos désirs.  
 Sitôt que vous parlez, on n'a pas de réplique;  
 Vous aurez donc *Oedipe*, et même sa critique.  
 L'ordre est donné pour qu'en votre faveur  
 Demain l'on joue et la pièce et l'auteur.

Man wollte das Stück spielen, sowie dessen Verfasser zum Narren haben, das heißt, nach *Oedipe* die Parodie darauf spielen: Dominiques *Oedipe travesti*.

Ein Brief Voltaire's an Thiériot von dieser Reise verrät, daß er der schönen Rupelmonde keineswegs immer treu war. Ein Gedicht ihr zu Ehren *Les deux Amours* (A Madame la marquise de Rupelmonde) will der Welt gegenüber feststellen, daß die Liebe, die er für sie fühlt, von einer reineren und höheren Art ist als die gewöhnliche und daher beständig wächst. Dieses Gedicht hat nur bedingten Wert, wie so viele der gereimten galanten Schmeicheleien jenes Zeitalters, in welchen allerdings keiner solch ein Meister war wie Voltaire. Aber noch ein anderes kleines Gedicht von der Reise, an die Gräfin gerichtet, liegt vor, das, wenn auch im Zeitstil mythologisch, Gefühl verrät. Es beginnt mit einer Schilderung, daß es Apollo sowohl wie dem Meeresgott gelang, derart verumumt in Menschengestalt aufzutreten, daß niemand sie erkannte, während Venus bei einem gleichen Versuch, sich als die Dame zu verkleiden, die wir kennen, kläglich scheiterte:

Mais c'est en vain qu'abandonnant les cieux  
 Vénus comme eux veut se cacher au monde;  
 On la connaît au pouvoir de ses yeux  
 Dès que l'on voit paraître Rupelmonde.

Dies alles sind jedoch Bagatellen. Von bleibendem Wert ist von den dieser Reise entstammenden Gedichten nur der an seine Freundin gerichtete bedeutungsvolle Reimbrief: *Épître à Uranie*. Sie hatte ihm in Holland ihre religiösen Zweifel und ihre geistige Ratlosigkeit mitgeteilt. Da er, ohne sich einer Gefahr auszusetzen, ihr auch nicht in poetischer Form offen seine Gedanken entwickeln konnte, schrieb er, ungefähr wie vor ihm Pierre Bayle, so, daß er die entgegengesetzten Anschauungen zu Wort kommen ließ. Daher der Titel *Le Pour et le Contre*. In Wirklichkeit aber herrscht kein Zweifel darob, welcher der beiden Anschauungen der Dichter huldigt und wir haben hier, zum erstenmal ausgedrückt und in bündigen Versen, Voltaire's jugendliche Betrachtung des Lebens

Er ließ das Gedicht zehn Jahre ungedruckt liegen, wie es war. Dann erschien es anonym. Aber erst volle fünfzig Jahre später, im Jahre

1772, wagte er es, ihm einen Platz in seinen Werken zu geben. Es beginnt damit, daß sie von ihm Antwort verlangte, als sei er ein zweiter Lucretius:

Tu veux donc, belle Uranie,  
Qu'érigé par ton ordre en Lucrèce nouveau,  
Devant toi, d'une main hardie,  
Aux superstitions j'arrache le bandeau;  
Que j'expose à tes yeux le dangereux tableau  
Des mensonges sacrés, dont la terre est remplie,  
Et que ma philosophie  
T'apprenne à mépriser les horreurs du tombeau  
Et les terreurs de l'autre vie.

Nun stellt er auf die knappste, klarste Art die Widersprüche und Ungereimtheiten in der biblischen Überlieferung dar, in diesem Gotte, der die Menschen schuldig macht, um das Recht zu haben, sie zu strafen, und der den Hang zum Vergnügen in das Wesen der Menschen gelegt hat, um sie um so besser mit Qualen peinigen zu können, die wie durch ein Wunder niemals ihr Ende finden. Dieser Gott schafft den Menschen in seinem Bilde, bereut es aber sofort. Blind in seinen Wohltaten und blind in seinem Zorn, wie er ist, hat er die Menschen kaum hervorgebracht, als er sie schon wieder ausrotten will und die Sintflut steigen läßt. Nachdem er die Väter ertränkt hat, will er selbst für die Kinder sterben:

Je veux aimer mon Dieu, je cherche en lui mon père:  
On me montre un tyran que nous devons haïr.  
Il créa des humains à lui-même semblables  
Afin de les mieux avilir.  
Il nous donna des cœurs coupables  
Pour avoir droit de nous punir;  
Il nous fit aimer le plaisir,  
Pour nous mieux tourmenter par des maux effroyables  
Qu'un miracle éternel empêche de finir.  
Il venait de créer un homme à son image,  
On l'en voit soudain repentir,  
Comme si l'ouvrier n'avait pas du sentir  
Les défauts de son propre ouvrage.  
Aveugle en ses bienfaits, aveugle en son courroux  
A peine il nous fit naître, il va nous perdre tous.  
Il ordonne à la mer de submerger le monde.

— — — — —  
Va-t-il dans le chaos plonger les éléments?  
Ecoutez, ô prodige! ô tendresse! ô mystères!

Il venait de noyer les pères,  
Il va mourir pour les enfants.

Zum erstenmal berührt Voltaire hier auch die christliche Tradition. Es steht als Widersinn aller Widersinne vor ihm, daß Gottes Sohn, Gott selbst, sich in einem kleinen abergläubischen und unwissenden Volk zur Welt bringen läßt, in einem Volke, das von anderen Völkern überwunden, von ihnen abhängig und geringgeschätzt war.

Le fils de Dieu, Dieu même, oubliant sa puissance  
 Se fait concitoyen de ce peuple odieux;  
 Dans les flancs d'une Juive il vient prendre naissance  
 Il rampe sous sa mère, il souffre sous ses yeux  
 Les infirmités de l'enfance .....

Der Dichter erzählt dann nach den Evangelien das Leben Jesu und seinen Tod und hebt das Erstaunliche hervor, daß selbst dieser Tod sich unzureichend erweist, Gottes Zorn zu stillen:

Quoi! Dieu voulut mourir pour le salut de tous,  
 Et son trépas est inutile!  
 Quoi! l'on me vantera sa clémence facile,  
 Quand remontant au ciel il reprend son courroux.

Besonders verweilt er bei der Ungereimtheit, daß die Erbsünde sich trotz alledem wirksam erweisen soll und daß Völker, die nie vom Christentum reden gehört, als Nicht-Christen gestraft werden können:

Ayant versé son sang pour expier nos crimes,  
 Il nous punit de ceux que nous n'avons pas faits.  
 Ce Dieu poursuit encore, aveugle en sa colère,  
 Sur ses derniers enfants l'erreur d'un premier père.  
 Il en demande compte à cent peuples divers  
 Assis dans la nuit du mensonge;  
 Il punit aux fonds des enfers  
 L'ignorance invincible où lui-même il les plonge,  
 Lui qui veut éclairer et sauver l'univers.

## XX

Diese Ideen waren es ja, auf denen er in Wirklichkeit die große, noch unveröffentlichte Dichtung aufgebaut hatte, mit welcher er sich so lange beschäftigte — man nannte sie damals *La Ligue* —, dieselbe, die später den Titel *Henriade* führen sollte, — ein schwaches Werk für die Nachwelt, aber für alle kommenden Zeiten eine große Tat. Wie lange war es her, daß die Besten des Zeitalters Ludwigs des Vierzehnten die Bartholomäusnacht verdienstvoll, mindestens entschuldbar gefunden hatten? Wie wenige Jahre waren verstrichen, seit die sanftmütigsten Männer wie Fénélon, die gutherzigsten wie Lafontaine, die klügsten wie La Bruyère, ja Frauen wie Madame de Sévigné die Vertreibung der Huguenotten aus Frankreich gebilligt, ja bewundert hatten! Bossuet hat gebubelt, als das zu Nantes gegebene Duldsamkeitsversprechen aufgehoben wurde: „Lasset uns hinausrufen dies Wunder unserer Tage! Lasset unsere Herzen überströmen von Freude über Ludwigs Frömmigkeit und lasset unseren Jubel gen Himmel steigen!“

In dieser uns so gleichgültigen Dichtung, vor der die Zeitgenossen fast in Ohnmacht fielen, und von welcher der große Friedrich in der Vorrede erklärte, der bloße Traum Heinrichs des Vierten sei mehr wert als die ganze Iliade, führte Voltaire mit damals ungeahnter Kühnheit die Sache der Menschlichkeit. Hier entlarvte er die Dummheiten und

Schrecken der Religionskriege. Wie Friedrich mit Recht fühlte, aber nicht richtig zum Ausdruck brachte, indem er Voltaire „das Feuer der Einbildungskraft“ zuspricht, hat der Dichter die ihm zu Gebote stehende Beredtsamkeit hier angewandt, um seinem Jahrhundert die Torheiten der Vorväter derart vor Augen zu führen, daß er die Zeitgenossen für immer gegen die Rückkehr dieser Torheiten sicherte.

Während Voltaire diese Dichtung vorbereitete und verbesserte, raste in Europa noch die religiöse Mordlust. Im Jahre 1721 ließ unter den spanischen Städten eine einzige kleine Stadt wie Granada auf ihrem großen Gipsschafott, wo vier Öfen zugleich Menschenfleisch verzehren konnten, neun Männer und elf Frauen bei lebendigem Leibe in Autodafés verbrennen. Zwei Jahre später, als die *Henriade* eben vollendet war, ließ in Madrid der französischgeborene Philipp der Fünfte und sein Hof die Ankunft der neuangekommenen kleinen französischen Prinzessin durch die Verbrennung von neun lebenden Menschenleibern feiern, so daß die Prinzessin mit Entsetzen die Schreie hörte und den Geruch des verbrannten Fleisches einatmete. Diese Scheiterhaufen waren es, die Voltaire mit der heutzutage verspotteten *Henriade* zu löschten trachtete.

Bisher hatte das Mitleid, das man zu nähren sich bestrebt, nicht den Menschen gegolten, sondern der vermeintlich beleidigten Hostie. Wenn die Reiter Ludwigs des Vierzehnten während der Dragonaden überall bei den Protestanten eingemietet wurden, behufs Folterung der Männer und Vergewaltigung der Frauen, so geschah dies aus Mitleid mit der armen Hostie, die unsäglich litt, wenn die verdammten Huguenotten sie verschlangen. In dem Gedicht *La Ligue*, das in Wirklichkeit das Gedicht von der Bartholomäusnacht ist, ist es zur Abwechslung einmal der Mensch, der der Gegenstand des Mitleids geworden ist.

Das Gedicht war allerdings der Bewunderung für Heinrich den Vierten entsprungen, die anfänglich Caumartin in dem Gemüt Voltaires geweckt hatte; doch der tiefere Ursprung der *Henriade* war die Empörung, in die der grausame Aberwitz der Religionskriege ihn versetzt hatte, die Entrüstung über den albernen Blutdurst der Menschen. Er wußte nicht, daß die Zeit der Kunstpopöen vorbei, die Kunst selbst insofern leblos geworden war, als sie nach den Begriffen seiner Zeit Vollkommenheit nur durch Nachahmung erreichte.

Homer war in Voltaires Augen lebendig, aber kindlich, Vergil ein Meister in der Komposition — er ahmt ihm denn auch hartnäckig nach —, überdies höchst elegant; die Aeneide dagegen litt nach seiner Ansicht darunter, daß der Held süßlich, gleichgültig, außerdem unhistorisch war. Er selbst war nicht kindlich — dies war sein geringster Fehler — und er hatte einen sympathischen bedeutenden Helden gefunden, einen hervorragenden König, eine Gestalt von unzweifelhafter historischer Verlässlichkeit.

Er verstand nicht, daß anekdotische, gereimte Geschichte noch lange nicht dasselbe sei wie erzählende Dichtung; er hielt überdies mit



seinem Mangel an Naivetät Galanterie für Liebe, Allegorie für hohen dichterischen Stil.

Soviel aber muß zu seinem Lobe gesagt werden:

Er hat hier einen Helden ausfindig gemacht, der vollständig in Vergessenheit geraten, ganz in den Schatten gesetzt war von dem pompösen und hohlen Ludwig dem Vierzehnten — vergessen als ursprünglicher Protestant, vergessen als Feind Spaniens, mit dem Frankreich sich damals durch Heirat verband, vergessen endlich als der schlichte Mensch, *le vert galant*, dessen große Tugenden und in Frankreich leicht verziehbare Fehler ihn zum Nationalhelden weit geeigneter machten als Ludwig. Es ist Voltaire, der Heinrich den Vierten für alle folgenden Zeiten zum Nationalhelden erhoben hat, sogar für die, bei denen das zu seiner Verherrlichung geschriebene Gedicht nicht mehr gelesen wird.

Heutzutage ist das Werk mit Recht in Vergessenheit geraten, umrandet wie es ist von Rhetorik und Deklamation, von unleidlichen Allegorien, von Nachahmungen Vergilischer Vorbilder, die falsch und kalt wirken. Die Wunder, die darin vorkommen, sind fade, z. B. wo die Belagerten bei ihrem Biwak Heinrich in den Wolken auf dem Triumphwagen des Sieges erblicken. Der Gottesglaube, der die Dichtung durchdringt und rationell sein will, wirkt aufreizend durch seine Sinnlosigkeit, wie an der Stelle, wo Heinrich des Dritten Mord durch folgende Verse erklärt wird:

La mort impatiente attendait sa victime,  
Et pour perdre Valois Dieu permettait un crime.

oder im zehnten Gesang bei Aumales Tod im Zweikampf, der damit begründet wird, daß er nicht an Gott glaubte:

J'attends tout de mon bras,  
C'est de nous que dépend le destin des combats.

Für unser Urteil streift es an Komik, wenn Ludwig der Heilige sich Heinrich offenbart und ihm (mit einer mißlungenen Nachahmung des sechsten Buches der Aeneide) die Hölle zeigt, an deren Pforten langweilige Allegorien ihre müden Glieder strecken. Neid, Hochmut, Schwäche, Ehrgeiz, Heuchelei sind jeder für sich mit Attributen ausgestattet, die zur Not malerisch, leider aber niemals gestaltenbildend sind. Überhaupt wirkt es wehmütig, daß Voltaire in diesem Werke unter dem unermeßlichen Beifall der Mitwelt das einzige erreicht hat, was ihm gar nicht lag und was er am wenigsten erstrebte: so recht tief und von Grund auf langweilig zu sein.

Mit dürrtigem Rationalismus erklärt der heilige Ludwig dem Helden der Dichtung, wie Gottes Vaterherz ihm verbiete, die Höllenstrafen endlos zu machen:

Ne crois point, dit Louis, que ces tristes victimes  
Souffrent des châtimens qui surpassent leur crimes!

Wenn Gott die Unendlichkeit anwendet, so geschieht es, wo er belohnt, nicht wo er sich rächt:

Sur la terre on le peint l'exemple des tyrans;  
Mais ici c'est un père qui punit ses enfants.

Recht drollig wird Heinrich, der auf einem gewissen Gebiete der himmlischen Nachsicht wohl bedarf, von dem heiligen Ludwig darauf aufmerksam gemacht, daß Gott flüchtige Belustigungen nicht mit schrecklichen Strafen belegt:

Il adoucit les traits de sa main vengeresse;  
Il ne sait point punir des moments de faiblesse  
Des plaisirs passagers, pleins de trouble et d'ennui,  
Par des tourments affreux, éternels comme lui.

Es war vor zweihundert Jahren sowohl neu wie notwendig, solch einen Trost zu spenden.

Schwieriger noch, als dem Vernunftgläubigen die Hölle präsentabel zu machen, fiel es Voltaire, eine befriedigende Vorstellung von der Seligkeit zu geben. Indessen sagt er sehr schön von den Insassen der himmlischen Wohnungen:

Ils désirent sans cesse, et sans cesse ils jouissent,  
Et goûtent dans les feux d'une éternelle ardeur  
Des plaisirs sans regrets, du repos sans langueur.

Hier weilt unter anderen Helden und Heldinnen ein Weib, um dessen Ruf Voltaire sich späterhin wenig verdient gemacht hat, das aber in der *Henriade*, wie auch danach im *Essai sur les mœurs* mit allen Ehren genannt wird. Jeanne d'Arc wird hier als Stütze des französischen Throns und als diejenige bezeichnet, deren Tod den Engländern zur Schande gereicht:

et vous, brave Amazone,  
La honte des Anglais et le soutien du trône!

Es finden sich beredte und gutgeschriebene Stücke in der *Henriade*, wie z. B. die Schilderung der Bartholomäusnacht im zweiten Gesang.

Und es wirkt ebenso überraschend wie wohltuend, wenn an der Stelle, wo der heilige Ludwig den Sternenhimmel beschreibt, offenbar bei der letzten Redaktion der Dichtung, Newtons Lehre von der gegenseitigen Anziehung der Himmelskörper eingeflochten ist, mit muster-gültiger Einfachheit und Klarheit zusammengefaßt. Von der Sonne heißt es:

De lui partent sans fin des torrens de lumière;  
Il donne en se montrant la vie à la matière,  
Et dispense les jours, les saisons et les ans  
A des mondes divers, autour de lui flottant,  
Ces astres asservis à la loi qui les presse  
S'attirent dans leur course et s'évitent sans cesse,  
Et servant l'un à l'autre de règle et d'appui,  
Se prêtent les clartés qu'ils reçoivent de lui.

Endlich ist ganz ergötzlich, neben einer Lobrede auf das englische Parlament auch folgender Verspottung der Stände in Blois zu begegnen, die für Voltaire müßige parlamentarische Diskussion symbolisieren:

De mille députés l'éloquence stérile  
Y fit de nos abus un détail inutile;  
Car de tant de conseils l'effet le plus commun  
Est de voir tous nos maux sans en soulager un.

Dabei hat die Dichtung allerdings die abschreckenden Eigenschaften des akademischen scheinklassischen Stils; ein Übermaß an edeln Ausdrücken merzt alles Lebendige und Sinnkräftige aus. In der Zeichnung Heinrichs ist kein einziger Zug, der wirklich kennzeichnet und in der Erinnerung haftet; in seinem Freunde Mornay keine einzige Eigenschaft, die nicht jedem Konfident eines damaligen Tragödienhelden zukäme. Die Gleichnisse leiden durch die Einmischung klassischer Mythologie, wie z. B. da, wo das Einhauen der Bourbons auf den Feind mit einem sich den Weg bahnnenden Bergstrom verglichen und sodann das Tal, in das er eindringt, in dessen Nymphen verkörperlicht wird:

Comme on voit un tourrent, du haut des Pyrénées,  
Menacer des vallons les nymphes consternées.

Es gibt überhaupt keine Umgebung in der Natur, keine Landschaft, keinen Grashalm in der Dichtung. Wie ich einmal darüber schrieb: „Es ist kein Futter da für die Pferde“. Die Winde sind Zephire, die Bauern sind Hirten; das Wort Bauer wäre als platt betrachtet worden. Geradezu burlesk wirkt es, zu sehen, welche Anstrengungen Voltaire macht, welcher Umschreibungen er bedarf und wieviele Zeilen er anwendet, bloß um nicht das Wort Hund gebrauchen zu müssen:

Tels au fond des forêts précipitant leur pas,  
Les animaux hardis, nourris pour les combats,  
Fiers esclaves de l'homme et nés pour le carnage,  
Pressent un sanglier, en raniment la rage,  
Ignorant le danger, aveugles, furieux,  
Le cor excite au loin leur instinct belliqueux.

Soweit Voltaire im übrigen seinen Umgebungen voraus ist, so steht er hier, rein künstlerisch gesehen, genau auf dem Standpunkt dieser Umgebungen, bis ins Mark beherrscht von der Vorstellung des Scheinklassizismus, von dem guten Geschmack, dem Abgott, den das Zeitalter inbrünstiger und ernster anbetet als sogar jenen guten Gott des Deismus, den Schattengott, den es sich erhalten hat.

Voltaire bewahrt und hütet diesen Gott, bald als nützliches Schreckgespenst gegenüber den gefährlichen Instinkten des Haufens, bald als Schöpfer, aus reinem Mangel an Fähigkeit, sich die Weltordnung anders hervorgebracht zu denken als durch ein persönliches Machtgebot; allein er huldigt ihm stets mit auffallender Kälte.

Den guten Geschmack dagegen betet er mit wahrer Begeisterung an, jenen Geschmack, der durch die vereinigten Bestrebungen der Besten von Ludwig des Dreizehnten Zeit und unter dem Augustinischen Zeitalter des Vierzehnten erworben worden war. Er ist der Triumph der Zivilisation und zugleich das Merkzeichen wahrer Bildung.

An sich war ja der Begriff des Klassischen ein nebelhafter, namentlich wie er sich aus den untereinander so ganz verschiedenartigen Werken des griechischen und römischen Altertums durch mindestens fünf Jahrhunderte ausgeschieden hatte. Man hatte überhaupt zu jenem Zeitpunkt vergessen, welch tiefe Urmenschlichkeit, welch kühner Wirklichkeitssinn, ungehindert von jedweder von außenher gegebenen Regel, in dem griechischen Epos und der griechischen dramatischen Kunst zu Wort gekommen war. Das Volkstümliche betrachtete man als plump, das Naive als kindisch, das Mirakulöse als Zeugnis barbarischen Aberglaubens, ohne das Wunder einen Augenblick nach seinem künstlerischen Gehalt zu schätzen.

Daß brennende Gefühle keine Hofsprache vertragen, daß tiefe Eindrücke der Qualen und Lächerlichkeiten des Erdenlebens ohne Rücksicht auf irgendwelches Herkommen sich selbst ihre Form geben, war etwas, was man nicht mehr begriff. Adel der Ausdrucksweise war, wo man ihn bei den Griechen gefunden hat, etwas, das sich von innen heraus gebildet hatte, und neben dem großen Stil konnten Kühnheit und Derbheit sehr wohl ihren Platz finden. Jetzt wurden Würde und Adel an und für sich ein Ziel, dem man sogar durch Abstraktionen und Umschreibungen nachstrebte. War man im Altertum zu Klarheit und Harmonie gelangt, so kam dies selbstverständlich daher, daß man harmonisch gefühlt und klar gedacht hatte. Allein auch die Dichter des Altertums waren nicht selten ergriffen gewesen von dem Geheimnisvollen des Daseins, das jene Klarheit ausschließt, welche bloß Durchsichtigkeit ist; ferner hatten sie sich nie gescheut, in ein und demselben Werke, mochte es nun episch, tragisch oder komisch sein, das Feierliche mit dem volkstümlich Dreisten oder den lyrischen Aufschwung mit der komischen Karikatur zu vermengen. In Voltaires Augen dagegen bestand der gute Geschmack in dem reinlichen Auseinanderhalten der verschiedenen Arten und Ausdrucksweisen, so daß er sich entsetzte oder höhnisch lachte, wenn er jene Elemente vermischt sah. Und was endlich die Pflicht der Klarheit betraf, so faßte er diese so energisch, ja andächtig auf, daß er unwillkürlich das Zusammengesetzte simplifizierte und oberflächliche Erklärungen des Rätselhaften gab. Eine vermeintlich aller guten Kunst zugrunde liegende Regel und Konvenienz gehörte zu dem, woran er am festesten glaubte.

Wie wir sahen, fand Friedrich der Große in der *Henriade* „glühende Einbildungskraft“. Wir jetzt Lebenden sehen darin bloß eine aus dem Verstand oder, wo der Grund ein wenig tiefer ist, aus der Vernunft geschöpfte Beredtsamkeit. In Wirklichkeit war es im achtzehnten Jahrhundert, wie dieses sich unter Voltaires Einfluß formte,

die Vernunft, die alles andere ersetzen mußte und die sich nach der Grundauffassung jener Zeit jeweils als Talent, Genie, als Tugend, Geist und Geschmack verummte. Marie Joseph Chénier hat dies gegen Ende des Jahrhunderts auf treffende Art in einem Gedicht ausgedrückt:

C'est le bon sens, la raison, qui fait tout;  
 Vertu, génie, esprit, talent et goût,  
 Qu'est-ce vertu? raison mise en pratique;  
 Talent? raison produit avec éclat;  
 Esprit? raison qui finement s'exprime.  
 Le goût n'est rien qu'un bon sens délicat;  
 Et le génie est la raison sublime.

Diese Verse enthalten einen Teil der Psychologie und Ethik des Voltaire'schen Jahrhunderts, dessen ganze Grundauffassung der Poesie.

## XXI

In Cambrai fühlte sich Voltaire, wie er von dort an Thiériot schrieb, glücklicher, als er jemals in Paris gewesen war. Wenn es so weiter gehe, kehre er sicherlich seiner Vaterstadt den Rücken, es sei denn, daß Thiériot verspreche, ihn ewig lieben zu wollen; diese Wendung ist eine der Artigkeiten, an denen der große Schmeichler niemals spart. Sicher aber ist, daß er die gastfreie Aufnahme sehr angenehm empfunden hat. Danach ging es nach Brüssel, nicht zum wenigsten, weil er mit J. B. Rousseau zusammentreffen wollte.

Der damals 51jährige landesverwiesene Dichter langweilte sich in seiner Verbannung. Als Talent ein wunderbar komplizierter Mensch, war er im Besitz einer ungewöhnlichen technischen Begabung für den Vers, einer seltenen Fähigkeit, den richtigen Ausdruck zu finden und sich mit sicherem Schwung zum Odenflug zu erheben. Daneben war er seinem Trieb und Hang nach ein boshafter Satiriker, der Stichelreden und spöttelnde Witze unmöglich länger zurückzuhalten vermochte, als bis sie geformt und zu persiflierenden Versen geschärft waren, eine Natur, die sich von keinem erwiesenen Dienst, nicht einmal von einer ganzen Reihe wirklicher Freundschafts- oder Gnadenbeweise hindern ließ, gegebenenfalls ihre Galle über den Helfer oder Beschützer zu entleeren.

Hierzu kam noch ein weiterer Kontrast: Rousseau wurde als Oden-dichter immer religiöser und inbrünstiger. Als Epigrammatiker hat er wohl das Anstößigste geschrieben, was in der französischen Sprache zu finden ist, und diese unanständigen Epigramme sind fast durchgängig gegen die Kirche, besonders gegen Mönche und Nonnen gerichtet.

Schon als junger Mann hatte Jean Baptiste, nachdem er einige Schauspiele und Gedichte geschrieben, die gefielen, verschiedene vornehme Beschützer gefunden, so den obenerwähnten Baron de Bre-



teuil, Vater der Madame du Châtelet, und Herrn von Francine, den Direktor der Oper, was ihn jedoch nicht abhielt, sich bei erster Gelegenheit mit den beiden zu entzweien.

Er zählte unter die Stammgäste eines an der Ecke der Rue Dauphine und der Rue Christine gelegenen literarischen Pariser Cafés, dessen Wirtin eine Witwe namens Laurent war. Literaturfreunde, Maler, Musiker, Dichter und Denker pflegten sich hier zu treffen. Die Schreibenden verfehlten nicht, einander ihre Verse vorzulegen. Sie wurden beurteilt und nicht selten verspottet, was natürlich häufig genug böses Blut machte. Von diesem Kaffeehaus gingen also lustige Weisen und beißende Epigramme aus.

Eine besonders gute Kameradschaft scheint unter diesen Schöngeistern nicht geherrscht zu haben, wie die ja unter Menschen mit verwandten Talenten auch selten vorzukommen pflegt. Und namentlich Rousseau fiel es schwer, seiner Bosheit Zügel anzulegen. Alles in allem ist dieser geschlossene Zirkel offenbar ein schreckliches Nest gewesen, in welchem die meisten Besucher unter der Maske der Freundschaft jedem Mitglied der Clique, das sich einigen Erfolgs rühmen konnte, mit herzlicher Mißgunst zu Leibe rückten.

Auf ein überaus höhnisches Epigramm Rousseaus antwortete der Poet Danchet mit einem Couplet, dessen erste vier Zeilen der Schärfe nicht entbehren:

Fils ingrat, cœur perfide,  
esprit infecté,  
Ennemi timide,  
Ami redouté.

Es war etwas Treffendes in der Bezeichnung Rousseaus als „furchtsamer Feind, gefürchteter Freund“ — ein Wort, das auf viele paßt. Voltaire behauptet in seiner *Vie de M. J. B. Rousseau* (1738), Rousseau habe nicht weniger als 72 Epigramme auf die Stammgäste jenes Cafés geschrieben. Auf die Zahl kommt es nicht an, wohl aber auf die zügellose, satirisch boshafte Denkungsart.

Eben zu jenem Zeitpunkt (1701) erhielt Rousseau jedoch einen neuen sehr wirksamen Beschützer in dem Herzog von Noailles und hatte die Befriedigung, sein Stück *La ceinture magique* der Herzogin von Bourgogne von großen Herren, sogar von Prinzen des königlichen Hauses, vorgespielt zu sehen.

Dennoch waren es nicht seine Theaterstücke, sondern seine Oden, mit denen er durchdrang. Nicht leicht und nicht sogleich. Er ließ sich in einen Wettstreit mit dem obengenannten Antoine de la Motte-Houdart ein, dem Verfasser der damals bewunderten Tragödie *Inès de Castro*, und als im Jahre 1707 die Französische Akademie eine Prämie auf die beste Ode *Der Ruhm des Königs* aussetzte, erhielt La Motte alle Stimmen auf Kosten Rousseaus.

Rousseau erwiderte mit den für ihn üblichen Waffen. Er schrieb Verse auf Abbé Bignon, obwohl dieser ihm doch seinen Platz in l'Académie

demie des inscriptions et belles lettres verschafft hatte, und sogar auf den Herzog von Noailles, weil die Hilfe, die er sich von dem Herzog versprochen, um in die Académie française aufgenommen zu werden, sich als nicht wirksam genug erwies. La Motte wurde aufgenommen, während Rousseau nicht in Erwägung gezogen wurde.

Außer sich vor Erbitterung schrieb Rousseau ein außerordentlich höhnisches Gedicht von vierzehn Strophen gegen La Motte und dessen sämtliche Freunde, die das Café besuchten. Er griff darin den Hauptmann der Garde, La Faye, an, der sich körperlich rächte, ferner Boindu, den Abbé von Bragelongue, Crébillon, und endlich einen Mann von besonders schroffem Charakter, den Mathematiker Joseph Saurin, der in seiner Jugend in Lausanne Calvinist gewesen und in Frankreich Katholik geworden war, eine energische und freimütige Natur. Er pflegte den Leuten gerade ins Gesicht zu sagen, was er von ihnen dachte, und hatte deshalb nicht viele Freunde.

Saurin setzte nun die Verweisung Rousseaus aus dem Café durch. Um sich zu rächen, schmiedete der Oden- und Epigrammendichter den ganz absonderlichen Plan, Saurin anzuklagen, selbst das beleidigende Gedicht geschrieben zu haben, das seine Freunde und ihn persönlich verhöhnte.

Rousseaus Berechnung war nicht so töricht, wie es den Anschein hat: sie lief darauf hinaus, daß man bei der Verhaftung eines Mannes wie Saurin, der einen Religionswechsel hinter sich hatte, ganz sicher unter seinen Papieren mehr als genug finden werde, um ihn für geraume Zeit in Gewahrsam zu halten.

Rousseau bestach also einen elenden Schustergesellen, auszusagen, daß Saurin ihn heimlich beauftragt habe, sein Schmähdgedicht bei den Angegriffenen die Runde machen zu lassen. Er selbst tat bei der Frau des Kriegsministers, Madame de Voisin, einen Kniefall und rief ihren Schutz gegen den ehrschänderischen Saurin an. Sie schrieb selbigen Tags an den Oberkriminalrichter Le Comte, und Saurin wurde sofort verhaftet (September 1710).

Hatte der also Überrumpelte auch persönlich wenige Freunde, so erhielt er nun mit einem Male sämtliche Feinde Rousseaus zu Freunden und Beschützern. Und deren Zahl war groß genug. Fontenelle, den Rousseau gekränkt hatte, fand sich im Gefängnis ein und bot Saurin seine Börse an. Alle Welt kam zu seinem Beistande herbei und reichte Bittschriften für ihn ein. Entscheidend wurde die alberne Ungereimtheit der Anklage, Saurin solle der Urheber eines ihn selbst herunterreißenden Pamphletes sein. Nach zwei Monaten wurde er freigelassen und erhielt die Erlaubnis, seinerseits Rousseau beim Kriminalgericht zu belangen.

Rousseau blieb nichts übrig als die Flucht. Das Urteil des Parlaments lautete auf lebenslängliche Landesverweisung, weil er „unsaubere, satirische, andere entehrende Verse verfaßt und verbreitet und danach

unzulässige Kniffe angewandt habe, um der gegen Saurin gerichteten verleumderischen Anklage Anerkennung zu verschaffen.“

Er fuhr zuerst nach der Schweiz, wo der Graf von Luc sich seiner annahm, bis er dessen Sohn beleidigte und das Haus verlassen mußte. Dann kam er nach Wien, wo Prinz Eugen ihn einige Jahre unter seine Obhut nahm. Von Wien aus war er nach Brüssel gereist in der Hoffnung, daß der Marquis von Prie, der in den Niederlanden kommandierte, ihm irgendeine Stelle überlassen würde. Lord Cadogan, der sich in dem Haag aufhielt, nahm ihn nach England mit und verschaffte ihm dort Subskribenten für seine Werke. Bei seiner Rückkehr nach Brüssel verscherzte er jedoch die Gunst seines Beschützers, indem er mit seinem unseligen Hang zur Satire dem Grafen von Bonnevall bei einem Schmähdgedicht, das dieser gegen den Prinzen Eugen schrieb, behilflich war, und verwirkte so das ihm bis dahin von dem Prinzen bewilligte Jahrgeld.

So war der Mann beschaffen, dem Voltaire so sehnlich zu begegnen wünschte: ein unzweifelhaft begabter Lyriker, ein hoshaft witziger Satiriker, aber ein keineswegs untadeliger und höchst schwierig zu behandelnder Herr. Da auch Voltaire seinerseits ein recht heikler Umgangsgenosse war, einen verwandten Hang zu unbeherrschter Satire und überdies — in diesen frühen Jugendjahren — die Neigung besaß, sich ohne Rücksicht auf die Eitelkeit seines Nächsten geltend zu machen, wie es bei hervorragenden und insbesondere frühzeitig verwöhnten jungen Männern nicht selten der Fall ist, so kann es nicht wundernehmen, daß die Harmonie zwischen dem älteren und dem jüngeren Dichter nicht lange erhalten blieb.

Zu Anfang ging alles vortrefflich. Selbst der Umstand, daß Rousseau als erstes, was ihm über Voltaire zu Ohren kam, von dem störenden Unfug hörte, den der junge Mensch während des Gottesdienstes in einer Kirche getrieben hatte, tat seinen wohlwollenden Gefühlen keinen Abbruch. Es gibt einen Brief Rousseaus an einen Freund (vom 22. September 1722), in welchem er sich mit größter Wärme über den jüngeren Berufsgenossen ausspricht:

Herr de Voltaire hat elf Tage hier verbracht, während derer wir uns fast nicht getrennt haben. Ich war entzückt, einen jungen Mann zu treffen, der zu so großen Hoffnungen berechtigt. Er hat die Güte gehabt, mir fünf bis sechs Tage seine Dichtung (die *Henriade*) anzuvertrauen. Ich kann Sie versichern, daß das Werk seinem Verfasser die größte Ehre macht. Unser Volk brauchte ein Werk wie dieses: die Ökonomie darin ist bewundernswert, und die Verse sind bis auf einzelne schwache Stellen, deren Mängel er mir jedoch zugestanden hat, vollendet schön. Ich habe nichts darin gefunden, das mit Recht kritisiert werden könnte.

Es war Voltaires Absicht, die *Henriade* im Haag drucken zu lassen, er hatte gute Gründe zu fürchten, daß der Druck ihm in Frankreich nicht gestattet sein würde, und als er im Haag ankam, traf er die vorbereitenden Schritte. Holland wurde ja damals von allen Denkern

als Freistatt der Literatur, als geschütztes Asyl der freien Gedanken betrachtet.

Der Haag selbst gefiel ihm außerordentlich, insbesondere wenn die Sonne gnädig schien. Holland gewann auf den ersten Blick sein Herz. Er erfreute sich an Feldern und Wiesen, an den grünen Bäumen und den Kanälen, die zusammen ein sich vom Haag bis nach Amsterdam erstreckendes irdisches Paradies bildeten. Amsterdam, dazumal das Warenlager Europas, flößte ihm Respekt ein. Mehr als tausend Schiffe lagen im Hafen, und unter den 500 000 Einwohnern fand er nicht einen Müßiggänger, nicht einen Gecken, nicht einen Armen, nicht einen Unverschämten. Und er sah mit derselben Bewunderung, wie Holberg sie angesichts derartiger Züge des Volksgeistes fühlte, den Premierminister der Republik zu Fuß und unbegleitet von Lakaien mitten in dem Menschenschwarm sich ergehen. In Holland bildete niemand Doppelpalier, um einen Prinzen vorübergehen zu sehen. Voltaire sah nur Einfachheit und Arbeitsamkeit. Und was noch dazu kam: er, der sein lebelang nicht müde wurde, über seine schwankende Gesundheit zu klagen, fühlte sich hier in Holland endlich frisch und gesund.

Diese gute Stimmung verlor sich jedoch bei dem nächsten Wiedersehen mit Rousseau, das die bisherige Freundschaft in eine von beiden Seiten gleich erbitterte und hartnäckige Feindseligkeit verwandelte, welche bis zu dem Tage währte, da einer der beiden Teile vom Tode hinweggerafft wurde. Beider Natur war ja so reizbar, daß ein Geringes die Freundschaft zu zerreißen vermochte, und überdies so streitbar und rachlustig, daß die Gegnerschaft den rücksichtslosesten Ausdruck finden mußte. Tatsächlich wurden sie es, von dem Augenblick ihrer Trennung an, durch sechzehn Jahre nicht müde, einander mit unauslöschlichem Haß anzuschwärzen, zu verhöhnen und zu schädigen.

Um einen Begriff von Rousseaus Angriffsweise zu geben, seien bloß folgende gegen Voltaire gerichtete Verse aus seiner Feder angeführt:

Petit rimeur antichrétien,  
On reconnaît dans tes ouvrages  
Ton caractère et non le mien,  
Ma principale faute, hélas je m'en souviens,  
Vint d'un cœur qui, séduit par tes patelinages  
Crut trouver un ami dans un parfait vaurien,  
Charme des fous, horreur des sages ....  
Mais je ne me reproche rien  
Que d'avoir sali quelques pages  
D'un nom aussi vil que le tien.

Es ist unglaublich, an wie vielen Stellen in seinen Werken Voltaire sich über Rousseau geworfen, seine Angriffe pariert, die Mängel seiner Dichtung beleuchtet, ihn dem Gelächter und der Verachtung preisgegeben hat.

Schon in *Le Temple du Goût* aus dem Jahre 1731 wird Rousseau witzig verhöhnt. Und der Hohn wird immer leidenschaftlicher.

Man sehe zum Beispiel das Gedicht *La Crépinade* (1736), das wie mit Vitriol geschrieben ist; man lese in der ersten Ausgabe der *Ode über die Undankbarkeit* an den Herzog von Richelieu (aus demselben Jahre) die Strophe über Rousseau:

Dis nous, Rousseau, quel premier crime  
 Entraîna tes pas dans l'abîme  
 Où j'ai vu Saurin te plonger?  
 Ah, ce fut l'oubli des services;  
 Tu fus ingrat, et tous les vices  
 Vinrent en foule t'assiéger.

Man schlage alle die weitläufigen Ausfälle gegen Rousseau nach: in *Mémoire du Sieur de Voltaire* (1739), in *Mémoire sur la Satire* (dasselbe Jahr), den ganzen ausführlichen *Lebenslauf*, den Voltaire von ihm liefert, die Stelle in der 42. versifizierten *Epistel von der Verleumdung* (an Madame du Châtelet, 1735), welche beginnt:

Ce vieux rimeur; couvert d'ignominies,  
 Organe impur de tant de calomnies.

wo Rousseau, wie auch in der 54. gereimten Epistel über Newtons Philosophie wieder und wieder zu hören bekommt, daß er rotes Haar hat, die große Abhandlung *Sur le Sieur Rousseau* (1736), weiter das Epigramm vom Januar 1736, das in die Pointe ausläuft: wenn Rousseau noch am Leben sei, so sei es allein die Lust am Verleumden, die ihn aufrecht erhalte:

S'il est vrai qu'encore il respire,  
 Car il est mort quant à l'esprit;  
 S'il est vrai que Rousseau vit,  
 C'est du seul plaisir de médire.

und zwei Epigramme, 118 und 120, beide erbittert und höhnisch, deren erstes das bessere ist:

Rousseau, sujet au camouflet,  
 Fut autrefois chassé, dit on,  
 Du théâtre à coups de sifflet,  
 De Paris à coups de bâton;  
 Chez les Germains chacun sait comme  
 Il s'est garanti du fagot;  
 Il a fait enfin le dévot,  
 Ne pouvant faire l'honnête homme.

Soweit sich erkennen läßt — da keiner der beiden Teile vollen Bescheid über den ersten Zusammenstoß gibt —, war der Anlaß der Feindschaft so gering, daß er nur zwischen Literaten einen andauernden Haß erzeugen konnte.

Rousseau las Voltaire sein *Jugement de Pluton* vor, eine heftige Satire auf das Parlament in Paris, das ihn verurteilt hatte. Voltaire, der die Satire zu grob und brutal fand, sagte: „Meister, das war kein Werk unseres großen und guten Rousseau“. Sie unternahmen dann



eine Spazierfahrt vor die Stadt, auf welcher Voltaire scherzhaft meinte: „Verschaffen Sie sich jetzt Satisfaction! Nehmen Sie doch Rache!“ und ihm die oben angeführte Epistel an Madame de Rupelmonde vorlas. Rousseau, der sich in seiner Verbannung bekehrt hatte und formell zu den Frommen gehörte, behauptet, von dem Entsetzlichen, das er da zu hören bekam, von diesen Ausfällen gegen alles, was in der Religion am unantastbarsten ist, ja gegen den Erlöser selbst, so empört gewesen zu sein, daß er den Lesenden mit den Worten unterbrach: „Ich begreife nicht, wie Sie mich mit etwas so Abscheulichem bekannt machen können.“ Nichtsdestoweniger besuchten die beiden Dichter hierauf das Theater. Nach dem Theater sprachen sie einiges über Rousseaus *Ode an die Nachwelt*, die dieser Voltaire vorgelesen hatte, und als sie voneinander Abschied nahmen, schloß Voltaire die Diskussion des Abends mit dem Ausbruch: „Wissen Sie, Meister, ich fürchte, daß diese Ode nicht an ihre Adresse kommt“. — Von da an scheinen die beiden bisherigen Freunde kein Wort mehr miteinander gewechselt zu haben.

Diese *Ode à la Postérité* verdient unsere Aufmerksamkeit; denn sie gibt einen guten Begriff von Jean Baptistès Schreibweise, wenn sein Flug hoch ging. Die erste Strophe lautet:

Déesse des Héros qu'adorent en idée  
Tant d'illustres Amans dont l'ardeur hazardée  
Ne consacre qu'à Toi ses vœux et ses efforts;  
Toi, qu'ils ne verront point, que nul n'a jamais vue  
Et dont pour les Vivans la faveur suspendue  
Ne s'accorde qu'aux Morts.

Auf eine etwas geschraubte, aber nicht unpoetische Art wird hier auf das Paradoxon aufmerksam gemacht, daß die Menschen der Nachzeit, den Heroen, die sie nie gesehen haben, noch sehen werden, all ihr Streben weihen. Worauf der Dichter sich daran macht, für seine eigene Person ausführlich an die Bewunderung der Nachwelt zu appellieren, indem er alles bekanntgibt und hervorhebt, was er in seinem Leben zu überwinden hatte. Ein paar Strophen werden von dem lyrischen Stil, wie er vor Voltaire im Schwange war, eine hinreichende Vorstellung geben:

Le Ciel, qui me créa sous le plus dur auspice  
Me donna pour tout bien l'amour de la justice,  
Un génie ennemi de tout art suborneur,  
Une pauvreté fière, une mâle franchise,  
Instruite à détester toute fortune acquise  
Au dépens de l'honneur.

Es ist lehrreich, daß Rousseau mit der Vergangenheit, die er hatte, auf sein strenges Ehrgefühl und seinen männlichen Freimut zu pochen wagt. Er erklärt weiter, wie sein Übermaß an Tugenden ihm verurteilte Neider in Haufen geschaffen habe:

C'est cet amour du vrai, ce zèle antipathique  
 Contre tout faux brillant, tout éclat sophistique  
 Où l'orgueil frauduleux va chercher ses atours.  
 Qui lui seule suscita cette foule perverse  
 D'ennemis forcenés, dont la rage traverse  
 Le repos de mes jours.

Die Ode zählt volle zwanzig Strophen Selbstlob.

Jean Baptiste verdient als der kalte Virtuos und der liederliche Spötter, der er ist, sicherlich nicht die Teilnahme der Nachwelt, an die seine Ode, trotz Voltaires witziger Replik, nun doch gelangt ist.

Von wehmütigem Interesse für uns ist das Grausame und Kleinliche in Voltaires Wesen, das ihn außerstande setzt, Rousseau von nun an laufen zu lassen, ihn vielmehr zwingt, bei jeder möglichen Gelegenheit die Krallen in ihn, wie ein Raubtier in seine Beute, zu schlagen. Noch im Jahre 1738 ist er fähig, den weitläufigen *Lebenslauf Jean Baptiste Rousseaus* niederzuschreiben, in welchem er es unter anderem, um seine Autorschaft zu verhehlen, mit der Wahrheit nicht allzu genau nimmt und namentlich auf geradezu peinliche Art wieder und wieder bei dem Umstand verweilt, daß Rousseaus Vater Schuhmacher gewesen sei, und den Sohn bezichtigt, sich dieses Vaters geschämt und ihn verleugnet zu haben. Er legt ihm — vielleicht guten Glaubens — die Autorschaft an der *Moïsiade* zu, die in Wirklichkeit von Lourdé war, und faßt mit beharrlichem Haß jeden Umstand, jedes Schmähgedicht zusammen, um Rousseau herabzusetzen, ungeachtet der Tatsache, daß dieser eben zu Beginn dieses Jahres von einem Schlaganfall getroffen worden war, der ihn seiner Vernunft und des Gebrauchs seiner Glieder beraubte. Voltaire war der Einbildung, daß er sich unkenntlich machte, indem er hier ab und zu (mit größter Wärme) von sich selbst wie von einem Fremden sprach. Aber er gehörte zu denen, die sich die Mühe des Maskierens und Sich-verstellens ersparen können. Man erkennt ihn im Finstern, sobald er bloß den Mund öffnet.

Seltsam genug schließt der vierte Band der Werke Rousseaus mit einem Briefe an den Herausgeber Herrn Seguy von Voltaires Hand. Der Brief ist vom 29. September 1741 und aus Brüssel datiert, jener Stadt, wo Rousseau am 17. März desselben Jahres gestorben war. Recht naiv hatte dieser Herausgeber Voltaire aufgefordert, auf die gesammelten Werke des verstorbenen Dichters, „der sein Freund gewesen war“, zu subscribieren.

Voltaire antwortet, er wolle gern subscribieren, obwohl er unglücklicherweise zu den erklärtesten Feinden des Toten gehört habe. Er will sogar gestehen, daß diese Feindschaft ihm sehr nahe gegangen sei. Er habe stets gemeint, die Schriftsteller sollten Brudergefühle füreinander hegen. Verfolge man sie etwa nicht genügend? Brauchten sie selbst einander das Leben sauer zu machen? Es scheine, als wollte das Schicksal, indem es ihn in die Stadt führte, wo der berühmte und

unglückliche Rousseau sein Leben beschloß, eine Versöhnung zwischen beiden bewerkstelligen; allein die Art der Krankheit, der Rousseau unterlag, habe Voltaire dieses Trostes beraubt, nach dem sie beide in gleichem Grade verlangt hätten. —

Worte! Worte! Worte!

## XXII

Im März 1724 wurde Voltaires Tragödie *Mariamne* in der Comédie Française aufgeführt, aber das Stück hatte keinen Erfolg. Es gefiel, als es gedruckt vorlag, und es erschienen zwei Piratenausgaben, ehe Voltaire seine eigene Ausgabe in den Buchhandel brachte, aber auf der Bühne machte es keinen Eindruck, und der Dichter war selbstkritisch genug, die Aufnahme nicht ungerecht zu finden. Da jedoch dieser Mißerfolg ihn ein wenig angegriffen hatte und seine Gesundheit ihm wie gewöhnlich Sorgen machte, suchte er in diesem Jahre mit dem Herzog von Richelieu den äußerst fashionablen Badeort Forges auf, wo die beiden Freunde vortrefflich miteinander auskamen und gemeinsam Haus führten. Das Wasser bekam Voltaire überdies so gut, daß er nach kurzer Zeit die Empfindung hatte, ganz gesund zu sein. Später fühlte er sich allerdings von der Badekur ziemlich angegriffen, und Richelieu, der zum Botschafter in Wien ernannt worden war, quälte ihn, ihn dorthin zu begleiten; Voltaire wollte zwar Thiériot an seiner Stelle unterbringen, aber dieser war allzu faul, um seine Zukunft sichern zu wollen.

In Forges lebte Voltaire in vornehmer Gesellschaft, sah täglich die Herzogin von Béthune-Sully, die Prinzessin von Guise, nachmalige Schwiegermutter des Herzogs von Richelieu, endlich die Marquise von Prie. Forges war in diesem Monat zu Paris geworden, und in Forges gewann er die aufrichtige Freundschaft der Marquise von Prie, was damals etwas sagen wollte. Denn sie war in jenem Augenblick Frankreichs wirkliche Regentin.

Die Herzogin von Berri war im Mai 1719 gestorben. Am 2. Dezember 1723 war der Regent plötzlich aus dem Leben geschieden, und Herzog Louis Henri von Bourbon wurde sofort der Premierminister des jungen Königs; aber Madame de Prie lenkte ihrerseits mit heiterem Sinn und kräftigem Willen den Herzog von Bourbon und hatte zu ihrem finanziellen Ratgeber Voltaires Beschützer, Paris-Duverney, erkoren.

Bevor sie Forges verließ, um nach Fontainebleau zu übersiedeln, gab sie dem Portier ihres Hauses den Auftrag, Voltaire hier eine Wohnung für den Herbst einzuräumen. Er stellte sich in Briefen an Madame de Bernières, als sei ihm dies gleichgültig; in Wirklichkeit stand er am Ziel seiner Wünsche.

Der vergötterte junge König, der sein lebelang wie ein Halbgott gefeiert und angebetet wurde, sogar von Voltaire, war im Grunde die

unheimlichste Gestalt in der französischen Geschichte: schön, elegant, nicht dumm, allem gegenüber gleichgültig; ohne Seele und Herz, ohne Pflichtgefühl, ohne Interessen, eiskalt, frühzeitig bis ins Mark blasiert. Vierzehn Jahre alt sah Ludwig der Fünfzehnte aus wie ein achtzehnjähriger Jüngling und war körperlich reif und erwachsen.

Er war von Pagen umgeben, von denen der eine perverser war als der andere. Da war der junge Epernon, Sohn des Grafen von Toulouse, also Enkel des vierzehnten Ludwig und der Madame des Montespan; er war liebenswürdig und anschniegssam; da war der junge Herzog von Gesvres (Neffe des schönen Kardinals von Rohan), der in weibliche Handarbeiten aufging. Da war endlich der junge Herzog von Trémouille, der erste Kammerherr des Königs, von dem man im Jahre 1724 die Entdeckung machte, daß er den König zu seinem Ganymed gemacht habe. Sechzehn Jahre alt beherrschte er den König in allem und jedem. Er erschien ohne Scham als Rival der Mademoiselle de Charolais, der Schwester des Herzogs von Bourbon, die den König vergebens zu erobern bestrebt war. Gesvres, auf La Trémouille eifersüchtig, verriet dem Herzog von Bourbon die Mysterien des jungen Hofes.

Tatsächlich einzugreifen war nicht leicht. Allzu viele waren da, die aus ihrem Abscheu vor den Weibern Profession machten, so der Minister Maurepas, so der Abbé Fleury, der alte Lehrer des Königs, der sich ihm bald unentbehrlich erwies.

Man griff zu den gelindesten Mitteln, man zwang den jungen Herzog von Trémouille, sich zu verheiraten. Er unterwarf sich; rührte aber acht Jahre seine Frau nicht an. Dann galt es, bei dem König den Sinn für Frauen zu erwecken. Das Nächstliegende war, ihn baldmöglichst zu verheiraten. So wurde denn eine Liste von nicht weniger als siebzehn Prinzessinnen zusammengestellt, die in Frage kommen konnten, darunter eine englische, eine portugiesische, eine dänische, eine preußische, eine lothringische, eine russische, eine aus Modena, eine aus Sachsen-Eisenach usw., alle jung, einige zu jung, dabei doch nicht viele römisch-katholische, obwohl die Religion ja von hervorragender Wichtigkeit war.

Der Herzog von Bourbon und Madame de Prie entschieden sich ohne langwierige Überlegung für des Herzogs eigene Schwester, die einundzwanzigjährige schöne Prinzessin von Vermandois, die, an Leib und Seele gesund, in einem Kloster in der Nähe von Paris erzogen wurde. Der Herzog schrieb ein ausführliches Memorandum, in welchem sie vor all den anderen jungen Damen den Vorzug erhielt.

Die Marquise von Prie, deren Zukunft davon abhing, mit welcher Leichtigkeit die junge Prinzessin sich als williges Werkzeug gebrauchen lassen würde und wieviel Dankbarkeit sich von ihr gegenüber der Frau, der sie ihre Erhöhung schuldete, erwarten ließ, beschloß jedoch, um sicher zu gehen, zuvor die Bekanntschaft der Erkorenen zu machen. Sie machte sich also auf die Fahrt nach dem Kloster, wo die Prinzessin

sich aufhielt, ließ sich unter einem erdichteten Namen vorstellen und ging vorsichtig zu Werke, indem sie die Prinzessin zuerst ahnen, dann deutlich vorausfühlen ließ, welche hohe Bestimmung ihr zugedacht sei. Das junge Mädchen war zu stolz, irgendwelche Freude zu verraten. Und als Madame de Prie hierauf, um sich eine Vorstellung von der Gesinnung der jungen Dame ihr selbst gegenüber bilden zu können, deren persönliche Meinung über die Marquise de Prie herausforderte, unterbrach die Prinzessin sie mit einem heftigen Ausfall gegen dieses boshafte Geschöpf: sie bedauere ihren Bruder, daß er eine in ganz Frankreich so verabscheute Frauensperson in seiner Nähe habe. So kam es, daß die Marquise das Empfangszimmer des Klosters mit den Worten auf den Lippen verließ: Verlaß dich darauf, du wirst nie und nimmer Königin!

Dem Herzog gegenüber war sie jedoch klug genug, die Schönheit seiner begabten Schwester zu rühmen, während sie es geschickt Paris-Duverney überließ, Gründe ausfindig zu machen, die diese Heirat wenig wünschenswert erscheinen ließen. Paris-Duverney, selbst ängstlich besorgt, Mademoiselle de Vermandois könnte als Königin seinen eigenen Einfluß sowie den seiner Beschützerin zerstören, stellte dem Herzog vor, daß Fleury, der als geliebter Lehrer des jungen Königs ungemein mächtig war, diese Heirat mißbillige und, wenn sie zustandekäme, dem Herzog sicherlich bei dem König schaden würde; abgesehen davon, daß seine Schwester als Königin voraussichtlich blind ihrer Mutter, der alten Herzogin, gehorchen würde, so daß auch er in vollständige Abhängigkeit von dieser geriete.

Man suchte denn nach einer anderen Prinzessin mit minder selbständigem Charakter, auf deren Erkenntlichkeit überdies sicherer zu zählen war, und fand diese in Stanislaw Leszczyńskis zweiundzwanzigjähriger Tochter Maria, die man auf der Liste ganz übersprungen hatte.

Man übersah, daß Stanislaw nur dem Namen nach König war, da ja August der Starke ihn von seiner kurzen Herrschaft über Polen verdrängt hatte. Stanislaw hatte nicht bloß sein Königreich verloren; auch seine Güter waren eingezogen worden; des Jahrgeldes, das Karl der Zwölfte ihm bewilligt hatte, beraubt, lebte er nun bettelarm mit Frau und Tochter in Weißenburg im Elsaß, bloß mit einigen Offizieren der Garnison und einigen Stiftsherren aus der Umgebung verkehrend. Alle seine Versuche, seine Tochter einigermaßen standesgemäß zu verheiraten, waren gescheitert. Er empfing also den Brief des Herzogs von Bourbon, welcher ihm mitteilte, daß seine Maria zur Königin von Frankreich ausersehen sei, mit staunendem Entzücken. Zwei aus Paris entsandte Ärzte fanden das junge Mädchen gesund und frisch, und am 27. Mai 1725 erklärte denn der junge König öffentlich, die Prinzessin Maria Leszczyńska ehelichen zu wollen.

Ihre Aussteuer war so ärmlich, daß Madame de Prie Hemden für sie mitbringen mußte. Am 15. August wurde der Herzog von Orléans an Königs Statt in Straßburg mit der Prinzessin getraut. Hier gewann



Madame de Prie sie vollständig für sich. Und am 5. September wurde in Versailles die Hochzeit mit ungeheurem Pomp gefeiert. Wie bekannt, war Ludwig der Fünfzehnte zur allgemeinen Überraschung fast ein ganzes Jahr sinnlich verliebt in seine doch nicht besonders schöne und äußerst fromme Gattin, die ihm allerdings sehr warm entgegenkam. Erst nach Jahreszeit brachte ein politisches Ereignis das Verhältniß stark zum Erkalten.

Am 27. August war Voltaire nach Fontainebleau gereist. „Meine Adresse ist bei Madame de Prie,“ schreibt er an Thiériot. Das kleine Lustspiel *L'Indiscret* (von einem jungen Manne, der die Gunst seiner Geliebten verliert, weil er die Schwäche gezeigt, sich geschwätzig ihrer zu rühmen) wurde in der niedlichen 27. Epistel der Marquise gewidmet:

Vous qui possédez la beauté  
Sans être vaine ni coquette,  
Et l'extrême vivacité  
Sans être jamais indiscrete;  
Vous à qui donnèrent les dieux  
Tant de lumières naturelles,  
Un esprit juste, gracieux,  
Solide dans le sérieux  
Et charmant dans les bagatelles,  
Souffrez qu'on présente à vos yeux  
D'aventure d'un téméraire  
Qui, pour s'être vanté de plaire,  
Perdit ce qu'il aimait le mieux..

Si l'héroïne de la pièce,  
De Prie, eût eu votre beauté,  
On excuserait la faiblesse  
Qu'il eut de s'être un peu vanté,  
Quel amant ne serait tenté  
De parler de telle maîtresse  
Par un excès de vanité  
Ou par un excès de tendresse!

Kenner der Werke Voltaires werden wissen, daß er ihr schon im vorhergehenden Jahre in der vornehmen Gesellschaft gehuldigt hatte, während sie ihm gleichzeitig ihre Huldigung brachte. Es geschah in dem übermütigen Festspiel, das man in dem Landhaus Bélébat nahe Fontainebleau gab, als die Marquise de Livry, die den Landsitz übrigens Madame de Prie überließ, hier die Hochzeit feierte ihrer Verwandten, der Marquise von Curzay, mit dem Oberhofjägermeister des Königs von Polen, dem lebenswürdigen Taugenichts Herrn de Mauconseil. Das Festspiel stammt wahrscheinlich nicht von Voltaire allein.

Präsident Hénault und andere haben ihm beigestanden. Es ähnelt von allem, was er gedichtet hat, am meisten Bellmann, und nichts von seinen Werken erinnert so sehr an Watteau.

Bélébat lag im Kirchsprengel Courdimanche. Und der Pfarrer daselbst war ein Original, verfressen, versoffen, halbnärrisch und Poet, weshalb er, von Voltaire gespielt, sich vortrefflich zur Hauptperson

eignete. Er macht hier, sternhagelbetrunken, sein Testament und beichtet alle seine Sünden in einem Liede mit dem Refrain Confiteor. Was uns aber an *La Fête de Bélébat* interessiert, ist, daß nach Absingung des zu Voltaires Preis verfaßten Chors:

Que de tous côtés on entende  
Le bon nom de Voltaire et qu'il soit célébré etc.

die Marquise von Prie Voltaire einen Lorbeerkranz überreicht und ihn ihm aufs Haupt setzt, während sie ein kleines Lied singt, des Inhalts, daß alle Freude dieses Festes ihm zu danken sei. Worauf später in dem Stücke, als der Chor das Lob der Marquise singt, Voltaire in eigenem Namen auftritt, die strahlende Dame anspricht und sie darauf aufmerksam macht, daß ein Kranz zwar ehrenvoll, ein Kuß von ihrem roten Munde aber besser sei. Er schließt:

Vous connaissez Alain, ce poète fameux,  
Qui s'endormit un jour au palais de la reine:  
Il en reçut un baiser amoureux;  
Mais il dormait et la faveur fut vaine.  
Vous me pourriez payer d'un prix plus doux,  
Et si votre bouche vermeille  
Doit quelque chose aux vers que je chante pour vous  
N'attendez pas que je sommeille.

Die junge Königin gefiel allen durch ihre Sanftmut, ihre Schlichtheit, Schüchternheit und Höflichkeit. Sie war dem Herzog von Bourbon natürlich dankbar, daß er sie zur Königin von Frankreich gemacht hatte, besonders entzückt aber war sie von den Schmeicheleien und Liebesbezeugungen der Madame de Prie, die jeden Augenblick in ihre Gemächer kam, um zu sehen, was sie treibe, ihre Dienste anzubieten, der Königin Rat zu erteilen, deren Briefe zu diktieren.

Voltaire hatte also Grund zu hoffen, daß auch er sich binnen kurzem die Gunst der Königin errungen haben werde. Er schreibt an Madame de Bernières, er werde sich wohl hüten, in diesen ersten Tagen des Wirrwarrs sich der Königin vorstellen zu lassen; er wolle warten, bis der Haufe sich verlaufen und Ihre Majestät selbst sich ein wenig von dem Schwindel erholt habe, in den dieser Wirbel sie notgedrungen habe versetzen müssen. Dann wolle er versuchen, *Oedipe* und *Mariamne* vor ihr aufführen zu lassen und ihr eines der Stücke zu widmen. Sie habe ihn schon wissen lassen, daß es ihr lieb wäre, wenn er sich diese Freiheit nähme. Der König und die Königin von Polen (in Versailles kannte man August den Starken nicht mehr) hätten ihn ersucht, das Gedicht *Henri IV* vorzulesen, über welches auch die Königin von Frankreich schon viel Gutes gehört habe. Aber es eile ihm nicht.

Bald jedoch wurde er dennoch der Königin vorgestellt und hatte alle Ursache, zufrieden zu sein. Er schreibt (17. Oktober 1725) an Thiériot: „Sie hat über *Mariamne* geweint, sie hat gelächelt, als sie *L'Indiscret* hörte. Sie spricht oft mit mir. Sie nennt mich mon pauvre

Voltaire.“ Rivalen stellen sich ein, Poeten wie Didier, die um ein Jahrgeld flehen. Der Herzog von Mortemart aber, der der Kasse der Königin vorsteht, antwortet ihm: „Wenn man Verse mache, müsse man sie machen wie Voltaire.“ Und die Königin schenkt Voltaire ohne Ansuchen aus ihrer Zivilliste einen jährlichen Betrag von 1500 Livres. Er erblickt darin die Erreichung einer Station auf dem Wege zu dem, was er wirklich ersieht: offensichtlichen Einfluß und angesehene Stellung bei Hofe: „Ich stehe mich gut mit dem zweiten Premierminister (ein merkwürdiger Ausdruck) Duverney. Ich darf mit Madame de Pries Freundschaft rechnen. Ich beklage mich nicht mehr über das Hofleben; ich beginne begründete Hoffnungen zu fassen, meinen Freunden ab und zu nützlich sein zu können.“ (Brief vom 13. November 1725 an Madame de Bernières.)

Er scheint tatsächlich auf dem Sprung, das zu erreichen, was ein junger ehrgeiziger Mann mit seinen ungewöhnlichen Fähigkeiten in damaliger Zeit erträumen konnte.

Einunddreißig Jahre alt, wird er als erster Dichter seines Landes betrachtet; eine glänzende Laufbahn eröffnet sich ihm als Hofmann. Er hat ein Jahrgeld vom König, ein zweites von der Königin; er genießt ganz besonderes Wohlwollen und tatkräftigen Schutz von seiten der Frau, die durch den Premierminister und „den zweiten Premierminister“ den stärksten Einfluß auf die Regierung ausübt und deren Einwirkung auf die Königin ebenso unbestreitbar ist, weil die Königin ja ihr ihre Stellung verdankt. Er hat frühzeitig literarischen Ehrgeiz besessen und ihn frühzeitig befriedigt gesehen; nun aber zeigt sich ihm überdies eine Aussicht, auch den politischen Ehrgeiz, den er im stillen genährt und lange Zeit vergebens genährt hat, reichlich gesättigt zu sehen. Er fühlt bei sich selbst, daß er nicht weniger intelligent ist als die Abbés, Bischöfe und Kardinäle, die vor seiner Zeit oder in seinen Tagen Frankreich regiert haben, und er glaubt an die Souveränität der Intelligenz. Die größten Zukunftshoffnungen erfüllen seinen Geist, und seine Haltung verrät die ruhige Selbstsicherheit, die er fühlt.

Von Gunst emporgetragen, sprudelnd reich an Talent und voll von Energie, steht er zum erstenmal auf der Höhe seines Wesens.

Der Sturz war jäh.

### XXIII

Paris-Duverney hatte keinen Erfolg zu verzeichnen. Sein Versuch, dem ganzen Volk, auch der Geistlichkeit und dem Adel, das Fünftel einer Art von Zehent, also eine Steuer, die das Fünfzigstel aller Einkünfte betrug, aufzuerlegen, war allgemeiner Erbitterung begegnet und hatte allenthalben Ablehnung erfahren. Die Parlamente und Provinzstände antworteten mit dem schroffsten Nein. Die Bauern griffen zur Heugabel, sie waren wahrlich ohnehin genug von Steuern geplagt. Was jedoch einen wahren Sturm des Hasses gegen ihn und

zugleich gegen seine Beschützerin, Madame de Prie, entfesselte, das war die Verordnung, welche die von Ludwig dem Vierzehnten bewilligten Jahrgelder einzog und die von dem Regenten stammenden Pensionen stark einschränkte. Die Wut der Hofangestellten war so groß, daß weder Paris-Duverney noch Madame de Prie sich in Versailles zu zeigen wagten.

In ihrer Not vermochten sie nicht einmal da Stütze zu suchen, wo es am nächsten für sie gewesen wäre: bei der Königin. Denn der König hatte sich ihr gegenüber kalt und gleichgültig zu zeigen begonnen. Der kurze Rausch war vorüber, und Maria Leszczyńska, bar jeder Koketterie und jeder Gabe, die ihr entgleitende Neigung zurückzuerobern, verdarb sich noch ihre Stellung durch kindische Eigenheiten, wie Geisterfurcht, eine alberne Eingefrorenheit, das Bedürfnis, immer jemanden bei sich zu haben, dessen Hand sie fassen konnte, wenn etwas sie erschreckte, oder gar die Geschmacklosigkeit, nachts vom Bett aufzustehen und im Schlafzimmer umherzulaufen, um nach ihrem Schoßhündchen zu suchen.

Grollend sah Madame de Prie die von ihr so sorgfältig ins Werk gesetzte Ehe erkalten und sich lösen, und in ihrer Antipathie gegen den Lehrer des Königs, den Bischof von Fréjus, den alten Fleury, gab sie im geheimen ihm und seinem Einfluß die Schuld daran. Es stand fest, daß er Maria Leszczyńska nicht leiden mochte. Während aber die Anziehung, die die Königin anfänglich auf ihren Gemahl geübt hatte, mit jedem Tage geringer wurde, waren die zweideutigen Freunde aus den ersten Jugendjahren, der kleine Herzog von Gesvres und die anderen, zurückgekehrt und hatten wieder ihren Kreis um den König geschlagen. Sowohl der Minister Maurepas wie der Bischof Hercule de Fleury waren Weiberhasser und hatten dem jungen Könige bei seinen intimen Freundschaftsverbindungen durch die Finger geschaut.

Da sich in Versailles keine rechte Sammelstelle für jene Sorte Männer fand, die in ihrer Erotik Misogyne waren, hatten sie ihren Klub in Paris bei einem lothringischen Edelmann, namens Paul Edouard Deschauffours, einem liebenswürdigen Manne aus guter Familie, der sein Vermögen zugesetzt hatte und es nun dadurch wieder zurückzugewinnen suchte, daß er sein Haus zu einem Zusammenkunftsort für die Abnormen machte.

Das Verhältnis der Behörden zu ihnen war ein äußerst unsicheres und schwankendes. Die Obrigkeit hatte zwar das Recht, jeden der Sodomie Überführten auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen, übte jedoch Nachsicht denjenigen gegenüber, die nach den damaligen Vorstellungen zu hochgestellt waren, um von solchen Maßnahmen getroffen zu werden. Man hatte im März 1724 auf dem Holzstoß des Grèveplatzes einen Eseltreiber verbrannt. Im Dezember desselben Jahres lag ein neuer Fall vor. Er betraf den Abbé François Guyot Desfontaines, einen Mann mit einem gewissen literarischen Namen, der bei den Jesuiten studiert, fünfzehn Jahre eine Lehrerstelle bei



ihnen bekleidet und sowohl Oden wie auch Kritisches, darunter ein Buch *Literarische Paradoxe*, geschrieben hatte, in welchem er besonders La Motte Houdart mit giftiger Satire verfolgte. Er war Herausgeber des *Journal des Savants*, das vorher sieben Monate nicht erschienen war. Er hatte eine Piratenausgabe von Voltaires noch nicht erschienener *La Ligue* (Henriade) veranstaltet und die Frechheit gehabt, im fünften Gesang folgende zwei Verszeilen gegen La Motte einzuflechten:

En dépit des Pradons, des Perrauts, des Houdarts  
On verra le bon goût fleurir de toutes parts.

Man ließ ihn ein erstes Mal laufen; aber im April 1725 wurde er zum zweitenmal festgenommen und diesmal hatte er, von zwei Schornsteinfegerjungen angeklagt, ziemlich unzweifelhafte Aussicht auf den Scheiterhaufen.

Einen Überfluß an Beschützern scheint er nicht gehabt zu haben, da er sich in seiner Not an einen Mann wandte, dem er erst vierzehn Tage vorher vorgestellt worden war. Er rief Voltaire um Beistand an. Und mit jener instinktiven Güte, die Voltaires Wesen zugrunde lag, stand dieser von einem Krankenlager auf, um nach Fontainebleau zu fahren und Fleury sowie insbesondere die damals noch allmächtige Madame de Prie um Gnade für den so wenig sympathischen und ihm überdies ganz unbekannten Sünder zu bitten. Er rettete Desfontaines das Leben und schuf sich hierdurch bekanntlich für die nächsten zwanzig Jahre in ihm einen nie rastenden, gehässigen Feind.

Voltaires Handlungsweise war um so edler, als er bereits in seiner allerersten Dichtung für die Sache der Natur und des Weibes gegenüber den Homosexuellen eingetreten war.

Jetzt bedrohte eine hochgestellte Gruppe dieser Clique sowohl Voltaires Beschützerin, die Marquise von Prie, wie auch den Herzog von Bourbon, indem sie vor allem dem König den ersten Impuls gab, die Königin aus seinem Leben zu verstoßen, und hiermit jeden Einfluß der beiden Verbündeten auf den Monarchen vereitelte.

Da der Herzog und Madame de Prie sich vollkommen bewußt waren, daß sie in Fleury einen Gegner hatten, der als Lehrer einen täglichen Einfluß auf den König ausübte, und da sie meinten, daß Fleury überdies sicherlich nicht als Letzter dazu beitrug, die Gleichgültigkeit des Monarchen gegenüber seiner Gemahlin zu fördern, beschlossen sie einen Versuch zu machen, den Widersacher zu stürzen und zu entfernen. Sie erwiesen sich jedoch bei diesem Anlaß als äußerst schlechte Seelenkenner. Indem sie die Königin als Werkzeug benutzten, erreichten sie nur, bei dem König eine um so gehässigere Stimmung gegen sie zu erwecken. Offenbar hatte der Herzog auch keine Ahnung, wie verhaßt er selbst oder wie unentbehrlich Fleury dem anscheinend so vollständig kalten jungen Herrn war.

Eines Tages ersuchte der Herzog von Bourbon die Königin, ihm eine private Unterredung mit dem König zu verschaffen (das sollte



heißen: eine Unterredung, bei der Fleury nicht zugegen war). Unter einem Vorwand wurde Ludwig der Fünfzehnte zur Königin geholt. Diese wollte sich zurückziehen, aber der Herzog bat sie zu bleiben und anzuhören, was er zu sagen habe. Und der Herzog begann einen Brief des Cardinals von Polignac in Rom vorzulesen, der eine einzige lange Anklage gegen Fleury war und den der König gelangweilt anhörte. Als der Herzog im eigenen Namen fortsetzen wollte, gab der König nicht mißzuverstehende Zeichen von Ungeduld. Auf die Frage, ob er denn dem Könige mißfalle, lautete die Antwort: Ja. — Ob der König ihm denn nicht gewogen sei? — Nein. — Ob der Bischof von Fréjus denn allein sein Vertrauen genieße? — Ja. — Und als der Herzog sich vor dem König auf die Knie warf, stieß er ihn zurück und entfernte sich im Zorn, der besonders der Königin galt, die ihn in diese Falle gelockt hatte.

Einstweilen hatte Fleury, der sich dem Könige präsentieren wollte, dem herzoglichen Befehl gemäß die Türe verschlossen gefunden und war, nachdem er einige Stunden auf Einlaß gewartet, nach Issy gereist. Der König hatte sich unterdessen, in höchster Erbitterung, eingeschlossen, und als der Herzog von Mortemart sah, wohin dies führte, ließ er sich eine Ordre ausstellen, die dem Herzog von Bourbon auferlegte, dem Könige sofort seinen Lehrer zur Stelle zu schaffen. Der tief gedemüthigte Herzog mußte gehorchen.

Sollten er und Madame de Prie sich jemals aufs neue erheben können, so mußte ein großer Schlag geführt werden, die ganze bei Deschauffours versammelte Gesellschaft, unter der sich ein Ratsherr, zwei Bischöfe (Saint-Agnan und La Fare) und mehrere andere hohe Herren befanden, eingeschüchtert und lächerlich gemacht, vor allem aber die Hofkamarilla selbst, deren Laster alle kannten, aber niemand nannte, ins Komische gezogen werden.

Eben da trat ein Ereignis ein, das Madame de Prie's Wagschale einen Augenblick zum Sinken brachte und ihr neuen Mut einflößte.

In den Räumen, in denen der Erzbischof von Tencin und Madame de Tencin, seine Schwester-Frau, gemeinsam lebten und erst kürzlich gemeinsam daran gearbeitet hatten, Fleury den Kardinalshut zu verschaffen, erschoss sich ein Liebhaber der Madame de Tencin, der Ratsherr La Fresnaye, vor ihren Augen. Sie hatte die Gewohnheit, alles, was vertrauensvolle Verehrer ihr an Geld übergaben, zu behalten und zu verbrauchen. Bolingbroke hatte dazu geschwiegen und war leichthin darüber hinweggekommen. La Fresnaye war verzweifelt ob all der Nebenbuhler, die sie ihm gab, und überdies verzweifelt ob des Verlustes seines ganzen Vermögens. Er hinterließ ein Testament, voll erschreckender Aufklärungen über das Haus der Tencin, ihre Lebensweise, die Art und Weise, wie sie Vermögen sammelte.

Seine Leiche rief große Verlegenheit hervor: was sollte mit ihr geschehen? Statt die Polizei zu unterrichten und den Toten an den richtigen Ort zu schaffen, verständigte Madame de Tencin in aller

Eile ihre Freunde, den ersten Präsidenten, den Prokurator des Großen Rates usw. von dem Geschehenen, und diese hohen Beamten zeigten sich gefügig und ließen die Leiche in ungelöschten Kalk legen, um als Todesursache Apoplexie angeben zu können. Der Große Rat hielt die Sache damit für abgetan. Der Gerichtshof von Châtelet aber ließ sich an dieser Erklärung nicht genügen. Er veranlaßte, daß die Dame verhaftet und nach Châtelet gebracht wurde. Worauf Fleury und Maurepas, die draußen in Versailles saßen, ihrerseits nicht ruhten, bis Madame de Tencin aus der strengen Haft befreit und vorläufig schonungsvoll in der Bastille untergebracht wurde.

Immerhin war es eine schwere Niederlage für Fleury und die anderen Feinde der Madame de Prie. Fleury sprach sogar davon, sich zurückzuziehen. Am 20. April 1726 schrieb Madame de Prie an den Herzog von Richelieu: „Alles ist wiederum in Ordnung. Ich atme auf (je suis plus en repos).“

Polizeimeister war damals René Hérault, derselbe, den Voltaire eines Tages gefragt hatte, was man mit den Leuten mache, die falsche Lettres de cachet fabrizierten. Er antwortete: Man hängt sie. — Das ist immerhin etwas, bis man dasselbe mit denen tun kann, die die echten unterzeichnen, versetzte Voltaire.

Hérault verdankte Madame de Prie seine Karriere, seine Anstellung, und sie meinte, auf ihn als auf ein verläßliches Werkzeug zählen zu dürfen. War er treu und mutig, so vermochte er wohl den Kampf gegen ihre Versailler Feinde aufzunehmen. Mehr noch als auf ihn rechnete sie auf ihren Poeten, ihren Satiriker, ihren jungen Freund, der gleich mit seiner ersten Dichtung (*Anti-Gilon*) verraten hatte, daß die Mignons einen gefährlichen Gegner in ihm besaßen, und der sich ganz kürzlich in dem an Madame de Prie selber gerichteten *Festspiel in Belebát* als nicht minder kühner und gefährlicher Feind der Pfaffen entpuppt hatte.

Allein Hérault erwies sich als schwach; er beschränkte sich darauf, sich in aller Stille der Person Deschauffours zu bemächtigen und ein paar hundert Schuldige durchrutschen zu lassen. Schon am Tage nach der Verhaftung wurde Deschauffours verbrannt. Dann vermochte dieser Edelmann nichts zu verraten, niemanden anzugeben.

Und bevor noch Madame de Prie sich Voltaires bedienen konnte, war dieser unschädlich gemacht, vernichtet, von Hérault selbst in die Bastille gesteckt.

Es war vorbei mit Madame de Prie; sie wurde krank; sie magerte entsetzlich ab; sie wurde beinahe garstig. Eines Tages tat Fleury dem Herzog gegenüber die sanfte Äußerung, man wäre wohl imstande, die schwierigen Verhältnisse bei Hof zu ordnen, falls Madame de Prie und Paris-Duverney „aufs Land zögen“. Als sie dessenungeachtet in Versailles blieb, machte man kurzen Prozeß. Der König fuhr eines Tages nach Rambouillet um zu jagen und gewährte, furchtsam und freundlich, dem Herzog an demselben Abend dort eine Zusammen-

kunft; kaum aber war er fort, als der Herzog eine Lettre de cachet empfang, die ihn nach Chantilly verbannte, ihm das Jagen verbot, das sein Leben war, so daß er vollständig verzweifelte. Madame de Prie erhielt Befehl, sich für die Zukunft in Courbépine in der Normandie aufzuhalten, an einem einsamen und öden Ort, wo sie einige Zeit in tief verletztem Hochmut tobte und sich dann durch Gift aus der Welt schaffte. Paris-Duverney wurde in die Bastille gebracht, wo man ihn achtzehn Monate gefangen hielt, worauf man ihm einen albernen Rechts-handel anhängte, der zu nichts führte.

## XXIV

Voltaire war in dem Sturz seiner Beschützer mitgerissen worden. Derjenige, der es anscheinend auf sich genommen hatte, ihn zu demütigen und die Leute, denen er im Wege war, von ihm zu befreien, war ein degenerierter Mensch ohne Fähigkeiten und ohne Vorzüge, ein vornehmer Herr aus großer Familie, der für feige galt und von Wucher lebte.

Es war im Dezember 1725, als der Ritter von Rohan-Chabot ihm eines Abends in der Oper im beleidigendsten Tone zurief: „Monsieur de Voltaire, Monsieur Arouet, wie heißen Sie?“ — Voltaire soll nach Aussage einiger Zeugen geantwortet haben: „Ich schleppe keinen großen Namen nach; aber ich verstehe es, dem, den ich trage, Ehre zu machen“. — Nach dem Zeugnis anderer: „Mein Name beginnt mit mir; der Ihre endet mit Ihnen“. Die letztere Antwort ist glaubwürdiger, da er sie auch in *Rome sauvée* angewendet hat, wo er Cicero Catilina erwidern läßt:

Mon nom commence en moi. De votre honneur jaloux,  
Tremblez que votre nom ne finisse dans vous!

Einige Tage danach trafen Voltaire und der Chevalier wieder im Théâtre Français, in der Loge der Schauspielerin Adrienne Lecouvreur zusammen. Rohan wiederholte seine anmaßende Frage, worauf Voltaire erwiderte, er verweise auf seine ihm in der Oper erteilte Antwort. Rohan erhob seinen Stock, zwar ohne zu schlagen, jedoch mit der Bemerkung, daß er dieses Gespräch nur mit Stockprügeln fortsetzen würde. Als Voltaire hierauf die Hand auf seinen Degengriff legte, fingierte Adrienne Lecouvreur eine Ohnmacht, was dem Streit für diesmal ein Ende machte.

Am 4. Februar speiste Voltaire mittags bei dem Herzog von Sully, bei dem er, nach Präsident Hénaults in dessen Memoiren gebrauchtem Ausdruck, „wie ein Kind des Hauses angesehen wurde“. Ein Diener verständigte ihn, daß jemand am Tor des Palais auf ihn warte. Er stieg die Treppe hinab und näherte sich ruhig einem vor dem Tore haltenden Wagen. Zwei Männer kamen auf ihn zu und ersuchten ihn, auf den Wagentritt zu steigen, was er auch tat, in dem Glauben, daß

derjenige, der mit ihm zu sprechen wünsche, in dem Wagen sitze. Kaum aber hatte er dem Ersuchen Folge geleistet, als er sich gepackt fühlte und ein Hagel von Stockprügeln auf seine Schultern niederprasselte. Sechs Lakaien umringten ihn. Von einem zweiten Wagen aus, der in einiger Entfernung hielt, leitete der Ritter von Rohan die Exekution, indem er unter anderem kommandierte: „Schlagt nicht auf den Kopf; denn aus dem kann vielleicht noch etwas Gutes kommen“, worauf der Haufe, der den Zuschauerkreis abgab, gerührt ausrief: „Ach, der gute Herr!“.

Als es Voltaire endlich gelang, sich zu befreien, kehrte er sofort in den Speisesaal des Herzogs von Sully zurück und rief den Beistand des Hausherrn für einen verunglimpften Gast an, dessen Mißhandlung und Verhöhnung auch denjenigen treffe, an dessen Tisch er eben gegessen habe.

Hier jedoch erfuhr er die erste schmerzliche Enttäuschung, die ihm in seinem Umgang mit denen, die an Geburt über ihm standen, beschieden war. Der Herzog lehnte es mit würdeloser und empörender Vorsicht ab, sich in eine Sache zu mischen, die ihn seines Erachtens nichts anging.

Zehn Jahre der Freundschaft waren in dem Augenblick vergessen, da Voltaire gedemütigt und mißhandelt vor ihm stand. Vergessen war die Verherrlichung, zu deren Gegenstand der Dichter in *La Ligue* das Geschlecht Sully dadurch gemacht hatte, daß er dessen Stammvater den unzertrennlichen Freund Heinrichs des Vierten sein ließ. Tödlich verletzt, ersetzte denn auch Voltaire in der Dichtung die Persönlichkeit Sullys durch Duplessis-Mornay, der in den ersten Regierungs-jahren Heinrichs den Platz recht gut ausfüllen konnte.

Es kam dem Herzog allzu bedenklich vor, sich eine so ungemein mächtige Familie wie das Haus Rohan zum Feinde zu machen. Hierzu kam noch — trotz all des Freisinns, den die Aristokratie so gern an den Tag legte, indem sie Dichtern und Schriftstellern einen Platz an ihrem Tisch einräumte — die dennoch in den Gemütern lauernde uralte Geringschätzung des Hochgeborenen für den Bürgerlichen, dem es zwecks Wahrung der gebührenden Distanz nicht schaden konnte, von Zeit zu Zeit auf den Unterschied zwischen der Ehre, auf die der erstere, und der, auf die der letztere Anspruch hatte, gründlich aufmerksam gemacht zu werden.

Wir haben gesehen, wie schutzlos Molière seinerzeit gewesen war. In England hatte der Graf von Rochester seinen Neger beauftragt, Dryden zur Strafe für eine Satire, die er gegen den Grafen geschrieben hatte, durchzuprügeln, und auch unter Voltaires intimsten hochadeligen Freunden waren nicht wenige, die, wie der Prinz von Conti und der Abbé von Caumartin, anläßlich des Geschehenen bloß mit lebenswürdig spöttischen Bemerkungen kamen, wie: Was sollte aus uns anderen werden, wenn die Dichter nicht Rücken hätten!



Voltaire fuhr von Sullys Palais eiligst nach der Oper, wo er sicher war, Madame de Prie anzutreffen. Er erzählte ihr, was ihm geschehen war, begegnete lebhafter Anteilnahme und erhielt ihr Versprechen, in Versailles für ihn zu wirken. Als es jedoch so weit war, erwies sich die Stellung des Herzogs von Bourbon als allzu unsicher und zu gefährdet, als daß er es hätte wagen können, der Familie Rohan den Handschuh hinzuwerfen. Es geschah also nichts. Der arme Geprügelte wollte den Unbefangenen spielen und wie bisher mit seinem Freundeskreis verkehren; er zeigte sich wie gewöhnlich bei Hof und in der Stadt. Aber niemand bewies ihm Mitgefühl und die, auf welche er als auf Freunde gezählt hatte, wandten sich von ihm ab.

Mit seinem kalten Kopf und seinem nervösen Temperament war Voltaire fest entschlossen, sich Rache und Satisfaktion zu verschaffen. Er übte sich vom Morgen bis zum Abend im Fechten. Er focht mit Soldaten der Garde; er verkehrte nur mit Raufern und Boxern. Er forderte Rohan wieder und wieder.

Aber er war dabei unablässig von der Polizei überwacht, die ihn hindern wollte, sich an einem Mann aus so großer Familie zu vergreifen.

Ein Brief des Polizeimeisters an den Chef der Sicherheitspolizei lautet:

Mein Herr, Seine kgl. Hoheit (Bourbon) ist unterrichtet worden, daß Herr Ritter von Rohan heute verreist; und da er einen neuen Angriff auf Sieur de Voltaire beabsichtigen oder dieser irgendeinen unbedachten Streich vollführen könnte, ist es der Wille Sr. kgl. Hoheit, daß Sie Sieur de Voltaire beobachten lassen, damit ein mögliches Zusammentreffen keine Folgen habe.

Eine auf Grund von Rapporten abgefaßte Notiz des Polizeimeisters besagt:

Man ist auf sicherem Wege unterrichtet worden, daß Sieur de Voltaire die Absicht hat, Herrn Ritter von Rohan unverzüglich und auf aufsehererregende Art zu insultieren. Er hat in den letzten sechs Wochen mehrmals die Wohnung, ja sogar das Stadtviertel gewechselt, und man weiß, daß er sich augenblicklich bei einem gewissen Leynault, Fechtmeister von Profession, Rue Saint-Martin, aufhält, wo er in sehr schlechter Gesellschaft ist. Man behauptet, daß er mit Soldaten von der Garde verkehrt und daß verschiedene Raufbolde ihn besuchen. Aber gleichviel, was daran wahr oder nicht wahr sei, gewiß ist, daß er beständig sehr Schlimmes im Schilde führt und ebenso sicher, daß er aus den Provinzen einen seiner Verwandten als seinen Sekundanten kommen ließ. Dieser Verwandte, besonnener als Herr de Voltaire, möchte ihn gerne beruhigen; aber dies ist ihm offenbar nicht möglich. Herr de Voltaire ist erregter und wütender denn je, sowohl in seiner Aufführung wie in seinen Äußerungen. Alle diese Berichte bestimmen den Polizeimeister, womöglich schon heute nacht den Befehl des Königs mit Bezug auf Sieur de Voltaire auszuführen, da er es als Pflicht betrachtet, einem Unwesen, von dem er schon im Vorhinein verständigt worden, vorzubeugen.



Voltaire suchte Rohan eines Abends in der Loge der Adrienne Lecouvreur auf und sagte ihm: „Falls Sie nicht über irgendeinem Geldgeschäft die Verhöhnung vergessen haben, die Sie mir zufügten, so hoffe ich, daß Sie mir als Mann begegnen werden.“

Der Chevalier nahm die Herausforderung für den nächsten Tag an und wählte selbst als Stunde neun Uhr und als Ort Porte Saint-Martin; zugleich aber verständigte er seine Familie, die sogleich Schritte beim Herzog von Bourbon tat, um das Duell zu verhindern.

Dieser eines Edelmanns und Gewaltmenschen wenig würdige Schritt hat dem Maréchal von Villars Anlaß zu einigen Bemerkungen in seinen Memoiren gegeben. Er schreibt hier:

Der Chevalier war infolge eines Falles, der ihn weniger geeignet machte, einen Degen zu führen, in seinen Bewegungen sehr gehindert. Er griff zu dem Mittel, Voltaire an hellichtem Tage durch Stockschläge züchtigen zu lassen. Statt sich an die Gerichte zu wenden, hielt dieser es für edler, sich mit der Waffe in der Hand zu rächen. Man behauptet, daß er mit Eifer und allzu unvorsichtig Satisfaktion suchte. Der Cardinal von Rohan ersuchte folglich den Herzog, ihn in die Bastille zu bringen; der Befehl ward gegeben, ward ausgeführt und der unglückliche Dichter wurde, nachdem man ihn durchgeprügelt hatte, obendrein verhaftet. Das Publikum, stets aufgelegt, alles zu tadeln, fand diesmal mit Recht, daß alle Parteien Unrecht hatten: Voltaire, indem er den Ritter von Rohan beleidigte; dieser durch ein Verbrechen, das Todesstrafe verdiente, indem er einen französischen Bürger prügeln ließ; die Regierung, indem sie eine allgemein als schlecht anerkannte Handlung nicht bestrafte und indem sie den Mißhandelten nach der Bastille brachte, um den Gewalttätigen zu beruhigen.

Man bemerke, wie unter Voltaires vornehmen Freunden und Beschützern der Maréchal der einzige ist, der Rohans Auftreten als unbedingt verdammenswert und strafwürdig auffaßt, obwohl er kraft der adeligen Vorurteile auch Voltaire Unrecht gibt, weil dieser Rohan so kühn geantwortet hat, wie er es tat, und man bemerke, daß Villars hier mehr als sechzig Jahre vor der Revolution das Wort Bürger für das gebraucht, was man dazumal einen Untertan nannte.

Voltaire wurde in der Nacht zum 18. April 1726 verhaftet und nach der Bastille gebracht. Wie der Polizeirapport besagt, hatte er zwei Taschenpistolen bei sich. Die Familie, behauptet Hérault, war äußerst zufrieden mit diesem Befehl, der den jungen Mann hinderte, eine neue Dummheit zu begehen, und seine Verwandten vor deren möglichen Folgen sicherte. Der Jansenist Armand, Voltaires älterer Bruder, hat sich offenbar bei dem Gedanken nicht beruhigen können, die Mitglieder eines Hauses sich verfeindet zu wissen, dessen Wahlspruch war: *Roi ne puits, Duc ne daygne, Rohan suys*.

Daß man sich dessenungeachtet des begangenen Unrechtes, welches man als bedauerliche Notwendigkeit hinstellte, klar bewußt war, geht aus einem Briefe hervor, den Hérault gleichzeitig an den Gefängnis-kommandanten des Königs, Condé, in der Bastille sandte:

Sie haben mir ebensowenig Sieur de Voltaire's wie Madame de Tencins Inhaftierung in der Bastille mitgeteilt, obwohl ich Befehle unterzeichnete, kraft welcher man beide dahin gebracht hat . . . . . Sieur de Voltaire hat ein Genie, das Rücksicht beansprucht. Seine kgl. Hoheit hat mich ersucht, Ihnen mitzuteilen, daß des Königs Absicht dahin geht, ihm alle Zugeständnisse und Freiheiten zuteil werden zu lassen, die nicht mit der Sicherheit seines Gewahrsams in Widerspruch stehen.

Man hat augenscheinlich einer Familie, deren Haupt ein Kirchenfürst und Grand aumônier von Frankreich war, eine solche Geringfügigkeit wie die Verhaftung eines Bürgerlichen nicht abschlagen wollen. Aber man tat andererseits, was man vermochte, um die Strafe zu lindern. Voltaire saß in der Bastille, Seite an Seite mit Madame de Tencin, deren Schönheit in ihm einen eifrigen Bewunderer hatte, deren Nefte, Graf von Argental, sein allerintimster Freund war, und der er, sobald er auf freien Fuß versetzt ward, artig ausrichten ließ, sein größter Kummer in der Bastille sei der gewesen, daß auch sie diesen Aufenthalt einige Zeit hatte teilen müssen. „Wir waren,“ schrieb er an Madame de Feriol (Madame de Tencins Schwester) „wie Pyramus und Thisbe. Es war nur eine Mauer, die uns trennte, aber wir küßten einander nicht, wie jene, durch eine Spalte in der Wand.“

Er speiste an dem Tische des Gouverneurs und erhielt von diesem, Herrn de Launay, die Erlaubnis, einige Freunde bei sich zu empfangen. Er fühlte sich verletzt, daß mehrere seiner Nächsten, wie Thériot, Madame de Bernières, Madame du Deffand, ausblieben und forderte sie auf, ihn zu besuchen; aber Hérault schritt ein und die Erlaubnis wurde auf fünf bis sechs Personen beschränkt, deren Namen ihm zur Gutheißung vorgelegt werden sollten.

Vom Gefängnis aus schrieb Voltaire an den Minister des Pariser Departements:

Sieur de Voltaire bringt ehrerbietigst zur Kenntnis, daß er von dem tapferen Ritter de Rohan mörderisch überfallen wurde, unter Beistand von sechs Banditen, hinter welchen dieser selbst kühn seinen Platz eingenommen hatte. Sieur de Voltaire hat seither beständig Gelegenheit gesucht, nicht seine, sondern des Ritters Ehre wiederherzustellen, was sich als allzu schwierig erwies. Er ist allerdings nach Versailles gefahren, aber es ist unwahr, daß er den Ritter bei dem Cardinal von Rohan aufgesucht habe. Es fällt ihm leicht, das Gegenteil zu beweisen, und er erbietet sich, sein ganzes Leben in der Bastille zu verbringen, wenn er in diesem Punkte nicht wahrhaftig sei. Er ersucht um die Erlaubnis, bei dem Gouverneur der Bastille zu speisen und Gesellschaft bei sich zu sehen. Noch eindringlicher bittet er, unverszüglich nach England reisen zu dürfen. Zweifelt man an seiner Abreise, so kann man ja einen Polizisten mit ihm nach Calais schicken.

Am 2. Mai kam die Ordre an Condé, Voltaire freizulassen, mit der Beifügung, es sei des Königs und Seiner königlichen Hoheit Wille, daß er nach England gebracht werde. Condé solle ihn nach Calais

begleiten, und mit eigenen Augen ihn sich einschiffen und von dem Hafen absegeln sehen.

Voltaire sollte auf dem Wege Paris streifen. Er schrieb in aller Eile an seine Freundin, Madame de Bernières, und bat sie, ihm ihren Wagen zu leihen, den Condé ihr dann zurückbringen werde, bat sie überdies, mit Thiériot und Madame du Deffand zu kommen und ihm Lebewohl zu sagen.

Am 5. Mai war er in Calais, wo er vier oder fünf Tage auf eine Schiff Gelegenheit warten mußte. Er wurde nach England übergesetzt, wo sein Gemüt jedoch nicht gleich Ruhe fand. Schon nach kurzer Zeit kehrte er heimlich nach Frankreich zurück, von dem einzigen Gedanken erfüllt, die ihm verweigerte Satisfaktion zu erlangen. Er schrieb an Thiériot: „Ich suchte nur einen Mann, dessen Feigheitssinn ihn mir verbarg, als wüßte er, daß ich auf seiner Spur sei.“ Dann zwang ihn die Furcht vor Entdeckung, sich auf fremdem Boden niederzulassen.

Seine Verbannung sollte seiner Entwicklung in jeder Beziehung zum größten Nutzen gereichen, so daß, was als Strafe gemeint war, sich zu unentbehrlichem, unschätzbarem Gewinn wandelte.

# E N G L A N D

## I

Es war ein schöner Maientag unter einem wolkenlosen Himmel, als Voltaire in Greenwich landete; ein milder Westwind blies über die Themseufer, deren frisches Grün das Auge des Landesverwiesenen erquickte. Soweit er sehen konnte, war die Wasserfläche von zwei Reihen Handelsschiffen bedeckt und alle Segel beigesetzt, dem Könige zu Ehren, der sich in einer von tausend kleinen Ruderbooten gefolgt in vergoldeten Barke, welcher andere Fahrzeuge mit Musikanten den Weg bahnten, themseabwärts rudern ließ. Alle Ruderer des königlichen Gefolges waren, wie einst die französischen Pagen, angetan mit weißen hauschigen Beinkleidern und kurzen Wämsen, mit einem Silberplättchen auf der Schulter.

So erhielt er gleich im ersten Augenblick einen Eindruck des frischen Lebens und der sorgsam, so spezifisch britischen Beibehaltung altertümlicher Kostüme, die das damalige englische Wesen kennzeichnete.

Er sah überdies auf den Flußufern Tausende von Menschen zu Pferd und zu Fuß als eifrige Zuschauer des Pferderennens und des Fußsports.

Am selben Abend war er in London, wo er gleich die erste Nacht in Lord Bolingbrokes Palais in Pall-Mall schlief, nachdem er den Abend mit Herren und Damen der vornehmsten Gesellschaft verbracht hatte. Als er diesen jedoch seine Eindrücke vom selben Vormittag schilderte: förmliche Olympische Spiele, das Gewimmel eleganter junger Männer und Frauen, die als Zuschauer der Wettrennen rings um die Plätze herumgaloppiert waren, die Fußgänger, die Scharen wohlgekleideter Herren und hübscher, einfach gekleideter junger Mädchen, die durch ihren Ausdruck lebhafter Zufriedenheit sein Auge erfreut hatten, da erklärten ihm die vornehmen Damen, die gute Gesellschaft nehme überhaupt an derlei volkstümlichen Unterhaltungen nicht teil, und die jungen Elegants, die als geübte Reiter den Wettrennen beigewohnt hätten, seien nichts als Studenten und Handelsschüler auf gemieteten Gäulen, wie auch die niedlichen jungen Damen in Kattunkleidern zu Fuß und zu Roß nichts anderes gewesen als Dienstmädchen und Bauernmädchen in ihrem Sonntagsstaat.

Auf diese Art empfing er sogleich am ersten Abend einen Begriff von den in England herrschenden Standesunterschieden, zugleich aber auch den Eindruck, daß die untere Klasse sich keineswegs unterdrückt, im Gegenteil durchaus zufrieden fühle.

Bolingbroke war in Frankreich, seitdem er den Frieden zu Utrecht abgeschlossen hatte, zu hohem Ansehen gelangt. In der Pariser Oper erhob sich alles, wenn er eintrat. Ohne in England seinen politischen Einfluß wiedergewonnen zu haben, war er, nach seinem vollständigen Bruch mit dem Thronprätendenten, begnadigt worden und theilte nun seine Zeit zwischen seiner Wohnung in London und seinem Landsitz, Dawley, in Middlesex, dem er den Vorzug gab. Dawley ersetzte ihm sein französisches Rittergut La Source, welches er aufzugeben im Begriffe war.

Vor Voltaires Ankunft konnte Bolingbroke, wie aus seinen Briefen hervorgeht, sich einer gewissen Unruhe darüber nicht erwehren, wie Voltaire sich seines Versprechens, ihm die *Henriade* zuzueignen, entledigen, auf welche Weise er über ihn schreiben würde. Mit Recht tröstete er sich jedoch damit, daß der Dichter wohl das Versprechen vergessen habe. Dies war auch der Fall; denn dieses Werk, das beständig umgearbeitet, gefeilt und verbessert wurde, nicht am wenigsten, wenn dem Verfasser eine verständige Kritik zu Ohren kam, war im Lauf der Zeit den verschiedensten Beschützern zugedacht worden, ähnlich wie der blaue Beutel in Mussets *Un Caprice*, an dem Madame de Blainville so langsam gehäkelt hat, nach Madame de Lérays Behauptung, nicht weniger als drei verschiedenen Personen bestimmt gewesen ist. — Einige Jahre danach widmete Voltaire jedoch Bolingbroke seine unter Eindrücken von England entstandene Tragödie *Brutus*, und nicht mit knappen Worten, sondern mit seinem *Discours sur la tragédie*, in welchem er die ehrerbietige Anhänglichkeit an den Tag legt, die der Lord von ihm zu erwarten alles Recht hatte.

Es war ja nicht das erstemal, daß er Bolingbroke öffentlich huldigte. Am frühesten war dies in der oben erwähnten poetischen Epistel an den Arzt Gervasi geschehen, nachdem Bolingbroke an seinem Krankenlager gegessen hatte:

Et toi, cher Bolingbroke, héros qui d'Apollon  
As reçu plus d'une couronne,  
Qui réunis en ta personne  
L'éloquence de Cicéron,  
L'intrépidité de Caton,  
L'esprit de Mécénas, l'agrément de Pétrone  
Et la science de Varron,  
Bolingbroke, à ma gloire il faut que je publie  
Que tes soins, pendant le cours  
De ma triste maladie,  
Ont daigné marquer mes jours  
Par le tendre intérêt que tu prends à ma vie.



Bolingbroke kannte die hervorragendsten englischen Dichter so genau, daß eben durch ihn, soweit die Sprache dabei nicht hinderlich war, Voltaire die Bekanntschaft leicht wurde. Er nannte die Triumviren des englischen Parnassus — Pope, Swift und Gay — bei ihren Vornamen. Voltaire konnte keine bessere Einführung in die literarische und vornehme Welt Englands haben.

## II

Aber er war keineswegs allein auf Bolingbrokes Tory-Kreis angewiesen. Er hatte schon in Frankreich viele bedeutende Engländer kennen gelernt, wie Lord Stair, den englischen Gesandten in Paris, Bischof Atterbury, der im Exil in Frankreich lebte, ferner einen reichen und begabten Kaufmann, Everard Falkener, welcher sich seiner bald wie ein Bruder annehmen sollte.

Höchst bezeichnend für die Sitten der damaligen Zeit ist es, daß Voltaire nach England kam, ausgestattet mit Empfehlungsbriefen von Mitgliedern derselben französischen Regierung, die ihn verbannt hatte. Die besseren Minister schämten sich offenbar ein wenig, notgedrungen einen Mann ausgewiesen zu haben, nicht um des Unrechtes willen, das er begangen, sondern um dessentwillen, das er erlitten hatte.

Der französische Minister des Äußern, Monsieur de Morville, bat Horatio Walpole, den Bruder des englischen Premierministers Sir Robert Walpole, und Stairs Nachfolger als englischer Gesandter in Frankreich, das ihm Mögliche für Voltaires Wohlbefinden auf englischem Boden zu tun. Horatio Walpole schrieb infolgedessen unter anderen an den Herzog von Newcastle:

Ich hoffe Sie werden entschuldigen, daß ich — auf inständiges Ersuchen des Herrn von Morville — Ihnen Herrn von Voltaire empfehle, einen Dichter, und zwar einen sehr talentvollen, der kürzlich nach England gekommen ist, um hier durch Subskription eine vortreffliche Dichtung, genannt *Henrik IV.*, drucken zu lassen. Er hat zwar in der Bastille gesessen, aber nicht wegen irgendeiner Staatsangelegenheit, sondern bloß wegen eines persönlichen Streites mit einem Privatmann und ich hoffe daher, daß Ihre Gnaden ihm Ihre Gunst und Förderung schenken werden, indem Sie die Subskription befürworten.

Er schrieb ferner an den als Mäzen hochangesehenen, als Politiker zweifelhafter beurteilten Bubb Dodington, Herzog von Melcombe, einen Brief, dessen erster Teil ziemlich gleichlautend mit dem Beginn des eben angeführten ist. Dann heißt es weiter:

Herr de Morville, der, was die Förderung von Geist und Gelehrsamkeit betrifft, Frankreichs Mäzen oder vielmehr Frankreichs Dodington ist, hat mich ersucht, meinen Einfluß aufzubieten, um die Subskription unter meinen Freunden zu unterstützen. Diesetwegen wie auch wegen der Verdienste des Mannes glaube ich mich an niemanden mit mehr Recht wenden zu können als an Sie; und dies stimmt mit dem persönlichen Interesse überein, das ich selbst an der Sache habe, nämlich eine Korrespondenz wiederaufzunehmen, die mir so lieb ist.

Bubb Dodingtons geringes Ansehen als Politiker kam daher, daß es ihm trotz Stimmenkaufs und sonstiger Bemühungen nicht gelang, in das Parlament gewählt zu werden. Als Privatmann war er geistreich und witzig, ein großer Beschützer der Intellektuellen. Voltaire wohnte drei volle Monate in seinem Hause in Eastbury und erinnerte sich seiner später stets mit Dankbarkeit als eines sehr reichen und sehr tätigen Mannes, eines guten Kopfes und resoluten Charakters. Später führte er Thiériot bei ihm ein mit dem Satz, daß er ihm seinerzeit seine *Geschichte Karls XII.* geschickt habe, ihm nun aber etwas weit Besseres schicke.

In Eastbury lernte Voltaire den später als Erbauungsdichter weit bekannten Edward Young kennen. Voltaire wurde sein Freund. Young war zu jener Zeit kein Geistlicher und hatte noch nicht seine *Nachtgedanken* (*Night Thoughts*) geschrieben, die Voltaire später „ein wirres Gemisch von bombastischen und dunkeln Trivialitäten“ nannte. Er war damals nahe den Fünzigern, hatte nach einer ziemlich unwürdigen Jugend einiges Ansehen als Lyriker und Dramatiker erworben, suchte sich aber immer noch einen Weg zu bahnen, indem er berühmten Männern schmeichelte. Immerhin zählte er zu denen, die in einem Gespräch zu glänzen verstehen.

In Eastbury traf Voltaire auch James Thomson, den beliebten Dichter der *Jahreszeiten*, der auf ihn den Eindruck of a great genius and great simplicity machte. Thomson hat in *Autumn* (*Der Herbst*) den Ort besungen:

Oh, lose me in the green delightful walks  
Of, Dodington, Thy seat, serene and plain,  
Where simple Nature reigns.

Voltaire hatte denn auch von Anfang an Zutritt bei dem Minister, Robert Walpole, bei dem Herzog von Newcastle, bei der Herzoginwitwe von Marlborough und bei den beiden Höfen, dem des Königs und dem des Prinzen und der Prinzessin von Wales.

Dem Könige George I. hatte er schon sechs Jahre zuvor, wenn auch nur literarisch, seine Aufwartung gemacht, indem er ihm 1718 seinen *Oedipe* mit Versen übersandte, deren Schmeichelei heutzutage humoristisch wirkt. Das Gedicht beginnt:

Toi que la France admire autant que l'Angleterre,  
Qui de l'Europe en feu balances les destins;  
Toi qui chéris la paix dans le sein de la guerre  
Et qui n'es armé du tonnerre  
Que pour le bonheur des humains.

Er hatte den plumpen bäuerischen Hannoveraner Weiser und Held titulierte. Der König hatte durch Lord Stair als Geschenk für ihn eine Uhr übersandt, und wir entnehmen einem Briefe an den Lord, daß Voltaire gebeten hat, die Uhr solle nicht ihm selbst, sondern seinem

Vater zugestellt werden. Offenbar hat er gehofft, in des Vaters Augen zu steigen durch den Umstand, daß er Geschenke von dem König von England erhielt.

■

### III

Voltaire geschah kurz nach der Ankunft in England das Mißgeschick, ohne bares Geld dazustehen. Er hatte einen auf 20000 Francs lautenden Kreditbrief an einen jüdischen Bankier namens Acosta nach London mitgenommen; da er jedoch das Geld nicht sofort benötigte, hatte er es aufgeschoben, den Kreditbrief zu präsentieren. Als er nun endlich zu Acosta ging, sagte ihm dieser, er habe leider tags zuvor Konkurs gemacht und könne ihm nur einige wenige Goldstücke geben. Wenn das Gerücht wahr ist, daß König Georg der Erste, als er dieses Mißgeschick erfuhr, dem Dichter hundert Pfund übersandte, so kam dieser Betrag ihm besonders gelegen. Denn er hatte von seinem väterlichen Erbteil noch nichts ausbezahlt bekommen und war durch die Verbannung seiner ihm vom König und der Königin von Frankreich ausgesetzten Pensionen verlustig gegangen.

Diese Mittellosigkeit legte ihm zu Beginn seines Aufenthaltes nicht wenige Hindernisse in den Weg. Der zu jener Zeit herrschende Brauch, als geladener Gast, selbst wo es sich nur um ein Mittagmahl handelte, den Dienern reichliche Trinkgelder zu geben, erschwerte es ihm, Einladungen anzunehmen. Als er zum zweiten Male bei Lord Chesterfield speisen sollte, sagte er ab; die Mahlzeit wäre ihm allzu hoch zu stehen gekommen. Wir sehen, wie er noch im Februar 1727 durch Thiériot die Leute in Frankreich zu ermitteln sucht, die ihm noch Geld schuldig sind.

Dank seiner Empfehlungen wurde Voltaire trotz seines Anschlusses an Bolingbroke und dessen Tory-Kreis auch bei dem Premierminister gut aufgenommen. Robert Walpole selbst interessierte sich nur für Politik, nicht für Literatur; seine Frau dagegen zeigte lebhaftes Interesse für den Dichter und ebenso sein junger Sohn, der noch die Schule zu Eton besuchte, derselbe Horace Walpole, welcher später in Frankreich, unter anderem auch als Gegenstand schwärmerischer Anbetung von seiten der alten blinden Madame du Deffand, Ruhm gewinnen sollte.

Lady Walpole hat ihrem Jungen in einem Briefe den Besuch des berühmten französischen Gastes in ihrem Hause geschildert. Dieser Besuch wurde zwischen ihm und seinen Schulkameraden lebhaft besprochen, und noch vierzig Jahre später bewies Horace Walpole in einem Schreiben an Voltaire die Unvergeßlichkeit des Eindrucks, den jene Mitteilung damals auf ihn gemacht hatte. Er schrieb:

Ihr Ruhm ist mir seither nicht unbekannt geblieben, aber ich erinnere mich, daß ich es schon damals als eine Ehrung unseres Hauses betrachtete, daß Sie an jenem Mittag bei meiner Mutter speisten, obwohl ich noch in die Schule ging und nicht das Glück hatte, Sie zu sehen. Mein Vater war ja zu jener Zeit in einer Stellung, die ältere Augen als die meinen hätte blenden können.

Zu Anfang vermochte Voltaire nur mit französisch sprechenden Leuten zu verkehren. Obschon er frühzeitig ein wenig Englisch lesen konnte und sich schon vor der Abreise während des Aufenthalts in der Bastille hatte englische Bücher bringen lassen, war er nicht imstande, sich verständlich in der fremden Sprache auszudrücken. Sein erster Besuch bei Pope auf dessen Landsitz Twickenham wurde daher zu einem drolligen Fiasko; Voltaires Englisch erwies sich als total unverständlich, und Pope konnte kein Wort Französisch sprechen, las es sogar mit größter Schwierigkeit. Viel später, als Voltaire nicht bloß Englisch ohne Lexikon las, sondern es schon mit fließender Feder schrieb, war er nicht fähig, die Schwierigkeiten der Aussprache zu überwinden. Noch in der Vorrede des kleinen Buches, das er am Schlusse des Jahres 1727 auf Englisch herausgab, sagt er selbst bescheiden, daß er das Englische noch immer nicht aussprechen könne und es gelernt habe, wie man Latein und Griechisch lernt; er sei nicht imstande, die Sprache zu verstehen, wenn sie gesprochen werde, ebensowenig, wie wir die Aussprache der Völker des Altertums verstünden, wenn wir sie reden hören könnten.

Erst ganz allmählich gewöhnte sein Ohr sich an den Laut und seine Zunge an die Aussprache. Die Bekanntschaft mit dem Schriftsteller Colley Cibber hatte Voltaire Zutritt verschafft an das Drury Lane Theater, wo Chetwood, der zwanzig Jahre als Souffleur dort tätig war, ihm lange Zeit hindurch jeden Abend ein Exemplar des aufzuführenden Schauspiels in die Hand gab, das er auf seinen Orchesterplatz mitnahm, um so der Vorstellung folgen zu können. In vier bis fünf Monaten lernte er die Sprache schreiben, nur nicht mit der richtigen Orthographie, aber so konnte er auch nicht Französisch schreiben; man legte ja in jener Zeit gar kein Gewicht auf Rechtschreibung. Selbst Eigennamen buchstabiert Voltaire inkorrekt, bald auf diese bald auf jene Art. (So schreibt er Law stets Lass.) Nach Verlauf noch weiterer Monate verstand er Gespräche, die um ihn her geführt wurden, und wußte sich selbst fließend und mit Leichtigkeit auszudrücken.

Diese Fertigkeit kam ihm eines Tages, als er sich zu Fuß in den Straßen Londons erging, zustatten. Nach den zahlreichen Kriegen zwischen England und Frankreich war der Franzose auf dem Londoner Pflaster eben keine populäre Figur und einige Kerle, die sich mit diesem mißliebigen Anblick nicht versöhnen konnten, schrien ihm nach und machten Miene, ihn mit Kot zu bewerfen. Um ihrem Angriff zuvorzukommen, blieb er stehen, stieg auf einen Prellstein und begann von dieser Höhe herab eine englische Ansprache in folgendem Stil: „Tapfere Engländer! Bin ich nicht unglücklich genug, nicht unter euch geboren zu sein?“ — Er hatte solchen Erfolg, daß der Pöbel, der ihn insultiert hatte, sich um ihn drängte und ihn nach seinem Hause tragen wollte, aus lauter Entzücken, daß ein Fremder ein solch ausgezeichnetes Englisch spreche.



Die Briefe, die Voltaire aus London an Thiériot schrieb, waren englisch geschrieben, natürlich um die sie öffnenden Zensoren zu ärgern. Noch lange nach seiner Heimkehr schrieb er seine Briefe in dieser Sprache. Wir entnehmen Äußerungen seiner Zeitgenossen, daß er sich jedesmal, wenn er Madame du Châtelet in Anwesenheit anderer etwas anvertrauen wollte, sich der englischen Sprache bediente. Noch 1764 sprach er mit Besuchern auf Ferney fließend Englisch und zitierte auswendig Stellen von Dryden. In seinem letzten Lebensjahre sprach er Englisch mit Franklin.

Er gewöhnte sich in London sogar daran, in englischer Sprache zu arbeiten. Seinen *Brutus* begann er englisch und gibt in seiner Zuneigung an Bolingbroke als Grund an, daß er englisch denke, so daß es ihm nach seiner Heimkehr nach Frankreich förmlich schwer gefallen sei, wieder französisch zu denken.

Was jedoch noch auffallender ist: er schrieb seine Abhandlungen über den *Bürgerkrieg in Frankreich* (die zugunsten der *Henriade* Aufmerksamkeit erregen sollten und seinen *Essai sur la poésie épique*, (der zunächst denselben Zweck verfolgte) ursprünglich englisch und nicht französisch. Als ihm eine Veröffentlichung der letztgenannten Abhandlung in französischer Sprache von Wichtigkeit erschien, brachte er es nicht über sich, sie selbst zu übertragen, sondern gestattete — mit geringer Menschenkenntnis — dem Schlingel Desfontaines, der *La Ligue* gestohlen und mißbraucht hatte, die Arbeit zu übersetzen und herauszugeben. Desfontaines beherrschte, nebenbei bemerkt, das Englische so wenig, daß er das Wort cake (Kuchen) mit Cacus (dem Riesen) wiedergab.

Voltaire hat sich offenbar eine Zeitlang vollständig mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sein Exil sehr lange dauern werde; war es doch nicht wahrscheinlich, daß der Einfluß der Familie Rohan aufhören oder sich vermindern würde.

In seinem höchst interessanten und mit Rücksicht auf die damalige Bildungsstufe ganz ungewöhnlich lehrreichen *Rat an einen Journalisten* (1737) ist es bemerkenswert, wie er, zum Schluß zu der Frage gelangend, welche Sprachen ein französischer Journalist (nach dem Sprachgebrauch jener Zeit: Zeitschriften-Mitarbeiter) beherrschen solle, die Antwort gibt: „Ein guter Journalist muß Englisch und Italienisch können; denn es sind viele geniale Werke in diesen beiden Sprachen geschrieben und das Genie ist fast nie zu übersetzen“. Deutsch zählte man noch nicht mit. Noch viel später sprach Friedrich der Große immer nur französisch und schrieb alle seine Werke auf Französisch. Auch in England war zu jenem Zeitpunkt das Französische Hofsprache. Georg der Erste sprach als Deutschgeborener nicht einmal englisch.

Wie erwähnt, war Voltaire während des ersten Halbjahrs seines Londoner Aufenthalts auf den Verkehr in Häusern und Kreisen beschränkt gewesen, in denen man Französisch sprach.



Solch ein Haus war vor allem das Bolingbrokes. Die Hausfrau war Französin, die ehemalige Madame de Villette, die nach eigener Aussage in den vielen Jahren, da sie mit Bolingbroke zusammen lebte, nicht mehr Kenntnis der englischen Sprache erworben hatte, als daß sie eben verstehen konnte, was *very warm* und *very cold* heiße. Die ganze Konversation in diesem Hause war folglich, soweit die Hausfrau daran teilnahm, französisch, wie auch die tiefere Bildung des Hausherrn eine einseitig französische war.

Der Kreis, der infolge dieses besonderen Umstandes für Voltaire anfänglich in Betracht kam, war in erster Linie die zahlreiche Clique französischer Flüchtlinge, die im *Rainbow-Coffeeshouse* in Marylebone ihre Zusammenkünfte hatte, wo täglich in der Muttersprache der Teilnehmer Politik und Literatur erörtert wurden. Unter ihnen waren einige, die Voltaire gut aufnahmen, andere — wie Saint-Hyacinthe —, die ihn schon damals mit kleinlicher Kritik verfolgten und später seine verbissenen Feinde wurden.

Voltaire erkannte von der ersten Stunde an, daß er, wollte er aus seinem Aufenthalt in dem fremden Lande irgendwelchen wirklichen Nutzen ziehen, von Grund auf dessen Sprache erlernen müsse. In der Mitte des folgenden Jahrhunderts lebte ein anderer großer Franzose, Victor Hugo, zwanzig Jahre lang auf britischem Boden, ohne Englisch zu lernen. So war der leidenschaftlich wißbegierige Voltaire nicht beschaffen.

#### IV

Es lag nicht in Voltaires Natur, sich von seinem Schicksal niederschmettern zu lassen. Er suchte von Anfang an in England nicht die Einsamkeit, außer um zu arbeiten. In der Einsamkeit aber überwältigte ihn rasender Zorn ob der Verhöhnung, die er, ohne irgendeine Satisfaktion erreichen zu können, erlitten hatte. Er war ja sogar dafür, daß er seine Ehre behaupten wollte, mit Verbannung bestraft. Und mehr als dies: er galt von nun an in der höheren Gesellschaft Frankreichs nicht als ein Beleidigter, sondern als ein zum Gespött Gewordener. Seine ehemaligen Freunde hatten nichts als ein Achselzucken für ihn übrig, während der Chevalier de Rohan sich in seiner Kraft und Überlegenheit sonnte.

Er hielt es nicht aus; es wurde ihm zur einzigen, fixen Idee und nach mehrmonatigem Aufenthalt in England schiffte er sich ein und kehrte heimlich in die Heimat zurück, um seinen Verhöhnner aufzusuchen und zu bestrafen. Er fand keine Ruhe, bevor er sich gerächt hatte.

Vergebens aber suchte er seinen Feind allerwärts, wo er erwarten konnte, ihm zu begegnen. Es war, wie er später in einem oben angeführten Briefe schrieb, als wurde Rohan durch einen Memmen-Instinkt gewarnt. Er traf ihn nirgends und die Angst vor neuerlicher Haft und Einkerkung zwang ihn zur Rückkehr nach London.

In dem Briefe, den er am 12. August 1726 an Thiériot richtet (er verrät nicht, woher, aber sicher geschah es noch von der französischen Küste aus), herrscht ein bei Voltaire höchst ungewöhnlicher Akzent von tiefem Mißmut. Er fühlt sich wie mit den Wurzeln aus seinem Heimatland gerissen; seine Hoffnungen sind vernichtet, seine Zukunft erscheint trostlos.

Er erzählt hier von seiner kurzen Reise nach Paris: Thiériot wird sich wohl vorstellen können, daß Voltaire, da er ihn nicht aufgesucht hat, niemanden aufgesucht habe. Nur einen einzigen Menschen habe er gesucht, aber nicht gefunden und nun reist er wieder über Hals und Kopf ab:

Es ist nun geschehen, mein lieber Thiériot. Eine große Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß ich Sie nie mehr in meinem Leben sehe. Ich bin noch sehr unentschlossen, ob ich nach London fahren soll. Ich weiß, daß England ein Land ist, wo die schönen Künste geehrt und gelohnt werden, wo wohl ein Unterschied besteht zwischen den Lebensstellungen, aber kein anderer Unterschied zwischen den Menschen als der, der auf ihrem Wert beruht. Es ist ein Land, wo man frei und kühn denkt, ohne von Sklavenfurcht gehindert zu werden. Wenn ich meiner Neigung folgte, würde ich mich dort niederlassen, bloß mit dem Vorsatz, denken zu lernen. Aber ich weiß, nicht, ob mein kleines Vermögen, das durch so viele Reisen stark eingeschrumpft ist, meine mehr denn je angegriffene Gesundheit und mein Geschmack für die tiefste Zurückgezogenheit mir gestatten werden, mich in das Getöse Whitehalls und Londons zu stürzen. Ich habe sehr gute Empfehlungen an das Land und man erwartet mich dort mit nicht geringer Güte. Aber ich bin nicht schlüssig, ob ich die Reise unternehmen soll. Ich habe nur zwei Dinge in meinem Leben zu tun: das eine, es, sobald ich kann, mit Ehre aufs Spiel zu setzen; das zweite, es verborgen in einer Einsamkeit zu beschließen, die meiner Denkungsweise, meinen Mißgeschicken und der Kenntnis, die ich von den Menschen habe, entspricht.

Er fährt fort, daß er leichten Herzens die Pensionen, die er vom König und der Königin genießt, aufgebe; sein einziger Kummer sei, daß er sie nicht auf den Freund, auf Thiériot übertragen könne. Es wäre ihm ein Trost in seiner Einsamkeit, denken zu können, daß er diesem noch einmal im Leben nützlich sein dürfe; aber er sei dazu bestimmt, in jeder Beziehung unglücklich zu sein; das größte Vergnügen, das ein rechtschaffener Mann haben könne — das, seine Freunde zu erfreuen —, sei ihm versagt.

Welche Ironie des Schicksals! Wie überflüssig war diese seine Besorgnis, seine Einkünfte nicht auf Thiériot übertragen zu können! Bald genug sollte dieser Voltaires Einkünfte auf sich selbst übertragen, ohne zu fragen und ohne ihm zu danken!

Von dem Freunde wandern dann seine Gedanken zu der Freundin, der letzten, nun der einzigen, zu ihr, die er an dem Tage, ehe er Frankreich offiziell verließ, in Paris sehen wollte. Er hat seit seiner Abreise nichts von ihr gehört. Er weiß nicht, wie Madame de Bernières an ihn

denkt. Und er zitiert mit einer kleinen Änderung einige Verse aus Racines *Mithridate* (Akt II, Szene IV):

Prendrait elle le soin de rassurer mon cœur  
Contre la défiance attachée au malheur?

Er will sein ganzes Lebelang ihre ihm bewiesene Freundschaft hochhalten und ihr die seine bewahren. Er wünscht ihr eine bessere Gesundheit, gute Vermögensverhältnisse, viel Vergnügen und Freunde, wie Thiériot einer ist: „Sprechen Sie bisweilen mit ihr von mir!“

Er war ihr ja in vieler Hinsicht verbunden. Wie eifrig und energisch hatte sie sich gezeigt, als es sich im Jahre 1724 darum handelte, *La Ligue* in Rouen heimlich drucken zu lassen. Wie liebevoll war sie um ihn besorgt gewesen, als sie ihm — und, um alle üble Nachrede zu vermeiden, auch Thiériot — in ihrem eigenen Hause eine Unterkunft verschaffte. Gleichwohl war sie keine von denen, deren Gefühle eine Trennung zu überleben imstande sind, und ebensowenig dazu geschaffen, im erforderlichen Falle entschieden Partei zu ergreifen. Nicht einmal ihres intimsten und liebsten Freundes wegen konnte sie Entrüstung fühlen.

Abermals, welche Ironie des Schicksals. Wie überflüssig war Voltaire's Besorgnis, daß Madame de Bernières einen Freund vermissen würde.

Der erste Brief, den sie ihm nach England sendet, läßt ihn wissen, sie müsse ihm ehrlich bekennen, daß sie mit dem Chevalier de Rohan in der Oper gewesen sei.

In der ausführlichen und liebevollen Antwort, die Voltaire am 16. Oktober 1726 an sie schreibt, bittet er sie höchst bescheiden, von Zeit zu Zeit seiner zu gedenken, auf daß er, wenn er sie einstmals wiedersehe, in ihrem Herzen ein Mitgefühl mit seinem Unglück finden könne, das „zumindest der Freundschaft gleiche“. Er bemerkt höchst verständig, daß ja die meisten Frauen nur Leidenschaft oder Gleichgültigkeit kennen. Er möchte so gern von ihr Freundschaft erhoffen. „Ich verzeihe Ihnen, daß Sie mit dem Chevalier de Rohan in der Oper waren, wenn Sie ein bischen Scham darob fühlen.“

Hiermit scheint der Briefwechsel ins Stocken geraten zu sein. Madame de Bernières trennte sich nach einer längeren Zeit gegenseitiger Mißstimmung von dem Präsidenten, wurde 1734 Witwe, vermählte sich sofort wieder mit einem Offizier der Leibgarde (garde du corps) namens Prudhomme, und starb 1757. — Sie war vierunddreißig Jahre alt, als sie Voltaire's beste Freundin wurde, und achtunddreißig Jahre, als sie es zwar noch war, aber dennoch mit dem Manne, der ihn hatte durchprügeln lassen, ins Theater ging.

Fast an demselben Tage, da Voltaire diese Neuigkeit erfuhr, die eine gewisse Wehmut in ihm hervorrief, traf ihn auch ein ernster und tiefer Kummer. Er empfing die Nachricht von dem Tode seiner einzigen Schwester. Wie heftig dieser Todesfall ihn ergriff, bezeugen die tiefbewegten Worte seines Briefes an eine alte Freundin der Familie Arouet, Fräulein de Bessières.

## V

Der herzlichsten Gastfreundschaft begegnete Voltaire bei dem vorhin genannten reichen Londoner Kaufmann Falkener, der ihm seinen luxuriösen Landsitz Wandsworth ganz zur Verfügung stellte. Hier war es, wo er sich dem Studium des Englischen mit Kraft hingab, wo er später den ersten Akt seines *Brutus* in englisch und seine beiden Abhandlungen in derselben Sprache schrieb.

Ballantyne hat mit Feinheit nachgewiesen, welch leidenschaftliche Freiheitsliebe in diesem englisch-französischen *Brutus* zum Ausdruck kommt und wie viele unzweifelhafte Anspielungen auf das Verhältnis zwischen England und Frankreich und auf Voltaires eigenes Schicksal er enthält. In den beiden folgenden Versen ist Griechenland England, und Ionien Frankreich:

La Grèce entière est libre et la molle Ionie  
Sous un joug odieux languit assujettie.

Es ist seine eigene ungerechte Verhaftung, an die er denkt, wenn er schreibt:

Arrêter un Romain sur de simples soupçons,  
C'est agir en tyrans.

Und er hat augenscheinlich an die Untertänigkeit der Franzosen gegenüber Königsmacht und Priesterherrschaft gedacht, wenn es in *Brutus* heißt:

Esclaves de leur rois, et même de leurs prêtres,  
Les Toscans semblent nés pour servir sous des maîtres.

Auch in seiner Abhandlung über epische Poesie, die nicht in französischer Sprache erschien, verrät sich eine feurige Freiheitsliebe. Es heißt hier in Voltaires mannhaftem Englisch:

Liberty of thought is the life of the soul . . . It is a great misfortune that there are so few French imitators of our neighbours, the English. We have been obliged to adopt their physical science, to imitate their financial system, to build our ships on their plan when shall we imitate them in the noble liberty of allowing the mind to take all the flight of which it is capable?

Krankheit und Niedergeschlagenheit machten den Aufenthalt in dem nur ein paar englische Meilen von London entfernten kleinen Dorfe für ihn höchst wünschenswert. Er bewahrte Falkener denn auch beständig eine tiefe Dankbarkeit; er freute sich, als sein Gastfreund, der sein Vermögen durch den Verkauf von Seide und Tuch nach der Levante erworben hatte, zu Englands Gesandten in Konstantinopel ernannt wurde — was so stark gegen französische Sitten abstach — und widmete ihm 1732 mit einer halb in Prosa, halb in Versen geschriebenen Epistel, die ein ganzes kleines Werk für sich ist, seine beliebteste Tragödie *Zaïre*.

Falkener war ein Mann von guter Erziehung mit literarischen und künstlerischen Interessen, in den alten Sprachen wohlbewandert und ein Sammler von Antiquitäten. In der Zueignung von *Zaïre* nennt Voltaire ihn seinen „Landsmann in der Literatur“ und seinen intimen Freund. Er hat in seiner Replik gegen Pascal einige Zeilen von Falkeners Hand eingeflochten, in welchen dieser eine Selbstcharakteristik gibt, die Zufriedenheit atmet und deren Grundempfindung in Voltaires so leidenschaftlich verketzertem aber unschuldigem *Le Mondain* (1736) wiederkehrt. Falkener schreibt: „Ich lebe hier just so, wie da Sie mich verließen, weder lustiger noch trauriger, weder reicher noch ärmer, erfreue mich einer ausgezeichneten Gesundheit und jedes Dinges, das das Leben behaglich macht; ohne Verliebtheit, ohne Habsucht, ohne Ehrgeiz und ohne Neid; und solange dies alles währt, will ich mich kühn einen in Wahrheit glücklichen Mann nennen.“

Falkener machte übrigens eine gewisse Karriere. Nachdem er Ambassadeur in Konstantinopel gewesen, wurde er Privatsekretär des Herzogs von Cumberland (Georg des Zweiten Sohn). Er folgte dem Herzog in den Krieg, erlebte in seinem Gefolge die Niederlage bei Fontenoy und begleitete ihn auch 1746 nach Schottland, wo die Schlacht bei Culloden den Aufstand erstickte. Später wurde er Generalpostmeister und behielt diese Stellung bis zu seinem Tode.

## VI

The Daily Journal vom 27. Januar 1727 enthielt folgende Notiz:

In der vorigen Woche wurde Herr Voltaire, der aus Frankreich verbannte berühmte französische Dichter, Seiner Majestät vorgestellt, die ihn sehr gnädig empfing. Es heißt, daß er einen Wink aus Frankreich erhalten hat, seine Dichtung *La Ligue* nicht drucken zu lassen, da sie in Frankreich durch den Cardinal de Bissy gerichtlich belangt ist wegen der in diesem Buche enthaltenen Lobreden auf Königin Elisabeths Handlungsweise in religiösen Angelegenheiten und wegen zahlreicher Ausfälle gegen den Mißbrauch der Papstgewalt und gegen Verfolgung in Glaubenssachen.

So wurde denn Voltaire bei dem Hofe in St. James eingeführt und Auge in Auge gestellt mit dem Manne, den er neun Jahre früher einen Heros genannt hatte, dessen Untertanen sämtlich Melpomenes Söhne seien. Es sah den König nur fünf Monate vor dessen Tode. Aber er verlor nichts durch diesen Todesfall, da er dem König Georg dem Zweiten und der Königin Caroline, die im Juni 1727 den englischen Thron bestiegen, wärmstens anempfohlen worden war.

Unter denen, die der Königin, noch als sie Prinzessin von Wales war, am nächsten standen, befand sich eine taube und sehr anspruchslose Dame, Mrs. Henriette Howard, spätere Gräfin von Suffolk. An sie schrieb die ehemalige Madame de Villette, nunmehrige Lady Bolingbroke, in ihrem einschmeichelndsten Französisch (mit der haarsträu-



bendsten Orthographie, ohne Akzente und Apostrophe, mit zwei Worten in einem, mit *sy* statt *si*) auf Umwegen eine für die Prinzessin von Wales bestimmte Empfehlung Voltaires, die nicht eindringlicher sein konnte: „Sie lieben Geist und Verdienste und sind besser als irgendein anderer imstande, diese zu beurteilen. Ich bitte Sie, gewähren Sie dem einzigen französischen Dichter, den wir augenblicklich besitzen, Ihren Schutz, und haben Sie die Güte, Ihrer kgl. Hoheit eine neulich von ihm veröffentlichte Tragödie in dem mitfolgenden Exemplar vorzulegen, das er für sie zu bestimmen sich die Freiheit genommen hat.“ Der Brief schließt mit einem Strom anmutiger Artigkeiten, die an die Adresse der reichen Empfängerin gerichtet sind.

Noch eine zweite Beschützerin an dem neuen Hofe besaß Voltaire in einer anderen der Favoritinnen des königlichen Paares, Mrs. Clayton (später Lady Sundon). Diese Dame nahm sich seiner wie eine Freundin an. Er vergaß nie, was er ihr verdankte. Von Frankreich aus schreibt er später an sie: „Ich wollte, zu Ehren Versailles, zum Besten des Fortschritts in Tugend und guten literarischen Sitten, wünschen, einige solcher Ladies wie Sie hier zu haben. Sie sehen, daß meine Wünsche grenzenlos sind. Aber grenzenlos sind auch der Respekt und die Dankbarkeit, mit denen ich, Madame, mich nenne Ihren ergebensten und gehorsamsten Diener.“ An solche Höflichkeit hatte der kleine jähzornige Tyrann Georg der Zweite die Damen an seinem Hofe nicht gewöhnt.

Königin Carolinens guter Freund Lord Hervey war auch ein Freund Voltaires; er hatte den Dichter schon in Paris aufgesucht. Dieser liebenswürdige Mann, der Reisen unternahm und Gedichte schrieb, von welchen sich eine Probe in Voltaires *Lettres philosophiques* übersetzt findet — es ist ein Stück Poesie über Italien, das wohl vor allem seiner Papst- und Pfaffenfeindlichkeit wegen den Beifall des Übersetzers gewann —, hatte eine schöne Frau, welche schon als die unvergleichliche Molly Lepell von zahllosen Poeten besungen worden war. Einige Verse, die Voltaire in seinem besten Englisch an sie richtete, verraten, daß sie einen starken Eindruck auf ihn gemacht hat. Und sie wird wohl die einzige Engländerin sein, von der dies gesagt werden kann. Die Verse lauten:

Hervey, would you know the passion  
 You have kindled in my breast?  
 Trifling is the inclination  
 That by words can be express'd.  
 In my silence see the lover;  
 True love is by silence known,  
 In my eyes you'll best discover  
 All the power of your own.

Dies ist außerordentlich gut gemeint; aber Voltaires französische Verse sind dennoch vorzuziehen.

## VII

Nicht lange nach seiner Ankunft begann Voltaire bei den Schriftstellern und Gelehrten Englands Besuche abzustatten.

Von den Dramatikern suchte er Congreve, den er höchstlich bewunderte und Englands Molière nannte. Er traf ihn schwach und angegriffen, nicht weit vom Tode. Einen übeln Eindruck machte es auf Voltaire, daß Congreve wegwerfend von der eigenen Schriftstellerei sprach, nichts als Edelmann sein wollte und seine literarische Tätigkeit als Dilettantismus betrachtete. Er selbst hat an Congreves Stücken nur das eine auszusetzen, daß es zu wenige sind. Nach seinem Urteil sind sie „alle vortrefflich und befolgen streng die Regeln des Theaters“. Was Voltaire besonders an ihnen schätzt, ist, daß sich die Schurken darin stets anständig und gebildet ausdrücken.

Englands zweiten berühmten Dramatiker, William Wycherley, konnte Voltaire nicht aufsuchen, da er gestorben war. Aber er zollte ihm hohe Anerkennung und fand, daß *The Country Wife* zwar keine Schule für gute Manieren, wohl aber für Geist und gute komische Effekte sei. Ja, er ging so weit, die Komödie *The Plain Dealer* als die witzigste von allen, sowohl antiken wie modernen, zu erklären. In Wirklichkeit war sie eine Frucht des Eindrucks, den Wycherley von Molières *Le Misanthrope* empfangen hat, und steht als Dichtwerk gar weit hinter Molières Drama zurück; auf der Bühne besitzt es jedoch mehr Leben, und Voltaire hat es selbst in seinem Schauspiel *La Prude* (1740) bearbeitet, einem nach unseren Begriffen äußerst vorsichtigen Werk, dessen Sittenschilderung damals jedoch für so kühn galt, daß es auf dem regulären Theater nicht zur Aufführung gelangte, sondern nur (1747) bei einer Privatvorstellung auf dem Schlosse der Herzogin von Maine in Sceaux, wo Voltaire selbst den versifizierten Prolog deklamierte.

Samuel Johnson, der zur Zeit des Aufenthalts Voltaires in London noch nicht erwachsen war, der aber nichtsdestoweniger später eine Sammlung gehässiger und unwahrer Anekdoten über diesen Besuch herausgab, begann nachher Voltaire mit unauslöschlichem Haß zu verfolgen.

Wie erwähnt, mißlang Voltaires erster Besuch bei Pope, im Laufe der Zeit trafen die beiden Männer sich jedoch wiederholt bei Bolingbrokes und auf Twickenham, bei Bubb Dodington.

Es gab nicht wenige geistige Berührungspunkte zwischen Pope und Voltaire, auch nicht geringe Ähnlichkeit zwischen ihren persönlichen Temperamenten: beide hatten einen schwächlichen Körper. Doch war Popes körperliche Gebrechlichkeit buchstäblich als die fast hilflose Schwäche eines armen Buckligen aufzufassen, während Voltaires Zartheit eine herkulische war. Er erzählt in seinen Briefen zwar hartnäckig von seinem niedergebrochenen Gesundheitszustand; aber wenn er auch über diese seine Schwäche häufig jammerte, so wurde ihr Besitzer doch über dreiundachtzig Jahr alt.

Es bestand eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der verstandesklaren Poesie der beiden; sie pflegten zu gleicher Zeit die in unseren Tagen so vollständig verdrängte, teils didaktische, teils satirische Dichtung in Versen. Voltaire bewunderte sowohl Popes Poesie wie die Gays, und hatte beide leidenschaftlich gern. Freilich war, was ihm bei Pope begegnete, ohne daß er sich darüber Rechenschaft gab, bloß französischer, von Boileau stammender Einfluß. Voltaire stellte Popes *Essay on Criticism* über Boileaus *L'art poétique*; er zog auch Popes *Rape of the lock* Boileaus *Le Lutrin* vor.

Pope und er hatten bereits Artigkeiten ausgetauscht, ehe sie noch instande waren, miteinander zu sprechen. Bolingbroke hatte Pope *La Ligue* geschickt und dieser antwortete mit warmen Lobsprüchen über das, was er davon verstand — gewiß nicht viel. Voltaire seinerseits sandte Pope von Dawley aus den Ausdruck seines überströmenden Mitgefühls, als er erfuhr, daß Pope sich durch einen Sturz aus dem Wagen die Hand zerschnitten habe, diese Hand, die über die geraubte Haarlocke und über die Kritik geschrieben und die Homer in englisches Gewand gekleidet hatte.

Schon im Oktober 1726 schrieb Voltaire an einen Freund in Paris:

Ich habe niemals eine so liebenswürdige Einbildungskraft, eine so bezaubernde Anmut, so große Verschiedenartigkeit, so viel Geist und verfeinerte Weltkenntnis vereint gesehen wie in dieser kleinen Gestalt.

Noch im Jahre 1756 beichtete er Thiériot: „So schöne Verse schreibe ich nicht wie Pope“.

Sir John Denham hatte in seinem Gedicht über Coopers-Hill zur Themse gesprochen:

O could I flow like Thee, and make thy Stream  
My great Example, as it is my Theme;  
Though deep, yet clear; though gentle yet not dull;  
Strong without rage, without o'erflowing full.

Voltaire wandte diese Zeilen auf Popes Poesie an und sprach ihn folgendermaßen an:

Que votre poésie, et forte et naturelle,  
Ne soit de la Tamise une image fidèle;  
Soyez profond, mais clair; soyez doux, sans lenteur;  
Plein, sans vous déborder; rapide, sans fureur.

Voltaire fand Popes glashelle Dichtung *Essay on man* als poetische Arbeit höchst wertvoll, während er später, je mehr die Zeit verstrich und sein angeborener Optimismus schwand, allerlei falsche Vorstellungen vom Lebensglück in ihr zu entdecken meinte.

Namentlich nach dem Erdbeben in Lissabon ging ihm auf, daß Pope in dieser Richtung nichts anderes getan hatte, als Shaftesburys *Characteristics* und Leibniz' *Théodicée* in Verse zu bringen. Der Optimismus begann ihn zu ärgern. Er schrieb irgendwo, Alliebe sei der

Name, den man jener Naturordnung gebe, kraft welcher die Tiere einander auffressen. Und er dichtete später *Candide* tatsächlich ebenso sehr gegen Pope wie gegen Leibniz.

Irgendwo sagt er: „Die da schreien, daß alles gut sei, sind Charlatans. Shaftesbury, der diesen Unsinn in Mode brachte, war ein sehr unglücklicher Mann. Ich habe Bolingbroke als Beute von Schmerz und Wut gesehen und habe Pope selbst, den er diesen schlechten Witz in Verse setzen ließ, so bemitleidenswert wie irgendeinen, den ich kenne, gefunden, körperlich mißbildet, seelisch aufgerieben, stets krank, stets sich selbst zur Last und bis zu seiner letzten Stunde von hundert Feinden gejagt.“ Und anderswo: „Mein armer Pope, mein armer Buckliger, wer hat dir erzählt, daß Gott dich nicht ohne einen Buckel hätte schaffen können! . . . . Was mich selbst betrifft, so leide ich, und ich gestehe es.“

Später bewog Voltaire Madame du Châtelet, mit Pope zu korrespondieren, und sie schreibt an ihn: „Er spricht stets mit unendlicher Achtung von Ihnen.“

Einen weit stärkeren Eindruck empfing Voltaire jedoch von dem dämonischen Jonathan Swift, der im April 1727 aus Irland auf halbjährigen Besuch in England eintraf. Voltaire begegnete ihm in Dawley und Twickenham und verbrachte drei Monate nacheinander mit ihm bei Lord Peterborough. Wenn Voltaires Lehrdichtung *Discours en vers sur l'homme*, die 1734 zu erscheinen begann und bis 1737 fortgeführt wurde, eine Art Parallele zu Popes ein wenig früher veröffentlichtem *Essay on man* (1733) bildet, so ist kein Zweifel, daß Voltaires *Micromégas* nicht entstanden wäre, falls nicht Swift, eben in dem Jahre, da Voltaire nach England kam, sein berühmtestes satirisches Werk *Travels of Gulliver* herausgegeben hätte. Abgesehen von dem Schluß, der Voltaire mißfiel, bewunderte er diese Arbeit tief.

Swift seinerseits war von französischer Literatur ebenso stark beeinflusst wie Voltaire von englischer. Er empfing die Idee zu seiner ersten berühmten Satire *Tale of a tub* (1704) von Fontenelles *Geschichte von Mero und Enegu*, das soll heißen: von Rom und Genf, einem Werk, das ebenso die Zwistigkeiten zwischen den christlichen Konfessionen verspottet. Überdies stand Swift unter der Einwirkung der Erzählung Boccaccios von den drei Ringen, die Lessing lange danach in seinem *Nathan der Weise* bearbeitete.

In dem späteren Zeitraum seines Lebens stand Voltaire also der Swiftschen Schwarzseherei näher als dem Popeschen Frohblick. Wogegen er in der Zeit, die er in England verbrachte, trotz der persönlichen Mutlosigkeit, die ihn mitunter befiel, im Grunde zu Popes Empfinden neigte.

Der ganze beredte und warmgefühlte Angriff auf Pascals Gedanken, der den Abschluß der *Lettres philosophiques* bilden sollte und nach Voltaires Angabe in Wandsworth geschrieben ist, bekämpft die Misan-

thropie und steht auf dem Standpunkt, daß der Mensch weder so schlecht noch so unglücklich sei, wie Pascal behauptet.

Voltaire erzählt hier, daß der obenerwähnte Brief Falkeners eben eines Tages eintraf, als er damit beschäftigt war, Pascal zu widerlegen; da er aber ausdrücklich bemerkt, daß der Brief von einem in einem fremden Lande ansässigen Freunde kam, so kann der betreffende Abschnitt ja wohl erst in Frankreich geschrieben worden sein. Gleichviel jedoch, ob die Stelle aus dem Jahre 1728 oder 1729 stammt, es steht darin mit ausgeprägtem Optimismus: „Du wunderst dich, daß Gott den Menschen so begrenzt, so unwissend, so unglücklich gemacht hat. Warum wunderst du dich nicht, daß er dich nicht noch begrenzter, noch unwissender, noch unglücklicher gemacht hat?“ — Und merkwürdigerweise stimmt diese Stelle fast Wort für Wort mit einer in Popes *Essay on man* (von 1733) überein:

Presumptuous man! the reason wouldst thou find,  
Why formed so weak, so little and so blind?  
First, if thou canst, the harder reason guess,  
Why form'd no weaker, blinder and no less?

Die Dichter sprechen hier beide von dem Leben im allgemeinen. Sonst befaßte sich Voltaire zumeist mit Vergleichen zwischen England und Frankreich.

Während des ausgebreiteten Verkehrs mit englischen Größen und mit englischen Bürgersfamilien gewann er trotz seiner Begeisterung für die Vorzüge dieser Nation dennoch den Eindruck, daß sie den Franzosen an Schliff der Sitten nachstehe. England beherrschte die Kunst des Denkens, Frankreich die des Gefallens.

Und trotz seines Umgangs mit wohlhabenden Männern und Frauen fand er auf englischem Boden eine weit größere Dürftigkeit der Lebensweise. Er ist der Meinung, daß es „in den Pariser Bürgerhäusern wohl fünfhundertmal so viel Silberzeug gebe als in denen Londons“. Die Wohnungen seien in Paris besser, die Möbel besser, die Bedienung sei besser. Man speise in Paris viel besser als in London. In England gebe es dreißigerlei Religionen, aber nur eine Art Sauce. Und man esse in Paris an einem einzigen Abend mehr Geflügel und Wild als in London in einer ganzen Woche. In Paris verbrenne man vermutlich tausendmal soviel Kerzen. Denn außer bei Hof und im Hofviertel verwende man in England nur Talglichter.

Er findet im ganzen genommen die Engländer gröber und roher als die Franzosen. Sie verstehen nicht die feine Sprache; sie interessieren sich nicht für vornehme und sanfte Musik. Wie sie gemischtere Getränke trinken und gewürztere Nahrung brauchen, so verlangen sie auch nach Trommeln und Trompeten.

Und er drängt sein Urteil in den von anderen oft wiederholten ausgezeichneten Vergleich des englischen Volkes mit dem guten englischen Bier zusammen: zuoberst Schaum, zuunterst Hefe; was in der Mitte ist, vortrefflich.



## VIII

Den größten von allen Männern Englands bekam Voltaire nicht zu sehen. Isaac Newton war nicht zu sprechen und sollte bald das Zeitliche segnen. Er starb am 20. März 1727, fünfundachtzig Jahre alt. Allein mit Staunen und Begeisterung sah Voltaire, der nach einem Überfall herzoglicher Lakaien nach England Verbannte, am 8. April Newtons Sarg von sechs Herzogen und sechs Grafen, unter ihnen Englands Lordkanzler, nach der Westminster Abtei tragen.

Er sah die Wissenschaft von Männern geehrt, deren gesellschaftliche Stellung und deren Vermögensverhältnisse fürstlich waren. Es wurde ihm klar, daß der römische Katholizismus in Frankreich, der die Literatur knebelte, in Wirklichkeit die Zivilisation erdrosselte, und daß der Protestantismus, so wenig einnehmend er war, nicht nur Autoritäten duldete. Er begriff, was es bedeutete, daß dieses England, das einen seiner Könige hatte köpfen und einen anderen absetzen lassen, die Kirchengewalt gestürzt und Gedanken, Rede, Schrift volle Freiheit gewährte.

Er, der in Frankreich vergeblich von einer Laufbahn als Diplomat geträumt hatte, sah mit Verwunderung, wie England die Männer der Literatur und Wissenschaft geehrt hatte und ehrte. Sowohl Newton wie Locke waren durch einträgliche Stellen in der Landesverwaltung belohnt worden, Addison war Staatssekretär gewesen und in der Westminster-Abtei beigesetzt worden; Prior und Gay hatten wichtige Gesandtschaftsposten inne. Während ihm selbst seine Aufwartung in Versailles einige tausend Francs an Pensionen eingetragen hatte, die er wieder verlor, hatten hiezulande geringere Männer als er, wie Hughes, Rowe, Ambrose Philips und Congreve, sehr einträgliche Sinekuren.

Und er sah die Kunst ebenso hoch geehrt wie die Wissenschaft, sogar jene Kunst, die von den französischen Vorurteilen geringgeschätzt wurde, die Schauspielkunst. Der größte dramatische Künstler, den Frankreich hervorgebracht hatte, Molière, war von der französischen Akademie ausgeschlossen worden und bloß dadurch zu einem Begräbnis gekommen (in aller Stille zur Nachtzeit), daß seine Witwe praktisch genug war, dem Pariser Pöbel eine große Summe Geldes in den Rachen zu werfen.

Newton war im März 1727 bestattet worden. Drei Jahre später wurde die berühmte komische Schauspielerin Mrs. Anne Oldfield beigesetzt, ebenfalls in der Westminster-Abtei, und mit fast ebenso großen Ehrenbezeugungen wie Newton.

In England fand eine alljährliche Feier für Shakespeare statt, in Frankreich keine für Molière.

Das Auffallendste aber war: Voltaire kam aus einem Lande, wo der Knebel Szepter und Hauptwerkzeug der Regierungskunst war, und war nach einem Lande gekommen, wo er fehlte. Hier konnte jeder Schriftsteller, von Swift abwärts, die Politik des Ministeriums

mit einer Heftigkeit und einem Spott angreifen, die ihn in Frankreich auf Lebenszeit ins Loch gebracht hätten, und keiner krümmte ihm darum ein Haar auf seinem Haupte. Das Seltsamste war, daß diese Freiheit des Wortes sich hier mit Ordnung und Ruhe vereinen ließ.

Es gab offenbar bei seinen Landsleuten keine Freiheitsliebe. Sie klammerten sich immerzu an irgendein altes System und hinderten nach Möglichkeit das Aufkeimen neuer Gedanken. Aristoteles Lehre hatte sich in Frankreich länger gehalten als in irgendeinem anderen Lande. Descartes, der vorurteilslos und ohne äußere Voraussetzungen hatte denken wollen, mußte an zwanzig Jahre wohlverborgen in Holland leben, und dennoch wurde seine Philosophie 1643 in Italien, 1656 in Holland verboten. Noch 1693, als der Cartesianismus in England bereits überall von Newtons in Oxford, Cambridge und London frei entwickelten Prinzipien verdrängt worden war, wurde die Philosophie von Descartes in der Sorbonne und von dem Königlichen Rat als gemeingefährlich untersagt. Als die Cartesiansche Physik endlich in Frankreich Wurzel gefaßt hatte, weil die Geistlichkeit entdeckte, daß sie spiritualistisch sei, wurde sie zum Dogma, das nicht angetastet werden durfte, und man wandte den Knebel zu ihren Gunsten an.

Das bekam Voltaire recht bald zu spüren, als er auf französisch veröffentlichen wollte, was er in England von und über Newton und Locke gelernt hatte; die Erlaubnis, es zu drucken, wurde ihm verweigert, und er war genötigt, Locke zu verdunkeln, um ihn, vom Zensor unverstanden, passieren zu lassen. In Frankreich mußte die Wahrheit wie eine verbotene und gefährliche Ware eingeschmuggelt werden: hier kam sie zur Welt, freigeborn, frei ausgerufen, unter Widerspruch, Zustimmung und Debatte. Dort, wo sie Schrecken hervorrief, stellte man sie sich augenscheinlich als etwas so Armseliges und Gebrechliches vor, daß sie sich totschrveigen oder erwürgen ließ. Hier trat sie ohne Scheu und Scham auf, robust, in vollem Tageslicht, mit breiten Schultern und zwei kräftigen Fäusten, wohl imstande, sich zu verteidigen. Dort verbarg sie sich verfolgt in einem Keller; hier stand sie auf der Arena wie ein Athlet.

Frankreich war das Treibhaus für metaphysische Systeme. In England ließ man die Metaphysik liegen, um Schritt für Schritt auf dem Wege der Erfahrung weiterzugehen. In Frankreich versuchte man einen kühnen Flug nach dem Ursprung des Alls und der Intelligenz und bemühte sich solcherart aus den ersten Prinzipien herzuleiten, wie das Dasein beschaffen sei. In England begann man nicht mit Ideen, weder mit klaren noch unklaren, sondern mit beobachteten Erscheinungen, um bescheiden und vorsichtig aufzusteigen zu den unbekannten Prinzipien und durch eine Folgerungsreihe sie womöglich kennen zu lernen.

Gewiß hatte auch England ausgeprägte Metaphysiker. Es gab sogar solche unter Newtons Schülern. Aber England hatte namentlich einen, der historische Bedeutung gewann, der erste, der die Realität

der Sinnenwelt leugnete, Berkeley, den nachmaligen Bischof. Man weiß, daß Voltaire mit Berkeley zusammengetroffen ist, ohne daß jedoch die äußeren Umstände der Begegnung bekannt sind. Er scheint einen vorteilhaften Eindruck von ihm als Persönlichkeit empfangen zu haben, denn er nennt ihn einen Mann, „bei welchem die Liebe zu dem allgemeinen Besten eine Leidenschaft geworden sei“.

Nichtsdestoweniger beweist ein Brief Voltaires an seinen Freund unter den Quäkern, Andrew Pitt, daß er Berkeleys *Alciphron*, der gleich nach seiner Abreise aus England erschien, abgelehnt hat als ein Buch, dessen Scharfsinn er anerkannte, das ihn aber nicht überzeugen konnte. Es erschien ihm eher als eine Parteischrift, denn ein Ausdruck für Religiosität zu sein. Und ihn zu bekehren vermochte es nicht.

Berkeley stieß ihn ab, wie Cartesius es getan hatte.

Cartesius hatte zwar analytisch und kritisch begonnen, sich aber bald in erfahrungsferner Spekulation verloren. Newtons Methode dagegen hatte darin bestanden, sich zu Beginn an die Erde zu halten und demnächst das, was er hier vor sich gehen sah, prüfend auf den Weltenraum außerhalb der Erdkugel zu erstrecken und zu versuchen, ob die Folgerungen, die sich dadurch ergaben, mit den Beobachtungen stimmten. Warum sollte die Schwerkraft nicht auch auf den anderen Planeten wirken? Warum sollte die Bewegung des Mondes nicht als eine Fallbewegung aufzufassen sein? Und konnte es nicht die Schwerkraft sein, die den Mond in seiner Bahn erhielt? Ja, war es nicht denkbar, daß jeder Stoff eine derartige Anziehung ausübte, daß sie es war, die die Bewegungen der Weltkörper lenkte und das Weltall zusammenhielt?

Was Lockes Lehre betrifft, so war es die neue Auffassung des Erkenntnisproblems, das in Voltaire einschlug. Daß die Ideen nicht angeboren sind, sondern von äußeren oder inneren Erfahrungen stammen und umgebildete Sinneneindrücke oder Reflexionen sind, war eine Lehre, die ihn durch ihre anscheinende Einfachheit und Klarheit ansprach und deren Verkünder er sein Lebelang blieb. Daß bei Locke ein scharfer Gegensatz besteht zwischen der Passivität des Geistes bei Aufnahme der einfachsten Vorstellungen und dessen Wirksamkeit bei der Bildung der abgeleiteten, machte auf Voltaires wenig grübelrische Natur keinen Eindruck. Er fuhr auch, trotz seiner Ungläubigkeit gegenüber angeborenen Ideen, fort, in der Sittenlehre die Unumstößlichkeit nicht weniger Grundgedanken zu verteidigen, bezüglich derer seiner Behauptung nach alle Menschen und alle Nationen untereinander einig waren.

So kam es, daß er Lockes Beweis für die Existenz Gottes: die Welt müsse eine Ursache haben — recht kritiklos aufnahm. Die Kausalität, von deren Wahrheit wir intuitiv überzeugt sind, führt von der Welt zu Gott, so wie wir von der Uhr auf den Uhrmacher schließen. Was nicht existiert, kann nicht Wirklichkeit hervorbringen. — Die Einführung Gottes in das Vorstellungsleben hilft Voltaire wie auch Locke

über verschiedene philosophische Schwierigkeiten hinweg. Fragt man, woher die sinnliche Wahrnehmung selbst stammt, woraus der ganze Inhalt des Bewußtseins besteht, so erhält man zur Antwort bloß, daß Gott der Materie die Fähigkeit der Wahrnehmung gegeben haben kann.

Der wahrhaft überwältigende wissenschaftliche Eindruck, den Voltaire in England empfing, war jedoch der, den Newtons Entdeckungen ihm mitteilten, und das Verständnis ihrer epochemachenden Bedeutung. Schon 1726 lernte Voltaire Dr. Samuel Clarke, einen der besten Schüler Newtons, kennen, der geduldig die Fragen des intelligenten Fremden anhörte und ihn in die neue grundlegende Lehre einweihte.

Samuel Clarke (1675—1729) war ungefähr zwanzig Jahre älter als Voltaire, gleich ihm vielseitig begabt und gleich ihm in hohem Grade kritisch veranlagt. Er war einer der allerersten, der den Wert der „sublimen Entdeckungen“ Sir Isaacs — wie er sie nannte — begriff, und einer der eifrigsten im Verbreiten der Kenntnis der Newtonschen Philosophie. Ursprünglich für Mathematik veranlagt, studierte er später Hebräisch und wurde Kapellan. Königin Anne machte ihn sogar zu ihrem Hauskapellan und gab ihm St. James, Westminster, als Pfründe. Seine geistliche Laufbahn erfuhr jedoch einen jähen Abbruch, als 1714 sein Buch *Scripture Doctrine of the Trinity* der Ketzerei bezichtigt wurde. Als Freidenker konnte er nicht Pfarrer bleiben. Man bot ihm nach Newtons Tod dessen Stelle als Münzmeister an, doch er schlug sie aus.

Clarke scheint ein liebenswürdiger, rechtschaffener und bescheidener Mann gewesen zu sein, der Leben und Religion mit den Augen eines folgestrengen Newtonianers betrachtete. Er teilte Voltaire seine Denkweise mit, und von jetzt an war es mit dessen Glauben an Descartes Wirbeltheorie zu Ende; nicht aber mit seiner Achtung und Bewunderung für Descartes selbst. Er spricht in dem vierzehnten Briefe der *Lettres Philosophiques* mit gebührender Anerkennung von ihm. Immerhin versteht es sich, daß er die Bedeutung von Descartes für die geistige Entwicklung der Menschheit nicht mit der Newtons vergleicht. Und sicher ist, daß Newtons Entdeckung im Geistesleben der damaligen Zeit keine geringere Umwälzung hervorgerufen hat wie seinerzeit Kolumbus Entdeckung in den geographischen Vorstellungen und dem Geschäftsverkehr der Europäer.

Von Newtons Nichte, Mrs. Conduit, und deren Gatten, mit denen Voltaire in England Freundschaft schloß, ward ihm die Mitteilung verschiedentlichster lebensvoller Züge und Anekdoten aus dem Leben des großen Mannes.

So erzählte Mr. Conduit, daß Newton im Alter von zwanzig Jahren begonnen hatte, Cartesius zu lesen, und anfänglich bei jeder Stelle, die ihm unrichtig erschien, an den Buchrand das Wort Irrtum notiert habe. Schließlich war er genötigt, die Buchränder so lange mit dem Worte error zu füllen, bis er das Buch im Überdruß wegwarf.



Mrs. Conduit erzählte Voltaire noch eine andere Anekdote von ihrem großen Oheim, die später berühmt wurde und in der Fassung Voltaires in jeder modernen Biographie des großen Forschers wiederkehrt, nämlich die Anekdote von dem fallenden Apfel, der ihm die Idee zu seiner Lehre von der allgemeinen Anziehungskraft als Gesetz des Weltalls gab.

## IX

Einen fast ebenso tiefen Eindruck wie der von der Entwicklungsstufe der Philosophie und der Naturwissenschaften in England machten auf Voltaires empfängliches Gemüt die Verschiedenheit der politischen und sozialen Verhältnisse in seinem Vaterlande und hier. Wenn man auf britischem Boden diesen Verhältnissen gespannte Aufmerksamkeit schenkte, so beruhte dies, wie er recht wohl erkannte, zu nicht geringem Teil darauf, daß man keine Zeit an metaphysische Debatten vergeudete.

In Frankreich war der Bauer ein Arbeitstier, steuerpflichtig nach Lust und Laune anderer. Die berühmte Beschreibung seiner Quäler und seiner selbst in dem elften Kapitel von La Bruyères *Les Caractères* galt damals noch vollauf:

Es ist mir immer neu zu sehen, mit welcher Wildheit Menschen andere Menschen behandeln. Man sieht menschliche Tiere, Männchen und Weibchen, über das Land verstreut, schwarz, fahl und sonnverbrannt, an die Erde gefesselt, in der sie mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit schaufeln und schuften. Richten sie sich auf, so zeigen sie ein menschliches Antlitz und in der Tat sind sie Menschen. Nachts ziehen sie sich in ihre Höhlen zurück, wo sie von schwarzem Brot, von Wasser und Wurzeln leben. Sie ersparen anderen Menschen die Mühe zu säen, zu pflügen und zu ernten, um leben zu können, und verdienen also, nicht selbst des Brotes zu entbehren, das sie gesäet haben. — — —

Der Provinz-Edelmann, der, unnütz sowohl für sein Vaterland, wie für seine Familie und sich selbst, oft weder ein Dach über dem Kopfe, noch ordentliche Kleider noch irgendwelches Verdienst hat, wiederholt zehnmal des Tages, daß er adelig sei, verhöhnt einen Parlamentspräsidenten als Bürgerlichen und ist sein Lebelang mit seinen Pergamenten und Titeln beschäftigt, die er nicht gegen den Zeremonienstab eines Kanzlers tauschen möchte.

In England wiederholte sich der erste Eindruck ruhigen Wohllebens, den er seinerzeit in Holland empfangen hatte. Hier gab es keine Kopfsteuern für den Bauern. Geistlichkeit und Adel waren nicht abgabefrei, sondern bezahlten Steuern wie er. Der Bauer ging nicht in Holzschuhen, aß Weißbrod, war anständig gekleidet und durfte es getrost wagen, den Bestand seines Hofes zu vergrößern oder sein Dach mit Ziegeln zu decken, ohne deshalb eine drückende Mehrbesteuerung fürchten zu müssen. Voltaire sah, daß es hier eine große Anzahl von Farmern mit fünf- oder sechshundert Pfund jährlich gab, die es nicht unter ihrer Würde fanden, selbst ihre Erde zu bebauen und denen es gar nicht einfiel, wie jedem ein bißchen begüterten Franzosen, von dem Lande nach der Stadt zu übersiedeln.



Er entdeckte, daß der Adel hierzulande keine geschlossene Kaste war, sondern daß der große Kaufmann, dessen Handel England und der Erdkugel zum Nutzen gereichte, zum Edelmann erhoben wurde, während der Adel seine jüngeren Söhne auf bürgerliche Tätigkeit und Werkfleiß einstellte.

So erscheint es unzweifelhaft, daß die als Strafe gemeinte und als Strafe empfundene Verbannung den jungen Schriftsteller mit Wissen und Einsicht bereicherte, wozu er ohne sie vielleicht niemals gelangt wäre. Sie schärfte seinen Sinn für das Wirkliche und seinen Instinkt für das Mögliche; sie gab seiner angeborenen geistigen Beweglichkeit den Ballast praktischen Sinnes, ohne den es keinen großen Schriftsteller gibt.

Und so ist sogar diese schimpfliche Züchtigung durch die Lakaïen eines vornehmen Herrn dem Gedeimtühten noch in anderer Weise zum Vorteil gewesen: Ihm, dessen ganzer Verkehr in Frankreich aus Männern und Frauen bestand, welche alle Vorrechte besaßen, wäre vielleicht ohne die Verbannung nie zum Bewußtsein gebracht, welche Übel die Vorrechte für alle diejenigen mit sich brachten, die nicht von Geburt aus dem Kreise der Bevorzugten angehörten. Die gute Erziehung und nicht geringe Bildung der meisten Vornehmgeborenen, die Achtung, die sie im täglichen Zusammensein dem Talent entgegenbrachten, die Huldigung, die sie im gewöhnlichen Leben dem Genie widmeten, hatten durch eine bereits lange Reihe von Jahren vor seinem Blick verborgen gehalten, was an Roheit und Vorurteilen unter der anscheinenden Anerkennung der Ebenbürtigkeit lauerte. Erst als die glatte Oberfläche, auf welcher er sich mit der Sicherheit eines Schlittschuhläufers bewegt hatte, barst und eine Spalte bildete, so tief, daß er darin versank, erkannte er, wie es um die französische Gesellschaftsordnung in Wirklichkeit bestellt war.

So wurde die Verbannung nach England (wie 1100 Jahre zuvor Muhameds Flucht von Mekka nach Medina) eine Hedschra in seinem Leben.

## X

Schon Burke hat darauf aufmerksam gemacht, daß in den zwei Generationen, die die Zeit zwischen dem Tode Ludwigs des Vierzehnten und dem Ausbruch der Revolution ausfüllen, kaum ein hervorragender Franzose lebte, der nicht England besucht oder Englisch gelernt hat. Unter denen, die über den Kanal fuhren und die englische Gesellschaft kennen lernten, sind außer Voltaire und nach ihm zu nennen: Buffon, Helvétius, Lafayette, Montesquieu, Maupertuis, Rousseau, Roland und Madame Roland.

Keiner von diesen allen aber hat wie Voltaire die Kenntnis Englands auf den mannigfachen Gebieten verbreitet, in denen Zutritt und Verständnis zu gewinnen, ihm gelungen war.

Seine späteren Schöplungen bezeugen, daß er auch nach seiner Rückkehr auf französischen Boden das Studium der englischen Literatur fortsetzte. Der vierte Akt des *Mahomet* (zum erstenmal 1742 aufgeführt) ist von George Lillos Drama *George Barnwell or the Merchant of London* (aus dem Jahre 1731), das bekannte zwanzigste Kapitel aus *Zadig* von dem Werke des kleinen englischen Dichters Thomas Parnell *The hermite* beeinflußt, was seinerzeit mit *Triumph von Fréron* hervorgehoben wurde.

Merkwürdig genug scheint Daniel Defoe, dessen Meisterwerk *Robinson Crusoe* 1719 erschienen war, von Voltaire ganz unentdeckt geblieben zu sein. Wenigstens hat er meines Wissens niemals den Namen Defoe oder den Namen Robinson erwähnt.

Dagegen hat er einen älteren, äußerst schwer zugänglichen englischen Dichter gelesen und in hohem Grade geschätzt. Es ist Butler, der Verfasser des *Hudribas*, eines komischen Heldengedichtes, ein Zeitgenosse Miltons. Die Dichtung, die den Bürgerkrieg zu Cromwells Zeit behandelt, ist ebenso weitläufig wie witzig und wendet sich gegen die Feinde König Karls des Zweiten. Voltaire hat 400 Zeilen aus diesem Werke, auf bloß achtzig zusammengedrängt, wiedergegeben, ungemein drollige und wohlgelungene Verse; in seinen Äußerungen über diese Dichtung findet sich ein Wort, das den Haufen aus seinem Munde überraschen durfte, aber zugleich ein Wort, das beweist, wie hoch er durch seinen genialen Verstand als Kunstrichter reichen konnte. Er vergleicht *Hudribas* teils mit der französischen *Satire Ménippée*, teils mit dem spanischen *Don Quijote*. „*Hudribas* hat vor diesen beiden den Vorteil voraus, in Versen geschrieben zu sein und den weiteren Vorteil, mit Esprit geschrieben zu sein. Die *Satire Ménippée* kommt ihm nicht nahe. Aber eben kraft seines Esprits hat der Verfasser des *Hudribas* das Mittel gefunden, tief unter *Don Quijote* zu stehen. Geschmack, Naivität, die Kunst zu erzählen und ergötzliche Abenteuer zu erfinden, die Kunst, mit Einfällen nicht verschwenderisch umzugehen, ist weit mehr wert als Esprit. Darum wird *Don Quijote* von allen Völkern gelesen und *Hudribas* nur von Engländern.“

Voltaire las Shakespeare und so stark Shakespeares Genie und künstlerische Methode all den Ideen über dramatische Poesie zuwiderliefen, mit denen er aufgewachsen war und von welchen er sich bloß auf einem begrenzten Felde zu befreien vermochte, so überraschte ihn das Großartige dieser Genialität und er beschloß, seine Landsleute des von ihm hier entdeckten Reichtums teilhaftig werden zu lassen.

Milton erkannte er so stark an, daß er in seiner Abhandlung über die epische Poesie erklärte, Milton gereiche England zu ebenso großer Ehre wie Newton. Miltons Tochter war bei seiner Ankunft in England noch am Leben, und wiewohl er nicht vor ihrem bald darauf eingetretenen Tode (1727) ihre Bekanntschaft zu machen Gelegenheit fand, so verkehrte er doch mit Männern, die sie genau kannten und ihm alles,

was es noch an frischer Überlieferung über den großen Dichter und Kämpfer gab, übermitteln konnten.

In seinem englischen *Essai* über epische Poesie erzählt Voltaire, Milton habe die Idee zu seinem Epos über den Sündenfall bekommen von einer italienischen Komödie eines Schauspielers Andreino, *Adamo*, die er in seiner Jugend auf seiner Reise durch Italien in Florenz gesehen. Als diese Behauptung von unwilliger Kritik sogleich als absurd erklärt wurde, antwortete Voltaire in der sehr erweiterten französischen Abhandlung über denselben Gegenstand, er habe durch Freunde der Deborah Milton nicht bloß dies, sondern auch weiter noch erfahren, daß Milton, wie es sich auch tatsächlich verhielt, ursprünglich aus Andreinos Posse die Idee nicht zu einem Epos, sondern zu einer Tragödie schöpfte, von der er anderthalb Akte niederschrieb.

Eine oft erzählte Anekdote berichtet, Voltaire habe eines Tages in Dodingtons Hause bei Tische, trotz aller schuldigen Ehrerbietung für Milton die Episode mit Sünde und Tod in dem ‚*Verlorenen Paradies*‘ langweilig und widerwärtig genannt, worauf Young, der im Stillen Voltaires eigenes mageres Gesicht mit dem des Todes bei Milton verglich, folgende Zeilen improvisierte:

You are so witty, profligate and thin,  
At once we think thee Milton, Death and Sin.

Gewiß ist, daß Voltaires Verehrung für Milton nicht Bewunderung für seine Allegorien in sich schloß. Dennoch war sie ursprünglich warm. Er sagt, Milton habe aus jener italienischen Bagatelle die Inspiration zu dem „edelsten Werke, das menschliche Einbildungskraft jemals entworfen hat, und das er zwanzig Jahre danach ausführte.“ Während man in Frankreich in gebildeten Kreisen nur über das Thema lächelte und über die Schlange, den Teufel, Adams Rippe, den Apfelbiß bloß Witze riß, verstand Miltons Phantasie diesem Stoffe Schönheiten abzulocken, von denen man vor ihm nicht geträumt hätte. Milton hat die Schöpfungsgeschichte ohne Schwulst, die weibliche Neugierde ohne Flachheit geschildert, Wahrscheinlichkeit und Vernunft in übernatürliche Ereignisse gebracht. Das Thema, im Grunde steril, wurde unter Miltons Händen fruchtbar. Und Voltaire bewundert das Gespräch zwischen Adam und dem Engel, die kühnen Züge, mit denen des Satans trotziges, unbezwungenes und schlaues Wesen gezeichnet ist, ebenso sehr wie die Weichheit, die Milton da an den Tag legt, wo er es wagt, Gott selbst zu schildern und ihm Worte in den Mund zu legen. Gott, sagt Voltaire, ist von den Heiden stets, von den Juden oft, von den Christen nicht selten als ein allmächtiger Tyrann dargestellt worden. Miltons Gott dagegen ist ein Schöpfer, ein Vater und ein Richter.

Was Voltaire ganz besonders anerkennt, ist der rein menschliche Inhalt der Dichtung. Die Liebe zwischen Mann und Weib ist hier nicht wie in anderen Dichtungen religiöser Art als ein Laster, sondern als

eine Tugend dargestellt. Die Gestalten sind nackt, aber ehrwürdig. Mit keuscher Hand entfernt der Dichter den Schleier, der sonst die Freuden der Liebe deckt. Hier ist Zärtlichkeit und Wärme ohne Leichtfertigkeit. Der Dichter hat sich selbst in den Unschuldszustand versetzt, in welchem Adam und Eva sich kurze Zeit befinden.

Voltaire beklagt es, daß der Herzog von Buckingham in seiner *Art of Poetry* Spenser Milton vorgezogen und daß Dryden ihm bald mit den größten Dichtern des Altertums, Homer und Vergil, bald mit den schlechtesten französischen Poeten, wie Chapelain und Lemoine, verglichen habe. Er freut sich der Gerechtigkeit, die Addison, „der beste Kritiker und der hervorragendste Schriftsteller seiner Zeit“, Milton widerfahren ließ.

Um nun nach diesen Lobesworten auch mit seinen Einwänden nicht zurückzuhalten und um dennoch die Engländer in ihrem nationalen Stolz nicht zu verletzen, hat Voltaire die Form gewählt, die Verschiedenartigkeit des nationalen Geschmacks in England und Frankreich hervorzuheben und sich vorzustellen, was wohl ein französischer Kritiker gegen *Das verlorene Paradies* geltend zu machen haben würde.

Ein solcher würde Einspruch gegen die Stellen erheben, wo der Dichter teils im eigenen Namen, von sich selbst und seiner Blindheit, teils von seinem Thema spricht, das er dem der Iliade vorzieht. Voltaire für sein Teil findet allerdings in einer derartigen Verquickung nur eine höchst verzeihliche menschliche Schwäche. Dagegen macht er mit Stärke geltend, wie sehr ein Einfall, wie die Einberufung des Teufelsparlaments, dieses Pandämoniums, dem geläuterten französischen Geschmack widerspricht. Er mißbilligt diesen Parlamentssaal mit dorischen Säulen und goldener Decke. Wie schon erwähnt, lassen die Schattenwesen Tod, Sünde, Chaos ihn kalt. Und er entwickelt eine Lehre, wie Allegorien beschaffen sein sollen: kurz gefaßt, ungezwungen, edel. Augenscheinlich ist er der Ansicht, daß seine eigenen Allegorien in der *Henriade* diesem Muster entsprechen. Es dünkt ihm gut erfunden, daß die Sünde, die Höllenpfortnerin, die Höllentore öffnet, aber unfähig ist, sie wieder zu schließen; denn dies sei klare Allegorie. Dagegen berührt es ihn als sinnlos, wenn Satan und der Tod in Streit geraten und sich zu einer Balgerei anschicken. Gegen die Verstandesdichtung als solche hatte er also nichts einzuwenden; nur mußte das Bild durchsichtig sein.

Addison hat den Krieg in Miltens Himmel bewundert. Voltaire kann diese Bewunderung (mit Recht) nicht teilen. Da derlei reines Gefabel sei, das außerhalb der Tragweite unserer Auffassung liege, dürfe es höchstens auf einigen Seiten behandelt, nicht aber über zwei Bücher ausgedehnt werden. Für französischen Geschmack klinge es ferner ungereimt, wenn die Engel ihren Feinden ganze Berge mit ihren Wäldern und Flüssen an den Kopf werfen. Auch die himmlische Artillerie mißbilligt Voltaire, und mit gutem Grunde. Zu welchem Zwecke diese Kanonen? Sie können die unverletzbaren und unsterblichen Feinde nicht verwunden. Sie vermögen nur die Teufel von dem von ihnen



eingenommenen Platz zu verdrängen. Sie wirken, als würden beim Kegelspiel Kegel umgeworfen.

Wie man sieht, ist diese ursprünglich auf englisch für die Engländer geschriebene Kritik wohlwollend und mäßig. Im späteren Leben wurde Voltaire Milton immer weniger freundlich gesinnt. Im Grunde stieß dessen Gegenstand an und für sich ihn ab, und als George Gray 1770 eine Parodie auf Milton herausgab und sie nach Ferney schickte, antwortete er, er habe die Geschichte von dem Apfelbiß immer am meisten zur humoristischen Behandlung geeignet gefunden. In seinen Versen über die epischen Dichter kommt Milton nicht sonderlich gut hinweg. Nachdem er Homers, Vergils und Tassos Erwähnung getan, sagt er:

Milton, plus sublime qu'eux tous,  
A des beautés moins agréables;  
Il semble chanter pour les fous,  
Pour les anges et pour les diables.

Im fünfundzwanzigsten Kapitel von *Candide* läßt er Pococurante sich über Milton lustig machen und ihn einen Barbaren nennen, der in zehn Büchern harter Verse einen langen Kommentar zum ersten Kapitel der Genesis gegeben habe. Während Moses den Ewigen durch sein Wort die Welt erschaffen lasse, entnehme bei Milton der Messias einem im Himmel stehenden Schrank einen großen Kompaß, um mit ihm einen Grundriß zu geben. Die Ehe zwischen der Sünde und dem Tode sei zum Erbrechen. — *Candide* betrübt sich über diese Kritik: „Er hält etwas von Milton.“ Augenscheinlich nicht übermäßig viel; und Voltaire mit ihm.

Wie es von einem in klassischen Traditionen erzogenen Franzosen zu erwarten war, legte Voltaire von Anfang an Addison die größte Bedeutung bei. Er nennt ihn den ersten Engländer, der ein vernünftiges Schauspiel geschrieben habe, eines, dessen Stil durch und durch elegant sei. Addisons *Cato aus Utica* gilt Voltaire mit Hinsicht auf Diktion und metrische Schönheit als ein Meisterwerk. Er vergleicht seltsamerweise Catos Rolle mit der Cornelias in Corneilles *Pompée* und gibt der ersteren den Vorzug, da Cato groß sei ohne Schwulst; ja er nennt Cato die schönste Gestalt, die auf irgendeiner Bühne vorkommt. Dagegen bedauert er, daß die übrigen Personen des Stückes bedeutungslos seien sowie auch, daß eine kalte Liebesintrige die Wirkung der Tragödie zerstöre. Was aber in Voltaires Mund das höchste Lob ist: er findet Addison an unfehlbarer Eleganz mit Racine vergleichbar.

## XI

Das Vernünftige war und blieb (zumindest theoretisch) in Voltaires Augen der Grundbestandteil der Poesie. Dessenungeachtet packte augenscheinlich die Überlegenheit der Shakespeareschen Phantasie ihn



ganz anders als die Addisonsche Vernunft; sie inspirierte ihn und rief seinen Nachahmungstrieb wach. Wenn sie ihm nicht unbedingt imponierte, so kam dies daher, daß er aus den Vorurteilen seines Landes und Zeitalters heraus auf Shakespeare herabblicken mußte als auf einen, der die Regeln von der Einheit des Ortes und der Zeit nicht kannte und befolgte, keinen Anstand nahm, das Burleske mit dem Feierlichen zu vermengen, also „geschmacklos“ aus dem würdigen Stil fiel, um bei dem Alltäglichen, dem Niedrigen und Platten zu verweilen.

In seinen schon während des Aufenthaltes vorbereiteten, später ausgearbeiteten Briefen über England sagt er von Shakespeare:

Die Engländer hatten, wie die Spanier, schon ein Theater, da die Franzosen nur eine Bretterbude hatten. Shakespeare, der für Englands Corneille gilt, blühte ungefähr zu Lope de Vegas Zeit. Er schuf das Theater. Er hatte ein kräftiges, fruchtbares, natürliches und erhabenes Genie, ohne den mindesten Funken von gutem Geschmack und ohne die geringste Kenntnis der Regeln . . . Die Verdienste dieses Dichters haben das englische Theater zugrunde gerichtet. Es sind so schöne Szenen, so großartige und so furchteinjagende Partien in seinen monströsen Possen, die man Tragödien nennt, daß diese Stücke stets mit großem Erfolg gespielt werden. Die seltsamen und gigantischen Ideen dieses Dichters gelten noch nach dem Ablauf von zwei Jahrhunderten als sublim, fast alle modernen Schriftsteller haben sie kopiert . . . Man bedenkt nicht, daß man ihm nicht nachahmen sollte und das Mißgeschick seiner Kopisten bewirkt nur, daß man ihn selbst für unvergleichlich hält.

In dem sehr rührenden Stücke *Der Mohr von Venedig* erdrosselt ein Mann seine Frau auf der Bühne, und als die Arme erwürgt ist, schreit sie, sie sterbe unschuldig. In *Hamlet* schaufeln die Totengräber ein Grab und trinken dabei und singen Lieder und machen Witze über einen Totenkopf, den sie finden, wie es Leuten dieses Standes eigen ist.

Voltaire übersetzt als Probestück des Bewundernswerten in Shakespeare den Monolog To be or not to be. Er gibt ihn in gereimten Versen wieder.

Wer heutigentags geneigt ist, in diesen Urteilen ein Zeugnis von Voltaires persönlicher Geschmacksbeschränktheit oder jedenfalls einen Beweis der französischen Geschmacksbegrenzung im allgemeinen zu erblicken, möge billigerweise in Erwägung ziehen, daß dies die Auffassung jener Zeit nicht bloß bei den Franzosen, sondern auch bei den Engländern war. Die vornehmen und gebildeten Briten, mit welchen Voltaire in London zusammentraf, drückten sich nicht anders aus, und schätzten Shakespeare eher minder hoch, als Voltaire ihn zu schätzen sich gezwungen sah. Das englische Publikum stand auf keiner höheren Stufe.

Pope veranstaltete eine Ausgabe von Shakespeares Werken. Obwohl nur 750 Exemplare gedruckt wurden, mußte der Preis stark herabgesetzt werden, ehe die Ausgabe ausverkauft war. Addison schrieb als junger Mann Verse auf Englands größte Dichter; aber Shakespeares

Name war nicht unter ihnen. Swift war so unwissend in bezug auf Shakespeare, daß er die Frau aus Bath in Chaucers *Canterbury Tales* für eine von Shakespeares Figuren hielt, und er hat in allen seinen Werken den Namen Shakespeares nur einmal genannt. Als die führenden Londoner Buchhändler Samuel Johnson um biographischen Stoff für eine Ausgabe der Werke englischer Dichter ersuchten, betrachteten sie es als selbstverständlich, daß die englische Poesie mit Cowley beginne, und so gibt es auch in ihren *Lives of the English Poets* keine Biographie von Shakespeare. Charles James Fox äußerte sich zu dem Maler Sir Joshua Reynolds, seiner Meinung nach würde Shakespeares Ansehen größer sein, wenn er nicht den *Hamlet* geschrieben hätte.

Fünf Jahre nach Voltaires Ankunft in England hat der englische Dramatiker und Kunstrichter Charles Gildon in seinem Buche *The Laws of Poetry* Hamlets berühmtesten Monolog als in dem Stücke zwecklos und überflüssig, den Monolog des Bastards Falconbridge in *King John* als geradezu lächerlich bezeichnet und sein Urteil in die Worte zusammengefaßt: „Es gibt überhaupt in sämtlichen Shakespeareschen Arbeiten nicht einen Monolog, der sich als natürlich oder vernünftig entschuldigen läßt“.

Aus Voltaires *Discours sur la tragédie*, der Zueignung des *Brutus*, ergibt sich, daß Bolingbroke der Ansicht war, die Engländer besäßen nicht eine gute Tragödie. In Th. Rymers *A short view of tragedy* (1693) heißt es mißbilligend: „Man kann bei Shakespeare nicht von Regeln oder von etwas reden, was regulär ist.“ Die anderen Zeitgenossen urteilten auf dieselbe Art. Rowe schrieb: „Er lebte, nur durch eine Art Naturlicht aufgeklärt und ganz unbekannt mit den Regeln der Kunst“. Dennis sagt: „Man findet bei Shakespeare Mangel an poetischer Kunst und eine vollständige Unwissenheit in bezug auf deren Regeln“. Pope meinte, man müsse einräumen, daß Shakespeare, kritisch betrachtet, ebenso abstoßend wie schön sei; er liefere die größte Auswahl an Beispielen für Schönheiten wie für Mängel jeglicher Art.

Das Jahrhundert war in allen Ländern gläubig an die Regel und unerschütterlich überzeugt von der Unfehlbarkeit seines eigenen Geschmackes, den es allerorts den guten nannte.

## XII

Lanson hat sich die Mühe genommen, mit Hilfe alter Nummern der damaligen Zeitungen, Daily Post und Daily Journal, zusammenzustellen, welche Schauspiele Voltaire während seines Aufenthalts in England auf den drei Londoner Bühnen Drury Lane, Lincolns Inn Fields und Haymarket zu sehen Gelegenheit hatte. Von Shakespeareschen Dramen konnte er 1726 sehen *Othello*, *Hamlet*, *Macbeth*, *King Lear*, *Henry IV.* erster Teil, *The merry wives*, *Richard III.*, *Henry VIII.*, *Julius Cäsar*, 1727 dieselben Stücke und außerdem *Measure for measure*,

*Tempest, The Jew of Venice, Henry IV.* zweiter Teil, 1728 und 1729 die gleichen Schauspiele.

Wieviel davon er wirklich gesehen und was davon besonderen Eindruck auf ihn gemacht hat, ist ja damit nicht gesagt. Gründlich scheint er, nach seinen Schriften zu urteilen, bloß *Julius Cäsar, Hamlet, Othello, Lear, Richard III.* zu kennen. *Romeo und Julie* war ihm bis zum Jahre 1755 unbekannt. Dies wird bewiesen durch einen Brief an Garrick von einem französischen Dramatiker, der große Partien dieses Dramas Voltaire laut vorgelesen hatte. Voltaire lachte zunächst über die Begeisterung des französischen Besuchers, fühlte sich dann ergriffen, nannte, was er da zu hören bekam, schön, rührend, höchst naturgetreu, und ließ sich sodann das Stück nochmals vom Anfang bis zum Ende vorlesen, worauf er scherzend bemerkte, wenn die Engländer den Franzosen nicht so viele Schiffe fortgenommen und sich überhaupt nicht als solche Seeräuber benommen hätten, würde er gegen den Schöpfer des englischen Theaters artiger gewesen sein.

In seinen ersten Äußerungen über die englische Tragödie in seinem *Discours* an Bolingbroke kann man deutlich verfolgen, was ihn bei Shakespeare am frühesten gefesselt und abgestoßen hat.

Er verweilt bei *Julius Cäsar*. Die lebensvolle Szene auf dem Forum, wo Brutus und Antonius mit ihren Reden einander bekämpfen, wirken stark auf ihn. Aber es verletzt sein französisches Vorurteil, daß Handwerker, Zimmerleute, Schuhflicker auf derselben Bühne auftreten, wo ein Brutus und ein Cassius sich zeigen. Es interessiert ihn, daß in *Othello* die Eifersucht so lebendig gemalt ist; aber es erschreckt ihn als Greuel und als Lächerlichkeit, wenn Desdemona auf der Bühne erdrosselt wird und noch nach ihrem Tode redet. So entlocken Hamlets Monologe ihm Bewunderung, während er sich entsetzt, daß die Totengräber sich auf den tragischen Brettern zeigen dürfen. Derlei sei nur dadurch zu erklären, daß Shakespeare in einem barbarischen Zeitalter lebte, wo der Gebrauch, an den Höfen Narren zu halten, auch die Vornehmen daran gewöhnt hatte, das Komische mit dem Würdigen vermischt zu hören. Die Vornehmen standen also zu jener Zeit auf keiner höheren Stufe, als daß sie Hofnarren dafür bezahlten, ihnen Grobheiten und Dummheiten zu sagen. Die Hofnarren kehrten sodann in Gestalt der englischen Bühnencloowns wieder, während doch eine reinliche Trennung von hoch und nieder, von edelem und vulgärem Stil die Grundlage aller guten szenischen Kunst sei. In einer ungebildeten Zeit sei eben sogar Shakespeare ungebildet gewesen. Es wolle genug besagen, daß er nicht einmal Latein kannte.

Was ihm fehle, sei also hauptsächlich, in keinem zivilisierten Zeitalter gelebt zu haben. Zu Addisons Zeit wäre er ein vollkommener Dichter geworden.

Nicht wenige der darauf folgenden Jahre hindurch versucht es Voltaire selbst, etwas von Shakespearescher Energie in den französischen dramatischen Stil einzuführen. Unter Einwirkung Shake-

speares begann er 1731 seinen *La Mort de César*, von welchem er selbst meint, daß er „im englischen Geschmack“ geschrieben sei. Er ahmte in *Zaïre* Shakespeares *Othello* (und Racines *Mithridate*) nach; er verwendete den Geist aus *Hamlet* in seiner *Semiramis*. Aber wie die Jahre vergingen und der Shakespeare-Enthusiasmus den neueren klassischen Geschmack in England überwand und sich von dort nach Frankreich verpflanzte, geriet Voltaire immer mehr darob in Empörung, daß man die Unmöglichkeit des englischen Dramatikers als Dichter für die Hochzivilisierten, die doch die Aristotelischen Regeln kannten und ihre Einhaltung forderten, so ganz übersehe. Er fand — wie eineinhalb Jahrhunderte nach ihm Leo Tolstoi — Shakespeares Pathos bombastisch und erhob ein förmliches Geschrei über dessen Geschmacklosigkeit.

Ungefähr von dem Jahre 1760 angefangen — als er merkte, daß man die Räucherpfanne, die er für Shakespeare geschwungen hatte, dazu benutzen wollte, seinen eigenen Kopf zu zerschmettern —, machte er sich in Schimpfworten Luft. Er war zuletzt in seiner ästhetischen Grundauffassung reiner Nationalist geworden. Er glaubte — wie er an Horace Walpole schrieb —, daß sowohl Tragödie wie Komödie in Paris hoch über der dramatischen Kunst in Athen stehe. Er fand, englisches Theater sei wie englischer Pudding, etwas, dem niemand Geschmack abgewinnen könne als die Engländer selbst.

Es peinigte ihn, daß die Traditionen aus Ludwig des Vierzehnten Zeit von der jüngeren Generation vergessen waren. Als er einem Manne wie Diderot gegenüber Shakespeare einen gothischen Koloß nannte, den niemand ernstlich mit dem Apollo vom Belvedere vergleichen könne, erhielt er die Antwort, Shakespeare sei freilich nur solch ein Koloß wie St. Christopher in Notre Dame; aber die größten Männer könnten zwischen seinen Beinen stehen und gehen.

Und nun ließ Voltaire sich die Zügel schießen, indem er Shakespeare „einen betrunkenen Wilden“ nannte, der zwar Phantasie gehabt hatte, dessen Stücke aber bloß in London und in Kanada gefallen könnten. Derlei klingt in modernen Ohren nicht gut; wohl aber begeisterte es 1776 die französische Akademie, die ganz derselben Ansicht war. Und liest man die Einwände Voltaires gegen den Monolog des Pförtners in *Macbeth* (den Schiller in seiner Übersetzung für Goethes Theater weggelassen hat) und gegen die groben Ausdrücke in *Othello* (die man bei modernen Theateraufführungen streicht), so wird man erkennen, daß Voltaires und Goethes Standpunkte gegenüber Shakespeare keineswegs grundverschiedene waren.

In seiner Abhandlung *Shakespeare als Theaterdichter* (1826) ist der siebenundsiebzigjährige Goethe ziemlich einig mit dem zweiundachtzigjährigen Voltaire. Er betont die Notwendigkeit, sowohl *Romeo und Julie* wie *Macbeth* für das Weimarer Theater unzurechtzulegen; er verteidigt Schröder, der in seiner Bearbeitung die ganze erste Szene von *King Lear* ausließ, „weil Lear sich darin so unvernünftig zeigt, daß



man seinen bösen Töchtern späterhin nicht so ganz unrecht geben kann.“

Es ist das unselige Temperament, mit dem Voltaire als Greis seine Shakespeare-Kritik schrieb, das ihm geschadet hat. Was er meinte, wäre ihm leicht verziehen worden, hätte er es nur mit Manier gesagt.

### XIII

Wiewohl Voltaire in seinen *Lettres philosophiques* aus Vorsicht nicht mit einem Wort der theologischen Streitigkeiten Erwähnung tat, die zu jener Zeit in England auf der Tagesordnung standen, haben sie ihn während seines Aufenthaltes doch augenscheinlich stark in Anspruch genommen. Es war eben damals ein heftiger Kampf für und gegen geoffenbartes Christentum, sowie für und gegen den Deismus entbrannt.

Er hätte nicht nach England zu kommen brauchen, um einen Eindruck von Freigeisterei zu bekommen.

Es gab, schon vor seiner Geburt, in Paris etwa ein halbes Hundert erklärter Freidenker, etliche heutzutage unbekannte, wie Mesnault, Méré, Debarraux, außerdem mehrere jetzt weltberühmte, die ihre Ketzereien nur andeuteten, wie Molière, Lafontaine, Boileau.

Ungefähr wie nach einer heutzutage recht verbreiteten Überzeugung in der neuesten deutschen, französischen und englischen Religionsforschung (Arthur Drews, Edouard Dujardin, J. M. Robertson) die Leidensgeschichte und christliche Denkungsweise schon lange vor Jesus existiert haben, so existiert der Voltairianismus in Frankreich vor Voltaire, und er übernahm ihn fast als ein Erbe von sanftmütigeren Vorgängern.

Hervorragende wissenschaftliche Vorläufer hatte er auf französischem Boden in Pierre Bayle und in Fontenelle. Vorsichtig und zaghaft, aber unzweideutig ist schon die Idee der Toleranz in Bayles ausgezeichnet, so klug angelegten *Pensées diverses sur la comète* zum Ausdruck gekommen, ganz unumwunden ferner in seinem *Commentaire philosophique sur le Compelle intrare*, seinem Kampf gegen die Gläubiger, die Bekehrungen erzwingen wollten. Aus Bayles *Projet de Dictionnaire* hat ja auch Voltaire schöne Seiten für *Jeannot et Collin* und aus dem Artikel *Asyndicus* im Dictionnaire seine Erzählung *Cosi Sancta* genommen. Ja, wahrscheinlich ist es Bayle, dem er die Idee zu seinem eigenen *Dictionnaire philosophique* entlehnt hat. Bayles Anschauung nach verjagt die Religion in solchem Grade alle natürlichen Ideen von Billigkeit, „daß man außerstande gesetzt wird, die guten Handlungen von den bösen zu unterscheiden“. Sie „dient bloß dazu, das heißchen gesunden Verstand, das wir von der Natur erhalten haben, zu zerstören“.

Da indessen Bayles ganze Haltung die eines Skeptikers, da der Skeptizismus ihm eine historische Notwendigkeit war, das Zugeständnis,



das er dem Glauben machte, so drückt sich sein Bewußtsein von der Stärke der Vernunft beständig ironisch demütig in der Betonung ihrer Schwäche aus. Zuweilen scheint er das Blatt von dem Mund zu nehmen, wie in der kleinen Schrift *Ce que c'est que la France toute catholique sous le règne de Louis le Grand*. Der Anlaß dazu war die Widerrufung der Toleranz-Zusage in Nantes und es drückt Entrüstung aus über die Tortur, welche die schändlichen Dragonaden über die Protestanten verhängten, eine noch stärkere jedoch über die Heuchelei, mit der das angewendete Verfahren allenthalben als das mildeste bezeichnet wurde.

Seine Ironie wendet sich nicht wie die Voltaires an eine größere Lesewelt; sie hätte ihn vielleicht gedeckt, auch wenn er nicht landesflüchtig und nicht anonym gewesen wäre: die Welt sei böse; es gehöre daher zu Gottes unabänderlicher Ordnung, daß sie zugleich unglücklich und lächerlich sei. Da aber Gott nur aus unendlicher Weisheit heraus handele, so müsse er die Welt auf die rascheste und zweckmäßigste Art strafen, und gelte es, die Menschen in einen unglückseligen und lächerlichen Zustand zu versetzen, so gebe es kein wirksameres Mittel dazu, als die römische Kirche bei größtmöglichem Ansehen und Einfluß zu erhalten.

Mit Fontenelle hat Voltaire, wie wir sehen, sogar in naher persönlicher Berührung gestanden. In dessen *Histoire des Oracles*, die auf die listigste und feinste Art der eleganten Lesewelt nützliche Wahrheiten sagte, wurden die Orakel zu einem großen Symbol. Der Glaube an deren übernatürliches Wesen entsprach bei ihm dem, was bei Bayle der Glaube an das übernatürliche Wesen der Kometen war. Er weist nach, daß die Christen des Altertums die Orakelsprüche für ein Werk von Dämonen hielten und daß sie Unrecht daran taten, deren Wahrheit nicht einfach zu leugnen. Große Gruppen heidnischer Philosophen hatten das Übernatürliche der Orakel in Abrede gestellt, wie denn die Orakel „und überhaupt die Religionen“ von Beginn in der Weise gegründet wurden, daß man beispielsweise natürlichen Ausdünstungen, die einem Loch im Erdboden entstiegen, eine Art göttlichen und inspirierenden Charakters beilegte. Die Majestät der Orakel und die Bequemlichkeit der Priester erforderte gleichermaßen, daß die Sprüche aus Höhlungen hervorgehen sollten. Von einer Wölbung zurückgeworfen, klang die Stimme stärker, schreckenerregender usw.

In *Préface de l'histoire de l'Académie des sciences* hatte Fontenelle bereits die Experimentalmethode angedeutet, und Voltaire stand von 1721 an mit ihm in Verbindung. Dennoch scheint er sich niemals von ihm angezogen gefühlt zu haben, und zu diesem Zeitpunkt wirkte Fontenelles Verfechten der Cartesianischen Wirbellehre entschieden abstoßend, ja herausfordernd auf ihn.

Ganz anders gestaltete sich Voltaires Stellung den englischen Freidenkern gegenüber. Lord Herbert of Cherbury hatte schon in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ihre Wirksamkeit begründet durch sein Ausscheiden des Offenbarungsglaubens sowohl von

unseren Vorstellungen der höchsten Macht wie von dem Gedanken an göttliche Belohnung und Strafe.

Toland, den Voltaire las, versuchte das Christentum seiner Mysterien zu berauben und Zweifel an der Echtheit der kanonischen Schriften des Neuen Testaments zu erwecken. Ungeheures Aufsehen erregte Collins im Jahre 1724 herausgegebenes Werk *Discourse on the Grounds and Reasons of the Christian Religion*, so daß die englische Presse während des ganzen Aufenthalts Voltaires in England von Angriffen auf das Buch und von Verteidigungen oder Zustimmungen überströmte.

Es ist bezeichnend, daß Voltaire 1734 in seinen *Lettres philosophiques*, die den Eindruck erwecken sollten, durchwegs von London aus an Thiériot gerichtet zu sein und die in England gesammelten Eindrücke wiedergaben, aus Vorsicht diese theologisch philosophischen Streitigkeiten in der englischen Literatur und Presse ganz überging. Erst im Jahre 1767 besprach er sämtliche englischen Freidenker in *Lettre sur les auteurs anglais*.

Wenn er sein Jugendwerk mit einigen Betrachtungen über englische Religiosität einleitet, so ist es allein die Sekte der Quäker, bei der er mit Interesse und Achtung verweilt. Er hatte einen der bekanntesten englischen Quäker, Andrew Pitt, kennen gelernt, der dreißig Jahre Leinwandhändler gewesen war, sich dann von den Geschäften zurückgezogen hatte und außerhalb Londons in einem hübschen freundlichen Häuschen lebte. In ihm traf Voltaire einen Menschen, der trotz seines Alters frisch und gesund geblieben, weil er niemals Leidenschaften oder Unmäßigkeit gefröhnt hatte und niemals krank gewesen war. Als Pitt 1736 starb, schrieb eine englische Zeitung über ihn, daß er viele Tugenden und nicht ein einziges Laster gehabt habe. Er gehörte zu den Kanzelrednern und Polemikern der Sekte, war daher später ein wenig mißvergnügt mit dem Ton, in welchem Voltaire über die Quäker schrieb, verblieb aber im übrigen von 1728 an in freundschaftlichem Briefwechsel mit ihm.

Durch ihn empfing Voltaire einen starken Eindruck von wahrer Frömmigkeit und Charaktereinheit, verbunden mit der Geringschätzung für alles Zeremoniell, die er selbst so kräftig fühlte.

#### XIV

Solange er in England weilte, kam er nicht dazu, seine Briefe über die Quäker zu Papier zu bringen. Was ihn hier vor allem literarisch beschäftigte, war seine alte Dichtung *La Ligue*, der erste Entwurf zu dem, was auf englischem Boden *La Henriade* wurde. Dieser Entwurf erfuhr eine wesentliche Verbesserung und Voltaire zeigte hier wie auch sonst, daß er für verständige Kritik, von welcher Seite sie immer kam, dankbar war.

Ein Grieche, namens Dadiky, der Dolmetsch des Königs von England war und in einer Druckerei den ersten Bogen der Dichtung ge-

sehen hatte, suchte deren Verfasser auf und sagte ihm: „Ich bin aus Homers Vaterland. Er begann seine Werke nicht mit geistreichen und rätselhaften Einfällen.“

Dies zielte auf die ersten Zeilen der Henriade:

Je chante les combats et ce roi généreux  
Qui força les Français à devenir heureux.

Mit Recht fühlte der Grieche sich von diesem Anfangsrätsel, „der die Franzosen zwang, glücklich zu werden“, befremdet. Diese Zeilen mußten denn dem einfachen und würdevollen Beginn in seiner letzten bleibenden Form weichen:

Je chante ce héros qui régna sur la France  
Et par droit de conquête, et par droit de naissance,  
Qui par des longues malheurs apprit à gouverner,  
Calma les factions, sut vaincre et pardonner.

Es war Voltaires Absicht, eine geläuterte Ausgabe dieser Dichtung, die er so lange in Arbeit hatte, zu veranstalten, und dem Werke seine ebenfalls gänzlich umgearbeiteten Abhandlungen über die Poesie anzuschließen.

Er hatte, wie er in *Commentaire historique* erzählt, seinerzeit in Frankreich gewisse Ähnlichkeiten zwischen Heinrich dem Vierten und sich selbst gefunden, schon darin, daß sie beide in England Hilfe suchten:

Je ne dois pas être plus fortuné  
Que le héros célèbre sur ma vielle:  
Il fut proscrit, persécuté, damné  
Par les dévots et leur douce séquelle:  
En Angleterre il trouva du secours,  
J'en vais chercher .....

Er erhielt die Hilfe, die er suchte. König Georg der Erste und insbesondere die Prinzessin von Wales, die bald danach Königin wurde, nahmen sich seiner an. Die Prinzessin hatte höhere Interessen; sie war es, welche Miltons Tochter eine Unterstützung sandte, sobald sie erfuhr, daß diese in Armut lebte; sie war es, die zwischen Clarke und Leibniz vermittelte. Sie begünstigte auch das Werk des französischen Dichters und verschaffte ihm, was er selbst eine „ungeheure Subskription“ nennt. Die Mitglieder des Hofes und alle ersten Namen Englands standen auf der Liste; insoweit konnte diese vielleicht „ungeheuer“ genannt werden. Nach unseren Begriffen war sie nicht besonders lang; sie zählte 344 Namen.

Er selbst verabsäumte kein Mittel, um die Zahl der Käufer zu steigern. Er bat Swift, seinen Einfluß in Irland aufzubieten, um ihm auch dort einige Subskribenten zu verschaffen.

Wie der Earl of Oxford sich der Subskription in England annahm, so ließ Swifts intimer Freund, Irlands Lord-Lieutenant Lord Carteret, ein warmer Freund der Literatur, der Subskription in Irland seinen

Schutz angedeihen. (Es ist derselbe Lord Carteret, der in Tordenskjolds Lebensgeschichte vorkommt als derjenige, der ihm eine Braut versprach.) So eifrig nahm der Lord-Lieutenant sich Voltaires an, daß er ihm die Erlaubnis verdankte, im Palais des Vizekönigs ein kleines Buchlager zu errichten, wo seine Dichtung ausgeliefert wurde.

In seiner Erkenntlichkeit für die Teilnahme des englischen Königshauses widmete er schließlich der englischen Königin seine Dichtung. Er sagt hier: „Es ist Heinrichs des Vierten Schicksal, von Königinnen von England beschützt zu werden. Ihm half die berühmte Elisabeth, die damals der Ruhm ihres Geschlechts und ein Muster den Fürsten war. Bei wem kann denn sein Andenken besseren Schutz genießen als bei derjenigen, in welcher Elisabeth wiederauferstanden ist!“ In der Zueignung findet sich auch folgender recht kühne Satz: „Kraft des Geistes, in welchem dieses Gedicht geschrieben ist, nehme ich mir die Freiheit, es der edeln Gemahlin des Königs anzubieten, der fast allein den unschätzbaren Ruhm genießt, ein freies Volk zu regieren, des Königs, der da will, daß seine Macht darin bestehen soll, geliebt zu werden, sein Lob darin, gerecht zu sein.“ — Georg der Zweite sandte dem Dichter vierhundert Pfund und gewährte ihm Zutritt zu seinen privaten suppers. Als Freundin der Königin Caroline übersandte die Königin von Preußen ihm ein Medaillon mit dem Porträt der englischen Königin.

Es war recht drollig, daß Voltaire einer protestantischen Königin diese Dichtung dedizierte, in welcher er aus aufgezwungener Gläubigkeit so katholisch ist, daß der Protestantismus hier Verirrung oder schreckliches Phantom heißt und dessen Dogmen als verführerisch bezeichnet werden. In Frankreich war das Gedicht verketzert, weil es nicht Übles genug von den abscheulichen Protestanten sagte; in England machte es eigentlich durch das, was an erheucheltem Papismus in ihm steckte, eine sonderbare Figur. Aber man übersah hier diesen Umstand, um sich einer schwärmerischen Bewunderung hinzugeben, und nach Voltaires eigener Behauptung legte der große Absatz der Dichtung auf englischem Boden den Grund zu seinem Vermögen. Der erste Grund war jedoch wohl lange vorher gelegt worden, und es ist Übertreibung, wenn Voltaire späterhin schreibt, daß die französische Ausgabe ihn alles kostete, was die englische eingebracht hatte.

Die in England erschienene große Quartausgabe, deren Preis drei Guinees betrug, kam bei zwei ehrenhaften Londoner Buchhändlern heraus und war rasch ausverkauft. Drei aufeinanderfolgende billige Ausgaben waren binnen weniger als drei Wochen vergriffen. Voltaires Einnahmen beliefen sich auf 150 000 Francs.

Thiériot war es übertragen worden, eine Ausgabe auf französischem Boden zu veranstalten und zu diesem Zweck die Subskription in Frankreich in Empfang zu nehmen. Er hatte bereits das Geld von achtzig Subskribenten einkassiert, als Voltaire einen Brief mit der sonderbaren Mitteilung von ihm empfang, daß die ganze eingelaufene Summe

ihm aus seinem Hause gestohlen worden sei, während er am Pfingsttage in der Messe war. Der leichtsinnige und unredliche Thiériot, der beständig in Geldverlegenheit war, hatte natürlich die Summe durchgebracht.

Obwohl sich Voltaire keinen Augenblick von dem angeblichen Diebstahl hinters Licht führen ließ, war er allzu wohlherzogen und ein zu gutgesinnter Freund, um auf diese Erklärung nicht einzugehen. Er antwortete daher bloß: „Dieses Abenteuer, lieber Freund, kann Ihnen das In-die-Messe-gehen verleiden; aber es soll mich nicht hindern, Sie stets zu lieben und Ihnen für Ihre Mühe zu danken.“ An Destouches schrieb er viele Jahre danach (am 3. Dezember 1744): „Er hat sich oft angeboten, den Verlust zu ersetzen; aber es hätte ihn ruiniert, und ich wäre höchst unwürdig, den Namen eines Schriftstellers zu führen, wenn ich nicht lieber hundert Louisdors einbüßte, als einen Freund in Verlegenheit setze.“

Die allgemeine Empfindung war zu jener Zeit, daß Voltaire der französischen Literatur geschenkt, was sie lange entbehrt hatte und was so viele andere Literaturen besaßen: eine Nationalepopöe. Die *Henriade* war nach der Vorstellung des achtzehnten Jahrhunderts nichts geringeres. Als jedoch im Jahre 1837 das Rolandslied in der Oxforder Handschrift entdeckt wurde, zeigte es sich, daß Frankreich längst sein nationales Epos gehabt hatte, nicht gerade die *Chanson de Roland*, die Taillefer vor der Schlacht von Hastings sang und deren Verlust Voltaire selbst in *Essai sur les mœurs* so lebhaft beklagte, sondern ein Werk aus dem elften Jahrhundert, naiv und groß.

## XV

Die Briefe aus England und über England, die Voltaire teils wirklich zwischen den Jahren 1727 und 1729 an Thiériot sandte, teils bis zum Jahre 1731 um- und ausarbeitete, haben für das französische Geistesleben des achtzehnten Jahrhunderts eine mit Madame de Staëls Buch *Über Deutschland* (1810) verwandte Bedeutung. Die Schrift offenbarte den Franzosen, was England im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts war, sowie Madame de Staëls Werk ihnen deutsches Wesen und Geistesleben zu Anfang des neunzehnten enthüllte. Wie bekannt, erschwerte das Verbot der napoleonischen Polizei und Zensur der Verfasserin ungemein die Herausgabe des Buches *De l'Allemagne*. Wie geringfügig waren jedoch diese Schwierigkeiten im Vergleich zu denen, die sich fast ein Jahrhundert zuvor Voltaire entgegengestellt hatten, als er seine *Lettres philosophiques* veröffentlichen wollte.

Er wagte nicht auf französisch zu sagen, was ihm über Englands Regierung und Literatur zu sagen wünschenswert erschien; und es nützte ihm in der Tat nichts, nach Kräften die Stellen zu mildern, die hier Anstoß erregten, während sie in England als abgedroschene Binsenwahrheiten betrachtet wurden.



Als Thiériot 1733 in London war, brachte Voltaire ihm gegenüber, nebst einem sehnächtigen Wunsche, unangefochten mit dem Freunde in einem freien Lande leben zu dürfen, die Bitte vor, die Briefe auf englisch herauszugeben; so kämen sie doch in die Öffentlichkeit und er erführe, was man in dem Volke, über das sie geschrieben waren, von ihnen sagen würde.

Die Briefe erschienen denn auch wirklich zuerst in englischer Sprache unter dem Titel: *Letters concerning the English Nation. By Mr. de Voltaire*. Thiériot versah sie mit einem von Voltaire revidierten Vorwort und das Buch machte kein geringes Glück. Voltaire schreibt hierüber: „Die philosophischen, kritischen, poetischen, ketzerischen und diabolischen Briefe gehen in London mit großem Erfolg ab. Allein die Engländer sind eben verdammte Ketzer, samt und sonders bereit, selbst einem Teufelswerk ihren Beifall zu zollen. Ich fürchte sehr, daß die Gallikanische Kirche keineswegs von dem Buche erbaut sein wird.“

Als die armen Briefe endlich im nächstfolgenden Jahre in Frankreich das Licht sahen, verlangte die Geistlichkeit ihre Unterdrückung. Und damit war das Schicksal des Buches besiegelt: es wurde von dem Parlament als ein für die Religion und die bürgerliche Gesellschaftsordnung gefährliches Werk verdammt und von dem Scharfrichter öffentlich verbrannt.

Voltaire hatte sein möglichstes getan, um anstoßerregende Äußerungen zu vermeiden. Der dreizehnte Brief, der den Titel *Sur M. Locke* trägt und vorsichtig Lockes Auffassung des Verhältnisses zwischen Körper und Seele darstellt, ist uns in seiner ursprünglichen, von Voltaire verworfenen Form aufbewahrt geblieben. Hier sind die Gedanken viel kühner und klarer, der Stil lebendiger, der Vortrag dadurch einleuchtend, daß der Verfasser selbst deutlich hervortritt und sich nicht hinter Lockes Rücken versteckt. Der Brief ist eine Eingabe gegen den Glauben an die angeborenen Ideen des kleinen Kindes, jene Ideen, die es in der Stunde der Geburt vergessen haben soll, und er ist mit Beredtsamkeit und Humor geschrieben. Im Vergleich damit ist der in dem Buche aufgenommene Brief geflissentlich matt und neutral. Gefährlich für die Religion wurde das Buch genannt. Voltaire hatte es gewagt, die Antitrinitarier zu erwähnen und anzudeuten, was auch richtig scheint, daß Newton nicht an die Dreieinigkeit glaubte. (Er hat ein Manuskript gegen diese Lehre als nicht biblisch hinterlassen.) Aber wie wir gesehen haben, vermeidet Voltaire jede Erörterung der englischen Deisten und es konnte doch unmöglich als ein Angriff auf die Religion gelten, wenn er in einem spöttischen Tone sagt:

Jenes undefinierbare Wesen, das weder geistlich noch weltlich ist: mit einem Wort, das, was man in Frankreich einen Abbé nennt, ist eine in England unbekannte Abart; die Geistlichen hier sind alle zurückhaltend und fast durchwegs Pedanten. Wenn die Engländer erfahren, daß es in Frankreich junge Männer gibt, die ihrer

Ausschweifungen wegen bekannt und durch weiblichen Einfluß zum Prälatenstand gelangt sind, die öffentlich Liebesverbindungen haben, sich daran ergötzen, zärtliche Verse zu schreiben, jeden Abend lange und feine Soupers geben, zugleich aber den heiligen Geist anrufen und sich dreist Nachfolger der Apostel nennen, so danken sie Gott dafür, Protestanten zu sein. Aber natürlich sind sie erbärmliche Ketzer, die man verbrennen und dem Bösen überantworten sollte, wie Meister François Rabelais sagt. Darum mische ich mich auch nicht in ihre Angelegenheiten.

Kein moderner Mensch wird es als eine Religionsverhöhnung auffassen, wenn Voltaire sagt, daß auf der Londoner Börse Juden, Mohamedaner und Christen einander in so gutem Verständniß begegnen, als hätten sie alle nur Eine Religion und daß sie nur den als gottlos betrachten, der Bankerott macht.

Gefährlicher war das Buch offenbar in politischer Beziehung, insoweit es Unzufriedenheit mit den politischen und sozialen Verhältnissen in der Heimat des Verfassers erwecken und nähren mußte. Den Franzosen müssen die Ohren geklungen haben, wenn man zu Beginn der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten Worte wie diese las: „Die englische Nation ist die einzige, die die Königsmacht durch Widerstand reguliert hat und durch fortgesetztes Streben nach und nach die vernünftige Regierungsform zu erreichen imstande war, unter welcher der Fürst alle Macht, Gutes zu tun, besitzt, aber die Hände gebunden findet, wenn er Unrecht tun will, während die Lords große Herren ohne Unverschämtheit und ohne Vasallen sind und das Volk Anteil an der Regierung hat, ohne irgendwelche Verwirrung dadurch zu erregen“.

Voltaire zeigt hier, wie diese Regierungsform entstanden ist, erzählt von dem Zustandekommen der Magna Charta und welch geringe Freiheit dieser Freibrief dem Volke anfänglich zusicherte, das immerhin den Fortschritt im Vergleich mit den früheren Zuständen groß fand. Und er schildert den Einfluß des Unterhauses, bis dessen Macht die übertraf, die dem Hause der Lords zufiel.

Es folgt eine Verherrlichung des englischen Kaufmannsstandes, des Ansehens, das er genießt, der Bedeutung, die er für die Machtstellung des Reiches hat. Voltaire erklärt, wie Prinz Eugen dadurch instand gesetzt wurde, Ludwig des Vierzehnten siegreiches Heer aus Savoyen zu vertreiben, daß die Londoner Krämer dem Prinzen mit einer Frist von wenigen Tagen fünfzig Millionen liehen. Daher fühle sich ein englischer Kaufmann so stolz wie im Altertum ein römischer Bürger. — Es bleibt beständig dem Leser überlassen, die Parallele mit französischen Verhältnissen zu ziehen, mit der Geringschätzung, die der erste beste Provinzedelmann ohne Grafschaft oder Baronie damals einem französischen Kaufmann bezeugte, der, wie tätig und begütert er auch sein mochte, keine soziale Stellung einnahm.

Ein folgender Brief empfiehlt die Impfung, weist nach, wie die Tscherkessen dieses Verfahren frühzeitig gekannt haben, wie Lady Wortley-Montagu es in England einführte und wie Königin Caroline

als Prinzessin von Wales es an vier zum Tode verurteilten Verbrechern erproben ließ, die sie begnadigte, als das Experiment sich als unschädlich und nützlich erwies.

## XVI

Voltaire leitet das Mannigfache, das er über englische Philosophie und Naturwissenschaft zu sagen hat, mit einer kurzen aber treffenden Charakteristik Lord Bacons ein. Er sagt über Bacon: „Er kannte die Natur nicht, aber alle die Wege, die zu ihr führen.“ Und er macht auf die interessante, ja verblüffende Stelle in *Novum scientiarum Organum* aufmerksam, wo Bacon so lange vor Newton die Anziehungskraft schildert und zu der Untersuchung auffordert, ob es nicht eine Art magnetischer Kraft gebe, welche zwischen der Erde und schweren Körpern, zwischen dem Mond und dem Meere, zwischen den Planeten untereinander wirksam sei. Man sollte, sagt er, versuchen, ob die gleiche Uhr mit Gewichten auf dem Gipfel eines Berges schneller geht als auf dem Grunde einer Grube; denn vermindere sich die Schwere der Gewichte auf dem Berge und erhöhe sich in der Grube, so sei es augenscheinlich, daß die Erde eine wahre Anziehung ausübe.

In dem Briefe über Descartes und Newton bestrebt sich Voltaire, dem ersteren Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und erklärt sein Naturell und Genie auf eine Art, daß das französische Nationalgefühl sich durch die offensichtliche Unterlegenheit seiner Lehre gegenüber der Newtons nicht allzu verletzt fühlen möge. Descartes Verdienste um die Forschung der Vergangenheit werden mit Kraft hervorgehoben; seine Irrtümer ohne herabsetzende Bemerkungen beleuchtet: „Hat er auch nicht mit guter Münze bezahlt, so hat er doch das nicht geringe Verdienst gehabt, gegen falsche zu warnen.“

Mit Begeisterung werden Newtons Entdeckungen geschildert. Voltaire weiß gut Bescheid darüber, daß der große Forscher 1665 seine Berechnungen beiseite legte, weil er, während die Umlaufzeit des Mondes ihm ziemlich genau bekannt war, nur Pilotes ungenaues Maß des Erdradius kannte, so daß sein Resultat unrichtig wurde, ungefähr um ein Siebentel zu klein. Wenn Voltaire aber hierauf erzählt, daß Newton volle siebzehn Jahre später, 1682, durch einen Zufall mit den Gradmessungen des Franzosen Picard bekannt wurde, die Größe der Erde also viel genauer wie bisher bestimmen konnte, seine Berechnungen von 1663 wieder aufnahm und bei der neuen Bestimmung der Größe des Erdradius mit Begeisterung sah, daß sie stimmen, so daß die sublime Entdeckung getan war, so vergißt Voltaire nicht zu betonen, welche Ehre Picards Messungen Frankreich gebracht haben, da sie das ihrige dazu beigetragen, den größten Fortschritt zu ermöglichen, den die Wissenschaft kennt.

Nach der Vorführung der astronomischen Forschungen Newtons, für die wahrscheinlich Maupertuis (der später von Voltaire so sehr

Angefochtene) von Anfang an sein Interesse geweckt hatte, geht er zur Darlegung der Newtonschen Optik im Gegensatz zu derjenigen Descartes über und erklärt, wie Newtons Prismen die Lehre von dem Licht als einer Vereinigung farbiger Strahlen, die zusammen die weiße Farbe ergeben, bewiesen haben.

Er verabsäumt nicht, Newtons Verdienste als Erfinder der Differential- und Integral-Rechnung und seinen Wettstreit mit Leibniz auf diesem Gebiet hervorzuheben, nimmt aber hier, um das Mathematische faßlich zu machen, besonders seine Zuflucht zu Fontenelle. Endlich werden Newtons Versuche einer genaueren Bestimmung der Chronologie erörtert, in welchen der große Forscher teils auf die unrichtige Methode hinwies, die Durchschnittsregierungszeit eines Königs mit den dreißig Jahren einer Generation zu identifizieren (die Regierungszeit belaufe sich vielmehr durchschnittlich auf zwanzig Jahre) teils mit Hilfe astronomischer Angaben in der Geschichte des Altertums, diese richtiger zu datieren, als es bis dahin geschehen war. Allerdings ist für Newton der Argonautenzug Geschichte, und er versucht im Ernst zu bestimmen, wie viele Jahre zwischen diesem und dem ersten peloponnesischen Krieg gelegen haben mögen. So hat er, der sich ursprünglich mit Theologie beschäftigte, auch einen Kommentar zu Johannes Offenbarung geliefert, nach Voltaires Auffassung, „um die Menschen über die Überlegenheit zu trösten, die er im übrigen über sie besaß“.

An der Stelle, wo Voltaire erwähnt, wie der Cardinal von Polignac Newton des Atheismus beschuldigte, kann er einen Herzensseufzer nicht unterdrücken: „Wenn man sich vorstellt, daß Newton, Locke, Clarke, Leibniz in Frankreich verfolgt, in Rom gefangen genommen, in Lissabon verbrannt worden wären, was muß man da von der menschlichen Vernunft denken? — Daß sie in diesem Jahrhundert in England geboren wurde.“

## XVII

Den Briefen über England hat Voltaire einen Abschnitt hinzugefügt, der eigentlich in loser Verbindung mit dem Plan des Werkes, wenn auch in fester mit dessen Geist steht: eine Reihe als Widerlegungen geformter Antworten auf ausgewählte Gedanken Pascals. Wahrscheinlich sind diese Aphorismen nicht in einem Zug niedergeschrieben worden, sondern bei gelegentlicher und wiederholter Lektüre Pascals in dem Zeitraum zwischen 1728 und 1733 entstanden.

Schon die Konstellation Voltaire-Pascal, Voltaire contra Pascal, hat zu allen Zeiten die Frommen in Aufregung versetzt. Man hat mit Entrüstung einen Geist, dem niemand Tiefe absprach, von einem Geiste angegriffen gesehen, dem sogar Verehrer diese Eigenschaft versagt haben. Nichtsdestoweniger ist Voltaire hier in jedem Punkte, wo er sein eigenes gesundes und klares Urteil den von Seelenqualen und



Dogmenglauben erzeugten Paradoxen Pascals entgegenstellt, in seinem Recht. Mögen Theologen Pascals Gedanken tiefsinnig finden: ein Denkender kann sie bloß ergreifend finden. Ihr Interesse beruht nicht auf ihrem Wahrheitsmoment, sondern auf dem Gefühlsleben, dessen Ausdruck sie sind.

Es gibt jedoch einen Punkt, der den aufmerksamen Leser hier mehr fesselt als selbst die Debatte zwischen Pascal als Pessimisten und Lebensverneiner und Voltaire als Optimisten und Lebensbejaher; dies ist der Streit, worin Voltaire hier mit seiner eigenen, zwanzig Jahre später verfochtenen Ansicht tritt. Er hat sich in älteren Jahren nicht viel weniger pessimistisch ausgedrückt, als Pascal es in seinen *Gedanken* getan hat.

Die Schwarzseherei der beiden großen Schriftsteller ist allerdings von grundverschiedener Art. Der Pessimismus Pascals ist der einer kränklichen schwermütigen Natur, die sich an Offenbarungsglauben und Dogmen klammert. Der Mensch ist für Pascal ein unfassliches Wesen, das sich nur kraft des Dogmas von der Erbsünde verstehen läßt, die übrigens selbst ein Mysterium ist. Voltaire wendet ein, das Unfaßliche lasse sich nicht kraft etwas noch Unfaßlicherem begreifen und der Mensch sei zwar ein zusammengesetztes Wesen, aber kein Rätsel, überhaupt nicht unbegreiflicher als die Allnatur. Daß er veränderlich und wechselnd sei, sei nichts Merkwürdigeres, als daß ein Hund bald lieblose, bald beiße, oder daß eine Heine zuerst voll Sorgfalt für ihre Küchlein sei, sie aber später verlasse und kaum mehr erkenne.

Pascal geht darauf aus, dem Menschen Schrecken vor sich selbst einzuflößen; Voltaires Bestreben ist es, ihm Vertrauen zu sich selbst mitzuteilen. Er fragt: „Soll ich verzweifeln darüber, daß ich Gott nicht von Angesicht zu Angesicht schaue und die Mysterien der Dreieinigkeit nicht begreife? Da könnte ich ebensogut darüber verzweifeln, nicht vier Füße und zwei Flügel zu haben.“ Und er sucht die Mitte zu halten zwischen lähmendem Mißmut und törichter Zufriedenheit. „Das All als ein Gefängnis und die Menschen als arme Verbrecher zu betrachten, die auf ihre Hinrichtung warten, ist die Idee eines Fanatikers. Die Welt als einen Belustigungsort, ein Paradies, in dem nur Vergnügungen unser harren, ist der Traum eines verhätschelten Wollüstlings. Zu glauben, daß die Erde, die Menschen, die Tiere das sind, was sie nach der Ordnung der Vorsehung sein müssen, ist meiner Meinung nach vernünftig.“ Wie man sieht, gebraucht Voltaire hier den Ausdruck Ordnung der Vorsehung, wo man der Natur erwarten könnte. Aber er ist eben teils vorsichtig, teils aufrichtiger Deist.

Den Aphorismen Pascals, in welchen des Menschen Wirkungsdrang aus seiner natürlichen Unseligkeit und Erbärmlichkeit heraus erklärt wird, die er nur aushält, wenn er nicht an seine Qual zu denken braucht, stellt Voltaire seine Lebensanschauung gegenüber, der er sein lebelang treugeblieben ist, sogar als seine Zufriedenheit mit der Weltordnung



allmählich einer recht bitteren Schwarzseherei gewichen war, und sie ist die folgende: der Mensch ist nicht zur Selbstbetrachtung geschaffen. Ein Mensch, der sich ihr hingebe, werde Idiot. Der Mensch ist zur Arbeit geschaffen, ganz so wie es in der Natur des Feuers liegt, emporzusteigen, in der Natur des Steines, abwärts zu streben. Hier hat Voltaire sein eigenes innerstes Wesen scharf definiert.

Pascals Melancholie ob der Erbsünde hat er nicht bloß seinen Trieb zur Energie, sondern auch seinen beruhigenden Vorsehungsglauben entgegengehalten. Als später — nach dem Erdbeben von Lissabon — dieser Vorsehungsglaube ins Schwanken geriet, schwand nach und nach die Überzeugung von der Vortrefflichkeit der ganzen Ordnung, jedoch nicht so, daß er zu dem von ihm bekämpften Dogma von der Erbsünde zurückkehrte, sondern in der Weise, daß er den Vorsehungsglauben fahren ließ, welchem zufolge diese Welt die bestmögliche aller Welten war. Den Glauben an Arbeit als seine Lebensaufgabe ließ er niemals fahren.

Bei der Erörterung der großen Lebensfragen kam Voltaire gleich Pascal verschiedene Male mit dem Ästhetischen in Berührung, das ihm ebenso sehr am Herzen lag wie Metaphysik und Theologie.

Pascal hatte ein wenig höhnisch über den Ausdruck poetische Schönheit gescherzt. Man wisse nicht recht, was das sei, behauptete er; aber man nenne eben gewisse sonderbare Ausdrücke wie goldenes Zeitalter, verhängnisvolle Lorbeeren, glitzernde Sterne poetisch schön, — im Grunde sei es ein lächerlicher Jargon. Man weiß, schreibt er, worauf die Geometrie ausgeht und worauf die Medizin ausgeht; aber was das Ziel der Poesie sei, weiß niemand.

Hierauf erwiderte Voltaire, Pascal müsse wenig Geschmack haben, um zu glauben, daß irgend jemand Ausdrücke wie die obengenannten poetisch schön nennen würde, und im übrigen wisse man sehr wohl, was das Ziel der Poesie sei.

Ein moderner Leser achte genau auf das, was nun folgt; denn das nun Folgende ist ja in wenigen Worten Voltaires Poetik:

„Das Ziel der Dichtkunst ist, mit Kraft, Deutlichkeit, Feinheit und Harmonie zu malen. Poesie ist die harmonische Beredtsamkeit.“

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß diese Worte die Ästhetik des achtzehnten Jahrhunderts enthalten.

## XVIII

Wir haben gesehen, wie Voltaires Zusammenleben mit Baron Götz seine Gedanken auf einen König lenkte, dessen Schicksale und Taten einen Teil seiner eigenen Lebenszeit ausgefüllt hatten und der, kaum zwölf Jahre älter als er selbst, mit seinen ungewöhnlichen Vorzügen und fast ebenso auffallenden Eigenheiten und Torheiten wohl geeignet war, einen Dichter zu fesseln: Karl den Zwölften.

Voltaire hatte seither den König nicht mehr aus den Augen verloren. In England sammelte er fast sein ganzes Material zu dem Buche über ihn und machte sogar (auf englisch) seine vorläufigen Aufzeichnungen, von denen noch heute einige in der Nationalbibliothek zu Paris aufbewahrt sind.

Seiner Gewohnheit nach forschte Voltaire mit größtem Eifer jedermann aus, der imstande war, nützliche Aufschlüsse zum geplanten Werke zu erteilen. Bolingbroke als früherer Staatsminister war ihm hierin von wesentlichem Nutzen. Desgleichen Jeffreys, der englischer Gesandter bei Karl während dessen langen Aufenthalts in der Türkei gewesen war. 1727 vermittelte die Herzogin von Marlborough ihm Einzelheiten betreffs des zwischen dem Herzog und Karl in Alt-Ranstadt 1707 stattgehabten Gesprächs, als die Alliierten erforschen wollten, welche Rolle Schweden in dem großen Krieg zu spielen beabsichtige. Voltaire nennt die Herzogin in seiner Geschichte ausdrücklich als seine Quelle. Er erzählt, der König habe in seinem Lager zu Alt-Ranstadt Abgesandte von fast allen Fürsten der Christenheit empfangen. Einige baten ihn, den Boden des deutschen Kaiserreiches zu verlassen; andere hätten ihn gern seine Waffen gegen den Kaiser kehren sehen; hatte sich ja sogar das Gerücht verbreitet, er würde sich mit Frankreich gegen das Haus Österreich vereinigen. Unter diesen Gesandten kam, von Anna von England geschickt, der Herzog von Marlborough, der nie eine Stadt belagert, die er nicht eingenommen, nie eine Schlacht geliefert, die er nicht gewonnen hatte, im übrigen aber der geschmeidigste Hofmann und Diplomat war, der Frankreich reichlich soviel durch seine Klugheit wie durch seine Waffen geschadet hatte. Von ihm hatte der Sekretär der Generalstaaten, Herr Pagel, erzählt, er sei, so oft die holländische Regierung beschlossen, sich den von ihm überbrachten Vorschlägen zu widersetzen, gekommen, habe französisch gesprochen — eine Sprache, die er äußerst schlecht beherrschte — und habe nichtsdestoweniger alle überredet. Voltaire beruft sich dafür auf Bolingbrokes Zeugnis.

Marlborough wußte, daß Karl dem Kaiser zürnte und daß die Franzosen ihn heimlich zu gewinnen suchten, ein bedenklicher Umstand, der leicht eine Niederlage der Alliierten zur Folge haben konnte. Allerdings hatte Karl im Jahre 1700 sein Wort darauf gegeben, sich nicht in den Krieg zwischen ihnen und Ludwig dem Vierzehnten zu mischen, aber Marlborough glaubte nicht, daß ein Fürst sich gebunden fühlen würde, falls sein Versprechen seinen Interessen zuwiderlief. Er beschloß daher, die Reise zu unternehmen, um den König in bezug auf Schwedens Absichten zu sondieren.

Voltaire schreibt hierüber:

Herr Fabricce, der damals bei Karl dem Zwölften war, hat mir versichert, daß der Herzog von Marlborough bei seiner Ankunft sich nicht an den Premierminister Graf Piper, sondern heimlich an

Baron Görtz wandte, dem der König ein ebenso großes Vertrauen entgegenzubringen begonnen hatte. Er traf sogar in Görtz Wagen in dem Quartier Karls des Zwölften ein, und es herrschte daher zwischen dem Kanzler Piper und ihm eine gewisse Kühle. Als er zusammen mit dem englischen Minister Robinson dem König vorgestellt wurde, sprach er diesen französisch an und sagte ihm, daß er sich glücklich fühlen würde, unter des Königs Fahnen lernen zu können, was ihm an Kriegskunst gebräuche, der König jedoch antwortete ohne jede Artigkeit auf dieses Kompliment, offenbar uneingedenk des Umstandes, daß es Marlborough sei, der mit ihm sprach. Ich weiß sogar, daß er die Kleidung des großen Mannes zu gewählt und sein Aussehen zu wenig kriegerisch fand. Das Gespräch wurde ermüdend, da der König schwedisch sprach und Robinson als Dolmetsch dienen mußte. Marlborough, nie übereilt in der Unterbreitung von Vorschlägen und dank langer Gewohnheit mit der Kunst vertraut, zwischen den heimlichen Gedanken eines Menschen und seinem Wesen zu unterscheiden, studierte den König aufmerksam. Während er mit ihm von Kriegen im allgemeinen sprach, glaubte er bei ihm eine aufrichtige Abneigung gegen Frankreich und eine unverkennbare Freude an den Eroberungen der Alliierten zu entdecken. Er nannte den Namen des Zaren und sah die Augen des Königs trotz des ruhigen Gesprächstons aufleuchten. Auch erblickte er auf dem Tische eine Karte von Moscodien. Er brauchte nicht mehr, um zu schließen, daß es Karls wahre Absicht und einziger Ehrgeiz sei, den Zaren seines Thrones zu berauben, sowie er den König von Polen des seinen beraubt hatte. .... Befriedigt, Karl den Zwölften durchschaut zu haben, machte er ihm gar kein Angebot.

Der hier als Gewährsmann angeführte Fabrice war ein in Holstein geborener schwedischer Baron, Görtz sehr verbunden und von ihm ausgesandt. Er hatte während der vielen Jahre, die Karl in der Türkei verbrachte, ein vertrautes Zusammenleben mit ihm geführt und ihm in Bender Racine zu lesen gegeben, von dessen Stücken dem König am besten *Mithridate* gefiel, der Tapferkeit und Ausdauer wegen, die die Hauptperson im Mißgeschick an den Tag legt. Fabrice war ein kühner und lebensfroher Mann, der in Bender warnend und ratgebend auftrat, als der König durchaus nicht glauben wollte, daß es dem Sultan einfallen könnte, seine Abreise zu erzwingen. Den Türken gegenüber bot er seinen vermittelnden und beschwichtigenden Einfluß auf, um sie zu veranlassen, nicht mit Gewalt vorzugehen. Er streckte dem in Geldsachen wie in anderen Dingen achtlosen Monarchen 24 000 Taler vor. Er bemühte sich ehrlich, die schwedischen Gefangenen in der Türkei auszulösen. Er war mit Karl in Demotica, wo, wie er sagt, das Geld so selten war, daß man vergaß, wie es aussehe, ob es rund oder viereckig sei. Und er ritt neben dem Wagen des Königs, als dieser von den Türken nach Timurtasch gebracht wurde.

Fabrice war Kammerherr bei Georg dem Ersten gewesen, als dieser noch Kurfürst von Hannover war, und blieb in des Königs Gunst. Er saß in Georgs Wagen auf jener letzten Reise nach Osnabrück, wo ein Schlaganfall den im Wagen sitzenden König tötete, und er kehrte 1727 mit des Königs Juwelen und anderen Hinterlassenschaften nach England zurück.

Es ist nicht genau bekannt, durch wen Voltaire Fabrice kennen lernte, ob an Georges des Zweiten Hof oder durch Lord Chesterfield, der sehr intim mit ihm befreundet war. Voltaire sagt in seinem Vorwort zur *Geschichte Karls des Zwölften* (1748), er habe gleich anfangs Fabrices, Villelongues, Poniatowskis und Fiervilles Erinnerungen vor sich gehabt: in seinem *Commentaire Historique* (1776) sagt er ausdrücklich, er habe *Karls des Zwölften Geschichte* zusammen mit Herrn Fabrice komponiert, der sieben Jahre — von der Schlacht von Pultava an — mit Karl gelebt habe. Später hat Voltaire mit König Stanislaw gesprochen, *Adlerfelts militärisches Journal* studiert, kurz, jede Art von Aufschlüssen gesucht.

Das Werk ist in den Jahren 1727 und 1728 geschrieben und war im wesentlichen bei Voltaires Rückkehr nach Frankreich im März 1729 abgeschlossen. Natürlich wurde es für seine zwei Jahre später ins Werk gesetzte Herausgabe durchgesehen und verbessert und später wieder und wieder geändert, je nachdem die Kritik, zumeist eine ungemein kleinliche (die Nordbergs und La Motrayes), Lärm schlug und von seinen Feinden ausgenützt wurde.

## XIX

Als das Porträt eines merkwürdigen Mannes, von einem Meister ausgeführt, ist Voltaires *Geschichte Karls des Zwölften* in der Literatur stehengeblieben, auch nachdem seine Schilderung des Königs längst von schwedischen Chronisten überflügelt worden war. Sie erweckte seinerzeit in Europa ein Interesse für Schweden, das sich mit dem Interesse vergleichen läßt, welches Dänemark Shakespeares *Hamlet* zu verdanken hat.

Sehr charakteristisch beginnt Voltaires Erzählung damit, zwei Hauptpersonen einander dramatisch gegenüberzustellen: Karl den Zwölften und Peter den Großen, die beide zu Anfang in ihren Grundzügen gezeichnet werden. Peter ist sofort in die Exposition aufgenommen, denn, so stark auch das Interesse des Verfassers für den großangelegten Charakter und die merkwürdigen Schicksale des schwedischen Königs war, ist doch sein eigentlicher Held nicht Karl, sondern Peter; nicht die bloß streitbare und hartnäckige Natur, die ihr Land ins Unglück stürzte, sondern der Souverän, der trotz der brutalen Vergnügungen, die er suchte, trotz der Wildheit seiner Sitten und der Grausamkeit seiner Rache ein Erzieher, ein Zivilisator war, der eine vielhundertjährige Barbarei überwand und Handwerk, Technik, Baukunst, Wissenschaften bei einem widerstrebenden, aber begabten Volke einführte.

Mit der Klarheit, die die Grundeigenschaft Voltaires als Historiker ist, stellt er zunächst die polnische Gesellschaft und das polnische Volk Seite an Seite mit dem schwedischen und dem russischen und gibt solcherart seiner Schilderung der Persönlichkeiten Augusts des Starken und späterhin Stanislaw Leszczyńskis einen ebenso notwendigen Hintergrund, wie er ihn Karl dem Zwölften und Peter dem Großen in seinen Charakteristiken schwedischen und russischen Wesens gegeben hat.



Voltaire konnte natürlich nicht Schwedisch und dies ist ja insoweit ein Mangel bei ihm; aber wäre er auch dieser Sprache mächtig gewesen, hätte er doch kaum zu seiner Zeit hierin irgendetwas gefunden, was ihm als Wegweiser bei einer Darstellung Karls des Zwölften hätte dienen können. War ja er selbst derjenige, der am frühesten über den König schrieb. Erst 1740 erschien in Stockholm das ungeheure Foliowerk, das des Königs Kaplan, Jöran A. Nordberg, über ihn zusammengeschrieben hatte, eine umfassende Materialsammlung, herausgegeben von einem geistlichen Pedanten, der in tiefer Veneration sich jegliche Kritik versagt, aber in ebenso tiefer Selbstzufriedenheit diese über seine Vorgänger ergießt, insbesondere natürlich über den einzigen berühmten unter ihnen, Voltaire, welchen er in seinem Vorwort in folgender Weise verhöhnt: „Seine behende Feder und sein schöner Stil verdienen Lob; aber ein Puffendorf würde ihm das Prädikat Varillas erteilen: Tausendlügner.“

Von jedem Punkt, bei dem er Voltaire bei einer Ungenauigkeit zu ertappen glaubt, macht er viel Aufhebens. Tatsächlich waren diese Ungenauigkeiten von sehr geringem Gewicht: Voltaire hat einem der Diener Karls des Zwölften den Namen Frederik gegeben; in Wirklichkeit hieß er anders. Er erwähnt bei der Belagerung von Thorn, daß General Liewen eine rote gallonierte Uniform trug; die Uniform war galloniert, aber nicht rot. Er erzählt, daß der König vor der Schlacht von Pultava Graf Rehnschöld in sein Zelt rufen ließ; tatsächlich waren alle Generäle in dem Zelt versammelt, nicht um Ratschläge zu geben, sondern um Befehle entgegenzunehmen. Er gibt an, daß während der Schlacht, als eines der Pferde, die des Königs Bahre zogen, erschossen wurde, vier Grenadiere den König auf ihren Lanzen trugen; es waren jedoch Gardisten, die des Königs Bahre aufluden, und zwar nicht auf ihre Lanzen, sondern auf ihre Schultern. Stellenweise hat auch Voltaire die Dokumente nicht vollständig abgedruckt, so z. B. den Brief nicht, den August auf Befehl des Königs an Stanislaw schreiben mußte, um ihn zu seiner Thronbesteigung in Polen zu beglückwünschen.

Alle diese geringfügigen Mängel, über welche Nordberg Beschwerde führt, sind, soweit er im Recht war, sofort von Voltaire geändert worden. Sie sind aus dem Werke — welches in einer Auflage nach der andern erschien — in seiner jetzigen Fassung vollständig verschwunden.

Nordberg wurde rasch übersetzt und Voltaire erfuhr nicht bloß von jeder gegen sein Werk gerichteten Einwendung, sondern er antwortete seinem Angreifer auch 1744 auf die Beschuldigungen, ein Erzlügner zu sein, in einem Briefe, der ein kleines Meisterstück an überlegener Bildung, an Höflichkeit gegenüber einem Grobian und an Witz gegenüber einem Pedanten ist. Der Brief schließt amüsant mit folgenden Worten:

Ein Historiker hat viele Pflichten. Erlauben Sie mir, Sie hier an zwei zu erinnern, die von einiger Bedeutung sind: die, nicht zu verleumden, und die, nicht zu langweilen. Ich kann Ihnen die erstere vergeben, weil Ihr Werk nur wenig gelesen werden wird.



Aber die zweite kann ich Ihnen nicht vergeben, weil ich ja genötigt war, Sie zu lesen. Ich bin im übrigen, so weit ich kann, Ihr sehr untertäniger und sehr gehorsamer Diener.

## XX

Voltaire hat sein Buch als eine psychologische Studie und als eine unterhaltende Erzählung angelegt. Er versäumt zwar nicht eine Darstellung der Umgebungen, ebensowenig des politischen Details. Aber die Art seiner Kenntnis des Stoffes, die Art der damaligen geschichtlichen Forschung, besonders über zeitgenössische Begebenheiten, endlich die Art seiner Fähigkeiten, der Hang zum dramatisch Fesselnden bringt es mit sich, daß er bedeutend weniger unterrichtet ist als moderne schwedische Forscher, wie z. B. Vater und Sohn Carlsson.

Es gibt verschiedenes von Wichtigkeit, das gleich von Anfang an seiner Aufmerksamkeit entgeht. Um etwas Geringfügigeres zu nennen: der Umstand, daß Karl in seiner Leidenschaft für Absolutismus, der Verfassung zu Trotz, es bei seiner Krönung unterließ, den Eid abzulegen. Um etwas Wichtigeres anzuführen, der weitere Umstand, daß Dänemark nicht ohne Herausforderung Schweden mit Krieg überzog, sondern daß Karl im tiefsten Frieden seine Truppen nach Holstein gesandt hatte, das dänisches Land war, um seinen Schwager, Herzog Karl Friedrich, gegen den dänischen König zu unterstützen.

Voltaire hatte keine Möglichkeit, die Wahrheit des ihm Mitgeteilten zu kontrollieren, z. B. die Richtigkeit der Zahlen, die man in unseren Tagen besitzt. Er glaubt, das König Karl bei Narva 80 000 Russen schlug, während es aller Wahrscheinlichkeit nach bloß 40 000 waren. Immerhin war es ehrenvoll genug für die Schweden, einer gegen fünf zu siegen, selbst wenn sie nicht — wie man lange glaubte — einer gegen zehn waren.

Ebensowenig sind die vielen Einzelheiten, die die Schilderung einer Schlacht erst fesselnd machen, ihm immer bekannt. So ist die Darstellung des Treffens bei Kissow bei ihm arm, verglichen mit der gleichen von Carlsson. Freilich war es ihm hier so wenig wie sonst in seiner Geschichtsschreibung um Einzelheiten zu tun. Was ihn fesselte, waren die großen Grundzüge, war die große Linie.

Sein Stil, den der alberne Nordberg, um ein Zugeständnis zu machen, rühmt, schafft die moderne Geschichtsschreibung, diejenige, die nicht Jahrbücher, auch nicht Dokumentensammlungen gibt, sondern Resultate mitteilt. Und was hier auffallend ist: Voltaire ist in diesem seinem Stil niemals dichterisch im modernen Sinne des Wortes, will es keineswegs sein, verhöhnt z. B. später den einfältigen La Beaumelle, wo er sich in dieser Art versucht. Voltaires Prosastil hat weder Farbe noch Duft noch Melodie. Er hat Klarheit, Kürze, Nerv und Gleichgewicht. Er ist mithin sehr geeignet, das Organ der einfachen historischen Wahrheit zu sein.

Die *Geschichte Karls des Zwölften* ist ganz durchsetzt von Äußerungen der Augen- und Ohrenzeugen. Dort, wo von der Schlacht bei Narva

erzählt wird, beruft Voltaire sich auf die ihm von Axel Sparre gemachten Mitteilungen. Wo von dem tragischen Schicksal Patkuls die Rede ist, dessen Auslieferung von August dem Starken Karl der Zwölfte verlangte und den er pfählen ließ, obwohl es der Gesandte Peters des Großen war, führt er an, was sich zu Augusts Entschuldigung vorbringen läßt, und beruft sich auf die mündlichen Mitteilungen des Maréchal von Sachsen, Augusts Sohn. Bezüglich der ersten Begegnung zwischen Karl dem Zwölften und Stanislaw Leszczyński bringt er vor, was König Stanislaw selbst ihm von den auf Latein gewechselten Repliken mitzuteilen die Ehre erwiesen hat. Über Karls Tod empfing er seine Auskünfte mündlich durch den eigenen Adjutanten des Königs, den Franzosen Siquier, der an seiner Seite stand, als die tödliche Kugel ihn traf.

Der aufmerksame Leser der Chronik erkennt leicht, daß Voltaire zahlreiche Rücksichten zu nehmen hatte. Die meisten der Hauptpersonen mit Ausnahme des Helden lebten noch, als er das Buch schrieb: Peter der Große war eben erst gestorben. Aber es war für einen nahen Freund von Moritz von Sachsen notwendig, mit Achtung von dessen Vater zu sprechen. Andererseits war es unmöglich, sich nicht mit Wärme über Augusts unglücklichen Rivalen, König Stanislaw, Voltaires eigenen Beschützer und Schwiegervater des Königs von Frankreich, zu äußern. Und dennoch ist die Schilderung des Königs Stanislaw als Jüngling nicht rühmender als moderne Darstellungen es sind; auch sie betonen ja Stanislaws gewinnendes Äußeres, die Mischung von Kühnheit und Sanftmut in seinen Gesichtszügen, das Redliche und Freimütige seines Charakters. Nur ist Voltaire genötigt, die fast erbärmliche politische und pekuniäre Abhängigkeit, in welcher der polnische König sich gegenüber Karl dem Zwölften befand, einigermaßen in den Hintergrund zu drängen. Wo er von des Königs notgedrungenener plötzlicher Flucht aus Warschau erzählt — als August unvermutet mit seinem Heer hier einrückte, während Karl die Zeit nutzlos verlor, um Lemberg zu erobern — vergißt Voltaire nicht, mitzuteilen, wie während der Flucht der königlichen Familie nach Posen die Amme der jungen Königstochter das Kind aus den Augen verlor und wie der König seine Tochter in einem Trog im Stalle wiederfand, jene selbe Tochter, die später Maria Leszczyńska, Frankreichs Königin, werden sollte.

Bemerkenswert ist auch die Mäßigung, welche Voltaire in seinem Urteil über die Generäle walten läßt, die Karls oder Rehnschölds überlegener Gabe, die Truppen zu elektrisieren, weichen mußten. Besonders wird mit starker Bewunderung Schulenburgs Rückzug behandelt, der durch Übersetzung der Oder mit seinen Truppen zu König Karls Verdruß sein Heer vor den Umgehungs- und Einschließungsversuchen der Verfolger rettete. Schulenburg war zu jener Zeit noch am Leben und hatte trotz seines Alters den militärischen Beruf keineswegs aufgegeben. Nachdem er das sächsische Heer kommandiert hatte, war

er in venezianische Dienste gegangen und hatte als venezianischer General Korfu mit solcher Bravour gegen die Türken verteidigt, daß ihm eine Statue errichtet wurde, die noch heute auf der Insel steht. 1740 ließ er durch den französischen Gesandten Voltaire das Journal über seinen Feldzug in den Jahren 1703 und 1704 übersenden, und Voltaire antwortet der neunundziebjährigen Exzellenz mit einem höchst liebenswürdigen Briefe, in welchem er teils Schulenburgs Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren läßt, teils seine Freude ausdrückt, alles, was er in seiner *Geschichte Karls des Zwölften* über diese Feldzüge geschrieben hatte, vollauf bestätigt zu finden, und Schulenburg um neue Auskünfte ersucht.

Wie man sieht, ist Voltaires *Geschichte Karls des Zwölften* ein Werk über einen Zeitgenossen, auf Grundlage mündlicher und schriftlicher Zeugnisse von Augenzeugen und Gewährsmännern verfaßt. Diese Zeugen gehören den verschiedensten Nationen an, sind Schweden, Polen, Deutsche, Franzosen, Russen, Engländer. Doch der erste Entwurf des Werkes wurde in England niedergeschrieben und auf Grund der Quellen, die ihm in England zugänglich waren.

Es war auf englischem Boden, daß er Historiker wurde.

Es war auf englischem Boden, daß das Fernglas, durch welches er das Erdenleben betrachtete, neu ausgezogen wurde. England gab ihm den archimedischen Punkt außerhalb Frankreichs, von welchem aus er Frankreich und das ganze Festland bewegen konnte. Er fand hier den Kontrast zu den französischen Zuständen, den Gegensatz, der seine verfeinerten, hochkultivierten Landsleute, in deren Mitte er sich wohl befunden hatte, als in religiösem und politischem Joche lebende Sklaven erscheinen ließ.

Er hatte sich frühzeitig als Fürsprecher der Vernunft gefühlt; er verließ England als Fürsprecher und Ritter der Freiheit.

Newton war ihm in der Welt des Geistes der große Befreier geworden. Die englische soziale, bürgerliche, literarische Freiheit wurde ihm das große Vorbild. Nicht in dem Sinne, daß ihn das in der englischen Politik packte, was die Erziehung der breiten Schichten zum Verständnis der Angelegenheiten des Staates und zum Eingreifen in dessen Leitung bedeutet: die demokratische Seite der politischen Freiheit blieb ihm fremd. Aber, daß niemand durch ein willkürliches Machtgebot seiner Freiheit beraubt, daß niemand ohne Gesetz und Urteil gestraft werden konnte, daß das Wort frei, der Gedanke frei war, daß alle Religionsformen geübt, daß im Parlament, in der Literatur, in der Presse alle Geistesrichtungen miteinander ringen durften, dies war ein idealer Zustand, von dem er in Frankreich kaum zu träumen gewagt und den er hier in England verwirklicht gefunden hatte. Was er viele Jahre später von einer anderen Gegend schrieb, sagte er schon jetzt von England:

Liberté, liberté! ton trône est en ces lieux.

# HEIMATLICHE KÄMPFE

## I

Mitte März 1729 war Voltaire mit Erlaubnis der Behörden wieder in Frankreich; jedoch nicht in Paris. Nach damaliger Sitte war eine Begnadigung stets begrenzt, stets bedingt. Man setzte eine Probezeit, eine Quarantaine fest. Der Heimgekehrte mußte sich für den Anfang einige Meilen von Paris aufhalten und so wählte denn Voltaire das nahegelegene St. Germain en Laye als Aufenthalt, und mietete sich dort in aller Stille ein paar bescheidene Zimmer bei einem Perückenmacher. Er hatte an seinen ungetreuen Achates, Thiériot, geschrieben, ihm sein Kommen mitgeteilt und um ein Wiedersehen gebeten und der eben bei einem gewissen Herrn de Noce als Schmarotzergast weilende Thiériot verabsäumte nicht, sich bei dem berühmten und einträglichen Freunde einzufinden. Sowie es achtzig Jahre später in Wien einen Mann gab, der auf seine Visitenkarten *ami de Beethoven* hatte setzen lassen, so hatte Thiériot allmählich in der Freundschaft mit Voltaire seine Existenz gefunden. Er war im Gesellschaftsleben gesucht, weil er frische Neuigkeiten über Voltaire brachte und ein mitgenommenes Schreiben oder Gedicht aus dessen Feder vorlesen konnte.

Auf Voltaires Ansuchen, die ihm teils vom König, teils von der Königin von Frankreich bewilligten Jahrgelder neuerdings beheben zu dürfen, hatte der Kardinal von Fleury ihm ein in der Form artiges, in bezug auf den Inhalt aber scharf abweisendes Schreiben gesandt. Er sah ein, daß es hoffnungslos sei, auf die Ausbezahlung der vom König ausgesetzten Pension zu warten. Aber noch hegte er Hoffnung, die Königin umstimmen zu können, und tatsächlich verschaffte sein Freund Pallu, der *maître des requêtes* (Wortführer im Staatsrat bezüglich der Bittschriften) war und an den er sich wandte, ihm wieder diese Pension, von welcher er dem so sehr geliebten Thiériot sogleich 500 Francs abtrat, wie er ihm auch 600 Francs von den Einkünften versprach, die er sich von seinem *Karl dem Zwölften* erhoffte.

Dann und wann bloß stahl Voltaire sich nach Paris, wo er sich bei einem der alten Kontoristen seines Vaters verborgen hielt, bis er endlich infolge eines Gesuches an den Minister Maurepas die Erlaubnis erlangte, sich dauernd dort niederzulassen. An die Wohnung bei Madame

de Bernières in der Rue de Beaune dachte er nicht mehr, sondern mietete sich eine unansehnliche Unterkunft in einem Hause von ziemlich abstoßendem Aussehen in der Rue Traversière-Saint-Honoré. Er suchte Verborgenheit, um nicht neuerdings Mißfallen zu erregen.

Dies gelang ihm jedoch nicht. Ein bereits obenerwähnter recht bedeutender Treffer in der Lepelletier-Desforts Lotterie, den er eben in diesen Tagen machte, brachte nicht bloß den Generalkontrollleur, sondern auch den Minister gegen ihn auf, so daß er sich abermals ungemein unsicher fühlte und eine Weile daran dachte, nach England zurückzukehren, dann aber statt dessen beschloß, eine zeitlang aus Paris zu verschwinden. Er begab sich mit demselben Freunde, mit welchem er sich schon früher auf Badereisen zusammengetan hatte, dem Herzog von Richelieu, nach dem Bad in Plombières, das er übrigens in derselben Gesellschaft auch im folgenden Jahre besuchte.

Er hatte in Paris nicht weit von der Comédie française gewohnt, die damals in der heutigen Rue de l'Ancienne Comédie untergebracht war, und abermals stand sein Name auf dem Theaterzettel, als man, seinem Wunsche folgend, seinen *Oedipe* mit der bewundernswerten Adrienne Lecouvreur als Jokaste wieder in das Repertoire aufnahm.

Die in England begonnene Tragödie *Brutus*, über die Sagengestalt, die aus Rom die Könige vertrieb und den eigenen Sohn zum Tode verurteilte, war nun beendet: eine wertvolle Arbeit, die nur unter der Schwäche einer den Bühnenforderungen entsprechenden, darin eingeleigten Liebesgeschichte leidet.

Als Voltaire den Schauspielern das Stück vorlas, fanden sie keinen sonderlichen Gefallen daran; fühlten sich wohl auch von dem republikanischen Geist abgestoßen. Seiner Gewohnheit gemäß unterzog er das Stück beharrlich neuen Umarbeitungen. Die Tragödie hatte bei ihrer Erstaufführung (Dezember 1730) stürmischen Erfolg, was allerdings nicht viel bedeutete, da das Publikum am ersten Abend zumeist aus Bewunderern und Freunden des Verfassers bestand. Später nahmen Beifall und Zuhöreranzahl stetig ab. Man wollte auf der Bühne Liebe, nicht Römerstrenge sehen, im Theater die Kämpfe, Siege und Niederlagen zweier zärtlicher Herzen erleben, nicht aber Zeuge rauher republikanischer Altertumssitten sein.

Das Ansehen des Autors bei dem gedankenlosen Publikum litt unter einer von dem neidischen Piron geschickt wider ihn geschleuderten Plagiatbeschuldigung. Das Stück sollte aus einem anderen gleichen Namens gestohlen sein, das im Dezember 1690, gerade vierzig Jahre früher, über die Bühne gegangen war, und das von einem Fräulein Bernard unter angeblichem Beistand ihres Freundes Fontenelle verfaßt worden war. Fontenelle selbst war ein allzu vornehmer Schriftsteller, um in diese Beschuldigung einzustimmen. Jean Baptiste Rousseau dagegen, der nun offen als Feind aufzutreten begann, nahm die Plagiatbeschuldigung auf, indem er das Stück „den dritten gewendeten Rock“ nannte, den Voltaire dem Publikum als neu präsen-



tierte. Zuerst hätte er sich Corneilles *Oedipe* angeeignet, zum zweitenmal des alten Dichters Tristan *Mariamne*, jetzt Fräulein Bernards *Brutus*. Rousseau bearbeitete und modernisierte sogar Tristans altes Stück und ließ es gleichzeitig mit Voltaire's *Mariamne* aufführen. Das Publikum lehnte es ab. Auf Voltaire wandte Rousseau nun das Wort an, das Molière im dritten Akt der *Femmes savantes* Trissotin Vadius gegenüber in den Mund gelegt hat:

Allez, fripier d'écrits, impudent plagiaire!

*Brutus* mußte nach der fünfzehnten Aufführung zurückgezogen werden.

Die Londoner Ausgabe der *Henriade* wurde verboten. Die für Frankreich bestimmten Exemplare wurden in Calais aufgefangen. Das Bißchen, das man davon rettete, schmuggelte man dadurch ins Land, daß man die Bogen als Emballage für andere Bücher verwendete.

Was *Karl den Zwölften* betrifft, so war der erste Band eben in 2600 Exemplaren gedruckt worden, als die Ausgabe konfisziert wurde, und zwar aus dem sonderbarsten Grunde: aus Furcht, Karls noch lebenden Gegner, König August von Polen, aufzubringen. Nicht lange danach erwies sich jedoch, daß ein freundliches Verhältnis zu Stanislaw sich sehr wohl mit einem ebensolchen zu August vereinen ließ, da des ersteren Tochter Frankreichs Königin war, während die Tochter des letzteren mit Frankreichs Dauphin verheiratet wurde.

Es handelte sich nun darum — wiederum nach Brauch und Sitte jener Zeit — sowohl die *Henriade* wie *Karl XII.* in tiefster Heimlichkeit auf französischem Boden drucken zu lassen. Voltaire wählte als Druckort Rouen, wo er in dem Freunde Cideville, Ratsherrn an dem dortigen Parlament, einen Beschützer besaß und wo es möglich schien, nicht bloß einen diskreten Buchdrucker, sondern zugleich eine Behörde zu finden, die stillschweigend ein Auge zuzudrücken versprach. Voltaire teilte dann seinen sämtlichen Bekannten mit, daß er einen Ausflug nach England unternehme und reiste heimlich nach Rouen, wo er jedoch, um nicht bemerkt zu werden, die ihm von Cideville angebotene Gastfreundschaft nicht anzunehmen wagte. Er wohnte zuerst in einem kleinen elenden und unreinlichen Hotel, l'Hôtel de Mantes, das er in einem Brief an Cideville mit diesen Worten beschreibt:

Arachné tapisse mes murs,  
Draps y sont courts, lits y sont durs;  
Boiteuses sont les escabelles;  
Et la bouteille au cou cassé  
Y soutient de jaunes chandelles  
Dont le bout y fut enfoncé  
Par les deux mains sempiternelles  
De l'hôtesse au nez rétroussé:

Von dort übersiedelte er später zu seinem nachmaligen Verleger, bald seinem bitteren Feinde, Jore. Er trat als reisender Engländer

auf, sprach eine Mischung von Englisch und Französisch, las die Korrekturen der beiden Bücher, die er von Rouen aus zu verbreiten versuchen wollte, und entwarf in den drei Monaten dieser freiwilligen Einsperrung und Vermummung zwei Tragödien — *Eriphyle* und *La Mort de César* —, die später erschienen und noch später aufgeführt wurden.

## II

Das Theater lockte ihn nach wie vor; aber die Schauspielerin, die nicht bloß Bewunderung und Anbetung, sondern auch Achtung genossen und, stets natürlich, nicht jene singende Deklamation angewandt, mit welcher Racines Freundin, La Champmeslé, ihre Frauenrollen gespielt hatte — sie war nicht mehr. Adrienne Lecouvreur, die Zauberin, das große tragische Genie, war unter aufsehenerregenden Umständen hinweggerafft worden.

Sie war am 15. März 1730 zum letztenmal auf der Bühne des Théâtre Français als Jokaste in Voltaires *Oedipe* aufgetreten, worauf sie noch eine Rolle in einem leichteren Stück, *Le Florentin*, spielte. Tags darauf erkrankte sie an einer heftigen Dysenterie, lag in Krämpfen. Vier Tage danach, am 20. März mittags, starb sie, nachdem sie ihr Testament gemacht und Graf Feriol d'Argental, den jungen Mann, welchen Voltaire immer seinen „Engel“ nennt, zu ihrem Testamentsvollstrecker eingesetzt hatte.

Wie verbreitet in Paris der Verdacht, daß ein Giftmord an diesem jähnen Todesfall Schuld trug, beweist eine oft angeführte Stelle in den Briefen der edeln Mademoiselle Aïssé. Voltaire behauptete sofort, daß dieser Verdacht bloß der Ausdruck eines ganz unbegründeten Volksgerüchtes sei. Er war selbst während Adriennes letzter Krankheit zugegen; sie starb in seinen Armen; er ließ die Leiche öffnen und man fand, daß sie an einer Unterleibsentzündung gestorben war — was ja an und für sich die Vermutung, daß die Entzündung nicht spontan entstanden sei, nicht widerlegt. Die Entzündung war seiner Ansicht nach die Folge davon, daß Adrienne ein Brechmittel genommen hatte, was nicht sehr wahrscheinlich klingt.

Es muß bemerkt werden, daß Voltaire, der die Geneigtheit der großen Bevölkerung, jeden plötzlichen Todesfall als Mord zu betrachten, von Grund auf kannte, in seinen Schriften bei allen Gelegenheiten dem Glauben entgegentritt, daß historische Persönlichkeiten an Gift gestorben seien. Es darf überdies nicht vergessen werden, daß Voltaire zu jenem Zeitpunkt dem hohen Hause und der hohen Dame, die die öffentliche Meinung als schuldig bezeichnete, sehr nahestand. Es war die Herzogin von Bouillon jedoch nicht die Herzogin gleichen Namens, die irrthümlicherweise in Scribes und Legouvés bekanntem Drama *Adrienne Lecouvreur* bezichtigt wird, nicht die polnische Herzogin, geborene Sobieska, sondern des Herzogs von Richelieu Schwägerin, Louise de Lorraine, die 1725, achtzehnjährig, mit Emanuel de La Tour, Herzog von Bouillon, vermählt

worden war. Es ist dieselbe, an die Voltaire verschiedentlich kleine Gedichte geschrieben hat, unter anderen eines, worin er sie mit der Herzogin gleichen Namens zusammenstellt, der Nichte des Cardinals Mazarin, die übrigens, ihrerseits des Giftmords verdächtig, 1680 vor La Chambre ardente geladen, aber zwei Jahre danach freigesprochen wurde. Voltaires Epistel zu Ehren der gleichzeitig lebenden Herzogin lautet:

Deux Bouillon tour à tour ont brillé dans le monde  
Par la beauté, le caprice et l'esprit;  
Mais la première eût crevé de dépit,  
Si, par malheur, elle eût vu la seconde.

Adrienne Lecouvreur war 1692 geboren — also zwei Jahre älter als Voltaire — und in einer kleinen Stadt zwischen Soissons und Reims unter kleinen Leuten aufgewachsen. Der Vater war Hutmacher, verlegte 1702 sein Geschäft nach Paris und mietete nicht weit von dem Theater eine Wohnung. Das kleine Mädchen wuchs heran mit einer Leidenschaft für die Bühne, einer Lust, Verse aufzusagen und einem Hang, das Bedeutende darzustellen, wie am Ende des neunzehnten Jahrhunderts Eleonora Duse. Erst fünfzehn Jahre alt, führte sie mit ein paar anderen jungen Leuten gleichen Geschmacks so ernsthafte Dinge auf, wie Corneilles *Polyeucte*, in welchem sie die Hauptrolle, Pauline, spielte. Eine vornehme Dame, die Präsidentin Le Jay, erlaubte der Jugend, ihren Saal zu benutzen, welchem die feine Welt zuströmte. Allein bald fand sich die Polizei ein, und untersagte dieses Komödien-spielen ohne Privilegium (schon damals!). Der Großprior von Vendôme erteilte Adrienne eine Zeitlang die Erlaubnis, Dramen in Le Temple aufzuführen. Sie erhielt hierauf Unterricht von dem Schauspieler Le Grand, streifte einige Jahre mit Provinztruppen umher, trat endlich im Frühling 1717 in der Comédie Française in tragischen Hauptrollen von Racine und Corneille auf und schlug sofort durch die Echtheit ihres Wesens ein. Sie rezitierte nicht, sie sprach, und wie sie der größtmöglichen Wahrheit im Kostüm nachstrebte, Königinnen und Prinzessinnen in Hoftracht spielte, so verschmolz sie mit der erdichteten Gestalt, war eine Königin, die sich natürlich ausdrückte und frei bewegte. Sie teilte dem Publikum den vollen Eindruck der großen Leidenschaften mit, die sie darstellte, und gleich der auf Cypels Porträt mit der Urne in der Hand weinenden Cornélie erschien sie wie ein Traum des Schmerzes, schön wie diejenige schön ist, deren Güte sich in Schönheit verwandelt hat. Alles an ihr war ausdrucksvoll, die Gestalt, die Haltung, die Physiognomie und insbesondere die Stimme, die zwar nicht sonderlich stark war, aber in Biegung, Fall, Betonungen, Modulationen, plötzlichen Ausbrüchen unaufhörlich variierte. Groß war sie nicht, aber von schönstem Wuchs, schlank mit vollen Wangen; der Kopf saß gut auf den Schultern, der Blick war feurig, der Mund hübsch geformt und die Züge verstanden Trauer, Freude, Zärtlichkeit, Schreck, Mitleid auszudrücken.

Sie führte das nicht allzu strenge Leben damaliger junger Schauspielerinnen, hatte verschiedene flüchtige Liebesverbindungen, darunter eine mit Voltaire, der, um Thiériot den heftigen Schmerz, dem er nach ihrem Ableben in seinen Versen Luft macht, zu erklären, geradenwegs äußert, solch Herzeleid sei „bei einem Manne verzeihlich, welcher ihr Verehrer, ihr Freund, ihr Geliebter gewesen und überdies Dichter sei“. Sie hatte zwei Töchter, eine mit einem vornehmen Beamten in Straßburg, eine andere mit einem der Offiziere des Herzogs von Lothringen.

Aber sie war ohne Koketterie, ehrlich, wahrhaftig, intelligent und frei von Hintergedanken.

Rührend ist sie in zwei Verhältnissen, dem einen, in welchem sie geliebt wurde, ohne das Gefühl zu erwidern, und dem anderen, in dem sie mit der stärksten erotischen Leidenschaft ihres Lebens zugleich als Liebhaberin und als die zärtlichste Schwester liebte.

### III

Der Sohn Augusts des Starken und der Gräfin Aurora Königsmarek, Moritz von Sachsen, hatte, frühzeitig Offizier mit Leib und Seele, sich nach einer Reduktion, die sein Regiment auflöste, dem Spiel und anderen Ausschweifungen ergeben. Durch die Erlaubnis, nach Frankreich zu reisen, sah er sich aus dieser unwürdigen Existenz gerettet. An dem französischen Hof mit viel Wohlwollen aufgenommen, wurde er im August 1720 zum Maréchal de camp mit einem Jahresgehalt von 10000 Livres ernannt und leitete sofort Unterhandlungen für den Kauf eines Regimentes ein. Er war in sehr jungen Jahren verheiratet worden, aber seine Frau, Johanna Victoria Tugendreich, entsprach in keiner Weise ihrem Namen, sondern führte das ungebundenste Leben, feierte Orgien mit drei Hornbläsern und reiste incognito mit einem der entlaufenen Pagen ihres Mannes. Diese Ehe drückte denn Moritz von Sachsen auch nicht und ließ sich ohne Schwierigkeit lösen. Es geschah im März 1721. Damit war es jedoch nicht mit all dem Unfug zu Ende, den die geschiedene Gräfin zum Schaden ihres ehemaligen Ehemanns zu ersinnen vermochte. In einem vom Herbst 1721 datierten Briefe schreibt die zärtliche Mutter, Aurora von Königsmarek, die Gräfin habe ihrer Freundin, Frau Rosenacker, nachweislich zwei Giftpulver gegeben mit der Weisung, sie heimlich in den Kaffee ihres früheren Gatten zu mischen.

Moritz war einer von Augusts des Starken nicht weniger als 352 Bastarden, aber der einzige unter ihnen, der Ruhm gewonnen hat. Er hatte die Körperkraft des Vaters und einiges von der Schönheit der Mutter geerbt, obwohl seine Büste nicht eigentlich die eines schönen Mannes ist. Aber mit seiner halb schwedischen, halb deutschen Herkunft, unter Polen erzogen, war er wie ein Funke, aus der Esse entsprungen, an der Sagenhelden, wie Karl der Zwölfte und Peter der



Große, ihre mächtigen Hämmer geschwungen hatten; er war Athlet, tapfer, brutal, zügellos, abenteuerlich, begehrlieh und einer von denen, denen kein Ziel unerreichbar dünkt.

Um zwei Jahre jünger als Voltaire, zählte er also bei seiner ersten Ankunft in Frankreich vierundzwanzig Jahre. Die Damen rissen sich um ihn. Adrienne Lecouvreur fiel ihm anheim, da sie in ihm sofort den Mann sah, der ihr Schicksal war, und sie fühlte sich von dem Augenblick an, da sie ihm angehört hatte, nicht mehr frei. Unnötig zu sagen, daß Moritz von Sachsen sich nicht an eine Schauspielerin, wohl überhaupt an kein Weib gebunden betrachtete, um so weniger, als er trotz seiner ungewöhnlichen Begabung als Feldherr von einem Avancement eben durch Frauen träumte.

Die Krone des Herzogtums Kurland mußte bald frei werden. Über dieses im Lehnverhältnis zu Polen stehende Land hatte Herzog Friedrich Wilhelm bis zu seinem 1711 erfolgten Tode geherrscht; er hinterließ eine Witwe, Anna Iwanowna, Peters des Großen Nichte (die spätere Kaiserin von Rußland). Da sie ohne Sohn blieb, war Kurland seitdem von dem alten Oheim Friedrich Wilhelms, Herzog Ferdinand, regiert worden und nun, da der alte Mann am Rande des Grabes stand, fürchteten die Kurländer für die Selbständigkeit ihres Herzogtums, falls sie nicht beizeiten einen Thronfolger wählten. Moritz von Sachsen, als in Betracht kommender Thronprätendent, beschloß sogleich, um die besten Aussichten zu haben, das Herz und hierauf die Hand der Anna Iwanowna zu gewinnen. Als Sohn der Gräfin Aurora Königsmarck, der rechtmäßigen Eigentümerin des eingezogenen Landgebiets in den ehemals schwedischen, nun von Rußland eroberten Ostseeprovinzen, hatte er gute Gelegenheit, Kurland und Petersburg zu besuchen. Anna Iwanowna ergab sich bei seinem bloßen Anblick auf Gnade und Ungnade. Außerdem arbeitete in Petersburg Annas jüngere Schwester, Prinzessin Elisabeth, für ihn, die in den unwiderstehlichen Abenteuerer nicht minder verliebt war und ihn der Schwester gerne forterobert hätte.

Woran es zur Erfüllung seiner Wünsche vorläufig am meisten fehlte, war Geld. Aurora von Königsmarck erhielt auf ihre kostbarsten Familienkleinodien, drei seltene Perlen, in Dresden ein Darlehen von siebentaussend Talern. Allein sie war die Mutter, die ja doch ihren Sohn unter allen Umständen für sich behielt. Weit bewunderungswürdiger handelte Adrienne Lecouvreur, deren eigenem Lebensinteresse es geradeswegs zuwiderlief, den Geliebten in Kurland als Herzog und Ehemann zu wissen. Nichtsdestoweniger bedachte sie sich keinen Augenblick, sandte ihm, was sie an Bargeld entbehren konnte samt dem ganzen Erlös aus ihrem für ihn verpfändeten Schmuck: im ganzen eine Summe von vierzigtausend Livres.

Im Juni 1726 wurde dann Moritz von dem Landtag zu Mitau einstimmig zum Prinzen von Kurland und zum Thronerben gewählt. Rußland wollte jedoch von einem selbständigen Herzogtum nichts wissen; desgleichen fürchteten die Polen, daß Kurland sich losreißen



könnte; und als August erkannte, daß er seine eigene Krone nicht retten konnte, ohne dem Sohne die seine zu rauben, sah er sich genötigt, durch sein Verbot die geplante Aktion, welche Moritz das Erbrecht in Kurland sichern sollte, zu verhindern. Der polnische Reichstag erklärte überdies im November 1726 die Wahl als ungültig und sprach die Ächtung über Moritz aus. Als ein Korps polnischer Dragoner sich der Grenze näherte, sah Moritz, dessen Heer nur aus ungefähr zweihundert Mann bestand, sich gezwungen, Kurland zu räumen und mit den dreitausend Dukaten, die der Vater ihm als Reisegeld schenkte, nach Frankreich zurückzukehren.

Hier empfing ihn die seltene Frau, die ihm ihr Leben geschenkt und sich für ihn bewahrt hatte, mit offenen Armen.

Anderen gegenüber erfüllte sie stets die Angst, daß, was man ihr an Freundschaft erwies, in Verlangen umschlagen könnte. „Ich gehöre einem Geschlecht und einem Stande an“, heißt es in einem ihrer Briefe, „dem man nicht leicht dieses ehrliche Gefühl, Freundschaft zutraut. Das einzige, dem ich zu begegnen wünsche, das einzige, das mir schmeichelt und dessen ich mich würdig glaube.“ Was sie für Moritz von Sachsen fühlte, war viel mehr als Freundschaft. Kaum ist er fern, so hofft sie mit Ungeduld auf seine Rückkehr. Noch am 23. Oktober 1728 schreibt sie in einem Briefe: „Eine Persönlichkeit, die ich drei Jahre erwartet habe, will endlich heute abend ankommen, so viel ich weiß, bei guter Gesundheit. Soeben hat ein Eilbote gemeldet, daß der Reisewagen dreißig Lieus (etwa achtzehn Meilen) von hier entzwei gegangen ist. Es wurde ein halbgedeckter Wagen abgeschickt, und man wird heute abend hier sein.“

Adrienne Lecouvreur, die Moritz von Sachsen liebte und augenscheinlich seine großen Fähigkeiten ahnte, sollte deren Entfaltung nicht erleben. Erst nach ihrem Tode wurde ihr Geliebter einer der berühmtesten Feldherren seines Jahrhunderts. Im November 1741 nahm er durch eine Kriegslist Prag ein. Von August bis November 1744 verteidigte er als Marschall von Frankreich mit seinem an Zahl bedeutend geringeren Heer das französische Flandern gegen die Alliierten; durch seine Tüchtigkeit im Manövrieren machte er die feindliche Truppenübermacht unwirksam. Er war ein großes militärisches Talent, wachsam, verschwiegen; verschob die Ausführung seiner Pläne auf den geeignetsten Moment, verwirklichte sie dann so rasch, wie sie langsam gefaßt waren, beurteilte jede Situation schnell und richtig und hatte das Voraussehen, das sich rechtzeitig Hilfsquellen zu sichern weiß. Als er unmittelbar vor der Schlacht bei Fontenoy (1745) zu Paris krank darniederlag, fragte ihn Voltaire, wie er in diesem Zustande daran denken könne, aufzubrechen. „Es handelt sich nicht darum, am Leben zu bleiben, sondern von der Stelle zu kommen“, war seine Antwort. Und er gewann die entscheidende Schlacht bei Fontenoy, die das so lange gesunkene Ansehen Frankreichs wieder herstellte.

In dieser berühmten Schlacht zeigte die Ritterlichkeit früherer Zeiten sich in ihrer Blüte. Ein Regiment der englischen Garde und das Regiment Royal-Scots waren die ersten, die vorrückten. Auf fünfzig Schritte Abstand grüßten die englischen Offiziere die französischen durch Lüften ihrer Hüte. Alle Offiziere der französischen Garde erwiderten diesen Gruß. Der englische Kapitän, Lord Charles Hay, rief: „Schießt, meine Herren von der französischen Garde!“ Graf d'Auteroche, Lieutenant bei den Grenadiern, erwiderte mit lauter Stimme: „Meine Herren, wir wollen nicht zuerst schießen, machen Sie den Anfang, meine Herren Engländer!“

Ein trauriges Geschick ließ, wie erwähnt, Adrienne Lecouvreur den Anblick ihres Helden als Sieger, der Frankreichs Ehre rettete, nicht erleben. Voltaire, der — ein stetig bei ihm wiederkehrender Zug — es dem Grafen nicht verübelte, daß er ihn aus Adriennes Gunst verdrängt hatte, verherrlichte ihn und verspottete seine Neider in folgendem Vierzeiler:

Ce héros que nos yeux aiment à contempler  
A frappé d'un seul coup l'envie et Angleterre,  
Il force l'histoire à parler,  
Et les courtisans à se taire.

Die einzige Tat Moritzens, welche Adrienne Lecouvreur erleben sollte, war eine, die beweist, daß seine Phantasie, seine Scharfsinnigkeit und Kombinationsgabe auch außerhalb des Militärischen außerordentlich und der Intelligenz seiner Zeit weit voraus waren. Er konstruierte 1729 eine Galeere, die sich ohne Ruder und ohne Segel auf der Seine fortzubewegen vermochte und mittels zweier Räder mit breiten Schaufeln, die durch eine Kurbel und eine Schraube in Bewegung gesetzt wurden, die Fahrt von Rouen nach Paris in 24 Stunden zurückzulegen imstande sein sollte. Als sein Fahrzeug sich nicht fähig erwies, dem Strom zu widerstehen, triumphtierte man allgemein auf seine Kosten. Er erhielt schriftliche Zeugnisse von zwei Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften und das Monopol für seine Maschine. Er erprobte sie, hatte aber kein Glück mit dem Versuch und seine Experimente kosteten ihn, der damals nichts weniger als reich war, dreißigtausend Livres. Adrienne Lecouvreur zitierte ihren Molière, den sie als Theaterdame auswendig kannte: „Was zum Teufel wollte er auf der Galeere!“ Mehr zu denken gibt, daß sogar Voltaire noch 1768 (im vierundzwanzigsten Kapitel seiner Abhandlung *Singularités de la nature*) diese Versuche bloß lächerlich findet. Er begnügt sich mit dem höflichen Zusatz, daß der Marschall sich später auf festem Lande für seine Irrtümer auf dem Wasser entschädigte, indem er die verwickeltsten Kriegsmanöver unternahm.

Für Moritz von Sachsens Feldherrnbegabung hat Friedrich der Große selbst, wie man wohl sagen kann, Bürgschaft geleistet. In einem seiner Briefe an Voltaire (vom 25. Juli 1749) heißt es: „Ich habe hier Frankreichs Helden gesehen, diesen Sachsen, diesen Turenne aus dem

Jahrhundert Ludwigs des Fünfzehnten; ich bin durch meine Gespräche mit ihm belehrt worden, nicht im Französischen, sondern in Kriegskunst. Dieser Marschall könnte Lehrer für sämtliche Generäle Europas sein.“

## IV

Adrienne Lecouvreauxs Neigung zu dem Grafen von Sachsen stand in ihrer höchsten Blüte, als der junge Graf d'Argental sich leidenschaftlich in sie verliebte und sie anflehte, ihn nicht vergebens schmachten zu lassen. Frei von Koketterie, wie sie war, schrieb sie ihm:

Ist es möglich, daß ein so hochbegabter Mann wie Sie, sich so wenig zu beherrschen versteht! Was wollen Sie damit erreichen, als mich peinlichen Verdrießlichkeiten, um nicht von Schlimmerem zu reden, auszusetzen? Ich schäme mich, mit Ihnen streiten zu müssen, da Sie mir so viel Mitleid einflößen; aber Sie zwingen mich dazu. Ich bitte Sie, seien Sie doch vernünftig und sagen Sie dem, welchen Sie beauftragen, mich zu quälen, ob er mir nicht ein bißchen aufzuatmen erlauben will. In den letzten vier Tagen hat er mir kaum Zeit dazu gelassen. Sobald uns der Zufall das erstemal zusammenführt, will ich Ihnen deutlich die Ungelegenheiten dieses Betragens nachweisen, und ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß Sie Ihr Unrecht einsehen werden.

Leben Sie wohl, unglückliches Kind! Sie bringen mich zur Verzweiflung.

Bald darauf erfuhr Adrienne, daß d'Argentals Mutter, Madame de Feriol, aus Angst, ihr Sohn könne Adrienne seine Hand anbieten, daran dachte, ihn aufs Land zu schicken, ja sogar so weit wie nach St. Domingo. Madame de Feriol, die kein ehrbareres Leben führte als ihre Schwester, Madame de Tencin, war ebenso konventionell wie frivol — zwei Eigenschaften, die sich so gern paaren — und um sie zu beruhigen, beschloß Adrienne zu ihr zu gehen, und ihre Stellung zu dem jungen Mann klarzulegen. Sie erfuhr jedoch in ihrer Eigenschaft als Schauspielerin einen derartigen Empfang, daß jede Mitteilung unmöglich gemacht war, und schrieb nun an die unwürdige Dame folgenden schönen, zugleich demütigen und würdevollen Brief:

Paris, 22. März 1721.

Madame, ich kann nicht ohne starke Niedergeschlagenheit von der Unruhe hören, unter der Sie leiden, sowie von den Plänen, die diese Unruhe Ihnen eingibt. Ich könnte hinzufügen, daß ich mit nicht geringerem Kummer von dem Tadel erfahren habe, den Sie meiner Aufführung gegenüber äußerten. Ich schreibe Ihnen jedoch weniger um mich zu rechtfertigen, als um Sie zu überzeugen, daß diese Aufführung in Zukunft in dem Punkte, der Sie interessiert, solcher Art sein wird, wie Sie sie mir vorschreiben. Ich bat Dienstag um die Erlaubnis, Sie sprechen zu dürfen, in der Absicht, mich Ihnen zu vertrauen und mir Ihre Befehle zu erbitten. Der Empfang, der mir wurde, machte meinen Eifer zunichte, und ließ nichts anderes in mir zurück als Scham und Traurigkeit.

Es ist jedoch notwendig, daß Sie die wahre Beschaffenheit meiner Gefühle kennen — und wenn es mir erlaubt ist, etwas mehr zu sagen: es ist notwendig, daß Sie es nicht verschmähen, auf meine demüthigen Ermahnungen zu hören, falls Sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, Ihren Herrn Sohn zu verlieren. Es ist der ehrerbietigste Sohn und der rechtschaffenste Mann, dem ich jemals im Leben begegnet bin. Sie würden ihn bewundern, wenn er nicht der Ihre wäre. Noch einmal, gnädige Frau, lassen Sie sich herbei, mit mir im Verein, die Schwäche bei ihm auszurotten, die Sie aufbringt und an der ich, was Sie auch sagen mögen, ohne Schuld bin. Zeigen Sie ihm weder Geringschätzung noch Bitterkeit; ich will lieber, trotz der zärtlichen Freundschaft und Ehrerbietung, die ich für ihn fühle, mir seinen ganzen Haß zuziehen, als ihn der geringsten Versuchung auszusetzen, die Rücksichten zu vergessen, die er Ihnen schuldet. Sie haben ein allzu lebhaftes Interesse an seiner Heilung, als daß Sie nicht eifrig an dieser arbeiten sollten; aber Sie haben es eben in allzu hohem Grade, um allein von Erfolg begleitet zu sein, besonders wenn Sie seine Neigung durch Anwendung von Machtsprüchen oder durch Darstellung meiner Person mit ungünstigen Farben — selbst wenn diese wahr wären — zu bekämpfen suchen. Ohne Zweifel ist ja diese Leidenschaft eine außerordentlich starke, da sie so lange bestanden hat, ohne jede Hoffnung, unter Kränkungen, trotz der Reisen, die Sie ihn unternehmen ließen und obwohl er mich während eines achtmonatigen Aufenthalts in Paris nicht zu seher bekam, mindestens nicht in meinem Hause, und nicht wußte, ob ich ihn überhaupt noch in meinem Leben empfangen würde. Ich habe ihn geheilt geglaubt, und dieser Umstand war es, der mich bewog, ihn während meiner letzten Krankheit zu empfangen. Wie jedermann begreiflich sein muß, würde der Verkehr mit ihm mir unendlich angenehm sein ohne diese unglückliche Leidenschaft, die mich ebenso in Erstaunen setzt, wie sie mir schmeichelt, die ich aber nicht mißbrauchen will. Sie fürchten, er würde, wenn er mich sähe, seiner Pflichten vergessen, und Sie treiben diese Furcht so weit, daß sie Sie hinreißt, gewaltsame Schritte gegen ihn zu unternehmen. Aber, gnädige Frau, es ist nicht gerecht, ihn auf so viele Arten unglücklich werden zu lassen. Fügen Sie doch kein neues zu dem Unrecht, das ich ihm schon antue; suchen Sie lieber ihn schadlos zu halten; lassen Sie all seinen Groll auf mich fallen und lassen Sie Ihre Güte lindern und heilen.

Ich will ihm schreiben, falls Sie es wünschen; ich will ihn niemals wiederschen, wenn Sie es fordern; ich will mich sogar auf dem Lande niederlassen, wenn Sie es für notwendig halten; aber drohen Sie nicht damit, ihn ans Ende der Welt zu schicken! Er kann seinem Vaterland nützlich, seinen Freunden zur Freude, seiner Mutter zur Ehre werden; es gilt nur, seine großen Gaben richtig zu leiten und seine großen Eigenschaften sich entfalten zu lassen. Vergessen Sie eine Zeitlang, daß Sie seine Mutter sind, wenn dies Sie hindert, ihm die Güte zu erweisen, die, ihm nicht zu verweigern, ich Sie auf meinen Knien anlehe. Kurz gesagt, Madame, Sie werden mich cher von der Welt zurückgezogen oder ihm Liebe erweisend sehen, als daß ich mich darin finde, ihn in Zukunft gleichzeitig von mir und meinetwegen gequält zu wissen.

D'Argental erfuhr von diesem Briefe zu der Zeit, da er geschrieben wurde, nichts. Es berührte wehmüthig, daß er erst sechzig Jahre später, als er mehr als achtzig Jahre zählte, dieses bewundernswerte Dokument unter den Papieren seiner Mutter fand.



Die Demut, die Adrienne Lecouvreur hier an den Tag legt, rührt um so mehr, als sie die erste Schauspielerin Frankreichs ist, als sie sonst kraft des von ihr geübten Zaubers Gleichstellung mit den vornehmen Damen erreicht hatte und die erste war, die einen Salon hatte. Voltaire hatte um jenen Zeitpunkt schon dafür gekämpft, die Töchter der Bühne in der allgemeinen Achtung zu heben. Adriennes Geschichte zeigt, wie unvollkommen ihm dies gelungen war.

## V

Wie schon erwähnt, wetteiferten die Damen der Aristokratie um die Gunst Moritz von Sachsens. Unter denen, die das Gerücht als Adrienne Lecouvreaus Rivalinnen nannte, war die vorhin erwähnte junge Herzogin von Bouillon. Sie hat die Tragödin vermutlich von ihrer Loge aus mit mißgünstigen Blicken verfolgt, denn als Adrienne eines Abends die *Phèdre* Racines spielte, wandte sie sich, offenbar die Geduld verlierend, unerschrocken an ihre Nebenbuhlerin mit Phèdres Worten:

Je ne suis point de ces femmes hardies  
Qui portant dans le crime une tranquille paix  
Ont su se faire un front qui ne rougit jamais.

Das klingt wie eine Herausforderung, war aber die Antwort auf eine vermeintliche Drohung, sonst ließe die Betonung des Wortes Verbrechen sich nicht verstehen.

Im Juli 1729 hatte ein kleiner buckliger Abbé zweimal vergeblich Zutritt bei Adrienne gesucht und schon durch ihn muß ihr Argwohn gegen die Herzogin wach geworden sein.

Er hieß Siméon Bouret und war der älteste Sohn des französischen Schatzkammermeisters in Metz. Da der Vater wegen seiner Geschäfte im Jahre 1727 die Sommermonate in Paris verbringen mußte, nahm er seinen sechzehnjährigen Sohn mit sich dahin. Sie kamen etwa vor Weihnachten 1728 nach Paris zurück, und als der Vater durch seine amtlichen Pflichten nach Metz zurückgerufen wurde, ließ er seinen Sohn in der Hauptstadt zurück, um dort im Zeichnen und Malen, wozu er unzweideutige Anlagen besaß, ausgebildet zu werden.

Der junge Mensch, der 1729 im neunzehnten Jahre stand, wohnte in einem Hotel garni und verbrachte fast alle seine Abende im Théâtre Français, da er große Freude an Schauspielaufführungen hatte. Während seines ersten Pariser Aufenthaltes hatte er mit einem jungen Edelmann, namens Périgord, der sich lebhaft für Kunst interessierte und Porträtmaler werden wollte, Bekanntschaft gemacht. Als Maler verblieb er mittelmäßig. Aber er besuchte gleichzeitig mit dem kleinen Abbé die Kunstakademie, die damals ihren Sitz im Louvre hatte, und so wurden die beiden Kameraden.

Einen Monat nach seiner Rückkehr nach Paris traf der Abbé aufs neue Périgord, der ihn vorschlug, sie sollten gemeinsam den Jahrmarkt



in Saint-Germain besuchen. Auf dem Wege dahin trafen sie einen dritten jungen Mann, sechzehn bis siebzehn Jahre alt, der Livree trug und ihnen als Page der Herzogin von Bouillon vorgestellt wurde. Unterwegs besahen sie den Laden eines Gemäldehändlers, und während Bouret die ausgestellten Bilder aufmerksam betrachtete, fragte der Page ihn, ob er sich auf Kunst verstehe. Er antwortete, daß er Miniaturenmalerei sei, worauf der Page ihn aufforderte, sein Porträt zu machen. Der Abbé ging darauf ein.

Der Page wohnte im Hotel de Bouillon, Quais Malaquais, sehr nahe der Straße Rue de Marais, wo Adrienne Lecouvreur ihre Wohnung hatte. Schon am nächsten Morgen war der Abbé dort an der Arbeit mit dem Porträt. In einer Woche war es fertig und wurde in einer Tabaksdose von Schildpatt gefaßt.

## VI

Als die Kameraden am Tage nach Vollendung der Malerei einander im Torweg des Hotels von Bouillon trafen, um aufs neue gemeinsam den Jahrmarkt zu besuchen, sagte der Page Bouret, er habe der Herzogin sein Porträt gezeigt und sie habe es gut gefunden. Er führte ihn danach ins Palais hinein und in die Zimmer, in denen sich die Herzogin aufhielt. Er bekam Erlaubnis, ihr seine Aufwartung zu machen.

Sie sagte ihm viele Artigkeiten wegen des Porträts ihres Pagen, machte ihn auch auf einige Fehler aufmerksam, fragte ihn jedoch sogleich, ob er nicht Lust habe, auch ihr Bild zu malen. Bouret antwortete, es würde ihm eine große Ehre sein, und versprach zwei Tage später wiederzukommen. Dies geschah Ende Januar oder Anfang Februar 1729.

Die Herzogin, die damals gegen zweiundzwanzig Jahre alt war, war eine sehr große Dame aus dem fast berühmtesten Geschlecht des französischen Adels, der Familie Guise. Ihr Mädchennamen war Mademoiselle de Guise, genauer: Louise Henriette Françoise de Lorraine, und sie war vier Jahre vorher mit dem vierzig Jahre älteren Emmanuel Théodore de la Tour d'Auvergne, Herzog von Bouillon in die Ehe getreten, als die vierte Frau dieses schon etwas alternden grand seigneurs.

Bouret, der ihr Porträt ausführte, beschreibt sie so: sehr schön; eher groß als klein; ein ovales, unten rundes Gesicht; offene Stirn, schwarze Augen, schwarze Brauen, dunkles Haar; der Mund stark emporgebogen, sehr rote Lippen, eine große Mouche nahe dem rechten Auge.

Daß der Abbé wirklich bei der Herzogin eingeführt worden ist, wird durch die vollständig richtige Beschreibung bewiesen, die er von den Möbeln und Kunstsachen gab, die sich in dem Boudoir der Dame befanden.

Die jungen Frauen des hohen Adels führten, ohne sich ernster Mißbilligung auszusetzen, ein ungebundenes Leben, und man meinte:

(wie in Paulmys *Sottisier* und in den *Memoiren* von Maurepas angegeben), daß die Herzogin, die vorurteilsfrei bald die Lieblinge des Publikums auf der Bühne, bald ihre Standesgenossen begünstigte, zu Liebhabern sowohl Schauspieler und Sänger wie Fürsten gehabt hatte (Quinault-Dufresne vom Théâtre Français, Tribou von der Oper, den jungen Grandval, der 1729 auf der nationalen Bühne debütierte, und im Augenblick zum erklärten Favoriten den Grafen von Clermont [Mitglied des Königshauses]). Indessen begehrte sie aufs heftigste Moritz von Sachsen, der fast offiziell als mit Adrienne Lecouvreur verbunden galt. Er hatte sie neun Jahre lang intim gekannt: er verschmähte aber in Wirklichkeit die Herzogin weniger um Adriennes willen, als wegen seiner Verbindung mit einer kleinen Opernsängerin, Marie Carton, die im folgenden Jahre den jungen Offizier nach dem Lager in Mühlberg in Sachsen begleitete.

Die Herzogin bildete sich ein, daß ihre Annäherungen wegen der Anziehung, die Adrienne Lecouvreur auf den Grafen ausübte, übersehen und abgewiesen würden. Sie war darüber im höchsten Grad empört.

## VII

Der Abbé fand sich auf Verlangen im Hotel de Bouillon ein, und vollendete in acht bis neun Sitzungen das Porträt der Herzogin. Während der dritten Sitzung fragte die Herzogin, die von dem großen Interesse Bourets für das Theater gehört hatte, den Abbé, ob er Schauspieler oder Schauspielerinnen kenne, und wen er am vorzüglichsten fände. Er antwortete, er kenne niemand, der besser sei als die Brüder Quinault und die Damen Lecouvreur und Du Clos. Er lobte also zugleich einen Schauspieler, den die Herzogin vorzog, und eine Schauspielerin, die sie haßte.

Die Herzogin fragte: Kennen Sie Fräulein Lecouvreur persönlich? — Ich kenne sie nur, soweit ich sie auf der Bühne gesehen habe. — Die Herzogin sagte dann, er solle versuchen ihre private Bekanntschaft zu machen oder jemand kennenzulernen, der mit ihr nahe verbunden sei. — „Da Sie sie nicht kennen und von ihr nicht gekannt sind, so müssen Sie mir das Vergnügen machen, ihr einen Brief zu überbringen, den ich Ihnen diktieren werde.“ — Und sie diktierte sofort Bouret einen Brief, der anscheinend von einem Mitglied des Königshauses, einem Prinzen von Geblüt, kam. Dieser richtete eine Liebeserklärung an Adrienne Lecouvreur und ersuchte sie zugleich darum, so bald wie möglich mit dem Grafen von Sachsen zu brechen.

Bouret nahm auf Befehl der Herzogin den Brief mit sich, aber er überbrachte ihn nicht. — Am folgenden Tage sagte ihm die Herzogin, der Brief sei unnütz, sie habe eine andere Idee bekommen. Es würde ja für ihn als Porträtmaler nicht schwierig sein, Eintritt zu Adrienne Lecouvreur zu erhalten. — Bouret fand doch, daß dies keineswegs leicht sei. — Die Herzogin antwortete, es drehe sich nur um eine Baga-

telle, nämlich der Schauspielerin einen Liebestrank einzugeben. — Bouret, der augenscheinlich sehr überrascht wurde, aber nicht wagte, einer so großen Dame eine abschlägige Antwort zu geben, versprach zu tun, was er vermochte, und fuhr fort zu malen. Während er so beschäftigt war, fragte die Herzogin, ob er zeitig zu Bett zugehen pflege. — Um 10 bis 11 Uhr abends. — Gut, finden Sie sich abends an dem Torweg der Tuileries ein, der nach Palais Royal zu liegt; dann werde ich nach Ihnen schicken, wenn ich vom Balle zurückkomme.

Dort fragten ihn zwei maskierte Herren, ob er nicht auf Verlangen der Herzogin von Bouillon dastehe. Sie fragten ihn, ob er Lust habe, Geld zu verdienen; in diesem Falle sei sein Glück gemacht, wenn er nur reinen Mund halten könnte in bezug auf die ihm anvertrauten Dinge. Er antwortete, das könne er, wenn nicht von einer schlechten Handlung die Rede sei. — Nein, sagten die Herren, nein! Sie erinnern sich wohl der Person, von der die Herzogin Ihnen gesprochen hat; es handelt sich nur darum, Zutritt zu ihr zu erlangen, und ihr einige Pastillen zu geben, die ihr Gleichgültigkeit für den Grafen von Sachsen und Liebe zu einem anderen Manne beibringen würden. — Wenn es sich nur darum handelte, sei es nicht sonderlich schwierig. — Bouret wurde dann zur Herzogin geführt, die auf einem Stein nahe der Brustwehr am Theatinerquai ganz verweint saß. Sie nannte ihrer Begleiterin oft den Namen Moritz von Sachsen; sonst konnte der Abbé aus ihrem Gespräch keine anderen Worte auffassen als diese: „Ich bin sehr unglücklich.“ Sie brach wie eine Verzweifelte immer aufs neue in Tränen aus. Endlich sagte sie zu Bouret, daß sie mit ihm sehr zufrieden sei; er solle am folgenden Tage die Arbeit mit ihrem Portrait fortsetzen.

Als er am nächsten Tage sich einfand, erwartete der Page ihn, wie er pflegte, am Eingang und führte ihn zu den Gemächern der Herzogin. Während Bouret malte, sagte Madame de Bouillon: „Sie wissen, was die beiden Herren Ihnen gestern sagten. Es ist ein unwürdiges Frauenzimmer (une fille de rien). Man muß sie aus dem Wege räumen. Das heißt sogar dem Staate einen Dienst beweisen. Außerdem können Sie einer Belohnung sicher sein.“

Bouret antwortete, er wolle alles machen, was in seiner Macht stehe, um Eintritt in das Haus des Fräuleins Lecouvreux zu erhalten. Er wurde noch am selben Tage und am folgenden Zeuge geheimnisvoller Flüstergespräche zwischen der Herzogin und ihren Vertrauten, aus welchen der Abbé immer nur den Namen des Grafen von Sachsen heraushörte.

## VIII

Es scheint, daß die Idee, den kleinen Krüppel in verbrecherischer Absicht anzuwenden, in der Herzogin aufstieg durch eine Kombination seines außerordentlichen Interesses für das Theater mit seinem Talent als Miniaturmaler. Das Talent gäbe ihm Gelegenheit, überhaupt Be-

kanntschaften zu machen. Das Interesse müßte ihm Zutritt zu einer Schauspielerin verschaffen können.

Zuerst will sie mit seiner Hilfe durch einen törichtten Brief Adrienne bewegen, sich in der Hoffnung auf eine noch vornehmere Verbindung von Moritz loszusagen. Dann sieht sie selbst ein, daß dieser Plan, der in Wirklichkeit eines Schulmädchens würdig war, zu keinem Resultat führen würde, und sie greift zu dem einfacheren und derberen Mittel, den Abbé einige Pastillen überbringen zu lassen, deren Wirkung er selbst für mystisch-erotisch halten soll, die aber ohne jegliche Mystik mörderisch wirken sollen.

Die Herzogin machte sich also kein Gewissen daraus, eine Frau, die dem breiten Volk entstammt, aus dem Wege zu räumen, und hat um so weniger Bedenken, als dieses Kind des Volkes dem von der Kirche verdamnten Schauspielerstand angehört. Nach und nach läßt sie sogar Bouret gegenüber den leichten Schleier fallen, mit dem sie ihre eigentliche Absicht verbarg. Sie erhebt sich zuletzt zur politisch-sozialen Betrachtung, daß man durch die Ermordung Adriennes „dem Staate einen Dienst erweist“.

Sonderbar genug hat das leidenschaftliche Begehren der großen Dame sie nicht klarschauend über die Verhältnisse und Verbindungen des lange vergeblich Begehrten gemacht. Sie findet die Hinderung für die Erfüllung ihres Wunsches an einem ganz anderen Punkt als dort, wo sie wirklich lag; sie verwechselt die edle, dem Grafen aufrichtig ergebene Freundin mit dem kleinen losen Ding, das ihn tatsächlich in ihrem Netze hatte.

Bezeichnend für die Sitten der damaligen Zeit ist die Frechheit, mit welcher die Herzogin reichlich zehn Menschen in das von ihr geplante Attentat einweihet; dennoch die Vorsicht, die sie ausübt, indem sie ihre Werkzeuge nächtlich und maskiert auftreten läßt, endlich die Sicherheit, die sie empfunden hat, daß, wie die Sache auch ausginge, sie durch ihre hohe Stellung immer vor der Regierung und der Polizei gedeckt sein würde.

## IX

Als das Porträt vollendet war, sagte die Herzogin zu Bouret, es sei am besten, daß er sich von ihrem Palais so lange fernhalte, bis er ausgerichtet habe, was die beiden maskierten Herren ihm aufgetragen hätten; er würde sie am gleichen Abend um 9 Uhr am Eingang der Tuileries wiederfinden. Er traf sie und sie fragten ihn, ob er willens sei, den Auftrag auszuführen. Er bejahte. Bei einer neuen Zusammenkunft am folgenden Tage wurde er ferner gefragt, ob er Gelegenheit gefunden habe, die Bekanntschaft Adrienne Lecouvreaux zu machen. Als er es verneinte, erklärten sie ihm, daß die Sache Eile hätte; er setzt sich keiner Gefahr aus, wenn auch das von ihm Überbrachte eine etwas gewaltsame Wirkung hätte. — Aber wenn sie dadurch sterben werde? fragte er. — Auch wenn dies geschehen sollte, würde er nichts zu fürchten



haben; man würde einen Postwagen bereit halten, um ihn über die Grenze zu führen. Danach verboten sie ihm ausdrücklich, jemals wieder seine Füße in das Hotel Bouillon zu setzen oder gleichviel unter welchem Vorwand mit der Herzogin sprechen zu wollen.

Große Schlaueit wurde wahrlich nicht an den Tag gelegt. Man suchte eher den Abbé zu erschrecken als ihn zu gewinnen. Und er hatte nichts dadurch zu gewinnen, daß er sich als Mordwerkzeug verwenden ließ in einer Sache, die ihn gar nichts anging, während er sicher war, seine Seelenruhe zu verlieren und alle Aussicht auf den Richtplatz hatte.

Die Sache kam dem jungen Abbé nun unheimlich vor, und einen ganzen Monat hindurch ließ er nichts von sich hören. Doch die zwei maskierten Herren ließen ihn durch einen Diener holen. Es war damals für einen Bürgerlichen nicht ratsam, zwei grands seigneurs zu trotzen. Er mußte wieder die Forderung hören, daß er sein gegebenes Wort einzulösen habe.

Ehrenhaft, wie er war, sah er es jetzt als seine Pflicht an, Fräulein Lecouvreur vor der ihr drohenden Gefahr zu warnen, und nach dem Rat seines Beichtvaters versuchte er, ihr einen Wink zu geben. Da er sie vergeblich in ihrem Heim gesucht hatte, schickte er ihr ein anonymes Billet, datiert 24. Juli 1729, worin er sie bat, zu einer bestimmten Stunde sich auf der großen Terrasse beim Luxembourg einzufinden, wo ihr eine wichtige Mitteilung gemacht werden würde. Sie würde den Briefschreiber an dem Zeichen erkennen, daß ein Abbé drei Schläge auf seinen Hut geben würde, während er sich ihr näherte.

Adrienne fand sich mit einem Freund und einer Freundin ein.

Hier wechselte denn endlich der Abbé einige Worte mit der Schauspielerin. Er sagte ihr, er fühle sich zu der Mitteilung verpflichtet, daß jemand die Absicht habe, sie zu vergiften. Adrienne fragte höchst natürlich: Ist es nicht von der Oper, daß mir diese Gefahr droht? — Nein. — Dann ist es also vom Hotel de Bouillon! — Sie sagte ihm, sie wolle einen tüchtigen Mann um Rat fragen. Wenn er am nächstfolgenden Tage zu ihr kommen wolle, solle er einen Wink bekommen, wie er sich zu verhalten habe.

Am 27. Juli verhörte der Graf von Sachsen in Adriennes Wohnung Bouret, fragte ihn u. a., ob, was er sagte, nicht erdichtet sei. Adrienne Lecouvreur sagte: „Dies kommt von der Herzogin de Bouillon“ und zeigte sich durch ihren sicheren Instinkt für die Persönlichkeit, von der die Gefahr drohte, besser ausgerüstet als die Herzogin, die so hartnäckig die falsche Fährte verfolgte. Adrienne verbot Bouret, über die Angelegenheit mit anderen zu sprechen.

Als am folgenden Tage Bouret auf der Straße vor seinem Hause stand, teilte ihm ein Savoyarde mit, daß zwei seiner Freunde auf ihn am Quai de l'Ecole warteten. Wie in einem Melodrama traf er dort dieselben maskierten Herren in ihre Mäntel gehüllt. Sie befahlen ihm ihnen zu folgen, und führten ihn nach dem Quai de Louvre, wo sie



ihm heftig vorwarfen, sie verraten zu haben und drohten, ihn totzuschlagen.

Bouret leugnete, irgendeinen Verrat begangen zu haben und erklärte sich willig, das Liebesmittel zu überbringen; man solle es ihm nur geben. Man versprach ihm dann doppelte Belohnung, und er erhielt eine neue Mitteilung, geheimnisvoll, wie sie heutzutage nur in Leihbibliotheksromanen vorkommen, deren Zweck aber augenscheinlich der war, ihn allein die Verantwortung tragen zu lassen. Er sollte am nächsten Tage von Pont Tournant in der Richtung nach der Marmorstatue durch die kleine Allee von Taxusbäumen gehen. Im zweiten Baum würde er rechts ein Paket Pastillen finden, von denen die meisten unschädlich seien, drei seien aber besonders in Papier gewickelt, und diese solle er Adrienne Lecouvreur eingeben, sobald er Gelegenheit dazu fände. Er sollte doch am liebsten ihnen zuerst ein Porträt des Grafen von Sachsen verschaffen.

Sie stellten unleugbar starke Forderungen an den armen Burschen. Unter Strafe ihres Zornes und ihrer Rache sollte der achtzehnjährige, kleine Krüppel nur kraft seiner geringen Fähigkeit in der Miniaturmalerei schnellstens so vertraut mit Adrienne Lecouvreur werden, daß er sie bewege, Pastillen zu verschlingen und außerdem ihm ein Bild ihres angebeteten Freundes auszuliefern.

Diese Aufforderung zeigt die Stärke des Aberglaubens bei der Herzogin und ihrer Umgebung; denn das Porträt sollte natürlich zum Behexen des Originals angewendet werden.

Am 29. Juli morgens teilte Bouret diesen Bescheid Adrienne und Moritz von Sachsen mit, die ihm beide rieten, in den Tuileriengarten zu gehen und die Pastillen zu holen. Er tat es und brachte dem wartenden Paar das Paket. Sie fanden viele weiße Pastillen und die drei besonders eingepackten. Als sie an ihnen rochen, wurde ihnen allen übel. Der Polizeidirektor René Hérault wurde augenblicklich verständigt. Doch ein Polizeidirektor unter Ludwig dem Fünfzehnten war nicht eben ein Aristides, nicht so gerecht, daß es notwendig wäre, ihn zu verbannen. Hérault, der Madame de Prie seinen Platz verdankte, hatte sie ja im Stich gelassen, sobald der König sich vom Herzog von Bourbon, ihrem Freunde, abwandte. Er hatte ferner Voltaire in die Bastille gesetzt zur Strafe dafür, daß er vom Chevalier von Rohan-Chabot mißhandelt worden war. Seine Gerechtigkeit zog auch das Haus Guise-Bouillon mit dem Grafen von Clermont einerseits einer Schauspielerin und einem kleinen Abbé andererseits vor und ließ noch am gleichen Abend Bouret arretieren und, vorläufig auf drei Monate, ins Gefängnis Saint-Lazare bringen. Die verdächtigen Pillen wurden einem Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Herrn Joseph Geoffroy zur Untersuchung überbracht. Nach dem Bericht Saint-Beuves, der den später verschwundenen Rapport vor Augen gehabt hat, faßte Geoffroy seine Entscheidung, die von dem damaligen Standpunkte der Chemie kräftiges Zeugnis ablegt, in der sinnlosen Auslassung zu-

sammen, daß einige der Pillen zweifelhaft schienen, daß ihre Anzahl dennoch nicht genügend sei, um auf dieser Grundlage ein Urteil fällen zu können.

## X

Bouret wurde am 1. August zum ersten Male verhört. Am folgenden Tage schrieb der Polizeikommissar Camuset, der ihn verhört hatte, an Hérault einen Bericht, dessen Albernheit unzweifelhaft, dessen Ehrlichkeit aber um so zweifelhafter ist. Er sagt: „Mehrere Umstände deuten darauf, daß der Abbé die ganze Geschichte erfunden hat.“ Er enthält die psychologische Beobachtung, daß der Abbé, so verunstaltet er sei, in das Fräulein, von der die Rede ist, verliebt sei.

Durch einen anderen Abbé, der infolge einer Ordre des Königs in Saint-Lazare verhaftet war, schrieb Adrienne vier- oder fünfmal an Bouret, während er im Gefängnis saß. Er antwortete ihr regelrecht und schickte ihr ihre Briefe zurück. Sie forderte ihn in ihrem ersten Brief auf, seine Aussagen zu widerrufen, falls sie nicht wahr seien, und versprach, Begnadigung für ihn zu erwirken, wenn er die Sache erfunden hätte. Sie muß aber bald selber eingesehen haben, daß dies unmöglich sei und sandte ihm durch ihren Lakeien drei goldne Louisdor à 24 Francs, einen Taler (6 Francs), zwei Hemden, eine Flasche Parfüm und einige Bücher, die er zurückgab, nachdem er sie gelesen.

Adrienne Lecouvreur sandte dem Polizeidirektor einen Brief, in welchem sie sich würdig und schön über den Abbé ausspricht: „Ich habe ihn gesehen, ihn veranlaßt, sich oft und ausführlich zu erklären; er hat mir sehr verständig und ehrlich geantwortet. Nicht daß ich wünschte, er habe die Wahrheit gesagt; ich habe hundert Mal mehr Gründe, zu wünschen, er sei geistesgestört. Gelte es nur, seine Begnadigung zu erbitten! Aber falls er unschuldig ist, bedenken Sie, welches Interesse ich an seinem Leben haben muß, und wie grausam diese Ungewißheit für mich ist. Denken Sie nicht an meinen Stand oder meine Geburt: ruhen Sie in meine Seele zu blicken, die aufrichtig ist und in diesem Briefe offen vor Ihnen liegt.“

Inzwischen kam der Vater Bourets, der Schatzkammermeister von Metz nach Paris, um Schritte zur Befreiung seines Sohnes zu tun. Der alte Herr war krank, aber schonte sich nicht, und am 23. Oktober 1729 wurde der kleine Abbé auf freien Fuß gesetzt. Er machte Adrienne Lecouvreur drei oder vier Besuche und sie sagte ihm sogleich, da sich im Publikum das Gerücht verbreitet habe, die Herzogin von Bouillon hätte versucht, sie vergiften zu lassen, sei seine Sicherheit trotz der Freilassung immer noch bedroht. In Wirklichkeit hatte die Herzogin den Polizeidirektor heftige Vorwürfe gemacht, daß er Bouret freigelassen habe.

Zu allem Unglück wurde der Schatzkammermeister in Paris bettlägerig und konnte seinen Sohn nicht nach Metz mit sich nehmen. Die Folge war, daß eine neue lettre de cachet vom 23. Januar 1730 seine

erneute Verhaftung, diesmal im For-l'Evêque-Gefängnis mit sich führte. Bouret war jetzt wegen „Gebrauch von Gift“ angeklagt oder sekundär „weil er der berühmten Schauspielerin Adrienne Lecouvreur eine falsche Mitteilung gemacht habe“.

Adrienne, die am 21. Januar in *Horace* gespielt hatte, trat erst am 4. Februar (in *Electre* und *Le Florentin*) wieder auf, ließ dann einen ganzen Monat vergehen, ohne zu spielen, trat wieder den 5. März auf in *Le malade imaginaire*, dann am 13. in *Oedipe* und danach sowohl am 14. wie am 15. März (*Oedipe* und *Le Florentin*). Diesen Abend spielte sie zum letzten Male; sie wurde während der Vorstellung oder sogleich nach ihr heftig krank, von dem, was Mademoiselle Aïssé, die im Theater war, „eine Dysenterie oder Inflammation der Eingeweide“ nennt. Nach einer heftigen Krisis, die am 17. stattfand, sprachen die Ärzte sich für „einen Blutsturz in den Eingeweiden“ aus, und den zwanzigsten am morgen starb Adrienne Lecouvreur.

Alle Umstände deuten darauf hin, daß die Herzogin, da es ihr mißlungen war, Adrienne durch den Abbé Bouret Gift beizubringen, ihr das Gift hat auf andere Weise eingeben lassen. Daß sie auf ihrem Todeslager beichtend und viele Vergehen eingestehend, ihre vollständige Unschuld am Tode der Schauspielerin behauptete, ist von geringem Gewicht.

Nichts spricht lauter für ihre Schuld als der Umstand, daß man der Verstorbenen Leichenbegängnis und Grab verweigerte.

Man nahm es zu jener Zeit mit den Kindern der Bühne nicht genau. Die Männer des Hofes und der Gerichtshöfe kassierten oder züchtigten nach Belieben eine Schauspielerin. Einer Bagatelle wegen wurden sie nach For-l'Evêque, mitunter sogar in eine Strafanstalt gebracht. Dies war die Ursache, daß die stolze und schöne Schauspielerin, Mademoiselle Clairon, in noch jungen Jahren ihren Abschied nahm. Kurz zuvor war unter dem sanftmütigen Fleury etwas noch Ärgeres geschehen: zwei junge Schwestern, Spanierinnen und von Adel, die beiden blutjungen Tänzerinnen Camargo, von denen die ältere ein Genie war, das seine Kunst umformte, verschwanden eines Tages, von einem vornehmen Wollüstling entführt, und die Polizei wollte aus diesem Anlaß keinen Finger rühren. Als der Räuber der beiden jungen Mädchen von ihnen genug hatte, schickte er sie einfach nach dem Theater zurück und die Pariser begnügten sich damit, zu lachen.

Adrienne jedoch war so allgemein beliebt und bewundert worden, daß Paris bei ihrem Todesfall in eine Art Aufruhr geriet, was freilich nicht hinderte, daß der Pfarrer in Saint-Sulpice, Languet, sich weigerte, sie in geweihter Erde zu begraben. Sie hatte ein bedeutendes Legat für die Armen in ihrem und in seinem Sprengel hinterlassen. Einem Kaplan, der sie auf dem Sterbebette besuchte, um ihr das Sakrament zu reichen, antwortete sie: „Seien Sie beruhigt! Ich weiß, warum Sie kommen, Herr Abbé; ich habe in meinem Testament Ihre Armen nicht vergessen.“ Dann aber wandte sie sich nach der Büste des Grafen von

Sachsen, die in ihrer Schlafkammer stand und sagte mit einem Zitat: „Dies ist meine Welt, meine Hoffnung und mein Gott“.

*Voilà mon univers, mon espoir et mes dieux!*

Der Minister schrieb an den Polizeimeister, es sei die Absicht des Cardinals von Fleury, sich nicht in die Frage eines kirchlichen Schauspielereingriffs zu mischen, vielmehr sich nach den Verfügungen zu richten, die der Erzbischof von Paris und der Pfarrer in Saint-Sulpice gemeinsam zu treffen für gut befinden würden. „Sollten Sie,“ schrieb er, „dabei beharren, die Erlaubnis zu verweigern, wie es ja den Anschein hat, so müßte man die Leiche bei Nacht fortführen und mit so wenig Skandal wie möglich begraben.“ Es war genau dieselbe Antwort wie seinerzeit die Ludwigs des Vierzehnten, als der Schauspieler Baron nach St. Germain fuhr, um den König von Molières Tod zu verständigen. Ludwig erklärte, er könne seine Autorität nicht statt der des Erzbischofs von Paris geltend machen, ließe aber den Prälaten bitten, „Lärm und Skandal zu vermeiden“.

Man mußte also auf ein christliches Begräbnis verzichten. Man wartete, bis es dunkel wurde, dann wurde die Leiche nach Ordre des Polizeimeisters von dem Hause Rue des Marais-Saint-Germain 21 (dem Hause, wo Racine gewohnt hatte und wo später die Schauspielerin Clairon wohnte) in eine alte Droschke gebracht und von zwei Lastträgern auf einem öden Bauplatz begraben.

Adrienne hatte, wie oben erwähnt, den jungen Grafen d'Argental zu ihrem Testamentsvollstrecker eingesetzt. Man betrachtete es dazumal als ein Zeichen von ganz ungewöhnlicher Seelengröße, daß er, ein Ratsherr an dem Parlament, ein derartiges Amt nicht ausschlug. Tatsächlich hatte er nur ihre Hinterlassenschaft zwischen ihren beiden Kindern zu teilen. Mademoiselle Aïssé, vielleicht das tiefstfühlende Weib jener Epoche, schreibt in ihren Briefen darüber: „Sie setzte sich dabei über das Lächerliche hinweg und gewann dafür den Beifall der Vernünftigen.“ In solchem Maße wurde ihres Standes wegen diejenige gering geschätzt, deren große Eigenschaften so tiefe Bewunderung erregten.

## XI

Man fuhr fort, den unglücklichen Abbé eingesperrt zu halten. Er wurde einem Verhör nach dem anderen unterzogen, damit er seine früheren Aussagen widerrufe; er verblieb aber fest und stellte stets das Geschehene auf dieselbe Weise dar.

18. Mai 1730 sandte Père de Couvigny, ein Jesuit, der Beichtvater für die in der Bastille Gefangene war und der auf Befehl Bouret das Schändliche seiner Verleumdung vorgehalten hatte, dem Polizeidirektor einen Brief, worin er mitteilt, daß Bouret hartnäckig behaupte, niemand verleumdete zu haben und auch außerstande zu sein, sich selbst zu verleumden. Der Beichtvater schließt: „Die Sache ist fürchterlich und in hohem Grade ernsthaft.“



Drei Monate später wandte sich der unschuldig mißhandelte Bouret in einem langen, rührenden Schreiben direkt an „Monseigneur, Monseigneur le lieutenant de police, dans son hotelle à Paris“, und ruft um Schutz, um Mitleid, um Gerechtigkeit an. Sogar wenn er sich den Tod mit dessen Greuel vor Augen halte, zieht er ihn der Selbstverleumdung vor.

Es kam keine Antwort und keine Befreiung. Wir können aber sehen, daß man danach Bouret hat verstehen lassen, wie die Lage war: ohne unbedingten Widerruf der vorgebrachten Beschuldigung sei eine Wiedererlangung der Freiheit unmöglich.

Da schickte der unglückliche Jüngling am 24. August einen ebenso gründlichen wie sinnlosen Widerruf: er habe getan, als sei er im Besitz eines Geheimnisses, das er Fräulein Lecouvreur mitteilen müsse, um Eintritt zu ihr zu erlangen. Er habe alles erfunden, die Äußerungen der Herzogin, den Pagen, die maskierten Männer.

Vier Tage danach, am 3. September, widerrief er noch einmal alle seine früheren Erklärungen und bat nur um Vergebung.

Vermutlich um ihn völlig mürrisch zu machen und damit der Tod Adriennes gründlich vergessen sei, wenn er endlich seine Freiheit erhielt, ließ man den Unglücklichen volle zwanzig Monate im Gefängnis verbleiben, bis er am 3. Juni 1731, erst 20 Jahre alt, ohne weiteres losgelassen wurde.

Wie es gelang, Adrienne das Gift beizubringen, ist unbekannt. Alles ward getan, um die Sache zu vertuschen. Der Schauspieler Laval hat 1759 in seinem *Tableau de siècle* geschrieben, daß der Pfarrer von Adriennes Kirchspiel es abschlug, sie unter den Gläubigen zu begraben, „obwohl sie einen brennenden Wunsch ausgesprochen hatte, das Todes sakrament zu empfangen“. In einer späteren Schrift hat dagegen Desprez de Boissy behauptet, der Pfarrer von Saint-Sulpice, Herr Languet, der mit größtem Eifer sie aufgefordert hatte, Reue über ihre Lebensstellung auszusprechen, mit Festigkeit ihm eine kirchliche Beerdigung ausschlug, da sie zur „Reue über das Ärgernis, das ihr Beruf mit sich führte“, nicht zu bewegen sei.

Mouval bemerkt, daß der Pfarrer nach den damaligen Gesetzen das Recht hatte, ihrem entseelten Körper die Kirche zu verschließen, weil sie gestorben war, ohne auf die Bühne verzichtet zu haben, ebenso wie der Pfarrer der Kirche Saint-Eustache seinerzeit das Recht hatte, diese Kirche der Leiche Molières zu verschließen. }

Wozu er dagegen kein Recht hatte, das war, ihrem Körper den Einlaß zum Kirchhof oder wenigstens zu einem Teil des Kirchhofes zu verweigern. Er war ja auch Molières Leiche eingeräumt worden, ja auf demselben Kirchhof war dem Schauspieler Rosimond, der 1688 ohne Beichte starb, Platz bewilligt worden. — Auf anderen Kirchhöfen hatten die Priester Plätze angewiesen für Racines Freundin, die Schauspielerin la Champoneslé, die 1698 starb, ferner den Schauspielern Lavoy und Le Grand (1726 und 1728).



Doch es war, wie schon erzählt, nicht nur eine kirchliche Beerdigung, die in dem Falle Adrienne Lecouvreaux verweigert wurde, sondern jegliche Beerdigung. Der Körper wurde nicht einmal auf eine Bahre gelegt, sondern um Mitternacht wie ein Paket von zwei Lastträgern in den Fiakre gelegt und nur von einer Runde Polizeisoldaten begleitet.

Deutlich genug hatte der Polizeidirektor Befehl erhalten, jede Untersuchung über die Todesart der Schauspielerin unmöglich zu machen, indem die Spuren vertilgt wurden. Wenn die Leiche in irgendeine Schindergrube geworfen und, anstatt in einen Sarg gelegt zu werden, nur mit frischem Kalk bedeckt wurde, so war eine erneuerte Leichenschau vereitelt.

In *Le Tableau du Siècle* sind dem gestrengen Fürsprecher des Gesetzes, Ariste (Languet de Gerzy), dem man dort Adriennes fromme Gesinnung vorhält, die Worte in den Mund gelegt: „Es ist nicht möglich, sie jetzt ausgraben zu lassen; es ist mir gesagt worden, man habe ungelöschten Kalk auf ihren Körper geworfen.“

Es ist ein Beweis, welche Macht die Kräfte besaßen, die Adrienne Lecouvreaux im Leben wie im Tode verfolgten, daß nicht einmal Moritz von Sachsen aufzubegehren wagte der Behandlung gegenüber, die seiner edlen und aufopfernden Freundin zuteil wurde. Nur Voltaire, der, als mit dem Hause Bouillon nahe verbunden, diesem Hause keine Untat zutrauen konnte oder wollte, protestierte immer wieder gegen die unwürdige Weise, mit der Frankreich seine am meisten bewunderte Schauspielerin nach ihrem Tode behandelte.

Es kommt einem heutzutage so vor, als sei die ganze Rechtlosigkeit des vorrevolutionären Frankreichs in Adriennes Schicksal zusammengedrängt: Als Kind des Volkes wurde sie nicht zur Gesellschaft gerechnet. Als Schauspielerin gehörte sie einem geringgeschätzten, von der Kirche verdamnten Stande an.

Glaubte eine Dame des Hochadels, die einen sie meidenden Mann verfolgte, daß die ihr erwiesene Kälte durch ein Geschöpf wie Adrienne verursacht wurde, so lag kein Gedanke ihr näher als der, entweder den Begehrten durch Zaubermittel zu erlangen oder einfach die Nebenbuhlerin töten zu lassen. Das erstere gelang nicht. Das letztere war außerdem leichter.

Versagte der erste Versuch, war dies nur eine Aufforderung dazu, einen zweiten durchzuführen.

Und da die Herzogin durch ihre eigene Familie und durch die ihres Gatten der obersten Schicht der herrschenden Kaste in Frankreich angehörte, da sie außerdem ein Mitglied des Königshauses zum Liebhaber hatte, konnte sie ungestraft jegliches Mittel gegen eine Frau kleinbürgerlicher Abstammung, die zudem dem Gauklerstand angehörte, anwenden. Die, der es galt, war zwar die erste Schauspielerin Frankreichs, aber für sie nur une fille de rien. Und die Herzogin blieb straffrei, während sie ohne Skrupeln den armen kleinen buckligen Abbé,

den sie als Werkzeug hatte benutzen wollen, fast zwei Jahre im Gefängnis verbringen ließ, bis er schweigend im Dunkel verschwand.

Was wirklich vorging, blieb versteckt sogar für Voltaire, sogar später für Sainte-Beuve, und nach der Natur der Sache ist die Angelegenheit noch nicht vollständig aufgeklärt, wenn auch kein Zweifel herrschen kann, daß die hier gegebene Darstellung die richtige ist.

## XII

Die herz- und geistlose Haltung der Geistlichkeit gegenüber der wehrlosen Leiche der ausgezeichneten Frau entlockte Voltaire das vielleicht schönste Gedicht, das er jemals geschrieben hat und später von Friedrich dem Großen vertont wurde. In einem früheren Kapitel wurde verschiedener Huldigungen Erwähnung getan, die er der Lebenden dargebracht hat. Hinzuzufügen ist hier noch eine Stelle in der ältesten Ausgabe von *Le Temple du Goût*, 1731 geschrieben:

Lecouvreur plus loin récitait  
Avec cette grâce divine  
Dont autrefois elle ajoutait  
De nouveaux charmes à Racine.

und insbesondere diese vier Zeilen zu ihrem Porträt:

Seul de la nature elle a su le langage;  
Elle embellit son art, elle en changea les lois,  
L'esprit, le sentiment, le goût fut son partage;  
L'Amour fut dans ses yeux et parla par sa voix.

Nun schrieb er das große Gedicht *La Mort de Mlle Levoureur*, célèbre actrice. Es beginnt mit einer beredten Schilderung des Schmerzes beim Anblick der Sterbenden:

Que vois-je? quel objet! Quoi! ces lèvres charmantes,  
Quoi! ces yeux d'où partaient ces flammes éloquentes,  
Eprouvent du trépas les livides horreurs! .....  
Que vois-je? c'en est fait, je t'embrasse et tu meurs!

Er schildert die allgemeine Trauer über den Verlust und berichtet hierauf, daß man einer ein Grab verweigerte, der Griechenland Altäre errichtet hätte:

Que direz-vous, race future,  
Lorsque vous apprendrez la flétrissante injure  
Qu'à ces arts désolés font des hommes cruels?  
Ils privent de la sépulture  
Celle qui dans la Grece aurait eu des autels.

Er weist auf den empörenden Widerspruch in der Haltung derer hin, die nach ihr seufzten, so lange sie am Leben war, und sie nun, da sie tot ist, als Verbrecherin behandeln:

Quand elle était au monde, ils soupiraient pour elle;  
Je les ai vus soumis, autour d'elle empressés;  
Sitôt qu'elle n'est plus, elle est donc criminelle!  
Elle a charmé le monde et vous l'en punissez.

Sodann wagt er es, England auf Kosten Frankreichs zu rühmen als das Land, das nicht bloß die Tyrannen, sondern auch die Vorurteile verjagt habe. Dort dürfe man alles sagen, dort werde jegliches Verdienst belohnt. In London würde Adrienne (wie Anne Oldfield) ihr Grab in Westminster zwischen Helden und schönen Geistern erhalten haben:

O rivale d'Athène, o Londres! heureuse terre!  
Ainsi que les tyrans vous avez vu chasser  
Les préjugés honteux qui vous livraient la guerre.  
C'est là qu'on sait tout dire et tout récompenser;  
Nul art n'est méprisé, tout succès a sa gloire.

Stärker und stärker betont Voltaire hier die Schmach Frankreichs, als Sklave des Aberglaubens außerhalb jener Kultur zu stehen, die, aus Athen und Rom wiedererweckt, in London thront, und schließt mit der bitteren Frage, warum sein Vaterland nicht mehr das Land der Ehren und der Talente sei:<sup>1)</sup>

Des lauriers d'Apollon dans nos stériles champs  
La feuille négligée est elle donc flétrie?  
Dieux! pourquoi mon pays n'est-il plus la patrie  
Et de la gloire et des talents?

Voltaire wagte natürlich nicht, dieses Gedicht drucken zu lassen, las es einigen Freunden vor, weigerte sich, Abschriften zu verteilen, war aber dennoch unklug genug, eine Abschrift dem unverlässlichsten seiner Freunde, Thiériot, anzuvertrauen, dem Manne, dessen Leben darin bestand, Voltaires Manuskripte in seinen Besitz zu bringen und sich interessant zu machen, indem er sie in Gesellschaft laut vorlas. Noch beliebter machte er sich offenbar bei den Verehrern des Dichters dadurch, daß er ihnen erlaubte, Abschriften der Arbeiten zu nehmen — was Voltaire selbstverständlich streng verboten hatte.

Während seines Aufenthaltes in Rouen erfuhr dann Voltaire, daß seine Sicherheit infolge des Gedichtes bedroht sei und daß die Spuren auf Thiériot zurückführten. Man bewundere die Schonung, mit welcher er ihm schreibt, die Artigkeit, mit der er voraussetzt, daß natürlich kein Mensch eine Abschrift besitze. Der Brief ist vom 1. Juni datiert:

Sie erinnern sich, daß ich Ihnen vor etwa einem Monat einige Verse über Mademoiselle Lecouvreaux Tod sandte, den Ausdruck meines berechtigten Schmerzes ob ihres Ablebens und einer vielleicht allzu heftigen Empörung über die Art und Weise, wie sie begraben worden . . . . Ich bin Ihnen höchlichst verbunden, daß Sie die vernünftige Diskretion bewiesen haben, keine Abschrift davon fortzugeben. Aber man sagt mir, Sie hätten es mit Menschen zu tun gehabt, die Sie mit Hilfe ihres guten Gedächtnisses verraten haben; man habe besonders die stärksten Stellen in Erinnerung behalten; diese Stellen seien verzerrt worden; sie seien bis zum Ministerium gelangt und es sei nicht sicher für mich, nach Frankreich zurückzukehren, wohin doch meine Arbeit mich ruft. (Wie man sieht, stellt er sich zur größeren Sicherheit, als befinde er sich nicht auf französischem Boden.) Ich erwarte, mein lieber Thiériot, von Ihrer Freundschaft, daß Sie mich genau unterrichten, was an

Wahrem in diesen Gerüchten ist und was ich zu tun habe. Sagen Sie mir, ob Sie mir raten, zu schreiben und zu sprechen oder zu schweigen und bessere Zeiten abzuwarten.

Condorcet, das wissenschaftliche Genie, der 1789 beim Ausbruch der Revolution schrieb, und der in seiner Gesinnung leidenschaftlich revolutionär war (er nahm 1794 Gift, um nicht als Marquis geköpft zu werden), sagt in seinem begeisterten Werk *Vie de Voltaire*: „Wer würde glauben, daß die Elegie auf Adrienne Lecouvreur Voltaire eine ernstliche Verfolgung zuziehen konnte!“ Er meint, es sei diese Elegie gewesen, die den Dichter zwang, Paris zu verlassen. Wir haben gesehen, daß er schon vorher der Hauptstadt den Rücken gekehrt hatte. Er verhielt sich einstweilen still in Rouen, um abzuwarten, daß der durch das Trauergedicht entfesselte Sturm sich gelegt haben würde. Bald kam er jedoch zu der Einsicht, daß die beste Abwehr gegen Haß und Fanatismus ein entschiedener Sieg auf der französischen Bühne sei, durch den er die Gunst der Öffentlichkeit wiedererobern konnte. Bildete ja das Theater jener Tage das einzige Band zwischen der Klasse Menschen, die dachte, und derjenigen, die sich für den Alltag mit dem Denken nicht eben plagte. Und so seltsam es klingt, so verschmolz der zufällig zusammengelaufene Haufe, aus dem ein Theaterpublikum besteht, damals zu einer Einheit. Er wurde eine Art Macht.

### XIII

Es galt, diese Macht für sich zu gewinnen. Voltaire versuchte es mit der Tragödie *Eryphile*, aber sie erfüllte den Zweck nicht. Weit entfernt, sich hiervon abschrecken zu lassen, hatte der Dichter schon fünf Monate nach der Niederlage eine in bloß zweiundzwanzig Tagen niedergeschriebene neue Tragödie auf der Bühne, und mit *Zaïre* erreichte er seinen größten Bühnenerfolg, einen, der alle Erwartungen und alle früheren Triumphe anderer Dichter übertraf.

Während der Vorbereitung dieser szenischen Arbeiten befand er sich jedoch in beständiger Unruhe. Die Ungewißheit, welche Ränke die Familie Rohan wieder gegen ihn spinnen könnte, hinderte ihn, sich in Paris niederzulassen, wo er eher geduldet als zum Aufenthalt berechtigt war. Als er Rouen verließ, verfolgt von dem Hasse Jores, der sich mit einem so erbitterten Feinde Voltaires wie Desfontaines verbunden hatte, wandte er sich an den Herzog von Guise mit der Bitte, ihm in dessen Hause in Arceuil Obdach zu gewähren, gab diese Unterkunft aber sofort wieder auf. Dann rief die tödliche Erkrankung des Präsidenten de Maisons, der, zum zweitenmal von den Blättern befallen, ihm zu seinem tiefen Kummer entrissen wurde, ihn wieder nach Paris.

Voltaire ist in ewiger Unruhe; unaufhörlich wechselt er seinen Aufenthaltsort. Wir sehen ihn bald in Plombières, bald in Rouen; er läßt sich seine Briefe unter Deckadressen an Bekannte senden



(„Schreiben Sie mir unter Couvert M. de Livri“). Dann findet er ein neues provisorisches Heim bei der Gräfin von Fontaine-Martel, einer älteren Dame, die einstmals eine Schönheit war und nun reich und freidenkerisch geworden, dem Palais Royal gegenüber ein großes Haus führte, in dem sie Voltaire Asyl und liebevolle Aufnahme bot. Wieviel Wert sie wirklich besaß, ist schwer zu sagen. Voltaires guter Freund, d'Argenson, fand sie boshaft und geizig, während er selbst sie in seinen Versen rühmt, insbesondere weil sie ihr Alter so gut trug, auf jüngere Frauen nicht neidisch war, sondern sich der ihr vom Leben gespendeten Güter freute. Sie führte und duldete eine freie Sprache. Voltaire lobt ihre Abendgesellschaften wie sie selbst: sie sei weltlich und lebensfroh und lästere bei der Jugend nicht, was sie selbst so wohl zu schätzen verstanden hatte. Und in ihrem Haus herrsche Freiheit:

Vous avez loge à l'Opéra  
 Au lieu de banc à la paroisse;  
 Et ce qui rend mon sort plus doux,  
 C'est que ma maîtresse chez vous,  
 La Liberté, se voit logée;  
 Cette liberté mitigée  
 A l'oeil ouvert, au front serein  
 A la démarche dégagée

Bei der Gräfin Fontaine-Martel wurden die Proben zu den verschiedenen Schauspielen Voltaires abgehalten. In ihrem Hause war ein kleines Theater. Man spielte, wie oben erwähnt, *L'Indiscret* und die Schauspieler vom Théâtre Français führten hier zuerst *Eriphyle* auf, das den Zuschauern Tränen entlockte. Voltaire gewann, wie er sagt (in einem Briefe vom 3. Februar 1732), hier in erster Instanz einen Prozeß, den er in der zweiten zu verlieren gefaßt sein mußte. Seine Ahnung täuschte ihn nicht; sein Erfolg auf dem richtigen Theater war ein bedingter; man applaudierte bei verschiedenen Stellen, die Angriffe auf Fürstenmacht und Aberglauben enthielten, und spendete den Versen Beifall; aber eine Geistererscheinung im fünften Akt mißlang notwendigerweise auf einer Bühne, auf der die herausstaffierte vornehme Jugend, die sich breitmachte und den Raum beengte, den Schauspielern keine freie Bewegung gestattete.

Die französische Bühne war nämlich zu Voltaires Zeiten noch von den Zuschauern so belagert, wie es die englische in Shakespeares Tagen gewesen war. In der Comédie Française gab es zu beiden Seiten des Bühnenraumes je vier von einem vergoldeten Eisengitter umgebene Reihen gepolsterter Bänke. Bei außerordentlichen Vorstellungen fügte man außerhalb des Gitters noch eine Reihe hinzu. Überdies war der Hintergrund der Bühne von etwa fünfzig Personen angefüllt, die in einem Halbkreis angebrachte Stehplätze einnahmen. Jedermann begreift, wie schädigend diese Unsitte für die Bühnenwirkung sein mußte. Bisweilen vermochten die Zuschauer die Schauspieler von den vornehmen Herren auf der Bühne kaum zu unterscheiden. Einige Jahre später (bei einer Aufführung der *Athalie* am 18. Dezember 1738)



war die Bühne von Bänken und Zuschauern so gefüllt, daß man die Vorstellung abbrechen mußte.

Es ist Voltaires Energie, seinen stets und stets wiederholten Klagen zu verdanken, daß diese Unsitte endlich im Jahre 1739 abgeschafft wurde.

#### XIV

Als Voltaire sah, daß *Eriphyle* in seiner ersten Gestalt auf der Bühne nicht einschlug, war sein erstes Bestreben darauf gerichtet, den Mut der Schauspieler wieder aufzurichten. Er bat den Grafen von Clermont, an den er in seiner *Fête de Bélébat* einige Verse gerichtet hatte — einem Prinzen, der als Nachkomme des großen Condé viel Einfluß besaß —, die Schauspieler zu sich zu berufen und ihnen den *Eriphyle* zu empfehlen; er schrieb außerdem einen neuen Prolog zu dem Stücke, der von der Dufresne, dem Liebling des Publikums, vorgetragen wurde. Als dies sich nicht als ausreichend erwies, um der Tragödie den ersuchten Erfolg zu erringen, arbeitete er sie rastlos um, so ungern die Schauspieler sich auch dazu bequemen, die bekannten Antworten in stets neuer Gestalt auswendig zu lernen.

Aber auch dies fruchtete nichts. Sobald Voltaire dies einsah, faßte er mit gewohnter Energie seinen Entschluß, ließ den Druck, den Jore bereits in Angriff genommen, abbrechen, nahm sein Manuskript zurück, stand vollständig und für alle Zeiten von seiner Veröffentlichung ab und verwendete bloß einige Stellen daraus in seiner Tragödie *Semiramis*. Seine Veranlagung brachte es mit sich, daß eine Niederlage ihm nicht das geringste ausmachte; er hatte stets viele Eisen im Feuer; fünf oder sechs Arbeiten gleich auf dem Stapel; mißlang die eine, so sammelte er sich um so stärker für eine zweite und ließ sich nicht davon beirren, daß die Schöngeister, die einander bei Madame de Tencin trafen, darunter Männer wie Fontenelle und La Motte, sich zu jenem Zeitpunkt von seiner dramatischen Niederlage so stark beeinflußt zeigten, daß sie ihn vollsten Ernstes und in guter Absicht baten, sich doch nicht hartnäckig der Dichtkunst zu widmen, für die ihm ja augenscheinlich jede Begabung fehle, sondern seine großen Fähigkeiten auf anderen Gebieten zu betätigen, wo sie einschlagen konnten.

Er ging bei der so rasch entworfenen Tragödie *Zaïre* ebenso zu Werke, wie er es bei *Eriphyle* getan hatte, änderte sie nicht nur während der Proben wieder und wieder, sondern arbeitete auch die Verse nach der ersten Aufführung um. Dufresne, der den Orosman spielen sollte, und als grand seigneur gewohnt war, den Dichtern seiner Person gegenüber eine demüthige Haltung aufzunötigen, verlor die Geduld und fuhr fort, bei den Proben seine Antworten in der ersten Fassung zu sagen. Aber Voltaire war noch hartnäckiger als er. Als eines Tages Dufresne ein großes Diner gab, wurde ihm von einer unbekannten Seite eine prachtvolle Pastete zugestellt. Als man sie aufschnitt, fand man darin eine Menge Rebhühner, von denen jedes in seinem Schnabel ein Papier-

röllchen trug. Diese Röllchen enthielten lauter umgearbeitete Verse aus *Zaïre*. Der Schauspieler sah sich genötigt, nachzugeben und die Folge war, daß das Stück, welches schon bei der ersten Aufführung Beifall geerntet hatte, bei der vierten so ungemein gefiel, daß Voltaire sich in einer Loge zeigen mußte und das ganze Theater ihm Beifall klatschte, als Dank für die Tränen, die stromweise geflossen waren.

Niemals hatte er einen derartigen Triumph gefeiert. Es versteht sich von selbst, daß die Feinde kläfften und die tiefste Geringschätzung für das Stück bekundeten: so Piron, Abbé Le Blanc, am allerheftigsten Jean Baptiste Rousseau, obwohl er späterhin jeden der erwiesenermaßen von ihm stammenden Angriffe frech ableugnete. Rousseau verdamnte das Stück schon aus religiösen Gründen leidenschaftlich. Er hob hervor, daß in Corneilles *Polyeucte* Paulinens Liebe mit Hilfe der Gnade besiegt werde, während die *Zaïres* sich stärker als die Gnade, stärker als die Religion erweise. Das Stück sei also ganz und gar unchristlich. Man führte zwei Parodien auf *Zaïre* auf, den *Harlekin auf dem Parnas* des Abbé Nadal, und *Die Findelkinder* von Romagnesi und Riccononi. Aber beide fielen durch.

*Zaïre* ist nach Voltaires eigener Auffassung die Liebestragödie unter seinen szenischen Werken. Damen aus seiner Bekanntschaft hatten ihn des öfteren hören lassen, daß in seinen Tragödien nicht genug Liebe vorkomme. Er hatte darauf geantwortet, daß die Tragödie nicht der Platz sei, wo dieses Gefühl zur natürlichen Entfaltung kommen könne. Da sie aber durchaus verliebte Helden und Heldinnen zu sehen wünschten, wollte er ihnen einmal ausnahmsweise den Gefallen tun. Und er schrieb in möglichst kurzer Zeit *Zaïre*. Es sind also die Damen, denen wir diese Tragödie verdanken.

Daß das Stück der Auffassung der damaligen Zeit von heißer und dennoch würdiger Erotik entsprochen hat, ist unzweifelhaft. Und nicht bloß dem damaligen Geschmack Frankreichs. *Zaïre* wurde drei Jahre nach der Pariser Erstaufführung in der Übersetzung des Dramatikers Aaron Hill auf dem Drury Lane Theater in London gespielt und erntete gewaltigen Beifall. Die Rolle Orosmans wurde, um sie von der den englischen Schauspielern eigenen Unnatur zu befreien, einem Verwandten Hills übertragen, einem Manne von hohem Stande, der als Amateur mitspielte; die *Zaïre* gab eine achtzehnjährige Debutantin: Colley Cibbers junge Frau.

Ins Italienische wurde die Tragödie von niemand geringerem als dem Grafen Carlo Gozzi übersetzt, dessen eigentümlichem Stil sie nicht eben lag; nichtsdestoweniger war die Wiedergabe vortrefflich und gewinnend. Im französischen Original hat Orosman, nachdem er von dem Dolchstoß getroffen wird, nur eine einzige Zeile, Nerestan eine Schlußrede von drei Zeilen zu sprechen. In der deutschen Übersetzung, wie sie z. B. 1767 in Hamburg aufgeführt und von Lessing besprochen wurde, sind diese vier Zeilen, der Ungeduld des Publikums zuliebe,

gestrichen. Gozzi dagegen hat das Stück noch verlängert, indem er nach dem Dolchstoß noch achtzehn Zeilen hinzufügte, die er dem Sterbenden in den Mund legte:

Questo mortale orror che per le vene  
Tutte mi scorre, omai non é dolore,  
Che basti ad appagarti, anima bella.  
Feroce cor, cor dispietato, e misero,  
Paga la pena del delitto orrendo!  
Mane crudeli — oh Dio! — Mani che siete.  
Tinte del sangue di sì cara donna  
Voi — voi — dov'è quel ferro? usw.

Wie man sieht, erforderte der italienische Geschmack eine noch stärkere Ausdehnung des Rührenden in der Tragödie.

## XV

Das Bühnenwerk *Zaïre* gibt insofern Anlaß, länger bei ihm zu verweilen, als es als typisch für die Voltaire'sche Tragödie, jedenfalls für die in der ersten Hälfte seines Lebens, gelten kann. Die Handlung geht in Syrien zur Zeit Ludwigs des Heiligen vor sich, nach den Kämpfen zwischen den Christen und Sarazenen.

Orosman, dessen Wesen und Charakter der Vorstellung von Saladin nachgebildet ist, ist Sultan in Jerusalem. Er hat ein junges Weib, *Zaïre*, in seinem Harem, das von christlichen Eltern gezeugt und im Serail als Mohammedanerin erzogen ist. *Zaïre* ist ihres zarten Alters wegen von den Sarazenen bei einem an der christlichen Bevölkerung verübten Blutbad verschont worden. Obwohl Sklavin, hat sie alle Ursache, mit ihrem Lose zufrieden zu sein; denn sie liebt den Sultan und wird von ihm geliebt, nicht nur als Odaliske seines Harems, sondern so tief, daß er ihretwegen mit der Vielweiberei brechen und sie als Sultanin auf seinen Thron erheben will. Er vereinigt mit seiner hohen Stellung jene Ritterlichkeit, der kein Weib widersteht.

Ein gefangener Franzose, Nerestan, ist seinerzeit mit des Sultans Erlaubnis nach Paris gereist, um dort womöglich das Lösegeld für zehn andere in Gewahrsam gehaltene christliche Ritter sowie auch für *Zaïre* und deren Vertraute, *Fatime*, zu beschaffen. Bei Beginn des Stückes kehrt er eben zurück und begibt sich aufs neue in Gefangenschaft, denn er bringt zwar die Summe Geldes mit, die zur Auslösung der anderen erforderlich ist, hat aber nicht genug, um sich selbst die Freiheit zu erkaufen.

Doch Orosman, der selbst liebt und sich geliebt weiß, legt einen Edelmut an den Tag, welcher das Lösegeld überflüssig macht. Kaum hat Nerestan die Äußerung getan: „Ich finde mich als Gefangener ein“, als der Sultan schon antwortet: „Sei von neuem frei und nimm deine Reichtümer mit dir“. Nicht zehn, sondern hundert christliche Gefangene will er ungehindert ziehen lassen. Nur einen einzigen gibt es, den zu behalten ihm angelegen ist: den alten Lusignan, der seit zwanzig

Jahren gefangen sitzt, weil er der ehemaligen Königsfamilie (Godefroy von Bouillon) angehört und mithin für die Sicherheit des Reiches gefährlich erscheint. Hiermit fällt ein Schatten auf die Freude, die der Edelmuth des Sultans hervorgerufen hat. Nerestan meint, es wäre unwürdig und unmöglich, den Greis seinem Schicksal zu überlassen. Es scheint also nichts wesentliches erreicht zu sein.

Aber schon zu Beginn des zweiten Aktes wird dieser Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt. Auf Zaires unwiderstehliches Flehen gibt der Sultan Lusignan die Freiheit zurück und, o Wunder, der alte Mann, der zwanzig Jahre einsam im Gefängnis gesessen, ohne das geringste über das Schicksal seiner Kinder zu wissen, findet diese nun sofort wieder. An den Kennzeichen, die bei Wiedererkennungsszenen auf der Bühne stets zu ihrem Recht kommen — einem Schmuckstück, einer Narbe —, entdeckt er in Nerestan und Zaire seinen verlorenen Sohn und seine vermißte Tochter.

Alles scheint damit gut zu sein. Da erhebt die tragische Muse ihr Haupt. Der Religionsunterschied mit all den Vorurtheilen, die er mit sich bringt, macht sich geltend.

Was nützt es, daß Orosman zu Nerestan gesagt hat:

*Reprends ta liberté, remporte tes richesses,*

oder das Nerestan voll Bewunderung für Orosmans Seelenadel antwortet:

*Grand Dieu! Quel vertu dans une âme infidèle!*

Was nützt es, daß Lusignan das Ehrgefühl der französischen Ritter anerkannt hat:

*Des chevaliers français tel est le caractère;  
Leur noblesse en tout temps me fut utile et chère.*

Und was hilft es, daß des Sultans Ehrgefühl jenem nichts nachgibt!

Dem christlichen Vater und Bruder ist Zaires mohammedanische Religion ein Greuel; sie halten ihr so lange die Schande vor, die darin liegt, nicht Christin zu sein, bis sie in die Worte ausbricht: „Ich bin es“. Sie ehrt das Kreuz; sie horcht zerstreut und ehrfurchtsvoll auf das, was ihr Bruder Nerestan ihr von den milden Christenlehren mittheilt. Im tiefsten Innern aber erkennt sie als echte Tochter Voltaires höchst philosophisch, daß die ganze Frage über Religion von Geburtsort und Umgebung abhängig ist:

*Je le vois trop. Les soins, qu'on prend de notre enfance  
Forment nos sentiments, nos mœurs, notre croyance.  
J'eusse été près du Gange esclave des faux dieux,  
Chrétienne à Paris, musulmane en ces lieux  
L'instruction fait tout.*

Ihre Einwilligung, sich taufen zu lassen, ist denn auch völlig unabhängig von ihrer Liebe zu Orosman, die nach wie vor in hellen Flammen steht:

*Je ne vois qu'Orosmane, et mon âme enivrée  
Se remplit du bonheur de s'en voir adorée.*



Orosman ist überdies, augenscheinlich um das Publikum nicht vor den Kopf zu stoßen, gar kein rechter Asiate, er ist nicht Türke, sondern Skythe und „hat den Stolz der Skythen, ihre Leidenschaftlichkeit, ihren Edelmut“.

Nichtsdestoweniger ist er in Lusignans und Nerestans Augen bloß ein Ungläubiger, den zu lieben für Zaïre die tiefste Herabwürdigung bedeutet. Auf ihre naive Frage, was die Strafe dafür sei, einen Ungläubigen zu lieben, antwortet der Bruder: der Tod.

Unvernünftig schwach, wie sie den Anfechtungen des Fanatismus gegenüber ist, gelobt sie denn recht sinnlos, Orosman nicht zu ehelichen, bevor sie getauft ist. Und nun wird von Seite des Dichters alles getan, um ein gegenseitiges Verständnis hinauszuziehen und hierdurch den tragischen Schluß herbeizuführen, zu welchem Othello ihm die Idee gegeben hat. Orosman ist außerstande zu begreifen, warum Zaïre die Hochzeit plötzlich verschoben haben will; eine Erklärung gibt sie ihm nicht. Er kann unmöglich etwas anderes vermuten, als daß ein begünstigter Nebenbuhler seinem Glück im Wege stehe. Am Ende des dritten Aktes beginnt dann die Eifersucht zu wirken. Und es gibt niemand anderen, der verdächtigt werden kann, Zaïres Liebe gewonnen zu haben, als diesen christlichen Ritter, der sie beständig umkreist. Nichts wäre nun einfacher, als daß Orosman beizeiten erführe, daß Nerestan Zaïres Bruder ist. Aber dann konnte ja kein Trauerspiel daraus werden.

Noch sieht Zaïre keinen Mangel an ihrem Geliebten. Auf der einen Seite steht also Geburt, Vaterland, Religion und die sogenannte Ehre, auf der anderen allein ihre Liebe. Orosman hat alle Vorzüge:

Généreux, bienfaisant, juste, plein de vertus,  
S'il était chrétien que serait-il de plus?

Aber selbst die vertraute Freundin Fatime ist der Ansicht, daß Gott die Liebe zu einem Ungläubigen nie vergeben könne. Orosman fängt einen Brief auf, der ein Geheimnis zwischen Nerestan und Zaïre andeutet; er gewinnt die Überzeugung, daß dieses verbrecherischer Art sei. Als sie, unschuldig bezichtigt, seine Anklage mit Stolz von sich weist, packt ihn die Wut des Skythen, er bohrt ihr den Dolch ins Herz und will Nerestan martern lassen. Aber gleich darauf von dem wahren Sachverhalt unterrichtet, bereut er wild und macht seinem Leben ein Ende, um seine Schuld zu sühnen.

Während der Ausdruck der Liebe hier in einer Weise formuliert ist, daß das Stück an den Höfen Beifall finden konnte, ist in den Schlußszenen zwischen Orosman und Zaïre etwas einfach Menschliches. Man lese beispielsweise die große Szene im vierten Akt, wo der Sultan seine erregten Vorwürfe mit dem erstaunten und gerührten Ausruf unterbricht:

Zaïre, vous pleurez?

Aber man fühlt es stark hier, wo Voltaire als Tragiker sein Bestes gegeben zu haben meint, daß die französische Tragödie in ihrer durch-



ein Jahrhundert gefesteten Form eine Art Operntext geworden war, der die Melodie aufgesogen hatte, etwas Wirklichkeitsfernes, das die Beobachtung einer herkömmlichen künstlerischen Konvention weder aufgeben wollte noch konnte, während sie doch besonders durch die Neubildungen, die innerhalb des einmal gegebenen Rahmens gedeihen konnten, zu wirken versuchte. Es ist z. B. neu, daß in dem Stück Franzosen auftreten. Die Tragödie war in Frankreich niemals zuvor national gewesen, sondern Griechen, Römern und Spaniern vorbehalten geblieben. Es ist ferner neu, daß in einem Konflikt zwischen Liebe und Religion der Nachdruck nicht, wie in *Polyeucte* auf dem Christentum, sondern auf der Liebe liegt; die Darstellung der mörderischen Eifersucht einer ritterlichen Natur war auf der französischen Bühne nicht minder etwas Neues.

Dennoch muß das Ganze ein überwiegend musikalischer Kunstgenuß gewesen sein, ähnlich dem, den eine italienische Oper spendet. Das Hauptgewicht ruhte nicht auf den Menschen — kein einziger von ihnen ist in dem Bewußtsein der Nachwelt stehengeblieben —, sondern auf Schlagkraft und Schneid jedes einzelnen Verspaares; auf der Grund-Antithese, zuerst in diesen Versen, dann in dem ganzen Trauerspiel mit dessen symmetrischen Kontrasten, die unter den in wechselnden Szenen sich entwickelnden verschiedenen Gemütsbewegungen entstanden und sich auflösten.

In diesem Grade musikalisch ist die reimlose versifizierte Tragödie weder in England noch später in Deutschland und Dänemark jemals gewesen. Sie hat nicht dieses unablässige Glockenspiel. Sie ist nicht reimtönend.

Und wenn dieses liebende Paar, das die damaligen Zuschauer so ernsthaft beschäftigte, uns Jetztlebende nicht zu rühren vermag, so beruht dies gerade auf dem, was dazumal die meisten bewegte. Wir fühlen deutlich, was der Dichter durch das Mißgeschick dieses Liebespaares beweisen und lehren wollte: welch unersetzliches Unheil die dem Religionsunterschied beigemessene Wichtigkeit verursachte. Sein Schauspiel lehrt, daß auch der Unglaube Tugenden habe und dieselben Tugenden, die in der Regel christlich genannt werden; es lehrt ferner, daß selbst die besten Christen berechtigtes Menschenglück zerstören, wenn sie die Forderungen ihres Fanatismus als heilige Pflicht betrachten.

Othello und Desdemona leben noch, weil der Dichter uns durch sie keine Lehre verkünden, keine Moral predigen wollte.

Sogar die Beredsamkeit, in welcher nach dem Urteil der damaligen Zeit die schöne Stärke des Stückes lag, widerstrebt uns heute überall, wo sie nicht Maß zu halten versteht. Beständig wird der Mund zu voll genommen. Nie läßt sich Voltaire daran genügen, Zaïres königlicher Herkunft Erwähnung zu tun. Es muß eine hohe Ziffer hinzukommen. Sie stammt stets von zwanzig Königen ab; als ob es überhaupt in Jerusalem zwanzig christliche Könige gegeben hätte!

Vous, le sang de vingt rois, esclave d'Orosmane!

So bricht Zaïre, als ihre Vertraute sie bloß einen Augenblick allein läßt, in den Ausruf aus: „Das Weltall verläßt mich!“

Fatime ne vient plus. Quoi! dans ce trouble extrême  
L'Univers m'abandonne! on me laisse à moi même.

Hierzu kommt endlich die schon früher berührte Schwerfälligkeit des scheinklassischen Stils, das ängstliche Vermeiden des einfachen schlichten Ausdrucks. Zum Beispiel dort, wo Orosman sagt:

Madame, il fut un temps, où mon âme charmée  
Écoutant sans rougir des sentiments trop chers  
Se fit une vertu de languir dans vos fers.

Diesem Stil entspricht es, daß es statt des einfachen „Wo gehst du hin?“ tragisch heißt: Où portez vous vos pas? und „Gehen wir“, tragisch ausgedrückt, lautet: Otons nous de ces lieux!

Allein wir wollen über Schwächen hinwegsehen, die Zaïre mit allen anderen französischen Tragödien, selbst den besten, gemeinsam hat. Es ist in dem Grundgedanken dieses Stückes etwas, das Lessing später in seinen *Nathan der Weise* aufnahm, wo Orosman durch sein Vorbild Saladin ersetzt ist, und es ist etwas in der Hauptperson Orosman, in seinem Verhältnis zu Zaïre, wie eine Vorahnung von Goethes Thoas, einem anderen Skythenkönig, in seinem Verhältnis zu Iphigenie.

## XVI

Voltaire fühlte seine Stellung mehr und mehr bedroht. Irgendein Unbekannter gab seine vor zehn Jahren an die Marquise von Rupelmonde gerichtete *Epistel an Urania* in Druck. Das Gedicht, das die Religion berührte, war allerdings anonym, aber es half nichts, da die öffentliche Meinung den Verfasser ausfindig machte. Nicht bloß die Frommen, auch die Konservativen standen vor Entrüstung in hellen Flammen. Es war zu erwarten, daß die Obrigkeit einschreiten werde. Der Kanzler d'Aguesseau fragte seinen Sekretär Langlois, was er darüber dächte. Die Antwort war: „Monseigneur, man sollte Voltaire irgendwo einsperren, wo er nie Papier, Feder und Tinte in die Hand bekäme. Er ist staatsgefährlich.“ Der Erzbischof von Paris, Herr de Vintimille, beklagte sich bei dem Polizeiminister und Hérault berief Voltaire vor sich, der beteuerte jedoch, die Epistel sei durchaus nicht von ihm, sondern von dem verstorbenen Abbé de Chaulieu, den er sie öfters hatte deklamieren hören.

Die junge Schauspielerin Mademoiselle Gaussin, die die Zaïre spielte, war schon zuvor als Tullie in *Brutus* vortrefflich gewesen. Voltaire hatte ihr damals folgende scherzhafte Verse gewidmet:

Que le public veuille ou non veuille,  
De tous les charmes qu'il accueille  
Les tiens sont les plus ravissants.  
Mais tu n'es encor que la feuille  
Des fruits que promet ton printemps,  
O ma Tullie, avant le temps  
Garde-toi bien qu'on ne te cueille.

Es scheint, als ob die hier erwähnte Frucht zu rechter Zeit gepflückt wurde, und zwar von keinem anderen als von dem, der fürchtete, sie würde zu früh geerntet werden.

Voltaire hat viele Verse an die Gaussin geschrieben, darunter anlässlich ihres zwanzigsten Geburtstages im August 1731 folgende:

Le plus puissant de tous les dieux,  
Le plus aimable, le plus sage,  
Louison, c'est l'Amour dans vos yeux.  
De tous les dieux le moins volage,  
Le plus tendre et le moins trompeur,  
Louison, c'est l'Amour dans mon cœur.

Stürmisch aber war sein Dank, da Mademoiselle Gaussin als seine *Zaïre* Triumphe feierte. Er huldigte ihr in der versifizierten Epistel (der neununddreißigsten), die in die Widmung des Stückes eingeflochten ist. Diese Epistel beginnt:

Jeune Gaussin, reçois mon tendre hommage,  
Reçois mes vers au théâtre applaudis!  
Protège-les: *Zaïre* est ton ouvrage;  
Il est à toi, puisque tu l'embellis.  
Ce sont tes yeux, ces yeux si pleins de charmes,  
Ta voix touchante, et tes sons enchanteurs,  
Qui du critique ont fait tomber les armes.

Vielleicht war diese Huldigung nicht besonders übertrieben. Wahrscheinlich hat die entzückende Erscheinung der jungen Schauspielerin das ihre dazu beigetragen, die Kritik zu entwapfen. Das Gedicht schließt feurig:

Heureux cent fois le mortel amoureux  
Qui, tous les jours, peut te voir et t'entendre,  
Que tu reçois avec un souris tendre,  
Qui voit son sort écrit dans tes beaux yeux,  
Qui, pénétré de leur feu qu'il adore  
A tes genoux oubliant l'univers,  
Parle d'amour, et t'en reparle encore!  
Et malheureux qui n'en parle qu'en vers!

Als die Vorstellungen von *Zaïre* infolge einer Erkrankung Mademoiselle Gaussins einige Zeit unterbrochen wurden, ließ Voltaire das Stück bei Madame de Fontaine-Martel aufführen, wobei er selbst, wie später des öfteren, den Lusignan mit einem Leben und Feuer spielte, das einzelnen Zuschauern für einen zwanzig Jahre lang Eingekerkerten allzu stark dünkte.

Aber augenscheinlich hat Voltaire, so sehr er Gebärden auf der Bühne verabscheute, ein Übermaß von Leben gebilligt.

Eine junge Schauspielerin, der er Unterricht erteilte und mit ihrer Ruhe unzufrieden, eine Weisung gab, wie seiner Auffassung nach die Rolle anzupacken sei, erwiderte ihm: „Um so zu spielen, müßte man ja den Teufel im Leibe haben.“ „Ja,“ gab er zur Antwort, „das ist es eben, was man haben muß.“

Als ein andermal eine Anfängerin ihn durch ein beständiges Fuchteln mit dem Arm irritierte, knüpfte er ein Band um ihren rechten Arm und stellte sich in die Kulisse, das Band in seiner Hand behaltend, um sie zu ruhigem Spiel zu zwingen. Sie dämpfte ihre Bewegungen; als sie aber zuletzt ernstlich in die Hitze kam, holte sie so heftig mit dem Arme aus, daß das Band zerriß. — „Um Verzeihung!“ sagte sie, „ich weiß, daß das verkehrt war.“

„Im Gegenteil, im Gegenteil!“ rief er. „So soll es ja gerade sein. Ich hoffte ja, Sie würden mir das Band entreißen. Wenn die Bewegung bloß von innen kommt, dann ist sie am Platz.“

## XVII

Im Januar 1733 wurde Voltaire's gute Wirtin, der epikuräische Philosoph in Weiberkleidern, Gräfin Martel, sterbenskrank, und Voltaire fiel die peinliche Aufgabe zu, sie von ihrem nahe bevorstehenden Ende zu unterrichten. Sie wollte von Priester und Sakramenten nichts hören; aber sehr bezeichnend für den Geist jener Zeit, hielt Voltaire sich als durch seine Ehre verpflichtet, sie, wie er selbst es für seine Person wünschte, in Übereinstimmung mit der Kirche dahinscheiden zu lassen. Er führte also einen Priester zu ihr und gab später, seiner Gewohnheit nach, ohne die mindeste Rührung, eine höchst burleske Schilderung der Situation, wie die Gräfin notgedrungen die letzte Zeremonie erfüllte.

Um jenen Zeitpunkt erschien seine bekannte Dichtung *Le Temple du Goût*, ein echtes Produkt des achtzehnten Jahrhunderts, halb in Prosa, halb in Versen, in welchem er die Schriftsteller aus Ludwig des Vierzehnten und seinem eigenen Zeitalter mit unerhörter Respektlosigkeit beurteilte, aber im allgemeinen so gesund, daß die Nachwelt diese Urtheile bestätigt hat. In einzelnen Fällen, wie J. B. Rousseau gegenüber, richtete er mit einem durch die Anfälle des verbannten Lyrikers geschärften strafenden Witz. Die Arbeit hat ungefähr den Wert, den Boileaus *L'Art poétique* für die frühere Periode gehabt hatte.

Sie erregte helle Wut. Man war empört, daß Voltaire so große Schriftsteller, wie Rabelais oder Bayle, tadelte, ihnen Weitschweifigkeit vorzuwerfen wagte. Andererseits verlangten zeitgenössische Autoren, die darin gelobt waren, wie der Graf von Caylus, als Edelleute, die sich bloß als Amateure, nicht als simple Schriftsteller betrachtet sehen wollten, entrüstet, daß er ihre Namen streiche.

Voltaire's artige Antwort an Caylus lautete: „Ich ziehe das Vergnügen, Ihnen gehorsam zu sein, dem Vergnügen, Sie zu rühmen, immerhin noch vor. Ich glaubte nicht, daß ein so wohlverdientes Lob beleidigen könnte.“ Worauf Caylus als wahrer Aristokrat antwortet: „Ich danke Ihnen nochmals für Ihre Artigkeit; sie erreicht ihren Höhepunkt, falls ich meinen Namen in der neuen Ausgabe nicht wiederfinde.“

Der Sturm, der sich gegen das Werkchen erhob, war der stärkste, den Voltaire bisher auszuhalten gehabt hatte. Es beschäftigte die Lesewelt und brachte sie in Aufruhr. Nach damaligem Brauch wurde es

öffentlich auf den kleineren Bühnen parodiert, die dazumal dieselbe Aufgabe erfüllten, wie heutzutage die Revuetheater.

Die Marionettenbühne gab das Signal zum Angriff und der Witz war mehr derb und volkstümlich als fein: Der kranke Polichinel erhält von einem Arzt den Rat, sich einige Stockschläge geben zu lassen, um in Schweiß zu geraten. Aber dieses Mittel hat man schon versucht und es hat nicht geholfen. Ein anderer Arzt rät ein Abführmittel an; man bringt einen Tempel des Geschmacks (*Le Temple du Goût*) auf die Bühne und er erweist sich als ein Nachtstuhl. Der Scherz erschien indessen zu derb, und man zog das Stück auf höheren Befehl zurück.

Als nächstes machte sich das italienische Theater ans Werk. In dessen Posse erschien Voltaire selbst auf der Bühne in kariertem englischen Anzug, der jedoch, um seinen angeblichen Geiz zu bezeichnen, aus Leinwand, nicht aus Tuch war. — Er benahm sich wie ein vollständiger Narr, äußerte sich höchst albern und ohne die geringste Urteilskraft über alles mögliche und vertrat so den falschen Geschmack (*le faux goût*) im Gegensatz zum guten.

Zeugnisse von Zeitgenossen erweisen, daß einzelne unter einer so sinnlosen Herunterreißung eines hochgeschätzten Schriftstellers litten. Voltaire selbst scherzte darüber. Er schrieb an Thiériot, wenn Sokrates es sich habe gefallen lassen müssen, von Aristophanes auf die Bühne gebracht zu werden, so würde es sich für ihn nicht schicken, sich über eine Satire von Romagnesi zu beklagen.

Nach Madame de Martels Tode war Voltaire noch einige Zeit in ihrem Hause wohnen geblieben. Im Mai 1733 bezog er ein Haus in der Rue du Long-Pont, dem Besitztum eines großen Kornhändlers, namens Demoulin, den er bei einem der untergeordneten Beamten seines Vaters kennen gelernt hatte. Da er den Kornhandel für sehr einträglich hielt, ließ er Demoulin für sich spekulieren, was dieser auch mit gutem Erfolg tat.

Die Gasse, in der das Haus stand, war eng und häßlich; aber Voltaire richtete sich so hübsch wie möglich ein, und lud junge und ältere Freunde zum Speisen zu sich. In diesen Stuben sah er zum ersten Male nicht lange nach seiner Übersiedelung die Dame, die die nächsten siebzehn Jahre seines Lebens beherrschen sollte. Voltaire kannte die Herzogin von Saint-Pierre; er kannte deren Freund, den geistvollen, gelehrten und tapferen Louis de Brancas, Graf von Forcalquier, den Sohn des Marschalls. Sie besuchten ihn bisweilen. Eines Tages nahmen sie die intime Freundin der Herzogin, die Marquise von Châtelet, mit sich und dieses Kleeblatt fand sich auch eines Abends zu einer bescheidenen improvisierten Mahlzeit ein, einem Hühnerfricassée, das ein ausgezeichnete Champagner hinabschwemmte. Hierbei ergab sich folgender kleiner Vers:

Ciel! que j'entendrais s'écrier  
Marianne, ma cuisinière,  
Si la duchesse de Saint-Pierre,  
Du Châtelet et Forcalquier  
Venaient souper dans ma tanière.



Hier ist der Ausgangspunkt für die intime Freundschaft zwischen Voltaire und der Marquise von Châtelet, die Voltaire nicht lange danach eine lange Reihe ruhiger und fruchtbarer Arbeitsjahre sicherte. Es war zu Anfang ein leidenschaftliches Liebesverhältnis, ging dann im Laufe der Zeit in eine geistige Ehe über, in welcher der männliche Genius sich zufrieden und beruhigt fühlte, während der weibliche unter Voltaires häufigen Reisen und zahlreichen Unvorsichtigkeiten litt, und sich überdies auf die Dauer mit dem nur geistigen Zusammenleben nicht begnügen wollte.

### XVIII

Gabrielle Emilie Le Tonnellier de Breteuil war am 17. Dezember 1706 geboren, also sechsundzwanzig Jahre alt, als sie, im Vorsonnmer 1733, den damals achtunddreißigjährigen Voltaire kennenlernte. Sie war im Alter von achtzehn Jahren mit dem Marquis Florent Claude du Châtelet-Lomont vermählt worden, der einem uralten lothringischen Adelsgeschlecht entstammte, ihr aber sehr unterlegen war. Er war eine Durchschnittsfigur unter den Edelleuten und Offizieren jener Zeit, jedoch weder unmännlich noch vorurteilsvoll, ehrenhaft, ohne deshalb von der Ehe eine andere Auffassung zu haben als die im achtzehnten Jahrhundert übliche; sie selbst war eine Frau von ganz ungewöhnlichen geistigen Anlagen. Das Paar bekam einen Sohn und eine Tochter und ließ einander im übrigen in Ruhe.

Voltaire hatte die berühmte Emilie als kleines Mädchen bei ihrem Vater gesehen. Einer der Schriftsteller, die zu dem kleinen Hof der Herzogin von Maine in Sceaux gehörten, ein witziger Mann, namens Dumas d'Aiguebierre, machte sie aufs neue miteinander bekannt. Es ist hierin nichts, was an Solness und Hilde erinnert, als eben das Wiedersehen nach vielen Jahren. Voltaire war noch jung, in seiner besten Kraft, und die schöne Emilie hatte nicht auf ihn gewartet.

Schon als Kind hatte sie Latein und Italienisch gelernt, im Alter von fünfzehn Jahren begonnen, Vergil zu übersetzen und sich frühzeitig zur Mathematik hingezogen gefühlt. Aber trotz ihrer bedeutenden Anlagen war sie Weib und sogar ein leidenschaftliches Weib bis in die Fingerspitzen. Die Atmosphäre des Zeitalters wirkte wohl erhitzend. Als ihr Mann zeitig aufhörte, sie zu beschäftigen, widerstand sie Versuchungen nicht und stürzte sich kopfüber in eine Liebesverbindung mit dem Marquis von Guébriant, die infolge seiner bald eintretenden Erkaltung mit einem Selbstmordversuch ihrerseits endete. Dieser, der kein Geheimnis blieb, wurde von den zeitgenössischen Liederdichtern lustig besungen und von Maurepas in seinen Lebenserinnerungen umständlich erörtert. Später hatte sie das oben erwähnte kurze Abenteuer mit dem Herzog von Richelieu.

Wir haben nicht wenige Portraits von ihr und können uns eine Vorstellung ihrer Person aus der Zeit bilden, da Voltaire ihr zum zweiten Male im Leben entgegentrat. Auf Nattiers wie auf Latours und Marie

Anne Loirs Bildern ist sie zwar bedeutend älter als damals, sieht aber gut aus und hat ein eigentümliches, sympathisches Gesicht. Eine Schönheit war sie niemals. Groß und schlank, hatte sie einen Kopf mit bedeutenden Zügen, große Nase, sehr schön geformten Mund, kräftiges, willensstarkes Kinn, große Augen, grün und klar wie das Meer, mit gewinnendem Ausdruck, und darüber starke Augenbrauen. Das ganze Gesicht aber schien von der Stirn beherrscht zu werden, die hoch und gedankenvoll war. Das schwarze, sehr lange Haar war gekräuselt wie das kleiner Kinder und im Nacken hochgenommen; die Büste sehr schön, voll und doch schlank. Nach Behauptung der liebevollen Madame du Deffand waren ihre Arme und Beine ein wenig zu stark. Sie sprach leicht und mit großer Schnelligkeit, wußte sich aber im Gesellschaftsleben so schlicht auszudrücken, daß niemand ihre wissenschaftlichen Kenntnisse ahnen konnte.

## XIX

In dem Augenblick, da sie ihren Bund mit Voltaire schloß, war sie noch ganz Gefühl, und ihre Intelligenz erst im Entstehen. Was sie damals von schönen Künsten und Wissenschaften verstand, war namentlich Musik; sie hatte eine schöne Stimme, sang gern und kannte die damaligen Opern gründlich, zog aber in der Regel die leichtere und einschmeichelnde Musik der gelehrten vor. Als jedoch Voltaire seinerzeit, von Rameau um einen Operntext gebeten, den *Samson* schrieb, zeigte sich Madame du Châtelet bei einer Probe, der sie in einem Privathause beiwohnte, vollständig für den eigentümlichen alten Komponisten gewonnen. „Meine Dankbarkeit,“ schreibt sie, „entspricht an Stärke dem Vergnügen, das ich genossen habe, und das will viel heißen; es gibt da eine Overture, einen ernsten Tanz im Dreivierteltakt (Chaconne), Geigenmelodien, einen bewundernswerten dritten und fünften Akt.“ Knapp vor der Aufführung der Oper wurde indessen die Vorstellung verboten, unter dem Vorwande, daß das Thema biblisch sei, obwohl man dem italienischen Theater gestattete, einen *Samson* zu bringen, in welchem der Harlekin als Samsons Diener auftrat und sich mit einem Truthahn balgte.

So wurde der im Wachsen begriffene musikalische Ehrgeiz Voltaires im Keim erstickt; er wollte seine Fähigkeit erweisen, den Opernstil zu erneuern, indem er die langweiligen Rezitationen einschränkte und durch Arien ersetzte, die französische Geschmacksrichtung überhaupt mit der italienischen verschmolz und dem Opernballet ein reiches und festliches Gepräge gab. Aber es hat psychologisches Interesse, in seinen Briefen sowohl zu verfolgen, welches Ideal ihm vorschwebte, wie auch zu sehen, wie die alte biblische Erzählung aus dem *Buch der Richter* sich in einem Operntext ausnehmen sollte.

In seiner Oper darf nicht gesprochen werden, und der Held darf keinen Vertrauten haben. Die Zuhörer sollen nicht unter den beständigen Ö-Lauten leiden, die in den Rezitativen den Worten mit weib-

licher Endung anhaften. Das Absurde in der Erzählung muß eingeschränkt werden. Man soll nicht von Rameau verlangen, „Samsons Eselskiefer auf Sechzehntelnoten zu verteilen“. Es sollen keine Bienen in dem Rachen des toten Löwen zu finden sein, da sich ja Bienen niemals auf Aas setzen. Endlich soll Dalila nicht die unwürdige Person sein, als die sie in der Bibel geschildert wird, sie soll das Interesse von dem Helden nicht abziehen. Nicht seine Verliebtheit, sondern sein Heroismus soll die Hauptsache sein.

Wie tief Voltaire der romanischen Kultur verbunden und wie vollständig fremd die biblische ihm war, verrät auf lehrreiche Art sein Text. Ein Prolog eröffnet das Stück, in welchem die Wollust (nach Auffassung des achtzehnten Jahrhunderts eine höchst vortreffliche Dame), umgeben von Freunden und Liebesgöttern, auf ihrem Throne sitzt. Mars hat die Sterblichen grausam gemacht, die Wollust macht sie glücklich. Die Tugend tritt auf, kommt aber nicht als Rivalin der Lust; sie will sich vielmehr mit dieser verbinden, um besser über die Menschen herrschen zu können. Auch Herkules und Bacchus finden sich ein, um der Wollust zu huldigen. Der Dichter beabsichtigt, uns nun „einen zweiten Herkules“ zu zeigen, der sogar noch in den Armen der Weichlichkeit die Tugend anbetet.

Die gefangenen Israeliten, die im Lande der Philister wie Sklaven behandelt werden, weigern sich, die Abgötter ihrer Überwinder anzubeten. Samson kommt, trotz dem Hohepriester der Philister und stürzt die Altäre der Götzen. Er ist der Befreier seines Volkes, das er zum Widerstand auffordert, und seine Arie endet mit einem Freiheitsruf.

L'affreux esclavage  
Flétrit le courage.  
Mais la liberté  
Relève sa grandeur et nourrit sa fierté.  
Liberté! liberté!

Im nächsten Akt ist der Aufruhr siegreich geworden. Der König erschrickt. Aber Samson tritt auf mit seiner Keule in der einen und einem Olivenzweig in der anderen Hand und erweist sich unwiderstehlich. Er übt Wunder; auf sein Gebot springt aus dem Marmorfelsen eine Quelle, auf sein nächstes Gebot schlägt der Blitz ein, und die Saat der Felder steht in Flammen. Man erkennt ihn nun als Sieger an.

Allein in einem heiligen Hain, wo Venus (d. i. Astarte) und die anderen Götter Syriens verehrt werden, verkündet des Orakels Stimme, daß nur Liebe den Helden bezwingen könne. Und Dalila ist die Hohepriesterin der Venus und steht dem Adonisfeste vor, das soeben gefeiert wird. Süße Töne laden Samson zur Ruhe auf dem Rasen des Hains. Er erwacht, umringt von den Priesterinnen der Venus, die Blumenketten um ihn winden. Dalila singt die Hymne zu Ehren der Göttin. Und Samson ist besiegt. Er gesteht:

Que ses traits ont d'appas! que sa voix m'intéresse!  
Que je suis étonné de sentir la tendresse!  
De quel poison charmant je me sens pénétré!

Dalila ihrerseits fühlt sich gefesselt:

Je pourrais de Vénus imiter la tendresse.  
Heureux qui peut brûler des feux qu'elle a sentis!  
Mais j'eusse aimé peut-être un autre qu'Adonis,  
Si j'avais été la déesse.

Und bald steht sie in Flammen; sie wollte Samson erobern, fühlt sich aber selbst erobert, und in einem melodischen Lied bittet sie die girrenden Tauben um sie her und das Echo, das im Hain widerhallt, ihr „Ich liebe ihn!“ zu wiederholen.

Der König erlaubt Dalila, den Helden zu heiraten, aber unter einer Bedingung: sie soll ihm das Geheimnis seiner übernatürlichen Kraft entlocken.

Vor dem Tempel der Venus, der sich in seiner ganzen Pracht offenbart, bittet denn Dalila den Samson, sein Schicksal mit dem ihren zu vereinen. Er weigert sich zuerst, kann aber dann nicht widerstehen und zeigt sich bereit, ihr über die Schwelle zu folgen, die sein Gott ihm zu betreten untersagt. Dann forscht Dalila nach seinem Geheimnis. Er will es nicht verraten. Als sie aber zu ihm als die Liebende spricht, die sich von seinem Mißtrauen verletzt fühlt, läßt er sich verleiten, sein Geheimnis und sich selbst auszuliefern. Der Himmel verfinstert sich, der Tempel verschwindet, und während der Donner rollt, wird Samson, den Gott verlassen hat, weil er das Geheimnis verriet, zu Dalilas Verzweiflung von den Scharen der Philister überwältigt.

Im letzten Akt packt er, geblendet und gefesselt in den Götzentempel geleitet, die tragende Säule und knickt sie wie ein Schilfrohr. Der Chor singt:

Tout tombe, tout périt. O Ciel! ô Dieu vengeur!

Samson antwortet:

J'ai réparé ma honte et j'expire en vainqueur.

Dieser, von einem gehässigen Verbot getroffene Operntext, der keine Verwendung fand, so daß Rameau, was er von der Musik gebrauchen konnte, in anderen Opern unterzubringen genötigt war, hat nicht bloß Interesse durch seine schönen Verse, sondern durch den überraschenden Einblick, den er in Voltaires Empfindungsweise einem alttestamentarischen Stoff gegenüber gibt. Er vermag ihm nicht zu Leibe zu rücken, ohne ihn zu antikisieren. Samson weiß er nur beizukommen, indem er ihn in Herkules verwandelt; Dalila, indem er sie zur Hohepriesterin im Tempel der Venus umformt.

Er kann es nicht über sich gewinnen, eine ehrliche Anbeterin der Venus einen Betrug verüben zu lassen. Der Verrat wird von den Priestern der Philister ins Werk gesetzt; Dalila dagegen liebt Samson aufrichtig. Der Gott, dem Samson diente, ist der Voltaires. Er verabscheut Götzen, so wie Voltaire es tut. (Venus ist kein Götze.) Samson ist ein Henri der Vierte, der im heiligen Hain der Venus betört wird, sowie le vert galant im neunten Buch der *Henriade* in Amors Tempel. Dalila ist mit anderen Worten Gabrielle d'Estrées, um zwei Jahrtausende zurückversetzt.



## XX

Einer der schönsten und rührendsten Züge in Voltaires Charakter war sein ganzes Leben lang von dem Augenblick an, da er über ein bißchen Geld verfügte, seine schrankenlose Hilfsbereitschaft gegenüber der Menge armer junger Leute, die sich an ihn wandten. Was hierbei geradezu in Erstaunen setzen muß, ist die Bereitwilligkeit, mit der er, der sich doch bald klar ward, welchen Dank er zu erwarten habe, diesen fremden Menschen beständig Zutritt zu seiner Person und seinem Hause gewährte, wie er sich damit abfand, sie um sich zu sehen. Diese nie ermattende Gefälligkeit und Nachsicht zeigt, wie keine ungünstige Erfahrung den angeborenen Edelmut seines Wesens zu ändern vermochte.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ein unbedeutender junger verseschreibender Abbé, namens Michel Linant, sich bei ihm eingeschmeichelt. Voltaire unterstützte ihn nicht nur selbst, sondern versuchte auch, ihn bei Freunden unterzubringen. Zuerst bei Madame de Martel, wo, seinem Wunsche gemäß, Linant auf demselben Fuße wie er hätte wohnen, sich auch ein wenig nützlich machen und dafür eine Entlohnung erhalten sollen. Allein Madame de Martel wollte durchaus nichts von dem neuen Schutzbefohlenen wissen. Sie hatte auf Voltaires eindringliche Empfehlung sich schon Thiériots annehmen müssen, dem sie ein Jahrgeld von 1200 Francs aussetzte, während er seiner Gewohnheit nach als Entgelt nichts leistete, und sie fürchtete von Voltaires jüngstem Protégé neue Verpflichtungen und neue Verdrießlichkeiten. Der Dichter empfiehlt ihn also um so inständiger seinem Freunde Cideville in Rouen: „Linants Verse sind ebenso bilderreich wie harmonisch. Zwar hat er als Dichter zu viele Ideen und eine allzu große poetische Wut; aber das sind Jugendfehler, die die Jahre bessern werden, und im Gespräch ist er viel gedämpfter als in seinen Versen.“

Cideville behandelt Linant demzufolge, als wäre er sein eigener Sohn. Dennoch läßt Voltaire den jungen Menschen nicht aus den Augen, schlägt ihn eifrig der Herzogin von Maine als Vorleser vor, setzt sogar Madame du Deffand in Bewegung und beschwört sie in den stärksten Ausdrücken, um ihrer Ehre, ihres Vergnügens und des Vergnügens der Herzogin willen, dem angeblich so vielversprechenden Abbé die ersehnte Stelle zu verschaffen.

Allein die Herzogin zeigt sich hart; sie hat gar keine Lust, Linant in der Nähe zu haben. Verwunderlich war es nicht; er lispelte, stotterte und war dabei kurzsichtig; war obendrein noch ebenso wichtigtuerisch als unverständlich. „Was soll ich mit ihm anfangen?“ schreibt Voltaire 1732 an Cideville. „Er kann nicht Sekretär sein, da er nicht einmal leserlich schreiben kann, und ich fürchte sehr, daß er die lebenswürdige Tugend der Faulheit besitzt, die ja für einen Mann, der sich eine Bahn brechen soll, kein geringes Laster bedeutet. Ob denn Cideville ihm nicht einen Posten bei dem Erzbischof von Rouen verschaffen könne?“



Im folgenden Jahre (29. Mai 1733) schreibt Voltaire wieder über Linant an Cideville: „Falls der Abbé nach Paris zurückkommen will, werde ich ihm irgendwo in meiner Nähe ein Zimmer mieten; und er kann dann alle Tage mittags und abends in meinem Zufluchtsort bei mir speisen.“ Der Abbé ließ sich das nicht zweimal sagen, nahm Postpferde und langte an. Verwendung hatte Voltaire durchaus nicht für ihn. Er hatte ja einen Sekretär, einen gewissen Cérán, der ihm die lateinischen Dichter vorlas und seine Verse abschrieb, schludrig und schlecht. Da Voltaire selbst keine Zeit hatte, sich außerhalb der Mahlzeiten Linants anzunehmen und der etwas einfältige Cérán ihm keine genügende Gesellschaft für den Abbé dünkete, so nahm er noch einen anderen jungen Mann in sein Haus, einen Poeten namens Lefèbvre, und hatte nun täglich drei arme tragödienschreibende junge Menschen zu ernähren.

Nach einiger Zeit kehrte Linant zu seinem Beschützer Cideville in Rouen zurück, fand sich jedoch alsobald wieder in Paris ein, wo Voltaire ihm den Plan zu einer Tragödie über Ramses den Großen aufgab, den er auszuarbeiten begann. Im September 1733 mußte Voltaire indessen mitteilen, daß Linant ihn verlassen hatte, ohne auch nur eine einzige Szene der Tragödie fertiggebracht zu haben, und erst jetzt beginnt er ernstlich an der Zukunft seines Schützlings zu zweifeln.

Mit rührender Naivetät schreibt er an Cideville: „Ernsthaft gesprochen, erscheint es nicht sicher, daß Linant eines jener ausgeprägten Talente besitzt, ohne welche die Dichtkunst ein erbärmliches Handwerk ist; es wäre ein wahres Unglück, wenn er wenig Genie mit viel Faulheit vereinigte. Ermuntern Sie ihn doch zu arbeiten... er hatte die Absicht, Lehrer zu werden, kann aber kaum ein bißchen Latein. Wenn Sie ihn gern mögen, mein lieber Cideville, so verderben Sie ihn nicht durch allzuviel Lob, sondern veranlassen Sie ihn, etwas zu lernen.“

An Linant selbst schreibt Voltaire ein kleines Gedicht, um ihn zum Fleiß zu ermahnen. Es besagt, daß Müßiggang bei den Reichen oder denjenigen, die ein arbeitsames Leben hinter sich haben, eine Tugend sein möge, bei den Armen sei er aber stets ein Laster, und daß derjenige, der ehrgeizig sei wie Linant, sich nicht anders zur Ruhe legen dürfe als auf Lorbeeren.

Courtisans de la gloire, écrivains ou guerriers,  
Le sommeil est permis, mais c'est sur des lauriers.

Am 27. Dezember desselben Jahres teilt Linant seinem Beschützer mit, daß er „auf das Theater verzichte“, und Voltaire muß nun notgedrungen die hohe Meinung aufgeben, die er sich von dem Abbé gebildet hatte. Aber er gibt ihn darum nicht auf. Als Linant eine vornehme Dame, die Gräfin von Neuville, gegen sich aufgebracht hat, indem er ihr frech einen Liebesbrief schickte, entschuldigt ihn Voltaire aufs eifrigste, schreibt sogar aus diesem Anlaß ein Gedichtchen an die Gräfin, in welchem folgende Zeilen vorkommen:

Il est difficile de taire  
Ce qu'on sent au fond de son cœur;  
L'exprimer est une autre affaire,  
Il ne faut pas parler, si l'on n'est sûr de plaire,  
Souvent l'on est fat, en montrant trop d'ardeur.

Im Jahre 1736 überließ er Linant die Einnahmen aus seinem Schauspiel *L'Enfant prodigue*. Er gab ihm im Sommer 1735 — so sehr Madame du Châtelet sich dagegen sträubte — bei ihr und sich in Cirey eine Anstellung als Lehrer ihres Sohnes. Kaum aber hatte Linant Zutritt in das Haus erhalten, als er auch schon, uneingedenk seiner Stellung als entlohnter Instruktor, uneingedenk der Achtung, die er dem Namen und Geschlecht der Dame des Hauses schuldete, von einem Nachbargut aus, wo er ohne Erlaubnis einen Besuch gemacht hatte, einen Brief an sie schrieb, der ohne eine einzige höfliche Wendung mit den Worten schloß: „Die Langweile auf Cirey ist von aller Langweile die größte.“ Er zeigte diesen Brief seinen Wirten, die Madame du Châtelet sogleich veranlassen wollten, ihm den Abschied zu geben. Aus purer Güte ließ Voltaire den Sünder dennoch bleiben und verschonte ihn sogar von Vorwürfen.

Linant fuhr also fort, den Überlegenen zu spielen, wie er denn zu Voltaires Ärger von seinem Wohltäter in Rouen nie als von „Herrn de Cideville“, sondern von „dem lieben Cideville“ oder von „dem armen Cideville“ sprach. Als Madame du Châtelet ihn dessentwegen die Türe weisen wollte, stellte Voltaire ihr vor, es sei eben ein junger Mensch (Linant war immerhin 27 Jahre) ohne Weltkenntnis; er würde Hungers sterben, wenn man ihn fortjagte, träge und unwissend wie er sei; und er verstehe schließlich doch genug Latein, um Unterricht darin zu geben, „mindestens um es selbst gleichzeitig mit seinem Schüler zu lernen“. Er könne diesen jedenfalls im Denken unterweisen.

Inzwischen bat Linant Voltaire um Schutz und Aufnahme auch für seine Schwester; auch sie sollte auf Cirey wohnen. Als Madame du Châtelet sich widersetzte, erreichte es Voltaire durch seinen hilfsbereiten Eifer, daß die Herzogin von Richelieu Fräulein Linant als Lehrerin für ihr Kind in das Haus nahm. Bald jedoch starb dieses Kind, und nun quälte Voltaire seine Freundin aufs neue, ihre Abneigung doch zu überwinden und dem jungen Mädchen Unterkunft zu gewähren. Und dies, obwohl er im stillen nicht daran zweifelte, daß Fräulein Linant, die ebenso hochmütig war wie ihr Bruder, ihrerseits eine Abneigung dagegen empfand, in Madame du Châtelets Dienste zu treten.

Linant hatte endlich ein wenig zu arbeiten begonnen, und Voltaire dachte, wie er scherzend schreibt, daß der junge Mensch in etwa vierzehn Jahren den fünften Akt einer Tragödie beenden würde, als mit einemmal sowohl Bruder wie Schwester sich in einem solchen Grade unverschämt zeigten, daß Madame du Châtelet es „unbedingt notwendig“ fand, beide zu verabschieden.

All dieser Umstände ungeachtet fuhr Voltaire fort, auf Umwegen (durch den Verleger Prault) Linant kleine Geldbeträge zufließen zu

lassen. unter wiederholten Ausdrücken des Bedauerns, daß der junge Mann nicht, wie es ihm so leicht gefallen wäre, durch ein schickliches Betragen seine Zukunft hatte sichern wollen. „Sein Schüler,“ schreibt er, „hätte sich weiterhin seiner angenommen; es ist Rechtschaffenheit und Ehrgefühl in der Familie Châtelet. Wer einen Herrn von Châtelet erzogen hat, ist bis zu seinem Tod im Wohlstand im Hause geblieben.“ (Brief vom 23. Dezember 1737.) Am 28. November 1750 berichtet Voltaire Linants trauriges Ende: „Er ist an seiner durch Faulheit genährten Armut zugrunde gegangen.“

Wir haben Voltaire zuvor als das ungeduldigste Naturell kennengelernt. Wir sehen in ihm in diesem Verhältnisse und in hunderten wie diesem den langmütigsten aller Sterblichen, von dem die Geschichte meldet.

## XXI

Der Erfolg, den *Zaïre* auf der Bühne gehabt hatte, mußte dem Dichter des Stückes den Antrieb zu einer neuen Tragödie geben. Im Februar 1733 schreibt er an Thiériot über sein neues Werk *Adélaïde du Guesclin*: „Das Thema ist französisch und ganz von mir erfunden, und ich habe es so voll von Liebe, Eifersucht, Wut, Anstand, Rechtschaffenheit und Seelengröße gestopft, wie ich nur konnte.“

So berühmt *Zaïre* und so unbekannt *Adélaïde* auch unter Voltaires dramatischen Arbeiten geworden ist, so muß man doch wahrheitsgemäß behaupten, daß *Adélaïde* trotz des romantischen Grundzuges durchaus nicht weniger natürlich wirkt wie *Zaïre*.

*Adélaïde* ist eine Tragödie der Art, wie Oehlenschläger sie ein Jahrhundert später gerne schrieb, in welcher, wie auf einer bunten Glasmalerei, Persönlichkeiten in großen einfachen Umrissen, mit deutlichen Konturen dargestellt sind, jede für sich Ausdruck weniger recht unzusammengesetzter und so reingezüchteter Gefühle, daß sie leicht erfaßt werden und ohne Schwierigkeit von der Bühne aus wirken können.

Auf Grundlage einer Begebenheit, die sich im Jahre 1387 in der Bretagne zutrug, hat Voltaire eine Handlung geschaffen, die unter Karl dem Sechsten von Frankreich vor sich geht. Von zwei Brüdern hat der ältere, der Herzog von Vendôme, gegen den König revoltiert und sich den Engländern angeschlossen, während der jüngere, Herzog von Nemours, seinem Monarchen treugeblieben ist. Bei Beginn des Stückes ist Vendôme Sieger. In seinen Diensten steht Coucy, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der eine tiefe zurückgedrängte Neigung für die rechtlichdenkende und feinfühlende junge Heldin des Stückes hegt, die Vendôme aus den Gefahren des Krieges gerettet und der er mit stürmischer Leidenschaft seine Hand angeboten hat. So wenig sie jedoch imstande ist, den edlen Coucy zu lieben, so wenig vermag sie die Gefühle des ehrgeizigen und herrschsüchtigen Vendôme zu erwidern. Ihre ganze Neigung gehört dessen jüngerem Bruder Nemours, der als des Königs Lehensmann gegen seinen Bruder in Waffen stand

und eben mit einer Armwunde als Gefangener hereingebracht wird. Vendôme, von dem Wiedersehen beglückt, umarmt seinen Bruder, und teilt ihm seine nahe bevorstehende Hochzeit mit; denn er ist fest entschlossen, Adalaidens Zurückhaltung zu überwinden und sie zum Weibe zu nehmen. Nemours verzweifelt. Adelaide wagt es zwar nicht, ihr Geheimnis zu verraten, erklärt aber Vendôme, so hoch sie ihn schätze, könne sie ihm doch weder ihre Hand reichen noch ihr Herz schenken; denn dieses Herz gehöre Frankreichs Königen, und Vendôme sei der Feind des Königshauses.

Dem über solche Undankbarkeit empörten Vendôme dünkt dennoch der Besitz der Geliebten wichtiger als alles andere im Leben, und er faßt den Entschluß, um jedes Hindernis, das sich zwischen ihn und sie stellt, aus dem Wege zu räumen, sich mit dem Könige zu versöhnen und ihm Gehorsam zu geloben. Es folgt eine Begegnung zwischen Nemours und Adelaide, der der Gefangene den Vorwurf macht, ihn um des Siegers willen im Stiche gelassen zu haben. Endliches Verständnis zwischen den Liebenden.

Vendôme teilt dem Bruder mit, er wolle ihm entgegenkommen. Von nun an würden sie auch politisch Freunde, Bundesgenossen sein; er will sich gleich dem Bruder den französischen Lilien treu erweisen und wie Nemours den Leoparden in Englands Wappen bekämpfen. So wird denn Adelaide genötigt, Vendôme die volle Wahrheit zu gestehen, das heimliche Einverständnis zu bekennen, das sie und Nemours verbindet. Vendôme flammt in wildester Eifersucht auf, er läßt Nemours in den Turm werfen, fertigt das Todesurteil über ihn aus und überträgt Coucy dessen Ausführung. Aber nach heftigen inneren Kämpfen siegt sein besseres Ich; sein leidenschaftliches Gemüt sammelt sich zu einem edlen Vorsatz. Als er jedoch seinen Boten sendet, um den Bruder aus dem Gefängnis zu befreien, wird ihm, um den Schlusseffekt zu erhöhen, mitgeteilt, das Todesurteil sei bereits vollzogen. Es ergibt sich indessen, daß im Gegenteil der Mörder, der Nemours töten sollte, dem Dolche Coucys zum Opfer gefallen ist. Der befreite Nemours wirft sich vor seinem Bruder aufs Knie; auch Adelaide kniet vor ihm nieder, und er, der zuvor Scham ob seiner Handlungsweise gefühlt hatte, überbietet die beiden nun an inniger Zärtlichkeit. Zu seinem Bruder sagt er:

Allez apprendre au roi, pour qui vous combattez,  
Mon crime, mes remords, et vos félicités.  
Allez; ainsi que vous, je vais le reconnaître.  
Sur nos remparts soumis amenez votre maître,  
Il est déjà le mien: nous, allons à ses pieds  
Abaisser sans regret nos fronts humiliés.  
J'égalerai pour lui votre intrépide zèle;  
Bon Français, meilleur frère, ami, sujet fidèle;  
Es-tu content, Coucy?

Coucy:

J'ai le prix de mes soins,  
Et du sang des Bourbons je n'attendais pas moins.



Auf dem Wege über Schillers dramatisches Pathos, das unmittelbar von dem hier angeführten herrührt, stammt Oehlenschlägers dramatisches Pathos in gerader Linie von dem Voltaires ab.

Sowohl die Freundin Madame du Châtelet wie der Freund Louis de Richelieu zeigten sich in hohem Grade bezaubert von *Adélaïde du Guesclin*. In einem Briefe der „göttlichen Emilie“ an den Herzog heißt es: „Ich bin entzückt, daß Adelaide Ihnen gefällt. Das Stück hat mich ergriffen. Ich finde es zärtlich, edel, rührend, gut geschrieben; insbesondere der fünfte Akt ist entzückend. Es wird wohl nicht so bald gespielt werden; denn die arme kleine Schauspielerin Dufresne liegt auf den Tod; sie hat ihre Rolle zurückgeschickt.“

Der ritterliche heroische Ton der Tragödie verfehlte also, wie man sieht, nicht seine Wirkung auf Voltaires mathematisch und naturwissenschaftlich veranlagte Freundin, die ursprünglich keine besondere Freude an Versen hatte.

Mit großen Erwartungen sahen die Freunde des Dichters der ersten Aufführung entgegen, die am 18. Januar stattfand. Sie zogen jedoch seine kurz zuvor veröffentlichte Dichtung *Tempel des Geschmacks* und die Erbitterung, die dieses Werk hervorgerufen hatte, nicht in Betracht. Das Stück wurde schon vom ersten Akt an ausgepiffen. Das Pfeifen verdoppelte sich im zweiten Akt, als der Herzog von Nemours mit dem Arm in der Schlinge die Bühne betrat. Zuletzt ertrank das Stück in Gelächter. Als in den angeführten Schlußworten Vendôme fragt: „Bist du zufrieden, Coucy?“ und ein witziger Kopf als Antwort „Coussi, Coussi“ (So la la) rief, brach ein Jubal los, und die Worte wurden höhnisch wiederholt.

Im Jahre 1752 wurde die Tragödie mit Erfolg unter dem Namen *Duc de Foix* wieder aufgenommen. Aus Furcht, ausgelacht zu werden, hat Voltaire sie jedoch in dieser Bearbeitung bedeutend abgeschwächt. Aber mehr als dreißig Jahre nach der Erstaufführung, im Jahre 1765, nahmen die Schauspieler, ohne die Einwilligung des Dichters einzuholen, das zurückgelegte Manuskript neuerdings vor und führten das Stück unter allgemeinem und anhaltendem Beifall in dessen ursprünglicher Form und mit dem ursprünglichen Titel auf. Madame du Châtelet erlebte nur die Niederlage, nicht mehr den Sieg.

Voltaire erzählt eine lehrreiche Anekdote von dem oberenwähnten Bankier Högger (er nennt ihn mit höchst drolliger Orthographie Og-hières), der bei dem Komponisten Mouret einen Marsch für eines der Regimenter Karls des Zwölften bestellt hatte. Mouret spielte den Marsch vor geladenen Gästen in dem Hause des Bankiers. Sie alle fanden ihn abscheulich. Er flocht ihn dann in eine seiner Opern ein, welche der Bankier und seine Freunde anhörten. „Das war ein Marsch, wie wir ihn haben wollten,“ sagten sie dann zu Mouret. „Warum haben Sie uns nicht einen in diesem Stil gegeben?“

„Es ist derselbe,“ erwiderte Mouret.

So launisch und unberechenbar ist das Publikum nicht selten.

XXII

Voltaire hatte von dem Herzog von Richelieu den Auftrag erhalten, ihn ein zweites Mal zu verheiraten. Der Beweggrund, der diesen flatterhaftesten und meistbewunderten Hofmann bei diesem Schritte leitete, ist unbekannt. Voltaire tut, als sei die Idee von ihm ausgegangen, was jedoch nicht glaubhaft ist. Er schreibt an Cideville, er habe diese Angelegenheit geordnet und geleitet wie die Intrige in einem Schauspiel und er sei bei der Hochzeit des Herzogs Zeuge gewesen. Die Braut war Marie de Guise, aus der berühmten Familie, die lange Zeit nächst dem Hause Valois Frankreichs erste und die gefährliche Rivalin des Königshauses war. Dessenungeachtet hatten die Eltern der Braut, Herzog und Herzogin von Guise, ein Zusammenleben geführt, das sogar in diesem nichts weniger als sittenstrengen Zeitalter nach Aussage des Präsidenten Hénault in Paris ein Skandal gewesen war.

Indessen genoß nach den Vorurteilen jener Zeit das Haus Guise ein um so viel größeres Ansehen als das Haus Richelieu, daß der Herzog von Guise kaum mit der Partie einverstanden gewesen wäre, hätte nicht Richelieu auf Mitgift verzichtet. Es war Voltaire, der den Vertrag abfaßte. Er tat mehr; er schrieb aus Anlaß der Hochzeit verschiedene Gedichte.

Schon als junges Mädchen hatte Mademoiselle de Guise von ihm eine gereimte Huldigung empfangen:

Vous possédez fort inutilement  
Esprit, beauté, grace, vertu, franchise,  
Qu'y manque-t-il? Quelqu'un qui vous le dise  
Et quelque ami dont on dise autant.

In den Wochen, die ihrer Heirat mit Richelieu vorangingen, schrieb er ein kleines Gedicht an sie, das von ihrem Mut, sich auf einen so unsicheren Bund einzulassen, inspiriert scheint und in schönen Versen einen prosaischen, aber praktischen Rat erteilt. Der Schluß lautet:

Vos doux appas auront la gloire  
De finir l'amoureuse histoire  
De ce volage Richelieu!  
Ne vous aimez pas trop, c'est moi qui vous en prie,  
C'est le plus sûr moyen de vous aimer toujours;  
Il vaut mieux être amis tout le temps de la vie  
Que d'être amants quelques jours.

Nach Aussage der Zeitgenossen hatte Fräulein de Guise die schönsten Augen, war aber sonst nicht besonders schön; sie scheint den Fehler gehabt zu haben, viel von sich selbst und nicht weniger von ihrem Vater zu sprechen, was in Anbetracht des Rufes, den dieser genoß — man sagte ihm nach, daß er beim Kartenspiel seinem Glück nachzuhelfen bemüht sei — nicht eben glücklich gewählt schien. Daher folgende höfliche, aber erstaunlich dreiste Ermahnung an die junge Dame seitens Voltaires:

Plus mon œil étonné vous suit et vous observe,  
 Et plus vous ravissez mes esprits éperdus;  
 Avec les yeux noirs de Vénus  
 Vous avez l'esprit de Minerve,  
 Mais Minerve et Vénus ont reçu des avis;  
 Il faut bien que je vous en donne  
 Ne parlez désormais de vous qu'à vos amis  
 Et de votre père à personne.

Noch viel bezeichnender für die freie Sprache der damaligen Zeit in erotischen Dingen ist jedoch die Epistel, die Voltaire der Herzogin als Hochzeitsgedicht sendet. Man sieht aus diesem Gedicht, daß Richelieus Vergangenheit allzu bekannt war, um sich verhehlen zu lassen, aber man erkennt auch, wie leichthin und scherzhaft diese Vergangenheit beurteilt wurde, verglichen mit der Strenge, die man den Verfehlungen des Brautvaters gegenüber walten ließ. Die Epistel beginnt:

Un prêtre, un oui, trois mots latin,  
 A jamais fixent vos destins;  
 Et le célébrant d'un village,  
 Dans la chapelle de Monjeu,  
 Très chrétiennement vous engage  
 A coucher avec Richelieu,  
 Avec Richelieu, ce volage,  
 Qui va jurer par ce saint nœud  
 D'être toujours fidèle et sage.  
 Nous nous en défions un peu;  
 Et vos grands yeux noirs, pleins de feu,  
 Nous rassurent bien davantage  
 Que les serments qu'il fait à Dieu.  
 Mais vous, Madame la duchesse,  
 Quand vous reviendrez à Paris  
 Songez vous combien de maris  
 Viendront se plaindre à votre Altesse?  
 Ces nombreux cocus qu'il a faits  
 Ont mis en vous leur espérance;  
 Ils diront, voyant vos attraits:  
 „Dieux! quel plaisir que la vengeance!“

Die mit so lustigen und frivolen Worten eingeleitete Hochzeit ward jedoch, kurze Zeit nach der Feier, Anlaß eines traurigen Vorfalles, der sowohl Bräutigam wie Braut traf. Es zeigte sich, daß die Mitglieder der Familie Guise über diese Heirat höchlich aufgebracht waren: eine Abkömmlingin des Hauses Lothringen hatte sich herabgelassen, diesen Richelieu zu ehelichen (man meinte zu wissen, daß der Name seines wirklichen Vaters gar nicht Richelieu gewesen, sondern Vignerod), und als der Herzog sich bald nach der Hochzeit zu dem Heere begab und dort die Vettern seiner Gattin, den Prinzen von Lixin und dessen Bruder, den Prinzen von Pons, antraf, die beide sich geweigert hatten, Mitunterzeichner des Ehekontraktes zu sein, so entstand ein Streit zwischen Richelieu und Lixin, der eine Herausforderung auf Degen zur Folge hatte. In dem Duell fiel der Prinz von Lixin, während Richelieu eine Wunde erhielt, die zuerst lebensgefährlich schien, dann aber bald geheilt wurde.

## XXIII

Einen Monat vor dieser Begebenheit war Voltaire jedoch von einem unerwarteten Mißgeschick ereilt worden. Die Hochzeit hatte im April auf dem Schlosse Monjeu stattgefunden. Am 8. Mai befahl ein Brief des Ministers dem Intendanten in Dijon, Herrn de la Briffe, Sieur de Voltaire in Monjeu, „vorausgesetzt, daß er noch dort sei“, zu verhaften und nach Schloß Auxonne bringen zu lassen. Voltaire hatte einen Wink von Maupertuis erhalten, der sich als Newtonianer selbst bedroht fühlte, und empfing einen Brief von d'Argental, der ihn zu augenblicklicher Flucht aufforderte. Er war also nicht in Monjeu zu finden, war vielmehr, soviel man wußte, fortgereist, um die Bäder in Lothringen zu gebrauchen (das ja erst mehr als ein Menschenalter später französisch wurde). Der Intendant sandte daher den königlichen Befehl als unausführbar zurück.

Die Briefe über England hatten die Regierungsgewalt in Bewegung gesetzt. Die englische Ausgabe war herausgekommen und in dem abgelaufenen Jahre stark verkauft worden. Der Londoner Verleger hatte sich abbedungen, daß eine französische Ausgabe nicht gleichzeitig erscheine, und Thiériot war in Voltaires Namen auf die Bedingung eingegangen. Indessen war ja der Verleger Jore in Rouen im Besitz des Manuskripts, und Voltaire zitterte davor, daß er die Verabredung brechen könnte: obwohl das Werk bereits gedruckt war, hatte Jore versprochen, es zurückzuhalten. Es wäre ja auch ihm die Bastille sicher gewesen, falls er das Buch herausgegeben und man entdeckt hätte, daß er es hatte drucken lassen.

Die Buchdrucker (sowohl Setzer wie Drucker) hatten sich im sechzehnten Jahrhundert, während der Renaissance, als wahre Helden, als tapfere Verteidiger der verfolgten Schriftsteller erwiesen. Sie leugneten hartnäckig, eine Zeile von den Bogen gesetzt oder gedruckt zu haben, die man ihnen vorhielt und deren Verfasser mit dem Feuertod bestraft wurden. Man denke bloß an die Typographen in Lyon in der Rechtssache gegen Servet. Im achtzehnten Jahrhundert waren in den romanischen Ländern Buchdrucker eines neuen Typus entstanden, die sich von der Hoffnung auf starken Absatz eines verbotenen Buches, verwegen und geldgierig, verleiten ließen, ihre Freiheit und ganze Existenz aufs Spiel zu setzen. Keine Aussicht auf Strafe schreckte sie ebensowenig wie die professionellen Schmuggler jener Zeit. Jores Vater hatte dreimal gefangen gesessen — jedesmal ein halbes Jahr, in den Jahren 1697, 1698 und 1712 —, weil er verbotene Bücher verkaufte, die Religion und Staat angriffen. Gegen den Sohn wurde 1731 eine Lettre de cachet erlassen, bloß weil er eine ironische Vorrede zu einer Darstellung des bekannten Skandalprozesses des Père Girard und der schönen Cadière aus der Feder des Abbé Desfontaines abgedruckt hatte. Sowohl Jore wie Desfontaines wären nach der Bastille gebracht worden, wenn Voltaire nicht seinen ganzen Einfluß aufgeboten und sie gerettet hätte.



Dem Schatzkammerkanzler war indessen zu Ohren gekommen, daß man in Rouen eine Ausgabe der *Lettres philosophiques* vorbereite, und ein Detektiv wurde dorthin gesandt. Voltaire, der es erfuhr, hatte sofort an Jore geschrieben und ihn ersucht, die ganze Auflage bei Voltaires Freund, Formont, zu verstecken und wohl dafür zu sorgen, daß nicht ein einziges Exemplar zum Vorschein käme. Ein halbes Jahr lang hatten sich wirklich alle Partner mäuschenstill verhalten. Da erhielt mitten während der Hochzeitsfestlichkeiten Voltaire die Mitteilung, daß die *Lettres philosophiques* in Paris lebhaft verkauft würden. Jore, der sogleich in die Bastille eingeliefert wurde und nur auf seine eigene Rettung bedacht war, plauderte aus, daß Voltaire der Urheber des Buches sei und daß die Auflage bei Herrn de Formont versteckt liege. Nun begann die Polizei jagd. Die Behörden waren über den Inhalt der Schrift außer sich, und als das Urteil fiel, lautete es dahin, daß das Werk „als skandalös und gegen Religion, gute Sitten und die den Staatsoberkeiten schuldige Ehrfurcht verstoßend zu zerreißen und von dem Henker am Fuße der großen Treppe zu verbrennen sei“ — was denn auch geschah.

Die orthodoxen Broschüren, die gegen das Werk herausgegeben wurden, beschuldigten Voltaire der Verleumdung und der Herabsetzung seines eigenen Volkes. Als Beispiel führte Abbé Gouget an, Voltaire habe den Barbaren Shakespeare gerühmt und den französischen Dichter Grévin nicht einmal genannt: „Jacques Grévin, 1570 im Alter von bloß neunundzwanzig Jahren gestorben, wäre vielleicht ebenso weit gelangt wie Shakespeare, wenn nicht der Tod seinen Lebensfaden so rasch durchschnitten hätte.“

Wie wir gesehen haben, hatte man sich, schon ehe das Urteil über das Werk gefallen war, der Person des Verfassers zu versichern gesucht. Er war schleunigst verschwunden, und Madame du Châtelet, die allein und ganz verzweifelt in Monjeu zurückblieb, schrieb in ihrer Not an Richelieu, der eben zum Heer abgegangen war, natürlich in einer Weise, die Voltaires wirklichen Aufenthaltsort im Dunkeln ließ:

Sie wissen, daß meine Freundschaft für Sie mir die Beruhigung gibt, auf die Ihrige als auf den größten Trost in meinem Mißgeschick zu rechnen. Ich bin von dem denkbar schrecklichsten Unglück betroffen worden. Mein Freund Voltaire — Sie kennen meine Gefühle für ihn — befindet sich wahrscheinlich auf Schloß Ossonne (Auxonne) nahe Dijon. Er hatte uns vor wenigen Tagen verlassen, um die Bäder in Plombières zu gebrauchen, die seine Gesundheit seit langem notwendig machte, als ein Bote von Herrn de la Briffe, Bourgognes Intendanten, mir eine Lettre de cachet brachte, die ihm befahl, sich bis auf weitere Ordre nach Ossonne zu begeben. Man antwortete, er sei in Plombières; ich zweifle nicht, daß er ehestens die Befehle des Königs empfängt und ihnen gehorcht. Es läßt sich nichts anderes tun, wenn man es nicht vermeiden kann. Ich kann Ihnen unmöglich ausmalen, was ich leide; ich bringe nicht den Mut auf, meinen besten Freund mit seiner gebrechlichen Gesundheit in einem Gefängnis zu wissen, wo er sicherlich an Kränkung stirbt, wenn er nicht an Krankheit zugrunde geht. Ich werde weder Nach-

richten von ihm erhalten noch ihm irgendwelche Mittheilungen senden können . . . . . Ach, unter welchen Umständen habe ich die Ihrigen empfangen! Sie beneiden mich um das Glück des Beisammenseins mit einem, in dessen Gesellschaft es so entzückend ist zu leben. Sie hätten recht, wenn es so gewesen wäre. Ich habe mit ihm und Madame de Richelieu zehn Tage hier verbracht; ich glaube nicht, jemals angenehmere Tage verlebt zu haben. Ich habe ihn zu einem Zeitpunkt verloren, da ich am stärksten das Glück fühlte, ihn zu besitzen, und wie habe ich ihn verloren!

Voltaire war in Wirklichkeit nach Lothringen geflüchtet; ihm schauderte vor dem Gedanken, abermals die muffige Gefängnisluft atmen zu müssen. Als aber in seiner Freistadt das Gerücht zu ihm drang, sein Freund Richelieu sei lebensgefährlich verwundet, ließ er jegliche Rücksicht fahren und reiste zum Heere ab.

## XXIV

Der Anlaß zu dem Feldzuge war, daß der im Jahre 1733 (zum zweitenmal) zum König von Polen gewählte Stanislaw durch Kaiser Karl den Sechsten verdrängt worden war, welcher im Bündnis mit Rußland August den Dritten einsetzte. Ein französisches Heer ging nach dem Rhein ab und lag bei Philipsburg Prinz Eugen gegenüber. Das Resultat des Feldzugs ward das Aufgeben Polens gegen Übertragung Lothringens an Stanislaw mit der Bedingung, daß es nach dessen Tode Frankreich zufiele.

Voltaires Ankunft im Lager wurde leidenschaftlich gefeiert. Man wetteiferte, ihm zu huldigen und ihn zu bewirten. Die vornehmsten Herren, der siebzehnjährige Prinz von Conti, die Grafen von Charolais und Clermont, alle dem Königshause angehörend, alle verwandt mit dem großen Condé, empfingen ihn mit Auszeichnung.

Man strebte um die Wette, sich abgehärtet zu zeigen: der junge Conti schlief auf einem Lastwagen und theilte die Strapazen der Soldaten; eines Tages rettete er Voltaire das Leben, als dieser von Soldaten, die dem Regiment des Prinzen angehörten, als Spion aufgegriffen wurde und diese im Begriff waren, den Zivilisten zu hängen.

Der Herzog von Richelieu — der wieder vollständig hergestellt war — war seinem Naturell nach weniger spartanisch als der junge Prinz. Obwohl nur Oberst, führte er im Lager für seinen eigenen Gebrauch einen Troß von zweiundsechzig Maultieren, dreißig Pferden und einen Schwarm von Dienern mit sich. Er entsprach zu jenem Zeitpunkt noch der Beschreibung, die Voltaire bereits 1729 in der Epistel an Pallu von ihm gegeben hatte:

Alcibiade qu'à la cour  
 Nous vîmes briller tour-à-tour  
 Par ses grâces, par son courage,  
 Gai, généreux, tendre, volage,  
 Et séducteur comme l'Amour  
 Dont il fut le brillant image.

Man könnte danach glauben, Richelieu sei überhaupt wenig zum Kriegermann geschaffen gewesen. Sein späteres Leben zeigt, wie sehr er sich dennoch zum Feldherrn eignete. So legte er 1743, wo er die Niederlage bei Dettingen nach Kräften wettmachte, nicht geringe Tapferkeit an den Tag. Zwei Jahre danach, bei Fontenoy — er war inzwischen zum Generalleutnant und Adjutanten des Königs aufgestiegen — war es sein Rat, der am meisten zu dem siegreichen Ausgang der Schlacht beitrug. Als die englische Kolonne sich allen Angriffen zu Trotz unerschütterlich überlegen zeigte, kam Richelieu, von oben bis unten mit Staub bedeckt, zum König gesprengt und flehte ihn, den Degen in der Hand, an, augenblicklich vier Kanonen gegen die feindliche Front spielen zu lassen, während die Truppe „La maison du roi“ und andere Truppenkörper sie von beiden Flanken überfallen sollten. Er selbst überbrachte den Regimentern, die das Haus des Königs bildeten, in gestreckter Karriere die Ordre. Nach gewonnener Schlacht sagte der König zu ihm: „Ich werde niemals den wichtigen Dienst vergessen, den Sie mir heute geleistet haben.“ Von jetzt an waren seine militärischen Anlagen anerkannt.

Als 1747 Genua gegen seine österreichischen Unterdrücker rebellierte und die englische Flotte den Hafen sperrte, so daß es den Einwohnern an Lebensmitteln, Geld und Munition gebrach, wurde Richelieu der Stadt zur Hilfe gesandt. Er segelte auf einem kleinen Schiffe mitten durch die englische Flotte, erhielt frische Truppen aus Frankreich und Spanien, schlug in mehreren Treffen den Feind zurück und sicherte die Küsten. Als Dank errichteten die Genueser ihm ein Denkmal in ihrer Stadt. Aus diesem Anlaß sandte Voltaire ihm eine Epistel, die folgendermaßen beginnt:

Je la verrai cette statue  
Que Gène élève justement  
Au héros qui l'a défendue.  
Votre grand-oncle, moins brillant  
Vit sa gloire moins étendue.  
Il serait jaloux à la vue  
De cet unique monument.

Richelieus Ansehen stieg so sehr, daß der englische Thronprätendent Charles-Edward, als er sich von Frankreich nach England einschiffen sollte, sich Richelieu als Chef für seine Truppen ausbat und erhielt. Das Unternehmen selbst erwies sich allerdings als undurchführbar.

Im Jahre 1756 verrichtete Richelieu eine wirkliche Großtat. Mit etwa zwanzig Bataillonen, die an Bord französischer Schiffe untergebracht waren, eroberte er die Insel Minorca, indem er die englische Flotte schlug, und nahm mit stürmender Hand die Zitadelle Port-Mahon, die nächst Gibraltar als die stärkste galt, und zu deren Befestigung man dreißig Jahre gebraucht hatte. Er (wie auch Voltaire) bemühten sich hierauf ehrlich, das Leben des englischen Admirals Byng zu retten. Byng hatte sein Bestes getan, wurde aber dessenungeachtet in London vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. Richelieu

schlug endlich kurz vor dem Zusammenbruch bei Roßbach das englische Heer unter Herzog von Cumberland bei der Elbemündung aufs Haupt und zwang diesen und seine Truppen zur Kapitulation.

Voltaire hat den Freund um dieser Taten willen in Prosa und Vers verherrlicht. Man beachte die Episteln 92 und 94. In der ersteren die Worte:

Mais je médite un gros ouvrage  
Pour le vainqueur de Port Mahon.  
Je veux peindre à ma nation  
Ce jour d'éternelle mémoire.

Die zweite beginnt mit der warmen Beteuerung, daß Richelieu stets sein Held gewesen und er seinen Ruhm vorausgesehen habe:

Depuis plus que quarante ans  
Vous avez été mon héros;  
J'ai présagé vos destinées.  
Ainsi quand Achille à Scyros  
Paraissait se livrer en proie  
Aux jeux, aux amours, au repos,  
Il devait un jour sur les flots  
Apporter la flamme devant Troie.

Sie waren ja Kindheits- und Jugendfreunde gewesen, und Voltaire bewahrte Richelieu das ganze Leben hindurch seine Liebe und aus Gewohnheit ein Vertrauen, das der andere nicht selten täuschte.

Richelieu verblieb zwar im großen und ganzen Voltaire treu, erwies ihm manch einen Dienst und nahm manch einen Dienst von ihm an, entlieh viel Geld von ihm und schätzte sein Genie aufrichtig, ohne sich dem Freunde doch strenger verpflichtet zu fühlen, als die Leichtfertigkeit seines Charakters, seine Launen und seine tiefgehende Unempfindlichkeit es zuließen. Allerdings war andererseits Voltaire kein anspruchloser Freund, und Richelieu war im Recht, als er ihm eines Tages erwiderte, er diene lieber seinen Neigungen als seinen Aversionen — es geschah dies auf Voltaires Vorwurf, daß er Palissot, den Feind der „Philosophen“ beschütze — ein Vorwurf, der übrigens berechtigt genug war.

Nicht minder fest steht es, daß Richelieu des Freundes Interessen nur lau förderte, wo die Hofpolitik im Wege war, und es unklug erscheinen ließ, ihn stützen zu wollen — z. B. als Voltaire Aufnahme in der französischen Akademie suchte.

Alles in allem war Richelieu ein typischer Grandseigneur aus dem achtzehnten Jahrhundert. Sehr bezeichnend wird er in Diderots *Les bijoux indiscrets* (1747) als Selim verherrlicht, als der kluge und mächtige Großvezir eines Sultans, der Ludwig der Fünfzehnte ist. Sein Geist war eng und sein Herz trocken; er war ein Cyniker, aber ein eleganter, der mit der Geringschätzung für Frauen, welche durch seine und ihre Oberflächlichkeit größer geworden war, einen guten Ton ihnen gegenüber verband. Er schämte sich nicht, als Kuppler für das Weib zu dienen, das er dem König zu eigen zu geben und zur Herrscherin zu



Cirey lag nach damaliger Auffassung und in Anbetracht der damaligen Verkehrsverhältnisse einsam, nach unseren Begriffen schön, in einem lieblichen, grasbewachsenen Tale zwischen zwei großen waldbedeckten Höhenzügen. Entlegen war er nur, insoweit man über Saint-Dizier mit wenigen Schritten die Grenze erreichte und in dem kleinen Reich des Herzogs von Lothringen war.

Hier war Sicherheit und Arbeitsfriede. Hier konnte ein kleines Eden gegründet werden für zwei Liebende, die zugleich zwei feurige Studiengenossen waren. Hier war der Zufluchtsort für den halb freiwillig, halb unfreiwillig Verbannten.

---

## I

Betrachtet man den Zufluchtsort Cirey mit unseren heutigen Augen, so ist das zuerst auftauchende Gefühl Verwunderung, daß solch eine Isolation notwendig gewesen sein sollte in dem Lande, wo vor nicht langer Zeit Ludwig der Vierzehnte seine Ehre darin gesetzt, seines Reiches, ja Europas Maecen zu sein und Ruhm dadurch gewonnen hatte. Hatte er ja nicht nur Architektur, Skulptur und Malerei zur Hofkunst gemacht, sondern sich auch mit den ersten Schöngeistern des Zeitalters umgeben und in einem menschlichen Verhältnis zu Männern wie Racine, Boileau, Molière gestanden.

Der Gedanke, diese Tradition aufrechtzuerhalten, mußte Ludwig dem Fünfzehnten naheliegen. Tatsächlich gab es nichts, was ihm ferner lag. Als man es eines Tages zu Ende der Vierziger Jahre dem König als eine Möglichkeit vorzuschlagen wagte, die Schriftsteller und Gelehrten des Zeitalters an den Hof zu ziehen, wie Friedrich der Große es zur gleichen Zeit auf so aufsehenerregende Art getan hatte, erwiderte Ludwig abweisend: „Das ist in Frankreich nicht Mode, und da es hier viel mehr Schöngeister und große Herren gibt als in Preußen, müßte ich einen gewaltig langen Tisch haben, um sie alle zu versammeln.“ Er zählte dann an den Fingern auf: „Mauvertuis, Fontenelle, La Motte, Voltaire, Piron, Destouches, Montesquieu, Cardinal de Polignac“; „Ihre Majestät vergessen d'Alembert und Clairaut,“ sagte ein Hofmann. „Und Crébillon,“ fuhr der König fort, „und La Chaussée!“ „Und den jüngeren Crébillon!“ bemerkte einer, „er soll lebenswürdiger sein als sein Vater; und dann ist da noch Abbé Prévost und Abbé Olivet.“ „Schön!“ erwiderte der König. „In den letzten fünfundzwanzig Jahren sollte dies alles zu Mittag oder Abend bei mir gespeist haben!“ „Dies alles“ war des Königs Bezeichnung für Frankreichs berühmte Männer.

Sprach Ludwig der Fünfzehnte so in reiferen Jahren, in den Tagen der Madame de Pompadour, wie fremd stand er dann als junger Mann der Literatur gegenüber! Sie war sicherlich seine geringste Sorge; er überließ es anderen, sie innerhalb der ihr angewiesenen Schranken zu halten.

Wenn auch sein Verhältnis zu der Königin nicht mehr so heiß war, wie in der ersten Zeit, so war die Verbindung zwischen ihnen

doch nicht unterbrochen, bevor die Königin, entweder aus Bigotterie oder eher aus Angst vor Ansteckung, die sie, wie eine ihrer Damen ihr einredete, zu fürchten hatte, sich von dem Könige zurückzog. Von da an lag der ganze Hof beständig auf der Lauer, um auszuspionieren, welcher Versuchung Ludwig wohl erliegen würde, während sein erster Kammerdiener, Bachelier, der mächtige Mann, dessen Einfluß ja steigen würde, wenn der König seiner Diskretion bedurfte, eifrig eine Annäherung vorbereitete zwischen ihm und derjenigen der Damen der Königin, die sich am heftigsten geneigt zeigte, ihre Gebieterin abzulösen.

Madame Louise Julie de Mailly-Nesle war die erste der fünf Schwestern Nesle, die der König nacheinander oder gleichzeitig begehrte und die seine Zeit und seine Gedanken von 1733 bis zum Dezember 1744 erfüllten, da die unter ihnen, die ihn zuletzt und am stärksten zu fesseln wußte, von einem plötzlichen Tode ereilt wurde.

Während dieser zwölf Jahre, in denen der mit dem französischen Könige ungefähr gleichaltrige Friedrich der Große (geboren 1712; Ludwig 1710) in strengen Schicksalen und unter rastlosen Studien zum willensfesten Genie heranreifte und die ersten Großtaten seines Lebens vollführte, vergingen Ludwig des Fünfzehnten Tage und Nächte in Liebschaften mit diesen fünf Schwestern.

## II

Die Maillys waren eine aus dem elften Jahrhundert stammende Familie von militärischem Ruf. Sie konnten sich einer großen Vergangenheit rühmen; ihr Ansehen war aber gesunken, als während der Regentschaft ihr letzter Sprößling bloß durch seine Ausschweifungen und Schulden von sich reden machte. Der Vater der Fräulein de Nesle, Marquis de Nesle, hatte mit einem Jahreseinkommen von 250 000 Livres begonnen und alles durchgebracht, so daß er zuletzt in Armut von Schwindeleien lebte.

Seine älteste Tochter Madame de Mailly (1710 geboren) war 1726 mit ihrem leiblichen Vetter verheiratet worden und hatte bald darauf eine Liaison mit einem Herrn de Puisieux, von dem man sie bei Hof befreite, indem man ihn zum französischen Gesandten in Neapel ernannte. Madame de Mailly hatte glänzende schwarze Augen, ein braunes Gesicht, das ein mageres Oval bildete, eine Physiognomie von herausforderndem Reiz, heiße Wangen, eine kühne Haltung, die dreiste Grazie einer Bacchantin; sie war immer hübsch gekleidet und halb entkleidet, berühmt um ihrer Beine willen, die den Ruf hatten, bei Hofe die schönsten zu sein. Sie brachte ihrer eigenen Schönheit eine wahre Anbetung dar, legte sich nie zu Bett, ohne zuvor ihr Haar aufstecken zu lassen und sich mit allen ihren Diamanten zu schmücken.

Sie brannte für den König, fand ihn „schön wie Amor“, ließ ihren Onkel, den Herzog von Richelieu, die Aufmerksamkeit Ludwigs auf

sie hinleiten, und übertrug es dem Kammerdiener Bachelier, das erste Stelldichein zu arrangieren und den in seinen jungen Jahren stets befangenen und passiven König zu bearbeiten, bis die Verbindung eingeleitet war. Ludwig der Fünfzehnte war, wie so viele Degenerierte im Grunde seiner Seele von einer öden Schwermut erfüllt, von einer schwarzen Melancholie, so daß er zeitweise keinen Menschen sehen wollte. Von Unternehmungslust hatte er keinen Funken.

Madame de Mailly war trotz ihres herausfordernden Äußeren eigentlich ein sanftes und demütiges Geschöpf, das seinen König vollsten Ernstes anbetete, ihn bewunderte und die für königliche Favoritinnen unerhörte Eigenschaft besaß, uneigennützig, ohne Geldansprüche ohne Begierde nach Titeln und Gütern zu sein. Sie war die bequemste Geliebte, die ein bequemer König haben konnte. Ihre einzige Schwäche war ihre Vorliebe für Champagner, und noch im Jahre 1738 vertrank der König in ihrer Gesellschaft ganze Nächte. Am 26. Juni dieses Jahres ging er erst um sechs Uhr morgens zu Bett (jedoch nicht ohne vorher die Messe gehört zu haben). Am 3. Juli erhob er sich um fünf Uhr morgens vom Tisch, spielte dann eine Stunde Brettspiel, hörte die Messe, legte sich schlafen und stand erst um fünf Uhr nachmittags auf.

Von Natur aus ungemein knauserig, hielt er seine Geliebte, als er sah, daß sie keine Ansprüche stellte, äußerst knapp und ließ sie alle Demütigungen der Abhängigkeit fühlen. Anfänglich gab er ihr einige Male eine Handvoll Goldstücke, dann nichts mehr, bis Bachelier, der Zeuge ihrer Verlegenheit gegenüber den Mahnungen ihrer Gläubiger war, sich ihrer annahm und den Schatzkammerkanzler Chauvelin, der sich die Favoritin gerne verpflichten wollte, bewog, die Kosten bei gewissen Abendgelagen aus den heimlichen Fonds des Auswärtigen Amts zu bestreiten. Chauvelin wurde jedoch schon 1737 gestürzt und man machte sich bei Hofe über das durchlöchernte und geflickte Unterzeug der Madame de Mailly lustig.

Zu diesen Plackereien kam die weitere, daß sie nach damaliger Auffassung mit ihren achtundzwanzig Jahren eine alte Frau war, viel zu alt für den König. Ihr eigener Gatte äußerte jedem gegenüber, der es hören wollte, seine Verwunderung darüber, was der König in seiner Frau sehe, in einer Person, die nicht einmal jung sei und von so vielen jungen Frauen in Versailles überstrahlt werde. Diese herabsetzenden Bemerkungen kamen auf vielen Wegen dem Könige zu Ohren, verletzen seine Eitelkeit bis aufs Blut, und machten ihn gegen seine Geliebte immer härter. Als er eines nachts durch den Kamin seines Schlafzimmers zwei der Ehemänner ihrer Schwestern sich über den schlechten Geschmack des Souveräns und über Louises Häßlichkeit unterhalten hörte, wurde er so wütend, daß er durch den Kamin hineinrief: „Willst du den Mund halten, Flavacourt!“

Indessen nahm Madame de Mailly bei allen öffentlichen Festlichkeiten nach wie vor den Platz an des Königs Seite ein; sie saß bei den Fahrten nach den verschiedenen Schlössern stets in seinem Wagen



und war immer bei den Jagden diejenige, die ihm den Hirschfuß reichte. So kam es, daß allerhand Damen ihr zu schmeicheln und sie zu gewinnen suchten, um durch sie Ehrenstellen bei Hof zu erreichen. Da war die Prinzessin von Charlis, die für ihren Geliebten Vauréal, den Erzbischof von Varennes, die Nachfolgerschaft Fleurys zu erwirken trachtete. Da war die Marschallin von Estrées, die der Favoritin die Ratschläge und Winke gab, welche sie selbst von ihrem Liebhaber, dem Kardinal von Rohan, empfing. Einen Augenblick lang brachten diese Damen die arme Frau dahin, von dem König zu fordern, er soll sie als *maîtresse en titre* behandeln, sie zur Herzogin ernennen usw., worauf der König die barsche Antwort gab, die Skandale aus Ludwig des Vierzehnten Zeit sollten sich nicht wiederholen und niemals würden unter ihm in doppeltem Ehebruch empfangene Bastarde den gleichen Rang mit Prinzen von Geblüt erhalten. Wie man sieht, hatte der König seinen Ehrbegriff.

Madame de Mailly, die täglich die feindliche Gesinnung des Kardinals von Fleury zu spüren bekam, ließ sich nun zu der Unklugheit hinreißen, bei den nächtlichen Zechgelagen den betagten Kardinal zu verspotten und über seine senilen Gefühle einer Freundin gegenüber Witze zu reißen. Sie warf dem Könige vor, daß er sich vor dem alten Priester fürchte und richtete an Ludwig, der Fleury durchaus nicht fallen lassen wollte, eines nachts die dreiste Frage: „Wann gedenken Sie Ihren ehemaligen Lehrer zu verabschieden?“

### III

Die Favoritin fühlte sich unglücklich. Sie war ruhiger gewesen, so lange sie ihre Verbindung mit dem König hatte verborgen halten können, nach Ablauf von fünf Jahren aber war das Verhältnis bekannt geworden, und sie zählte nicht stark auf den Mut des Königs, sie gegen die Angriffe des Kardinals zu verteidigen. Der einzige Freund, dem sie in den Hofkreisen vertrauen zu können meinte, war der Kammerdiener Bachelier, und gerade er hatte ihr den entmutigenden Rat gegeben, sich niemals auf jemanden bei Hof zu verlassen.

Zu jenem Zeitpunkt saß hinter Klostermauern, wo anscheinend nur fromme Gedanken und romantische Träumereien zu Hause sein sollten, ein junges Mädchen, die jüngere Schwester der Madame de Mailly, in ehrgeizigen Phantasien sich wiegend und kraft einer kühnen Einbildung und eines kalten klaren Verstandes Pläne schmiedend, um des Königs Herz zu gewinnen, den Kardinal zu stürzen und den Hof zu beherrschen. Sie schrieb Tag aus, Tag ein an ihre Schwester, flehte diese an, sie zu sich zu berufen, appellierte an ihre Güte, bot Empfindung, kindliche Anmut, Zärtlichkeit und Geist auf, sicherlich nicht ohne Hoffnung, daß die Schwester Seiner Majestät einen oder den anderen dieser einschmeichelnden Briefe zeigen und der König ein Interesse für die sehnstüchtige, klostergefesselte junge Gefangene fühlen würde.

Louise de Mailly bedurfte einer Vertrauten aus ihrer eigenen nächsten Familie, und Félicité de Nesle war immer ihre Lieblingsschwester gewesen. Sie tat ihr also ihren Willen, und das junge Mädchen kam an und verließ die Schwester nicht wieder, wurde bei jedem Besuch mitgenommen und bewies anscheinend eine mehr als schwesterliche Hingebung, so daß der Name Félicité beständig auf Madame de Maillys Lippen war, und sie bald Zutritt zu dem intimen Kreise Ludwigs des Fünfzehnten erhielt. Vom Mai 1739 wohnte sie beständig bei der Schwester im Schlosse; im Juni begann sie an den Abendmahlzeiten des Königs teilzunehmen.

Félicité de Nesle war brünett, hatte einen langen Hals und eine jugendlichere, aber minder schöne Gestalt als die ältere Schwester. Ihre Züge waren härter, ohne jenen Schimmer von Güte und Zärtlichkeit, der sich so leicht über die der älteren breitete. Aber sie war mit größeren Geistesgaben gerüstet als jene und hierauf beruhte ihre Zuversicht. Sie war keck und mutwillig, zuzeiten so voll übermütiger Einfälle, daß sie, das nüchterne Geschöpf, den Eindruck machte, als hätte sie ein Gläschen zu viel getrunken; verstellt naiv, wenn es Wirkung machte; feurig kokett, wenn sie meinte, daß es am Platze sei; dabei witzig, spöttisch, schelmisch und so unterhaltend, daß sie dem König bald ganz unentbehrlich wurde; sie war das amüsanteste Kind, das ihm je begegnet war. Bald kam es dahin, daß der König nicht ohne sie zu Abend speiste; sie nahm an allen seinen kleinen Reisen nach Compiègne, nach Fontainebleau teil. Er begann Madame de Mailly mit Félicités Vorzügen zu necken, die mit ihren eigenen Mängeln verglichen wurden. Ja, er begann, sich um Kleinigkeiten willen mit ihr zu entzweien, sich ihr gegenüber unliebenswürdig zu zeigen, bis er eines Tages mit dem vielsagenden Geständnis herausrückte, er sei ihrer Schwester ebenso gut wie ihr.

Das Interesse, das der König dem jungen Mädchen offen erwies, und die Notwendigkeit, die also vorlag, es zu verheiraten, verschafften Félicité de Nesle viele glänzende Anerbieten. Zuletzt entschied die Prinzessin von Charolais die Sache, indem sie den Erzbischof von Paris, der gern Kardinal sein wollte, bestimmte, für seinen Verwandten, Herrn de Luc, welcher bei der Hochzeit den Namen Vintimille annehmen sollte, die Hand der jungen Dame zu erbitten. Im September 1739 teilte Madame de Mailly ihren Freunden die Heirat mit; der König gab der Braut 200 000 Livres Mitgift, Aussicht auf eine Stelle als Ehrendame bei der Kronprinzessin, ein vorläufiges Jahrgeld von 6000 Livres und überdies eine Wohnung in Versailles. Er kam aus seinem Lustschloß la Meutte eben in dem Augenblick an, als Bräutigam und Braut sich nach dem Souper zurückziehen wollten und tat dem Bräutigam die Ehre an, die er noch niemandem erwiesen hatte, „ihm das Hemd zu reichen“. Soulavie, der die Memoiren des Marschalls von Richelieu niedergeschrieben hat und der annimmt, daß die Verbindung des Königs mit Fräulein de Nesle vom Juni 1739 stammt,

behauptet, der König und der Bräutigam hätten an diesem Abend den Aufenthalt getauscht, so daß Herr de Vintimille die Nacht in la Meutte verbrachte. Dies ist jedoch wenig wahrscheinlich, da Braut und Bräutigam einige Zeit als Eheleute lebten.

Madame de Mailly fand sich in alles; sie liebte den König ernstlich und wollte ihn um keinen Preis verlieren. Und Madame de Vintimille, ihrer Herrschaft über Ludwig vollständig sicher, hegte kein Bedenken, ihre Schwester in seiner Nähe zu lassen. Während diese lange Zeit unter der lästigen, ja demütigenden Protektion der Prinzessin von Charolais gelitten hatte, wußte sich Madame de Vintimille im Handumdrehen des unbequemen Einflusses zu entledigen; sie machte den König bloß auf die beharrlichen Anstrengungen der Prinzessin aufmerksam, ihren Liebhaber Vauréal zum Minister des Äußern zu machen, und die andere fiel in Ungnade.

Nach dem Tode des Herzogs von Grammont bat der Graf von Grammont die beiden Schwestern, mit denen er intim befreundet war, um eine Empfehlung für die freigewordene Stelle als Chef des Garderegiments und als Gouverneur von Béarn und Navarra. Die Überreichung der Bewerberliste von seiten des Kardinals war bisher eine bloße Formsache gewesen, der Kardinal wählte stets selbst. Diesmal ernannte der König sogleich eigenmächtig Grammont für die freigewordene Stelle. Es war nicht so sehr ein persönliches Interesse an dem Grafen von Grammont, das Madame de Vintimille leitete, als der Wunsch, den König an Unabhängigkeit von Seiner Eminenz zu gewöhnen.

Aber Madame de Vintimille hatte auch Lust Politik zu treiben und gebrauchte hierbei ihre Schwester als williges Werkzeug. Die beiden Brüder Belle-Isle waren nahe Freunde der Madame de Mailly. Als Enkelkinder des großen Finanzbetrügers Fouquet hatten sie lange unter dieser Verwandtschaft zu leiden gehabt. Der ältere Bruder, der nachmalige Herzog und Marschall, der hervorragendere, wenn auch gesundheitlich schwächere von den beiden, besaß politische Leidenschaft, schlagfertige und volltönende Beredtsamkeit und hatte vor Victor Broglie die größeren militärischen Fähigkeiten voraus. Er stellte den beiden Schwestern die äußere Politik des alten Fleury als furchtsam und unklug hin. Man sollte Österreich den Krieg erklären und es zerteilen. Nichts sei leichter als dies, Frankreich würde verlässliche Alliierte in Preußen, in Piemont, in dem Kurfürsten von Bayern finden, dem Frankreich die Kaiserkrone verschaffen könne.

Madame de Vintimille wollte diejenige sein, die den Nationalhochmut wiedererweckte und befriedigte. Sie bedurfte hierzu eines Helden und meinte ihn in dem älteren Belle-Isle gefunden zu haben. Belle-Isles Wesen war um so klangvoller, je hohler es war; er gehörte jener Sorte an, die so viel Ähnlichkeit mit einem großen Manne haben, daß sie für Damen und Unerfahrene zum großen Manne werden. Wie aus J. H.

Bernstorffs Briefen bekannt geworden ist, wurde Belle-Isle auch für den dänischen Minister zum großen Mann.

Vergebens machte der alte Fleury die Verpflichtungen geltend, die Frankreich auf sich genommen hatte, den Lohn, den es empfangen, die nahe Aussicht, Lothringen zu erwerben, und des Königs verpfändetes Wort. Dies alles kümmerte die Schwestern wenig. Madame de Vintimille nahm des Königs Einwilligung mit Sturm, und so wurde also der Krieg erklärt. Sie ließ Belle-Isle zum Gesandten in Frankfurt ernennen, um die Kaiserwahl leiten zu können, und wirklich wurde Karl der Siebente gewählt. Es kam jedoch anders, als sie erhoffte, teils weil Belle-Isle bei weitem nicht alle Truppen erhielt, die er gefordert hatte, teils weil alles wie verdreht und verrückt ging und den entworfenen Plänen direkt zuwiderlief. Frankreich erntete nur Niederlagen und Verluste, und der neunundachtzigjährige Fleury mußte Maria Theresia gegenüber demütigende Schritte unternehmen, um den Frieden wiederherzustellen.

Voltaire hat in den späteren Ausgaben seines *Précis du siècle de Louis XV* den Passus gestrichen, in dem er zuerst offen sagte, daß der Kardinal den Krieg habe verhindern wollen, daß jedoch die beiden Brüder Belle-Isle, von einer damals mächtigen Dame unterstützt, sich vorgenommen hatten, Europas Physiognomie zu ändern. Es ist deshalb nicht minder wahr.

Nur einen Augenblick lang scheinen die Brüder günstigen Wind gehabt zu haben. Es gab eine kurze Zeit, da der Marschall von Belle-Isle in Frankfurt eher wie einer der mächtigsten Kurfürsten denn als ein bloßer französischer Gesandter auftrat und behandelt wurde. Damals war es wohl, daß er Johann Hartwig Bernstorff blendete und dessen Idol wurde (allerdings trug auch seine schöne Frau das ihrige dazu bei). Aber sowohl in Böhmen wie in Bayern zerbröckelten die französischen Heere. Belle-Isle rettete im Dezember 1742 alles in allem etwa 13 000 Mann aus dem belagerten Prag.

Um diese Zeit war seine Beschützerin freilich bereits länger als ein Jahr verstorben.

#### IV

Der König hatte nach dem Tode der Prinzessin von Conti deren reizendes Lustschlößchen Choisi an der Seine erworben, das berühmt war wegen seiner Terrasse, von der man über den Fluß hinausblickte, und wegen der seinerzeit auf Bestellung von Fouquet nach Antiken ausgeführten acht Marmorstatuen im Garten.

Dieses Schloß überließ der König seinem Liebling zur Residenz. Es war ausgeschmückt mit den schönsten Möbeln, Spiegeln, Bildhauerarbeiten, mit diskreten Gängen und geheimen Türen, mit dem elegantesten Speisesaal, mit einer in Gold und Blau gehaltenen Innenausstattung. Es lag am Fuße eines Hügels, windgeschützt, ganz nahe



dem Walde von Sénart, und der König leitete persönlich die Einrichtung, ließ im Garten Bäume pflanzen, andere der Aussicht wegen fällen. Hier hielt Félicité de Vintimille den König von der Umgebung abgesondert; er war nie mehr als einen ganzen Tag wöchentlich in Versailles, er sah den Kardinal kaum eine Viertelstunde in der Woche. Und hier versuchte das energische junge Weib, seinen König das Wollen zu lehren, gewöhnte ihn, ein Auge auf das Hauswesen zu haben, damit er durch diese Vorschule befähigt werde, ein wachsames Auge auch auf das Staatswesen zu halten. Es galt bei Félicité schon als ein Schritt auf diesem Wege, als der König einen Mundschenk verabschiedete, der seinen Champagner stahl. Sie trachtete sogar, ihn von der Vormundschaft Bacheliers zu befreien, und erkühnte sich, ihn zu fragen: „Sire, werden Sie nun auch dies Ihrem Kammerdiener berichten?“

Ihre Absicht war, den Kardinal zu stürzen und dessen Leitung durch eine andere zu ersetzen, in welcher Kraft und Sinn für Größe war. Vorläufig bewog sie den König, selbst zu arbeiten, sich in die vorliegenden Angelegenheiten zu vertiefen, soweit er dazu imstande war. Für ihre eigene Person hatte sie selbständige geistige Interessen, eine so schlechte Erde der französische Hof auch für diese bildete. Ihre aufbewahrte Korrespondenz an Madame du Deffand verrät eine Begeisterung für den Geist dieser Dame, und für das geistige Leben, das sie vertrat, die bei einer so berechnenden jungen Person überrascht. Sie schwärmt für Madame du Deffands Briefe, glaubt sich „in eine Traumwelt versetzt“, wenn sie einen empfängt, und hegt lebhaftes Sehnsucht, den Kreis kennen zu lernen, in welchem die Briefschreiberin sich bewegt: „Sie sprechen zu mir von Madame du Châtelet. Ich sterbe vor Verlangen, sie zu sehen. Nun, da Sie sie mir geschildert haben, bin ich sicher, sie zu kennen, wie sie ist. Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir gesagt haben, wie Sie denken; es macht mir Vergnügen, mich von Ihnen leiten zu lassen. Ich will versuchen, sie zu Gesicht zu bekommen, und dann soll der König von Preußen unser Gesprächsthema werden, wenn sie mich sonst der Ehre würdigt, auf mich zu hören; denn leider fürchte ich, daß sie mich dumm finden wird.“

Madame de Vintimille war im achten Monat ihrer Schwangerschaft, als ein Fieber sie befiel, das ihren ganzen Organismus erschütterte, und gegen das die damaligen Ärzte keinen anderen Rat wußten, als Aderlassen — bis zu dreimal täglich. Da der König eben nach Versailles fahren mußte, ließ er sie in Choisi zurück, in der Gesellschaft ihrer Schwester, zweier Edelmänner und des Herzogs von Ayen (der sowohl nach der Meinung ihres Mannes wie nach der d'Argensons ihr Reserveliebhaber war) und verlangte von Madame de Mailly während der drei Tage, die er in Versailles verbringen mußte, täglich durch vier Eilboten über das Befinden der Patientin unterrichtet zu werden.

Bei seiner Rückkehr teilte der König ihr mit, daß er ihr das Logis schenke, welches der Herzog und die Herzogin von Fleury bis dahin bewohnt hatten. Sie hoffte, sich kräftig genug zu fühlen, um in der

darauffolgenden Woche die Wohnung in Besitz zu nehmen. Aber das Fieber wollte nicht weichen, ihre Stimmung war theils aufbrausend, theils tief melancholisch, wie die eines Menschen, der die beängstigende Empfindung hat, daß die Lebensquelle in ihm im Begriffe ist auszurinnen.

Sie langte mit einem mächtigen Gefolge von Freunden und Verehrern in Versailles an, und der König speiste jeden Abend in ihrer Kammer.

Am 1. September gebar sie einen Sohn. Am 8. erkrankte sie plötzlich unter so fürchterlichen Schmerzen, daß sie sich vergiftet glaubte, und am nächsten Morgen starb sie. Der Körper wurde von den Ärzten geöffnet, schlecht zusammengenäht und blieb ganz nackt in der Schlafkammer liegen, wo alle Welt Zutritt hatte. Da in einem königlichen Schlosse kein Leichnam liegen durfte, wurde die Tote fortgeführt und roh in die Ecke einer Wagenremise geworfen, wo sie lag, bis sie keine menschliche Form mehr aufwies, während das verzerrte Antlitz die Krampfzuckungen verriet, die den Tod herbeigeführt hatten. Der Versailler Pöbel verhöhnte den armen Körper mit jener Geringschätzung, die er in der Regel für illegitime Erotik bekundet und für die Liebhaberinnen Ludwigs des Fünfzehnten ausnahmslos bekundet hat.

## V

Das Entsetzen ob dieses plötzlichen Todesfalles, die Verhöhnung dieser von niemandem beschützten Leiche brachten den König dahin, in dem Geschehenen die Strafe für seine Sünden, Zeugnis eines rächenden Gottes zu erblicken. Er zitterte aus Furcht vor der Erbitterung des Himmels; er wand sich in Angst vor der Hölle, die sich unzweifelhaft nach seinem Tode vor ihm öffnen würde, und es nützte im ersten Augenblick nichts, daß Madame de Mailly ihm versicherte, die Hölle sei ein Ammenmärchen. Er weinte viel, hatte beständig das Wort Religion im Munde und bestrebte sich, mit Madame de Mailly zu leben wie ein Bruder mit seiner Schwester. Es gelang nicht. Und als die gute und sanfte Trösterin, die sie war, erhielt Louise de Mailly nun einen neuen Reiz für ihn. Es rührte ihn, daß sie über den Tod ihrer Schwester die aufrichtigsten Tränen vergoß. Er beschloß, sie immer in seiner Nähe zu behalten, und ließ ihr zu diesem Zwecke in dem Versailler Schloß selbst, oberhalb seiner kleinen Gallerie eine Wohnung einrichten, unter dem Vorwand, ein neues Logis für den Grafen von Meuse vorzubereiten.

Hier führte nun der König mit seiner Freundin das sonderbarste Leben, ein Dasein in Reue und Begehren, in mit Küssen gewürzten Tränen, in Angst vor der Hölle und in Verlangen nach gründlichem Vergessen — so recht wie ein sinnlicher Tränenkrug. Oft begnügte er sich zu den Tagesmahlzeiten mit Fastenspeisen, um hierdurch gleichsam für die nächtlichen Freuden Buße zu tun; beständig führte er,

wenn er Madame de Mailly umarmte, Tod und Begräbnis im Munde, während sie weinte wie er.

Allmählich besänftigte sich jedoch der Kummer, und Louise de Maillys Ansehen und Einfluß stieg. Sie hatte von der jüngeren Schwester gelernt, sich selbständig zu zeigen, und sie setzte die Politik der Verstorbenen fort. Der Kardinal verabscheute Belle-Isle und sprach so übel von ihm, daß der Marschall bei seiner Heimkehr aus Deutschland, wo er doch Verschiedenes geleistet hatte, den denkbar schlechtesten Empfang erhielt, nicht bloß bei dem Kardinal selbst, sondern auch bei dem Könige und den Hofleuten, so daß er empört protestierte und seinen Abschied forderte. Aber Madame de Mailly gab nicht nach, wirkte allerorten für ihn, und wußte den König tatsächlich so weit umzustimmen, daß Belle-Isle im Mai 1742 zum erblichen Herzog ernannt wurde.

Louise de Mailly hatte Herz; sie scheute keine Anstrengungen für diejenigen, denen sie gut war, und es berührte sie so schmerzlich, wenn sie jemanden durch das Schweigen, das der befangene und hochmütige König fast immer beobachtete, verletzt sah, daß sie das für den ganzen Hof Erstaunliche durchzusetzen wußte: der König sprach einige Worte zu allen jenen, denen er sonst nur Kälte bewiesen hatte. Und Madame de Mailly freute sich über jeden einzelnen, der da ging, und mit seinem König zufrieden war.

Während sich jedoch auf solche Weise ihre bessere Natur entfaltete und ihr Stern anscheinend stieg, traf das leicht Voraussehbare ein, daß König Ludwig an den Tête-à-têtes Überdruß zu empfinden begann. Er war von dieser Frau ermüdet, die er schon einmal vorher verschmäht hatte, und die sichtlich mit jedem Tage um einen Tag älter und minder schön wurde.

Sich loszureißen besaß er allerdings nicht genug Energie und verriet seiner Gewohnheit nach seinen Überdruß nur durch boshafte Stichelreden. Um diesen Zeitpunkt geschah es nun, daß der klügste und gewandteste Hofmann des Zeitalters den endgültigen Bruch herbeiführte.

Während Madame de Mailly unter dem Einfluß der Prinzessin von Charolais stand, hatte diese sie beständig vor dem Herzog von Richelieu gewarnt, der die wenigen Male, da er zur Abendtafel geladen worden, teils durch seinen Witz, teils durch seinen Ruf als galanter Eroberer nicht geringen Eindruck auf Seine Majestät gemacht hatte. Die Prinzessin von Charolais, die seinerzeit von ihm erhört, verschmäht, wieder erhört und vergessen wurde, und ihm einen herzhaften Haß bewahrt hatte, weil er so geringes Gewicht darauf gelegt hatte, sich ihre Gunst zu erhalten, hatte Madame de Mailly eindringlich zu überzeugen gewußt, daß keine Persönlichkeit in des Königs Nähe ihr gefährlicher zu werden vermöge, als dieser Mann, der Unbeständigkeit in der Erotik zum Prinzip erhoben hatte und Treulosigkeit stets als eine Pflicht gegenüber dem eigenen Ich verkündete. Madame de Mailly hatte Richelieu

infolgedessen von Anfang an eine eisige Kälte gezeigt, die aufzutauen ihm bedeutende Mühe verursachte und die sich seinem Ehegeiz lange in den Weg gestellt hatte. Als er nun an den Hof zurückkehrte, war es mit kräftigem Haß gegen die verblühte Favoritin und mit dem festen Vorsatz unter dem Deckmantel erheuchelter Anhänglichkeit für sie dem König eine andere und jüngere Geliebte zu verschaffen, die dem Herzog unbedingt ergeben wäre, und mit der er zusammenarbeiten könnte.

## VI

Madame de Mailly hatte eine jüngere Schwester, Marie-Anne de Mailly-Nesle, die 1734, siebzehn Jahre alt, mit dem Marquis de la Tournelle verheiratet worden war, einem frommen und wohlthätigen jungen Edelmann, der auf seinem Gut lebte. Dieses Gut war durch seinerzeit von dem großen Vauban ausgeführte Kanalanlagen überaus einträglich geworden.

Da Herrn de la Tournelles junge Frau sich in der Provinz langweilte, hatte er wahrscheinlich durch den Einfluß Madame de Maillys eine Stelle als Oberstleutnant bei Condés Infanterieregiment erhalten. Schon beim ersten flüchtigen Anblick der jungen Marquise war dem König der Ausruf entfahren: „Mein Gott, wie schön sie ist!“ Ihr im Jahre 1740 von Nattier gemaltes Portrait verschaffte zugleich dem Maler Ruhm und ihr die Anerkennung als schönste Dame in Versailles.

Marie-Annes Erscheinen bei Hofe versetzte den Kardinal in höchste Unruhe; mit Madame de Mailly, die im Grunde bloß über das Herz des Königs zu herrschen trachtete, konnte er sich abfinden, dagegen fürchtete er den politischen Einfluß, den Madame de la Tournelle an sich zu reißen imstande war; die Memoiren der Herzogin von Brancas geben uns Zeugnis davon. Die Herzogin war eine intime Freundin Richelieus, und Fleury nahm sie förmlich ins Verhör, um zu erfahren, ob Richelieu nicht etwa daran dächte, Madame de la Tournelle an den Platz der Schwester zu setzen. Sie leugnete gegen besseres Wissen, das geringste davon gemerkt zu haben.

Tatsächlich dachte Richelieu an nichts anderes.

Madame de Mazarin, die Tante der Geschwister, hatte auf ihrem Sterbebette Madame de Mailly deren beide Schwestern, Madame de la Tournelle und Madame de Flavacourt, ihrer Fürsorge empfohlen. Durch ihren Tod war der Platz einer Ehrendame der Königin frei geworden. Madame de la Tournelle bewarb sich um ihn und ihre ältere Schwester unterstützte ihre Wünsche. Seiner Gewohnheit nach ließ der alte Kardinal geraume Zeit vergehen, ehe er dem Könige gegenüber die Sache überhaupt berührte; überreichte ihm dann die Liste der Bewerberinnen, auf welcher er den Namen der Madame de la Tournelle zu allerunterst angebracht hatte. Der König nahm einen Bleistift, schrieb den Namen zuoberst und sagte: „Die Königin ist unterrichtet und wird dieser Dame den Platz geben.“ Der Kardinal und Minister



Maurepas, bestrebt die Ernennung nach Möglichkeit zu verhindern, suchten eine Madame de Villars erteilte ältere Zusage geltend zu machen. Da jedoch die Marschallin es entschieden ablehnte, sich in einen Wettstreit mit den Damen vom Hause Nesle einzulassen, mußte der Plan aufgegeben werden.

So jung Madame de la Tournelle war, so hatte sie schon drei Liebesverbindungen hinter sich: eine mit Herrn de la Trémoille, eine andere mit Herrn de Soubise und eine dritte mit dem jungen Herzog von Agénois, für den sie noch immer sehr zärtliche Gefühle hegte. Aber ihr Ehrgeiz war stärker als irgendwelche erotische Empfindung. Der König, der sich leidenschaftlich in sie verliebt hatte und der die Korrespondenz des Herzogs von Agénois durch die Polizei hatte öffnen lassen, breitete eines Tages vor ihren Augen einige Briefe aus, die den Herzog in ihrer Gunst schädigen mußten, — Briefe, aus welchen hervorging, daß der schöne junge Mann, der nach dem sorgfältig vorbereiteten Plane seines Oheims Richelieu — der zugleich Oheim der Schwestern Nesle war — von Amts wegen nach Languedoc gesandt worden war, in der Einförmigkeit des Provinzlebens den Annäherungen einer schönen Dame nicht unempfänglich geblieben war. Der König legte diese Briefe des treuen Agénois, wie er sich ausdrückte, vor Madame de la Tournelle auf den Tisch mit dem Ausruf: *Ah! le beau billet qu'a la Châtre, voilà ce que m'envoie la poste!* Die erste Hälfte dieser Äußerung ist eine Redensart: Ninon hatte la Châtre auf seine Bitte eine schriftliche Zusicherung ihrer unbedingten Treue gegeben. Während des Beisammenseins mit einem seiner Nachfolger fiel ihr eines Tages la Châtres Vertrauen zum Papier ein, und sie rief lachend aus: „*Le beau billet etc.*“

Madame de la Tournelles Beförderung zur Palastdame machte an und für sich nicht die Stellung der älteren Schwester bei Hofe unmöglich. Allein Richelieu und dessen Partei, bei welcher Madame de Tencin besonders tätig war, war viel daran gelegen, Madame de Mailly ihrer Hofcharge zu berauben, um damit ihre endgültige Entfernung aus Versailles zu erleichtern. Man rechnete auf ihre Leichtgläubigkeit, man beschwichtigte ihren Argwohn; sowohl Madame de la Tournelle selbst, wie Madame de Flavacourt versicherten sie der schwesterlichen Freundschaft und unverbrüchlichen Erkenntlichkeit der neuen Favoritin. Die Schwestern appellierten an ihre Güte, an ihren Wunsch, dem König zu Gefallen zu handeln. Wenn sie auf ihren Ehrenposten verzichtete würde sie der ewigen Dankbarkeit des Königs sicher sein, sich seine unauslöschliche Anhänglichkeit an eine Geliebte erhalten, welche sich eines den echten Seelenadel bekundenden Opfers fähig gezeigt hatte.

Sie wußten die unglückliche leichtgläubige Frau so zu beschwatzen, daß sie in einem an den Cardinal Fleury gerichteten Brief, dessen Inhalt Richelieu und Madame de la Tournelle vorher mit dem Könige verabredet hatten, zugunsten ihrer Schwester, Madame de Flavacourt, auf ihre Stellung verzichtete.

Am 20. September 1742 erfuhr denn der Hof eine Doppelneuigkeit: Madame de la Tournelle war an Stelle der Madame de Mazarin zur Ehrendame der Königin ernannt, und Madame de Mailly trat ihren Posten mit Einkünften und allem anderen, ohne irgendwelchen Schadenersatz an Madame de Flavacourt ab.

Unzweifelhaft hat Madame de Mailly durch ihr Opfer das eine, was ihr am Herzen lag, zu erreichen gehofft: sich nicht entfernen zu müssen, weiterhin im Schlosse wohnen und in der Nähe des Königs verbleiben zu dürfen.

## VII

Den König, der noch niemals bei einer Frau auf den geringsten Widerstand gestoßen war, wunderte und reizte Madame de la Tournelles ruhige Reserviertheit und abweisende Haltung. Er schrieb; sie antwortete nicht; er schrieb abermals und erhielt wiederum keine Antwort. Er war gewohnt, die Weiber sich vorgeführt zu sehen, wie das Wild auf seinen Treibjagden. Zuerst dachte er daran, einer anderen sein Tuch zuzuwerfen. Aber diesmal war er gefangen, besiegt. Seine Ungeduld nützte ihm nichts. Nach jedem Auflehnungsversuch kehrte er notgedrungen zurück als immer demütigerer Anbeter. Er fühlte sich von unbefriedigter Sehnsucht verzehrt. Allein Madame de la Tournelle war fest entschlossen, sich sehr kostbar zu machen. Sie wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, beiseite geworfen zu werden, wie jetzt ihre Schwester — dank ihren eigenen Intriguen — verschmäht worden war. Sie behandelte den König etwa so wie Anne Boleyn nach Verabschiedung ihrer Schwester Mary Carey als Henry des Achten Geliebte, den König von England behandelt hatte.

Es ist leicht zu begreifen, was die ältere Schwester als Zeugin dieser erotischen Kämpfe und Schmerzen litt. Sie speiste nach wie vor mittags und abends allein mit dem König; aber die Mahlzeiten waren nun unsäglich traurig. Entweder war der König stumm oder er tat irgendeine Äußerung, die sie in Tränen ausbrechen ließ. Dennoch bildete sie sich ein, mindestens Ludwigs rein menschliche Gewogenheit und Nachsicht wieder erworben zu haben, als er sie eines Tages plötzlich durch die rückhaltlose Mitteilung aus ihrem Irrtum riß, daß er in Madame de la Tournelle sterblich verliebt sei, daß er sie zwar noch nicht besessen, aber bald zu besitzen hoffe, eine andere also nicht mehr lieben könne.

Tief gedemütigt, aber in dem Gefühl, den Geliebten unmöglich entbehren zu können, gelobte Madame de Mailly kniend, sich in alles zu fügen, wenn sie bloß bleiben dürfe. Der König erwiderte hart und kalt, sie müsse sich zurückziehen (das heißt das Schloß verlassen), und dies noch am gleichen Tage. Sie schleppte sich ihm nach, sie lag ihm zu Füßen und bettelte um einen Aufschub, bloß um einen kleinen Aufschub. Wenn sie bleiben dürfe, würde sie seinen Untertanen diese neue Leidenschaft verborgen halten, die vielleicht, konnte man sie, deren Respekt verringern könnte.

Erschüttert gab Ludwig vorläufig nach, gestattete ihr jedoch nur, über Nacht zu bleiben, und beklagte sich bei Richelieu über die Verlegenheit, in die ihre Verzweiflung ihn bringe. Dieser versprach, alles zu ordnen. Er ging zu Madame de Mailly, stellte ihr vor, wie unwürdig der König einer Liebe sei wie der ihrigen, und wie schlecht sie auf ihre eigene Ehre bedacht sei, wenn sie sich in solcher Art an ihn und an das Schloß klammere. Er bot ihr an, sie, wenn sie es wünschte, nach Paris zu begleiten. Sie erwiderte: „Ich werde dieses Opfer bringen, ich selbst werde den Tod davon tragen; aber noch heute Abend werde ich in Paris sein.“

Wir besitzen Madame de la Tournelles Briefe an ihren Oheim Richelieu, nachdem es ihr gelungen war, ihre Schwester zu vertreiben. Man kann unmöglich eine härtere, kältere Gesinnung an den Tag legen. Sie bedient sich in ihrem Bericht hierüber der plattesten Ausdrücke: „Sûrement Meuse vous aura mandé la peine que j'ai eue à faire déguerpir madame de Mailly.“ Sie erzählt weiter, daß sie den König noch hinhalte. So oft er sich am Ziel seiner Wünsche glaube, sähe er sich enttäuscht.

„Er hat Ihnen mitgeteilt, daß die Sache zwischen uns in Ordnung sei; er schreibt mir in einem Briefe von heute morgen, ich möge Sie aus diesem Irrtum reißen; er will nämlich nicht, daß Sie mehr glauben, als sich tatsächlich ereignet hat. Es ist wahr: als er schrieb, bildete er sich ein, es würde diesen Abend geschehen. Aber ich habe der Ausführung einige Schwierigkeiten in den Weg gelegt, was ich keineswegs bereue.“

Und sie stellt ihre Bedingungen. Sie will *maîtresse déclarée* sein, so wie Madame de Montespan es unter Ludwig dem Vierzehnten gewesen war. Sie will keine bescheidene Wohnung haben wie Madame de Mailly, sondern ein Palais, wo sie den König empfangen kann „auf eine Art, die seiner würdig ist“, überdies ein Landgut, ferner ein halbes Hunderttausend Livres monatlich, für fünfmalhunderttausend Livres Diamanten, das Recht, wenn nötig, Gelder aus der Staatskasse zu beheben, endlich den, vom Parlament bestätigten, Herzogin-Titel. Falls sie schwanger wird, soll ihr Zustand nicht geheimgehalten und das Kind legitimiert werden.

Der König, stets bange vor Ausgaben, bange vor der öffentlichen Meinung, bange, überhaupt einen Entschluß zu fassen, schreckte vor diesen Forderungen zurück. Aber die Favoritin ließ nicht mit sich feilschen, heuchelte Gleichgültigkeit, sprach davon, zu dem Herzog von Agénois zurückzukehren, behauptend, jene aufgefangenen Briefe bedeuteten nichts, seien eine flüchtige Laune, keine wirkliche Untreue, reizte den König gleichzeitig durch die geschickteste Koketterie, versicherte ihn, er täte weit besser daran, sich an andere Frauen zu wenden; ihr würde er dadurch nur ein wahres Vergnügen bereiten.

Da man im Publikum überzeugt war, daß sie längst kapituliert habe, kamen ihr mit der Post all die Schmählieder zu, die in Paris über sie und den König gesungen wurden. Die meisten dieser Verse

lassen sich schwer zitieren. Hier sei eines angeführt, in dem bloß gesagt wird: Sollte das Pack es anstößig finden, daß drei Schwestern einander ablösen, würde der Erzbischof von Tencin ohne Schwierigkeiten den Sündenerlaß erteilen:

Si la canaille ose crier  
De voir trois sœurs se relayer,  
Au grand Tencin envoyez-la,  
Alléluia.

Anscheinend belustigt, sang Madame de la Tournelle selbst dieses Liedchen ihren Gästen vor.

Lange noch ehe sie dem König irgendwelches Recht über ihre Person eingeräumt, hatten sowohl er wie sie jede Art Quälereien durch ihre Verbindung zu ertragen. Der Kardinal überhäufte seinen ehemaligen Schüler mit Vorwürfen, zeigte ihm aufgefangene Briefe der Pariser, in denen es hieß: „Der König wird nicht mehr so geliebt wie früher“, appellierte an seine religiösen Gefühle, drohte ihm mit Gottes Zorn. Alles vergebens. Da sah der Kardinal sich denn genötigt, Maurepas zu bewegen, den ganzen Schwarm von Spottweisen, den er und sein Kreis fabriziert hatte, loszulassen; sie piffen Madame de la Tournelle wie Kugeln um die Ohren. Aber nichts rührte sie, wie auch nichts auf den wildverliebten König Eindruck machte.

Sie ließ ihn noch lange vergeblich schmachten und nachts furchtsam an ihre Türe kratzen. Er wurde nicht eingelassen, bevor sie sich als unbedingte Herrscherin fühlte. Der Friede und Lebensfrohsinn, der sich endlich im Dezember 1742 über die verstörte Physiognomie des Monarchen breitete, bewies den Hofleuten genugsam, daß Aeneas und Dido einander in der Grotte begegnet waren. Und von nun an erschien Ludwig der Fünfzehnte wie von einem Glückstaumel ergriffen. Frankreich war ihm noch gleichgültiger geworden als zuvor. Weder Prags Belagerung, noch die Niederlagen in Bayern, noch die Stellung des Heeres hatten Raum in seinem Innern; er kürzte den Staatsrat ab; er schwelgte in feinen Gerichten und guten Weinen. Wenn seine Geliebte an ihren lieben Onkel schrieb, fügte er eine ausgelassene Nachschrift hinzu von jener Art, die geschrieben, aber nicht gedruckt werden kann. Interessante Begebenheiten für ihn waren weder Siege noch Niederlagen in Europa, dagegen, daß Richelieu Forellen aus dem Genfer See sandte, oder daß einer der Hofleute eine ganz besonders schlüpfrige Anekdote erzählte.

Da starb zu Beginn des Jahres 1743 der alte Cardinal Fleury in seinem neunzigsten Jahre und der König, endlich von aller Vormundschaft befreit, atmete auf. Die Favoritin war nach Versailles übersiedelt, und sie hatte die für den König so wohltuende Eigenschaft: Ruhe. Sie konnte tagelang in Gedanken auf der Chaiselongue liegen, und ließ sich in ihrem Eigenwillen von nichts erschüttern.

Eines Tages bemerkte sie, daß der König ihr gegenüber mißgestimmt war. Sie ahnte den Grund nicht. Aber sie bekundete keine Neugierde.



Die Ursache seines Mißmuts war, daß man einen Brief Richelieus an seine Nichte geöffnet hatte, in welchem er ihr einen Plan für ihre Auf-  
führung, Stunde um Stunde, vorschrieb. Bald merkte sie, daß der  
König ihr gegenüber auf seinem Posten war, sich auch Richelieus ehr-  
geizigen Hoffnungen gegenüber abweisend verhielt. Sie sprach kein  
Wort darüber, weigerte sich nur, bei der Tafel zu erscheinen, ließ sich  
mitten im Versailler Schloß ihre Mahlzeiten aus einem Restaurant  
bringen, und lehnte des Königs Besuche ab, solange sie sich nicht in  
Umgebungen befand, die mit seiner und ihrer eigenen Stellung über-  
einstimmten. Während sie diese Haltung bewahrte, bekundete sie zu-  
gleich eine ausgezeichnete Menschenkenntnis, indem sie dem Bestreben  
des Königs, undurchdringlich zu erscheinen, in ihrem Verhalten ent-  
gegenkam. Sie forschte ihn nie aus. Und sie war überdies klug genug,  
niemals über irgendeine Person, auf die er Wert legte, Übles zu sprechen,  
noch sich mit jemandem, an dessen Gesellschaft er gewöhnt war, zu  
überwerfen. So stellte sie sich freundschaftlich zu der Familie Noailles,  
wiewohl diese treu zu Madame de Mailly hielt.

Bei alledem blieb der König gleich heftig verliebt. Er gab Madame  
de la Tournelle den Kosenamen Prinzessin und hielt sich unaufhörlich  
in ihrer und ihrer Schwestern Gesellschaft auf. Madame de Flavacourt,  
die er sehr gern mochte, erhielt den Schmeichelnamen die Henne. Sie  
war auffallend schön, trug etwas maniert eine anscheinende Ehrbar-  
keit zur Schau, zeigte jeder zudringlichen Bewunderung gegenüber eine  
förmlich erschreckte oder entsetzte Miene.

Noch besser gefiel dem König die dritte Schwester, die neuvermählte  
Herzogin von Lauraguais, die böse Zunge. Ihr bloßes Erscheinen er-  
schlug die höfische Langeweile; selbst lustig, verbreitete sie um sich  
her eine ansteckende Lustigkeit. Sie war keine fürstliche Erscheinung  
wie ihre bevorzugte Schwester, sondern eine volkstümliche; nicht  
schlank, sondern stark, von jener kräftigen, munteren Gesundheit, wie  
sie sonst eher Frauen aus dem Volke als Herzoginnen eigen ist; ihre  
Sinnlichkeit war nicht unzugänglich, sondern massiver Art, und  
während sie mit schelmischen und ausgelassenen Reden um sich warf,  
die jede Falte auf des Königs Stirn glätteten, geschah es eines schönen  
Tages, daß er in ihre offenen Arme sank und sich in der warmen Um-  
schlingung vergaß. Unter ihrem Vorsitz wurden die Abendmahlzeiten  
lustiger, als je zuvor. Man hörte allerlei Witze. Der König versagte  
sich nicht kleine Vertraulichkeiten mit ihr vor den Augen der Gesell-  
schaft, und bald raunte man allerorten bei Hofe, daß der König und  
die Herzogin von Lauraguais sich in einer gemeinsamen Caprice ge-  
funden hätten. Es läßt sich denken, daß hierbei verschiedene Anzüg-  
lichkeiten über den Eintritt der vierten Schwester in die Reihe fielen.

Diese vierte war jedoch keineswegs ehrgeizig, bloß munter phleg-  
matisch. Ein guter Lehnstuhl, in dem sie faulenzen und sich über  
ihren Nächsten moquieren konnte, war alles, was sie vom Leben ver-  
langte.

## VIII

Marie-Anne war viel zu stolz und viel zu klug, um dem König oder ihrer Schwester den geringsten Vorwurf zu machen anläßlich dieser Dinge, von denen sie anscheinend nichts bemerkte und nichts gehört hatte. Aber diese unvorhergesehene Wendung übte eine höchst merkwürdige Wirkung auf ihre Gefühle aus. Sie begann sich allmählich in den König zu verlieben und entdeckte nach Verlauf einiger Zeit zu ihrer eigenen Überraschung, daß sie ihn nun wirklich liebe. Und von dem Augenblick an, da sie selbst den Flügelschlag der Leidenschaft fühlte, schlug diese auch in der Brust des Königs. Marie-Anne nahm ihn von nun an ganz in Besitz, warf ihn von einem Gemütszustand in den anderen, ließ jeder Laune die Zügel schießen, reizte ihn, stachelte ihn, wehrte ihm, verschloß ihm ihre Türe und ihre Arme, verführte ihn, indem sie ihm auf tausenderlei Art ihre Schönheit enthüllte, gegen deren Zauber die plumperen Reize der Schwester nicht einmal in Betracht kommen konnten.

Nattier hat sie gemalt als strahlende Allegorie der Kraft mit einem Tigerfell über den Schultern, mit einem Kuraß um die feine und volle Brust: ein junger Körper von blendender Weiße, in geschmeidiger Stärke bewegt, mit einer Stirn, von der Strahlen ausgehen, mit einem zaubrischen Blick in den großen blauen Augen und einem Kinderlächeln auf feuchten Lippen; der Ausdruck zugleich leidenschaftlich und zärtlich.

Der Minister Maurepas war in aller Stille ein entschiedener Gegner und Hasser der Favoritin, deren Beförderung auch seine alte mißgünstige Frau alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg legte. Aber der König hatte nun einmal keinen anderen Willen als den, Marie-Annes Wünsche zu erfüllen.

An den Ufern der Indre lag das Herzogtum Châteauroux, dessen Äcker einen Jahresertrag von 85 000 Livres lieferten; der König kaufte es seinerzeit von seinem Verwandten, dem Grafen von Clermont, welcher Schulden zu bezahlen hatte. Es wurde auf Lebenszeit Madame de Tournelle überlassen, die hiermit zur Herzogin von Châteauroux erhoben wurde. Da Herzoginnen das Anrecht auf ein Tabourett in der Nähe der Königin besaßen, wurde jede neue Herzogin dieser vorgestellt. Diesesmal geschah die Vorstellung mit einem gewissen Zeremoniell. Es waren acht Damen zugegen, von welchen fünf saßen; unter ihnen war die Herzogin von Lauraguais. Als die Herzogin von Châteauroux aus dem Kabinett des Königs trat, um ihr Tabourett bei der Königin einzunehmen, sagte Maria Leszczynska zu ihr: „Madame, ich beglückwünsche Sie zu der Gnade, die der König Ihnen erwiesen hat.“

In der Stiftungsurkunde, die Maurepas auszufertigen genötigt war, heißt es unter anderem:

Aus diesen Gründen und da unsere teure und vielgeliebte Cousine, Marie-Anne de Mailly, Witwe des Sieur Marquis de la Tournelle, aus einem der größten und berühmtesten Häuser Unseres Königthums

stammt, anverwandt ist Unserem Hause und den ältesten in Europa; da ferner ihre Eltern durch mehrere Jahrhunderte Unserer Krone große und wichtige Dienste geleistet, sie selbst der Königin, Unserer lieben Ehegenossin, als Ehrendame verbunden ist und diesen Vorzügen all die Tugenden und vortrefflichen Geistes- und Herzeigenschaften hinzufügt, die ihr die allgemeine Achtung und Ehrerbietung erworben haben, haben wir es passend erachtet, ihr durch Gnadenbrief vom letzten 21. Oktober das Herzogtum und die Pairie Châteauroux in Berry mit allen Liegenschaften und Zubehör zu verleihen . . . . .

Als Herzogin war Marie-Anne an ihrem ersten und nächsten Ziel angelangt. Um zu seinem eigenen Besten ihre Stellung zu stärken, arbeitete nun mit rastlosem Eifer ihr Oheim Richelieu, der sich zu diesem Zwecke mit dem Genius der Intrigue selbst, der so oft schon genannten Madame de Tencin, alliiert hatte. Richelieu hatte sie kennen gelernt, als sie, die ehemalige Nonne, mit drei Schwangerschaften hinter sich, von Grenoble nach Paris gekommen war, um heimlich d'Alembert zur Welt zu bringen und das Kind sodann vollständig im Stiche zu lassen. (Bekanntlich wollte sie sich, als d'Alembert berühmt wurde, als seine Mutter geltend machen, wurde aber von dem Sohne abgewiesen.) Sie erwirkte durch ihren Bruder, den Kardinal, einen Brief des Papstes, der sie des Klostersgelübdes entband und ihr den Titel Chanoinesse (Stiftsfrau) gab; sie wurde eine Politikerin, welche den Nutzen, den die Männer der Literatur ihr bringen konnten, von Grund auf begriff; daher ihre nahen Beziehungen zu ihnen. Glänzend ausgerüstet, vermochte sie sich in jede fremde Anschauungsweise zu versetzen und in dem Geist desjenigen zu sprechen, mit dem sie sich eben unterhielt. Wir haben gesehen, wie sehr Voltaire sie schätzte. Sie besaß nicht bloß den gesunden Menschenverstand, sondern einen geradezu von Gesundheit strotzenden, durch blutreiche Erfahrungen reichlich genährten.

Madame de Tencin lebte bloß für ihren Bruder. Und Richelieu war ja, meinte sie, der Einzige, der ihren Bruder zum Minister machen konnte. Sie schloß sich ihm also vollständig an, ordnete seine Geldverhältnisse, überwachte die Studien seines Sohnes, verrichtete Späherdienste für ihn bei Hofe und in der Stadt, bahnte ihm den Weg zur Königin, gab ihm Winke in bezug auf jede ihm drohende Gefahr, warnte ihn, nicht altem Groll noch neuen plötzlichen Einfällen nachzugeben, machte die Lauscherin für ihn, verständigte ihn mit Hilfe ihrer klugen Rekognoszierung von allem, was in Gärung war, z. B. von des Bischofs von Mirepoix wachsendem Einfluß auf den König, der für Voltaires Bewerbung um einen Platz in der Akademie verhängnisvoll werden sollte. Sie war es, die Richelieu die Unklugheit vorhielt, eine so ruchlose Persönlichkeit wie Voltaire öffentlich zu protegieren und ihn aus purer Freundschaft und Bewunderung von der Herzogin von Châteauroux beschützen zu lassen.

Mit Richelieu verband sie nur das gemeinsame Interesse; im übrigen schenkte sie leidenschaftslos ihre Gunst einer nicht geringen Anzahl

von Freunden; Leidenschaft fühlte sie nur für ihren Bruder. Sie verteidigte ihr Verhältnis zu ihm mit dem verwandten zwischen dem Geschwisterpaar, der Herzogin von Grammont und dem Herzog von Choiseul. Was sie zum Bruder zog, war vielleicht nicht am wenigsten das Gefühl, daß die vielen Geheimnisse, die sie mit sich trug, am besten im Schoße der Familie bewahrt blieben.

Es war Madame de Tencin, der zuerst die Idee kam, die Herzogin von Châteauroux zu einer politischen Persönlichkeit zu machen, eine Idee, die die Favoritin bald mit Begehrlichkeit ergreifen sollte. Dadurch kreuzte sie, übrigens ohne die geringste Gehässigkeit von ihrer Seite, Voltaires Bestrebungen, die große politische Aufgabe, die Amelot, der Minister des Auswärtigen Amts, ihm übertragen hatte. Man war schon längere Zeit bestrebt gewesen, aus dem nahen Verhältnis, das zwischen Voltaire und dem König von Preußen entstanden war, Nutzen zu ziehen.

## IX

Nicht sehr oft hat sich in der Weltgeschichte der Fall ereignet, daß ein Regent auf solche Art in Beziehung zu einem großen schöpferischen Geist getreten ist, daß diese Beziehung für beide Teile Bedeutung gewann.

Im Altertum war wohl Aristoteles Alexanders Lehrer, und Alexander verschaffte ihm Bücher und sandte ihm Studienmaterial von seinen Feldzügen. Aber einen Einfluß konnte er auf den Philosophen nicht ausüben.

Cäsar und Cicero kannten einander. Cicero war Cäsars politischer Gegner; nichtsdestoweniger huldigte Cäsar in ihm dem Repräsentanten der Literatur und vergalt seine Angriffe mit ritterlicher Aufmerksamkeit; aber Cäsar schuldete Cicero weder geistige Bereicherung noch umgekehrt.

In der neueren Zeit dauerte das Verhältnis zwischen Goethe und Karl August von beider früher Jugend bis zu dem Tode des Fürsten. Goethe verdankte dem Herzog von Weimar eine gesicherte Stellung und dieser Stellung allerlei Lebenserfahrung. Aber geistige Eindrücke hat Goethe von seinem Fürsten nicht empfangen. Trotz bedeutender Eigenschaften war Karl August kein Genie.

In der späteren Zeit gibt es das Verhältnis zwischen Richard Wagner und Ludwig dem Zweiten. Wagner hatte König Ludwig Wohlstand und Arbeitsruhe zu danken; geistig jedoch beeinflusste der König den Komponisten nicht.

Das historische Verhältnis zwischen Voltaire und Friedrich dem Großen ist einzigstehend. Es ist kein harmonisches Verhältnis. Es ist in den ersten fünfzehn Jahren eine Schwärmerei; dann wird es untergraben und bricht unter Voltaires Undiszipliniertheit und Friedrichs Erbitterung zusammen; später wird der Bruch geheilt und die Verbindung bleibt das ganze Leben hindurch bestehen. Dieses Verhältnis ist ein



Zeugnis des Weltbürgergeistes des achtzehnten Jahrhunderts; gehören ja Fürst und Schriftsteller hier zwei verschiedenen Völkern an, wenn sie auch dieselbe Sprache haben! Das Entscheidende ist aber eben, daß Schriftsteller und Fürst hier beide Genies, ja sogar die anerkanntesten des Zeitalters sind und sichtlich Einfluß aufeinander ausüben.

Als Voltaire im August 1736 den ersten Brief von Friedrich, Kronprinz von Preußen, empfing, ging er in sein zweiundvierzigstes Jahr. Der Briefschreiber war vierundzwanzig Jahre alt. Voltaire war damals eine europäische Berühmtheit und wurde von den meisten als bedeutendster Schriftsteller des Zeitalters betrachtet. Friedrich war ein junger Prinz und nur bekannt durch das, was er hatte erdulden müssen.

Er hatte gelitten für seine Neigungen und Geistesanlagen wie Voltaire für seinen Witz und die umstürzende Kraft seiner Gedanken. Sie beide waren Opfer gewesen der Brutalität des Zeitalters und der Willkür eines Regierungssystems.

Friedrichs Vater, den Carlyle idealisiert hat, war trotz seiner guten Fähigkeiten als Organisator störrisch und hitzig, bei all seinem Rechtsinn roh und grausam. Er hatte einen Erziehungsplan für den Sohn vorgeschrieben, aus dem alles Unnütze, darunter Latein und Literatur ausgeschieden war. Er haßte das Ausländische; wenn er das Französische erlaubte, so geschah es, weil Deutsch damals kaum noch als eine Sprache betrachtet wurde. Er liebte es, seine Untertanen auf der Straße persönlich zu prügeln, wenn sie sich durch irgendetwas seine Unzufriedenheit zugezogen hatten.

Weil Friedrich als Jüngling verbotene Studien betrieb, Schulden machte, Truppenparaden kein Interesse entgegenbrachte, sollte er nach dem Willen des Vaters auf die Thronfolge verzichten. Als er sich weigerte, mißhandelte der Vater ihn barbarisch und verhöhnte ihn als feige, weil er sich in diese Mißhandlung fand. Im Jahre 1730 unternahm Friedrich einen Fluchtversuch nach England. Aber ein an seinen Freund Katte gerichteter und aufgefangener Brief verriet dem König den Plan. Abermals wurde der Prinz entsetzlich mißhandelt und dann einem Kriegsgericht unterstellt, das ihn zum Tode verurteilen sollte. Dies war ja der Stil jener Zeit. Zwölf Jahre früher hatte Peter der Große seinen Sohn Alexei totprügeln lassen und selbst die Knute geschwungen. Da das preußische Kriegsgericht nicht so blind gehorchte wie das russische, begnügte der König sich damit, den Prinzen in Küstrin in harte Gefangenschaft bringen zu lassen.

Friedrich hatte als Siebzehn- bis Achtzehnjähriger ein zärtliches Verhältnis mit einer Schulmeisterstochter in Potsdam, die er auf der Flöte begleitete, wenn sie Clavecin spielte. Der König ließ sie auf dem Potsdamer Platz vom Henker umherführen und vor den Augen des Pöbels und des Prinzen durchpeitschen.

In Küstrin wurde Friedrichs Freund Katte, als in den Fluchtplan Mitingeweihter, unter dem Fenster des Prinzen geköpft. Friedrich konnte ihm noch die Hand zum Abschied reichen.

## X

In seinen ersten Briefen nähert Friedrich sich Voltaire mit tiefer Ehrfurcht und Dankbarkeit: Voltaires Werke seien Schätze an Geist. Bei jedem neuen Lesen erschienen sie neu. Er sei so groß, daß er allein durch seine Persönlichkeit den alten Streit entscheide, welche Literatur die bessere sei, die des klassischen Altertums oder die moderne. Es gebe niemanden, ohne Ausnahme niemanden in Europa, dessen Lehrer Voltaire nicht sein könne. Er hoffe, Voltaire werde ihn nicht unwürdig der Belehrung finden, wie gering er auch sei, denn was bedeute Geburt gegen Genie!

Voltaire, den diese leidenschaftliche Huldigung eines jungen Königssohnes in Cirey überrascht, antwortet erfreut, daß es also einen Thronerben gebe, der seine Gedanken verwirklichen wolle, daß ein Mann wie Friedrich imstande sein werde, in seinem Reiche das goldene Zeitalter zu begründen und sich selbst von Königswürde zu Menschlichkeit zu erheben.

Friedrich erwidert: Ist es möglich, daß derselbe Voltaire, dem unsere Hände Altäre und Statuen errichten, in seinem Vaterland beiseitegeschoben wird und tief drinnen in der Champagne als Einsiedler lebt! Dies ist ein Paradoxon, ein Rätsel. Voltaire habe keinen anderen Fehler als den, den übrigen Menschen überlegen zu sein. Wenn Friedrich jemals nach Frankreich kommen sollte, wird seine erste Frage sein: Wo ist Herr de Voltaire? König, Hof, Paris, Versailles, Frauen, Vergnügungen — nichts von alledem wird seine Reise gelten!

Beide bewegen sich beständig in Erinnerungen an das klassische Altertum. Voltaire wird von Friedrich Apollon oder Sokrates, Friedrich von Voltaire Trajan oder Titus genannt, er vereint Vergils Talent mit Augustus Tugenden.

Friedrich erklärt in Reimen: Der Vers, in welchem du meinen Namen anbringst, wie man einen Heiligen in einer Nische anbringt, wird mir Unsterblichkeit verleihen. Ohne dich würde der Name nur einen Platz auf einer Stammtafel einnehmen.

Der junge Prinz hatte die Manie, tagaus, tagein mittelmäßige französische Verse zu schreiben. Er sandte sie nun an Voltaire, um sie verbessert zurückzuerhalten. Er beherrschte das Französische für einen Ausländer bewunderungswürdig, schrieb und sprach ja nur diese Sprache; aber seine künstlerische Kultur stand nicht so hoch, daß er die Widersinnigkeit begriff, in einer anderen Sprache als der eigenen lyrischer Dichter sein zu wollen; noch weniger sah er ein, daß er trotz seiner vortrefflichen Rhetorik kein Dichter war. In den Oden, mit denen, wie es in Voltaires Briefen heißt, „Seine königliche Hoheit die französische Poesie zu schmücken würdigte“, hat „amitié“ vier Silben statt drei, „carrière“ drei Silben statt vier und „tête“ reimt sich auf „trompette“. Daß die Rechtschreibung absonderlich war, versteht sich von selbst. „Ich wage“ wird „j’ause“ buchstabiert, „Gesichtszüge“ „tres“.

Die Beförderung dieser Briefe war eine so schwerfällige, daß Friedrich es unbegreiflich schnell nennt, wenn ein Brief vom 17. April schon am 9. Mai in seine Hände gelangt. Zwei starke Intelligenzen kommen in ihnen zu Wort. Kein Wunder, daß Voltaire vom Anfang an dem Jüngling sehr überlegen scheint. Aber schon anderthalb Jahre danach gibt es Gedankenzusammenstöße, bei welchen Friedrich sich als der vorurteilsfreiere und folgestrengere Denker erwies, wie bei der Erörterung der Wolffschen Philosophie in der Frage über Determinismus oder freien Willen.

Die Briefe Voltaires zeichnen sich weniger durch den Witz aus, der für die Nachwelt sein vornehmstes Kennzeichen geworden ist, als durch Klarheit, Geschmeidigkeit und eine Anmut, die die Anmut der Kraft ist. In diesen Briefen wie in seinen anderen ist ein unerschöpflicher Fonds von Elektrizität.

Der Prinz hatte von Anfang an den lebhaften Wunsch, Voltaires persönliche Bekanntschaft zu machen. Aber dieser fühlt sich an Cirey und an die Gebieterin des Ortes gefesselt:

Ich würde es als ein köstliches Glück betrachten, Eurer Königl. Hoheit meine Aufwartung zu machen. Man reist nach Rom, um Kirchen, Gemälde, Ruinen und Basreliefs zu sehen. Ein Fürst wie Sie verdient weit mehr eine Reise; er ist eine merkwürdigere Seltenheit. Allein die Freundschaft, die mich auf der Zufluchtsstätte, auf welcher ich mich befinde, zurückhält, erlaubt mir diesen Ausflug nicht. Sie denken ohne Zweifel wie Julian, der so sehr verleumdete große Mann, daß Freunde stets Königen vorzuziehen seien.

Friedrich sendet Geschenke: einen Spazierstock mit einem Goldknäuf, der einen Sokrateskopf vorstellt; sein eigenes Porträt, das er in derselben Stunde bestellt hat, da Voltaire den Wunsch aussprach, es zu besitzen; ein kostbares Schreibzeug, von Versen begleitet, an die Marquise von Châtelet. Er schickt von Rheinsberg seinen Freund, Herrn de Kaiserling nach Cirey, der die prinzliche Huldigung der Göttin des Ortes überbringen soll; er hat dem Freunde gesagt, diese Zauberin besitze alle Gaben des Geistes und wende ihre Zeit dazu an, die Wahrheit zu suchen. In Wirklichkeit konnte Friedrich sie nicht leiden, da sie seinen Wünschen im Wege stand: „Ich bitte Sie, sagen Sie Frau Marquise du Châtelet, daß sie die einzige ist, welcher Herrn de Voltaire abzutreten ich mich bescheide, da sie allein würdig ist, ihn zu besitzen.“

Madame du Châtelet machte geltend, daß der von seinem Vater so grausam behandelte Prinz noch nicht König, also nicht sein eigener Herr sei. „Wenn er es wird, wollen wir beide hinreisen und ihn besuchen.“ Dieser Plan wurde niemals verwirklicht.

Im Jahre 1736 gelang es Voltaire, seinen Protégé Thiériot als Korrespondenten bei dem preußischen Kronprinzen unterzubringen und dieser sandte gewissenhaft alle Pariser Tagesneuigkeiten, meist von geringem Wert, darunter alle gegen Voltaire gerichteten boshaften und gehässigen Streitschriften. Als Madame du Châtelet dies erfuhr, konnte

sie nicht umhin, dem Kronprinzen einen entrüsteten Brief zu schreiben und ihn vor diesem angeblichen Freunde Voltaires, der ihr tiefes Mißtrauen erregte, zu warnen.

## XI

Am 31. Mai 1740 war Friedrich König geworden. Nun endlich stand es ihm frei, zu verkehren, mit wem er wollte, und also auch Voltaire von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Dieser Gedanken entzückt ihn, so sehr er auch sofort nach seinem Regierungsantritt sonst in Anspruch genommen ist. Er debütiert als Voltaires echter Schüler. Seine ersten Regierungshandlungen sind Abschaffung der Tortur, der Jagdplage für die Bauern, Auflösung der Potsdamer Riesengarde, die sein Vater angeworben, geraubt oder sich teuer erkauft hatte, Rückrufung des aus Deutschland vertrieben gewesenen Denkers Wolff als Universitätsprofessor in Halle.

Nun wird die erste Begegnung zwischen den beiden Männern vereinbart. Friedrich soll diese klugen Hände, diese klaren Augen sehen, diesen beredten Mund küssen:

Je baiseraï cent fois cette bouche, éloquente  
Dans le sérieux et le badin,  
Dont la voix, folâtre et touchante,  
Va du cothurne au brodequin  
Toujours enchanteresse et toujours plus charmante.

Voltaire ist damals in den Niederlanden, beschäftigt, Friedrichs Buch *Anti-Machiavelli* herauszugeben, in welchem der König die streng redliche Politik verteidigte, die nicht eben seine eigene wurde; das Buch war als Angriff auf den französischen Minister Cardinal Fleury gemeint.

Voltaire ersucht den König, Tropfen für ihn mitzunehmen, denn er wird sicherlich vor Freude ohnmächtig werden. Friedrich schreibt: Es wird der schönste Tag meines Lebens sein; ich glaube, ich sterbe daran.

Friedrich bekam Wechselfieber, der Ort der Zusammenkunft mußte geändert werden und Voltaire zu ihm reisen.

Im Schlosse Moyland bei Cleve wurde er durch mehrere leere Säle in ein kahles Zimmer geführt, wo auf einem Ruhebett unter einem Reitermantel in Fieberschauern ein kleiner Mann lag. Es war Friedrich. Das Fieber setzte infolge der Gemütsbewegung aus. Vom 11. bis 14. September waren die beiden großen Menschen zum erstenmal beisammen. Man ist ja von seiten Friedrichs auf ein wenig Enttäuschtsein gefaßt. Aber er schreibt eine Woche danach an Jordan:

„Ich habe also diesen Voltaire gesehen, den zu kennen ich so neugierig war. Ich hatte Wechselfieber und meine Seele war ebenso angegriffen wie mein Körper geschwächt. Aber mit Leuten seiner Art darf man nicht krank sein; man muß sich eher besser befinden, als gewöhnlich. Er hat Ciceros Beredtheit, Plinius' Sanftmut, Agrippas



Weisheit. Er vereint die Tugenden und Talente der drei größten Männer des Altertums. (Friedrich war nicht tiefer in das Wesen des klassischen Altertums eingedrungen, als daß er Cicero, Plinius und Agrippa für dessen größte Männer hielt.) Sein Geist arbeitet ohne Unterlaß. Jeder Tropfen Tinte, der aus seiner Feder kommt, ist ein Funke von Geist .... Frau du Châtelet ist beneidenswert, daß sie ihn hat.“

Voltaire hatte öfters, aber vergeblich, Schritte getan, in die französische Akademie aufgenommen zu werden, besonders im Jahre 1732; er hatte damals nicht einmal die Hälfte der Stimmen erhalten. Ein heute vollständig in Vergessenheit geratenes Mitglied der Akademie, das seit seinem siebenundzwanzigsten Lebensjahre ständiger Sekretär an der Académie des inscriptions et belles-lettres gewesen war, Claude Gros de Boze, erklärte bei dieser Gelegenheit, Voltaire könne niemals als Mitglied in Frage kommen. Dies war schon damals nicht die Ansicht des Auslandes. D'Alembert erzählt, daß ein Akademiker, der in Deutschland reiste und dem Landessouverän mitteilte, daß Voltaire keinen Platz in der französischen Akademie habe, die Antwort erhielt: Wer ist denn darin?

Als durch Cardinal de Fleury's Tod ein Platz frei wurde, bewarb Voltaire sich eifrig um die Stelle und schrieb seiner Gewohnheit nach allerart Briefe, in welchen er versicherte, er sei guter Katholik, wisse nicht, was für *Lettres philosophiques* das seien, die man ihm zuschreibe und habe niemals ein Buch dieses Titels herausgegeben — eine Haltung, die keineswegs nach Friedrichs Geschmack war. Allein es war bekannt, daß niemand Zutritt zur Akademie erhielt, der Jansenist oder Freidenker war. Das erstere konnte Voltaire ohne Schwierigkeit von sich weisen. Es war weniger leicht, das zweite in Abrede zu stellen.

Indessen mußte er ja für die Französische Akademie als selbstverständlich bestimmt erscheinen. Der König gab denn seine Einwilligung, augenscheinlich unter der Einwirkung der von Richelieu beeinflussten Madame de Châteauroux; aber er konnte ja auch diese Einwilligung zurückziehen, und dies eben sollte durch Intriguen erreicht werden.

In seinen *Mémoires pour servir à l'histoire de M. de Voltaire* erzählt er selbst mit Bitterkeit den Verlauf der Sache in folgenden Worten:

Ein alter Dummkopf, Lehrer des Dauphin, ein früherer Theatiner, nachmals Bischof von Mirepoix, Boyer mit Namen, nahm es auf sich, die Caprice des Herrn Maurepas zu unterstützen. Diesem Boyer überließ der König alle Angelegenheiten der Geistlichkeit. Dieser Vorfall war in seinen Augen ein Punkt, der zur Kirchenzucht gehörte. Er stellte dem Könige vor, daß es Gotteslästerung wäre, wenn ein Weltmensch wie ich einem Kardinal nachfolgte. Ich wußte, daß Herr de Maurepas dahinterstand. Ich ging den Minister aufsuchen und sagte ihm: ein Platz in der Akademie ist zwar keine wichtige Würde, aber es ist doch traurig davon ausgeschlossen zu werden, wenn man schon vorgeschlagen war. Sie sind mit Madame de Châteauroux überworfen, die der König liebt, und mit dem Marschall Richelieu, der sie leitet; welcher Zusammenhang, ich bitte Sie, haben Ihre

Uneinigkeiten mit einem Platz an der Französischen Akademie? Ich beschwöre Sie, mir frei zu antworten. Im Fall Madame de Châteauroux sich einflußreicher zeigte als der Bischof von Mirepoix, würden Sie sich widersetzen? Er besann sich einen Augenblick und sagte dann: Ja, und ich werde Sie vernichten.

Der König hatte zwar Voltaire seine Zustimmung gegeben; aber wie wir oben sahen, war Richelieu von Madame de Tencin umgestimmt worden, und der Wind hatte sich daher gedreht. Man bewog einen zierlichen Prälaten, den Bischof von Bayeux, der nichts mit Literatur zu tun hatte und der eine kleine Provinz Akademie in der Stadt Caen protegierte, sich um den freien Platz zu bewerben; er wurde am 22. März 1742 einstimmig gewählt.

Wie sich denken läßt, war Voltaire höchlichst irritiert, Friedrich nicht minder. Er schrieb: „Ich erwartete zwar, daß Voltaire durchfallen würde, wenn er sich einem hohen Gericht von lauter mit Krummstäben und Bischofsmützen ausgerüsteten Midasen (mit Eselsohren) vorstellen würde. Überwinden Sie sich, eine Nation zu verachten, die Verdienste kennt . . . . und begeben Sie sich nach einem Lande, wo man Sie liebt und wo man nicht bigott ist.“

Es war nicht die einzige Niederlage, die Voltaire in diesen Tagen erlitt. Der alte Crébillon hatte sich als Zensor (und als Rivale im Tragödienfache) geweigert, die Aufführung von *Mahomet* zu gestatten, und widersetzte sich nun im Juni 1743 auch der Aufführung des Stücks *La Mort de César*, wie Voltaire sagt, „aus dem Grunde, weil Brutus Cäsar nicht hätte umbringen sollen, und darin hat er ja unbestreitbar Recht, da man überhaupt niemanden umbringen soll“. (Das Stück wurde dennoch, vielleicht infolge der Bestrebungen Madame du Châtelets einige Monate später gespielt.)

Allein dies letzte Verbot reifte Voltaires Verlangen, den Kampfplatz zu verlassen. Schon viele Jahre zuvor (im August 1735) hatten Schüler des Collège d'Harcourt das unschuldige Stück *La Mort de César* gespielt. Und König Friedrich hatte es aufführen lassen. Voltaire schreibt an Cideville: „Da er selbst mir die Gnade erwiesen hat, zusammen mit einigen seiner Hofleute Julius Cäsar auf einem seiner Lustschlösser zu spielen, ist es nur natürlich, daß ich ihm zuliebe die Westgoten verlasse, die sich nicht darein finden wollen, daß man das Stück in Frankreich spielt.“

Friedrich, dem es zur fixen Idee geworden war, Voltaire täglich um sich zu haben, schrieb in seiner Freude über all die Schikanen, die man ihn auf französischem Boden erdulden ließ, an seinen Freund Jordan: „Ich glaube, Voltaire wird Frankreich nun auf immer verlassen“. Und später im Juni 1743 diese Verse:

Paris et la belle Emilie  
A la fin ont pourtant eu tort;  
Boyer avec l'Académie  
Ont, malgré sa palinodie,  
De Voltaire fixé le sort.

Berlin, quoi qu'il puisse nous dire,  
 A bien prendre, est son pis-aller.  
 Mais qu'importe? Il nous fera rire  
 Lorsque nous l'entendrons parler  
 De Maurepas et de Boyer  
 Plein du venin de la satire.

Madame du Châtelet war sehr übel zumute, als Voltaire abreiste; sie litt stets unter seiner Abwesenheit; diesmal aber fürchtete sie besonders die Lockungen, die von dem König von Preußen ausgingen. Sie schreibt am 28. Juni 1743 an d'Argental:

Er ist nach Holland gefahren, von wo er wahrscheinlich nach Preußen geht. Und dies ist der Gegenstand all meiner Angst. Denn der König von Preußen ist für mich ein sehr gefährlicher Nebenbuhler. Ich bin unendlich betrübt und wiewohl ich fühle, daß er ein gewisses Unrecht begeht — denn an seiner Stelle wäre ich wahrlich nicht gereizt —, so ist mein innerstes Gefühl das der Sorge. Ich bin hier geblieben in der Hoffnung, dennoch die Aufführung des *César* zu ermöglichen und dadurch seine Rückkehr zu beschleunigen; ich zweifle daran, daß es mir gelingen wird, und will in diesem Falle nach Brüssel fahren, wo er mit mir zusammenzutreffen versprochen hat.

## XII

So übel Voltaire auch behandelt wurde, seine Persönlichkeit war durch die Freundschaft und Bewunderung, die der König von Preußen unverhohlen für ihn an den Tag legte, für die Führenden dennoch hoch an Wert gestiegen. Die Zeit war ja fern, da das Frankreich Ludwigs des Vierzehnten in Europa dominierte, so daß von des Königs Feldherrn und Armeen Angst und Schrecken ausgingen. Eine Reihe von Niederlagen, wie die bei Dettingen, hatte bewirkt, daß man in Europa die französischen Heere belächelte und sich über die französische Politik lustig machte.

Außerhalb Frankreichs sah man über Ludwig den Vielgeliebten einfach hinweg; dagegen waren aller Augen auf den König von Preußen gerichtet. Jede der Mächte versuchte ihn an sich zu ziehen; die Engländer strebten seine Abneigung gegen Frankreich wach zu erhalten.

Für den französischen Staat, der sich unfähig erwiesen, sich seine früheren Bundesgenossen zu erhalten, und ohnmächtig gezeigt hatte, neue zu gewinnen, hätte es einen großen Fortschritt bedeutet, eine Allianz mit eben dem König zu erreichen, dessen Name geniale Energie war. Er war Voltaires Held, aber zum Ersatz war Voltaire sein Abgott. Es schien also des Versuches wert, sich des Dichters als geheimen Diplomaten zu bedienen.

Voltaire hatte stets nach Kräften dahin gewirkt, den preußischen König für die französische Sache zu gewinnen. Man ersieht dies z. B. aus der Antwort, die Friedrich ihm am 20. August 1743 aus Potsdam sandte:

„Die Schilderung, die Sie mir von Frankreich geben, ist mit sehr schönen Farben gemalt. Aber Sie können mir sagen, was Sie wollen, ein Heer, das drei Jahre nacheinander flüchtet und überall geschlagen wird, wo es sich zeigt, ist sicherlich keine Schar von Cäsaren oder Alexandern.“

Das Ministerium in Paris hatte also beschlossen, Voltaires Verbindung mit Friedrich für seine Zwecke zu benutzen. Graf d'Argenson hegte seit altersher Wohlwollen für Voltaire, Richelieu trat noch eifriger für die Sache ein und gewann schnell Madame de Châteauroux und durch sie den König. Genau zu demselben Zeitpunkt, da die kirchliche Partei ihre Triumphe über Voltaire feierte, verließ er denn Paris mit geheimen Instruktionen des Ministers des Äußeren, Amelot. Es handelte sich darum, Friedrich die Gefahr vorzustellen, die ihm von seiten dieses Österreichs drohte, welches soeben erst Frankreich überfallen hatte, und ihn womöglich zu bestimmen, den Franzosen zu Hilfe zu kommen, indem er hunderttausend Mann nach Schlesien schickte. Voltaire sagt hierüber in seinen Memoiren:

Ein Vorwand war notwendig. Ich nahm dazu meinen Streit mit dem früheren Bischof von Mirepoix. Der König gab seinen Beifall hierzu. Ich schrieb dem König von Preußen, daß ich die Verfolgungen dieses Theatinermönchs nicht mehr aushalten könnte und zu einem philosophischen Könige flüchten wolle, um den Schikanen eines dumm-frommen Bischofs zu entgehen. Da dieser Prälat sich stets (mit Abkürzung) *anc. évêq. de Mirepoix* unterzeichnet statt *ancien*, so gab dies Anlaß zu Witzen (*âne* statt *ancien*); und nie hat es lustigere Verhandlungen gegeben.

Der König von Preußen, der niemals die Finger dazwischen legt, wenn es galt, auf Mönche und Hofprälaten loszuschlagen, antwortete mir mit einer Sintflut von Possen über den Esel Mirepoix und hieß mich kommen. Ich richtete es so ein, daß der Minister jeden Brief und jede Antwort las (Voltaire hat augenscheinlich keine Empfindung dafür, daß er hier an der Freundschaft mit Friedrich sündigt und sich zu einer Art feinerer Spionage herabläßt). Der Bischof wurde verständigt. Er beklagte sich bei Ludwig dem Fünftehnten darüber, daß ich, wie er sagte, ihn bei fremden Höfen als einen Gimpel hinstellte. Der König antwortete ihm, dies sei eine verabredete Sache, die er sich nicht nahegehen lassen solle.

Als Lohn bedingte sich Voltaire, daß sein Vetter Marchand Heereslieferant für Futterstoffe und Uniformen würde. Natürlich erhielt er hiervon seinen Anteil, so wie ihn früher die Brüder Pâris an den großen Einnahmen für Lebensmittellieferungen, die er ihnen verschaffte, beteiligt hatten. Als der Minister d'Argenson später die Lieferung gern einem gewissen Herrn de Vallat übertragen hätte, schrieb Madame du Châtelet in Voltaires Abwesenheit (28. August 1743) an den Grafen d'Argenson über die Sache und ordnete sie.

Voltaire ging zuerst nach dem Haag, wo er in dem Palais des Königs von Preußen wohnte. Graf von Podewils, der preußische Gesandte in Holland, war sein Wirt. Dieser Graf, jung, hübsch und von einer jungen Frau geliebt, die die Gattin eines einflußreichen Mitglieds der



Generalstaaten war, erhielt von seiner Geliebten Kopien der geheimen Beschlüsse aller Frankreich feindlich gesinnten Staaten. Voltaire ließ sie abschreiben und dem französischen Ministerium des Äußeren zukommen. Er war solcherart in der Lage, genauen Bescheid über Militärausgaben und Truppenstärke der holländischen Republik zu geben — Dinge, um die niemand in Frankreich wußte. Um Madame du Châtelet zu beruhigen und ihrem Selbstgefühl zu schmeicheln, ließ er alle Briefe und Pakete durch ihre Hände gehen.

An Friedrich, dem die Schlacht bei Dettingen eine sehr geringe Meinung von den Franzosen beigebracht hatte, schrieb Voltaire: „Es scheint nicht, daß es den Franzosen an Mut gefehlt hat. 250 Musketiere durchbrachen fünf englische Linien und wichen erst sterbend; die große Anzahl toter und verwundeter Edelleute liefert einen unzweifelhaften Beweis von Tapferkeit. Was könnte diese Nation ausrichten, falls sie von einem Fürsten, wie Sie es sind, befehligt würde!“

Der König fühlte sich dennoch nicht von den militärischen Tugenden des französischen Heeres überzeugt.

Es wäre für Voltaires Pläne nutzbringend gewesen, den König von Preußen gegen Holland aufzubringen und ihn mit den Generalstaaten zu zerwerfen, die heimlich ihre Munition durch sein Landesgebiet passieren ließen; hier aber begegnete er — drolligerweise — dem heftigen Widerstand des preußischen Gesandten selbst. Im Falle eines Bruchs mit Holland wäre dieser nämlich sofort aus dem Haag heimberufen worden und Graf Podewils wollte um keinen Preis seine Geliebte verlassen. Von solchen Umständen hing damals das Schicksal der Reiche ab.

Machte Voltaire sich nun kein Gewissen daraus, Friedrichs Briefe vor Augen zu entfalten, für die sie sicherlich nicht bestimmt waren, so machte (possierlich genug, aus purer Liebe und Bewunderung) Friedrich sich seinerseits nicht das geringste Gewissen daraus, noch ärgeren Mißbrauch mit Voltaires Briefen zu treiben — ein Mißbrauch, der, wiederum komisch genug, im voraus unschädlich gemacht worden war.

Friedrich schrieb an den preußischen Sendboten in Versailles, den Grafen von Rottembourg: „Anbei das Bruchstück eines Briefes von Voltaire, daß ich Sie auf irgendeinem Schleichweg dem Bischof von Mirepoix in die Hände zu spielen bitte, ohne daß Sie oder ich in die Sache verwickelt werden können. Meine Absicht ist dabei, einen Bruch zwischen Voltaire und Frankreich herbeizuführen, so daß ihm nichts zu tun übrig bleibt, als zu uns zu kommen.“

Beide Teile waren zu klug, um sich foppen zu lassen. Voltaire entdeckte bald, daß der König ihn seinem Feinde ausgeliefert hatte. Friedrich schrieb am 14. Oktober an Rottembourg: „Voltaire hat, ich weiß nicht wieso, den kleinen Verrat, den wir an ihm begangen, entdeckt und ist äußerst verstimmt darüber; er wird sich hoffentlich wieder umstimmen.“

Voltaire seinerseits teilte dem Minister Amelot mit:

Er hat mehrere Briefe an mich geschrieben über den Mann, der als Vorwand diente (den Bischof von Mirepoix), und ich habe etliche an ihn gerichtet, die mit derselben Freiheit abgefaßt waren. Es finden sich in seinen Billetten sowie in den meinen einige gewagte Verse, die einem König nicht schaden können, wohl aber einem Privatmann. Er hat gemeint, daß ich, hätte ich mich erst ernstlich mit dem Manne entzweit, der der Gegenstand dieser Scherze war, gezwungen sein würde, seine Anerbieten, die ich bisher stets zurückgewiesen habe, anzunehmen und mithin am preußischen Hofe zu leben. Aber ich schwöre Ihnen, daß ich lieber in einer Stadt der Schweiz leben, als um diesen Preis die Gunst eines Königs genießen würde, der in der Instande ist, selbst in die Freundschaft Verrat zu mischen.

In Wirklichkeit war die Zeit noch fern, da Voltaire Ferney als Aufenthalt Berlin vorzog und im Grunde genommen ging Voltaires Groll nicht tief. Er fühlte sich sehr wohl in des Königs Nähe, sowie dieser in der seinen.

### XIII

Vom 30. August bis zum 12. Oktober hielt Voltaire sich in Berlin auf.

Friedrich stellt sich, als glaubte er nicht an die Möglichkeit einer Allianz zwischen Versailles und Potsdam: Er hat, sagt er, kein Zutrauen. Er weiß, was der französische Ambassadeur in Mainz vorgeschlagen hat: Frieden mit der Königin von Ungarn, Wiedereinsetzung des Kaisers und einen Schadenersatz auf Preußens Kosten. — Voltaire antwortet, dies sei ein Gerücht, das Österreich verbreite, um eine Annäherung zwischen den beiden Mächten zu verhindern. „Hat man Sie nicht im Mai dieses Jahres auf ähnliche Art verleumdet? Hat man nicht nach Holland geschrieben, daß Sie der Königin von Ungarn ein Bündnis mit ihr gegen Frankreich vorgeschlagen haben?“ — „Ich schwöre Ihnen,“ antwortete Friedrich (aber, schreibt Voltaire, „mit niedergeschlagenen Augen“), „daß nichts falscher ist.“ — „Gut, Sire, aber warum dann nicht einfach ein Bündnis mit Frankreich und dem Kaiser schließen gegen den gemeinsamen Feind, der Sie und uns mit der gleichen Leidenschaft haßt und verleumdet? Welch' anderen Bundesgenossen können Sie bekommen als Frankreich?“

Um einen Entschluß zu fassen, mußte sich Friedrich, wie er behauptete, zuerst der Mitwirkung einiger von den Fürsten des Kaisertums versichern; er reiste daher nach Bayreuth, wohin Voltaire ihn begleitete. Vor der Abreise aber wurden die Verhandlungen zwischen dem Schriftsteller und dem König fortgesetzt, zeitweise in der Form von Frage und Antwort auf demselben Blatt Papier, das im Schloß von Zimmer zu Zimmer ging. Ein kurioses Beispiel ist das Blatt vom September, welches Voltaire im Oktober an das Auswärtige Amt einendet. Es enthält neun ausführliche Fragen und neun — meist scharf abweisende — Antworten. Man merkt diesen Antworten jedoch an, daß Friedrich gewarnt worden war, auf seinem Posten zu sein; man

hatte ihn verstehen lassen, daß unter der unschuldigen Maske der Freundschaft ein ausgesandter Späher ihm am Busen gelegen und dieser „man“ war vermutlich der französische Gesandte in Berlin, Herr de Valori selbst, den Voltaire natürlich unterstützen sollte, den er aber (ohne offizielles Mandat) in Wirklichkeit überflüssig machte. Hier einige der genannten Fragen und Antworten:

(Voltaire)

Ist es nicht klar, daß die Friedenspartei unfehlbar den Sieg in Holland davon tragen muß? ... Ist es nicht klar, daß Frankreich Kraft und Besonnenheit zeigt?

Würden Sie sich nicht mit unsterblichen Ehren bedecken, wenn Sie sich einfach als Beschützer des Kaiserreichs erklärten? Liegt es nicht in Ihrem höchsten Interesse, die Engländer zu hindern, Ihren Feind, den Großherzog, zum römischen König zu machen?

Wer bloß eine Viertelstunde lang mit dem Herzog von Aremberg, dem Grafen von Harrach, Lord Stair, wem immer von Österreichs Anhängern gesprochen hat, hat sie sagen hören, daß sie darauf brennen, in Schlesien einzufallen. Haben Sie, Sire, also einen anderen Bundesgenossen als Frankreich? ..

Welche Partei Eure Majestät auch nehmen, werden Sie mir die Ehre erweisen, sich mir anzuvertrauen als demjenigen, den es verlangt, seine Tage an Ihrem Hofe zu verbringen? Darf ich die Auszeichnung haben, Sie nach Bayreuth zu begleiten? Ich muß es ein wenig beizeiten wissen, um mich zur Reise vorzubereiten ...

Sofern Eure Majestät .... mich zum Überbringer irgendeiner angenehmen Mitteilung an meinen Hof machen könnten, würde ich Sie anflehen, mir diesen Auftrag zu geben.

(Friedrich)

Ich bewundere Frankreichs Besonnenheit; aber Gott bewahre mich, ihr nachzuahmen!

Frankreich hat größeres Interesse als Preußen, dies zu verhindern; und, lieber Voltaire, in diesem Punkt sind Sie falsch unterrichtet. Man kann einen römischen König nicht ohne Einstimmigkeit der Fürsten wählen, so daß, wie Sie sehen, die Wahl immerhin von mir abhängt.

Laßt sie kommen; sie sollen einen warmen Empfang haben:

On les y recevra, biribi  
A la façon de Barbari  
Mon ami.

Wenn Sie nach Bayreuth kommen wollen, soll es mir lieb sein, Sie dort zu sehen, vorausgesetzt, daß die Reise Ihre Gesundheit nicht angreift. Es hängt also von Ihnen selbst ab, die Verhaltensmaßregeln, die Sie für entsprechend halten, zu treffen.

Ich stehe in keiner Verbindung mit Frankreich; ich habe nichts von ihm zu hoffen oder zu fürchten. Wenn Sie wollen, will ich eine Lobpreisung Ludwigs des Fünfzehnten schreiben, an der kein wahres Wort sein wird. Aber in der Politik gibt es nichts, das uns vereinigt, und es kommt mir nicht zu, als erster zu sprechen. Wenn man mich nach etwas fragt, ist es Zeit zu antworten ....

(Voltaire)

Tun Sie, wie es Ihnen beliebt.  
Ich liebe Eure Majestät in jedem  
Falle aus ganzem Herzen.

V.

(Friedrich)

Ich liebe Sie aus ganzem Herzen;  
ich achte Sie; ich will alles tun,  
um in Ihren Besitz zu kommen,  
nur keine Torheiten und Dinge,  
die mich lächerlich machen und  
meinen Interessen und meiner  
Ehre widerstreben würden... Die  
französische Monarchie ist ein  
starker Körper ohne Seele und  
ohne Nerv.

F.

Voltaire hatte es ja nur auf sich genommen, die Denkungsart des Königs von Preußen zu sondieren. Er besaß selbstverständlich keine Vollmacht, ein Bündnis zu schließen. Dem Wortlaut nach enthielt Friedrichs Antwort nur eine höhnische Abweisung der Allianzpläne. Studiert man aber seine Worte genauer, so zeigt es sich, daß dasjenige, worauf er Gewicht legt, ist, nicht formell den ersten Schritt zu tun, sondern ein diskutables Anerbieten zu empfangen. Im entgegengesetzten Fall würde er sich „lächerlich“ machen. Es ließ sich also voraussehen, daß die Verhandlungen, die Voltaire kraft seines nahen Verhältnisses zu dem Könige eingeleitet hatte, ohne Schwierigkeit von einer Persönlichkeit aufgenommen werden könnten, welche an der Quelle der Macht saß — einer Persönlichkeit wie die Herzogin von Châteauroux es war.

## XIV

Voltaire hatte schon in Rheinsberg, während Friedrich Kronprinz war, die Bekanntschaft von dessen Schwester, der Markgräfin von Bayreuth, gemacht und den besten Eindruck von dieser aufgeweckten, höchst begabten Dame empfangen.

Als Dank für ein kleines Päckchen, das sie ihm als Gabe zusandte, hatte er am 26. Dezember 1741 geantwortet: „Ich werde nie aufhören, Madame, sehnstüchtig der Tage zu gedenken, da ich die Ehre hatte, Eurer Königlichen Hoheit und Seiner Majestät in dem stillen Rheinsberg meine Aufwartung zu machen. Die Güte, mit welcher der Markgraf mich auszeichnete, ist mir beständig gegenwärtig, und was ich wünschte, ist bloß, mindestens noch einmal in meinem Leben derselben Ehre teilhaftig zu werden.“

Er wurde denn in Bayreuth als alter Freund empfangen. Die Markgräfin Friedrike Wilhelmine, deren *Lebenserinnerungen* uns über ihres Vaters barbarische Grausamkeit und über ihre eigene traurige Jugend belehren, hatte eine halbe Meile Wegs von der Stadt ein einstöckiges Schlößchen, genannt Eremitage, für sich erbauen lassen. Seine Gemächer waren marmorbekleidet, der Konzertsaal sogar aus weißem und grünem Marmor mit einem Fries, auf welchem die schönsten Frauen des Zeitalters porträtiert waren. Ihr Schlafzimmer war mit seltenen japanischen Holzarten bekleidet; von den Fenstern blickte man über romantisch angelegte Gärten. Die Herrin des Hauses war aber



nicht romantisch. Sie ehrte und verehrte Voltaire, saß nachts auf, um Gesänge aus *La Pucelle* nach seiner eigenen Handschrift abzuschreiben. Und die vierzehn Tage, die Voltaire hier verbrachte, waren eine Reihe von ihm zu Ehren veranstalteten Festen, man spielte Opern und Komödien, hielt Jagden ab, arrangierte stimmungsvolle Abendmahlzeiten.

Vor der Rückkehr des Dichters nach Berlin ließ Friedrich innerhalb des kurzen Zeitraums von vier Tagen einen prächtigen Saal in seinem Schlosse zum Theater verwandeln, um hier eine Oper zu spielen, die Voltaire zu hören wünschte. Prinzen und Prinzessinnen aus der Umgebung waren hier versammelt und von ihnen allen wurde Voltaire vergöttert und verhätschelt. Friedrichs junge Schwester, die anmutige Ulrike Eleonore (die nachmalige Mutter Gustavs des Dritten von Schweden) begann einen regelrechten Flirt mit ihm. Er ging keck auf den Spaß ein, wie die freie Sprache folgender entzückender Scherzreime zeigt:

Souvent un peu de vérité  
Se mêle au plus grossier mensonge.  
Cette nuit dans l'erreur d'un songe  
Au rang des rois j'étais monté;  
Je vous aimais, princesse, et j'osais vous le dire,  
Les dieux à mon réveil ne m'ont pas tout ôté:  
Je n'ai perdu que mon empire.

Dieses kleine Madrigal offenbart Voltaire als scherzhaften und geistvollen Epigrammatiker von seiner besten Seite.

Daß die Prinzessin die Dreistigkeit des Dichters nicht übel aufnahm, zeigt am besten ihr Versuch, ihre Antwort zu versifizieren, ein Dank, bei dessen Ausführung ihr wohl ziemlich sicher der Bruder beigestanden hat. Sie schreibt, während Voltaire in Berlin sei, stehe seine Emilie ihm immer vor Augen und dadurch würde Ulrike kraft der Illusion zur Königin der Schönheit. Zweifellos sei auch ihm der Unterschied zwischen ihm selbst und Emilie einerseits und der Prinzessin andererseits fühlbar.

Au haut de l'Hélicon vous vous placez vous-même:  
Moi, je dois tout à mes aïeux,  
Tel est l'arrêt du sort suprême.  
Le hasard fait les rois, la vertu fait les dieux.

Voltaire verlor Ulrike Eleonore niemals aus den Augen. Unter seine schönsten und tiefstinnigsten Gedichte zählt jenes, das er an sie richtete, als sie Prinzessin von Schweden war, das von dem Wert der Zeit und von der Torheit der Menschen spricht, die mit Tand und Spiel die Zeit vergeuden. Das Gedicht endet mit dem klassischen Vers:

S'occuper c'est savoir jouir:  
L'oisiveté pèse et tourmente.  
L'âme est un feu qu'il faut nourrir  
Et qui s'éteint s'il ne s'augmente.

Zeigen die Gedichte an die Prinzessin Voltaire von seiner besten Seite als eleganten Epigrammatiker, so schrieb er in denselben Tagen

ein Gedicht an Friedrich, das den künftigen Voltaire verrät, den Fürsprecher der Verlassenen, der Zurückgesetzten, der Erbarmungswürdigen, — eines der vielen Gedichte, die seinem großen Herzen Ehre machen.

Im Spandauer Gefängnis saß ein alter Edelmann aus der Franche-Comté, ein Mann von drei Ellen Höhe, den Friedrich Wilhelm I. wegen seiner Körperlänge hatte entführen lassen. Man hatte ihm eine Stelle als Kammerherr versprochen, aber des Königs Manie für lange Soldaten machte ihn zum simplen Gardisten. Der arme unfreiwillige Soldat versuchte zu desertieren, wurde ergriffen und dem Könige vorgeführt. Er war unklug genug, diesem ins Gesicht zu sagen, daß er bereue, solch einen Tyrannen nicht erschlagen zu haben. Man schnitt ihm Nase und Ohren ab, ließ ihn sechsenddreißigmal Spießruten laufen und hierauf in Spandau hinter dem Schubkarren gehen.

Friedrich hatte es seiner eigenen Mutter abgeschlagen, diesen Gefangenen zu begnadigen. Voltaire richtete an ihn das Gedicht, das beginnt:

Génie universel, âme sensible et ferme,  
Grand homme, il est sous vous des malheureux mortels;  
Mais quand à ses vertus on n'a point mis de terme,  
On en met aux tourments des plus grands criminels.

Friedrich, der gnädig, aber nicht sentimental war, begnügte sich, den alten Mann nach dem Hospital überführen zu lassen mit sechs Sous für den Tag.

Als der Abschied nahte, sagte der König zu Voltaire: „Wählen Sie selbst Wohnung oder Haus, bestimmen Sie selbst, was Sie an Nötigem und Überflüssigem im Leben brauchen; stellen Sie Ihre Bedingungen, so daß Sie sich durch deren Erfüllung beglückt fühlen, und lassen Sie dann mich für den Rest sorgen.“

Man schied von beiden Seiten nicht ohne Gemütsbewegung. Sowohl Voltaires Groll ob des harmlosen und im Grunde so schmeichelhaften „Verrats“, wie Friedrichs Unbehagen, sich ausspioniert zu ahnen, waren vergessen.

Voltaire fuhr zuerst nach Braunschweig, wo der Herzog ihm einen herzlichen Empfang bereitete, und hierauf direkt nach Brüssel, wo Madame du Châtelet ihn mit großer Ungeduld und mit offenen Armen erwartete.

## XV

Madame de Tencin arbeitete aus voller Kraft daran, eine Anerkennung der politischen Bedeutung der Madame de Châteauroux von seiten des Königs von Preußen zu erwirken. Ihrem Plane gemäß sollte die Herzogin in Friedrich des Großen Vertrauen Voltaire ersetzen. Der König sollte zu der Überzeugung gebracht werden, daß der Einfluß der Herzogin nicht bloß größer als der Voltaires, sondern der entscheidende in Frankreich sei.

Friedrich sagt in seiner *Histoire de mon temps* (3. Band, Kap. 4), daß er im Jahre 1743 beschloß, statt sich seines Gesandten am fran-

zösischen Hofe, des Barons de Chambrier zu bedienen, den Grafen von Rottembourg dorthin zu schicken, einen vornehmen Herrn, der 1740 aus französischen Diensten in preußische übergegangen, geschmeidiger und tätiger, außerdem mit allen den angesehensten Persönlichkeiten an diesem Hofe verwandt war: „So reiste der Graf von Rottembourg denn nach Versailles. Seine erste Einführung besorgten (il fit faire ses premières insinuations) Richelieu und die Herzogin von Châteauroux.“

Rottembourg brachte einen eigenhändig von Friedrich dem Zweiten an Richelieu geschriebenen Brief und teilte mit, was Friedrich mit Sicherheit wußte, daß, wenn Ludwig der Fünfzehnte im nächsten Jahre mit der Eroberung Flanderns beschäftigt wäre, Prinz Karl über den Rhein ins Elsaß einrücken würde. Das einzige Mittel, diesen Eroberungszug abzuwehren, war nach Ansicht des Königs von Preußen, daß er selbst in Böhmen einfielen. Er bot Frankreich eine bewaffnete Allianz an, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß keinem der gegenwärtigen französischen Minister etwas von dem Vertrag bekannt würde, den Seine Preußische Majestät zwischen den beiden Königen mit Richelieu als Drittem abgeschlossen wünschte.

Sogleich wurde zwischen dem König, der Herzogin und Richelieu ein Rat abgehalten. Da der letztere sich nicht sicher fühlte, die nötigen diplomatischen Kenntnisse zur Feststellung des Vertrages zu besitzen, riet er Ludwig, den Marschall von Noailles und den Cardinal von Tencin zuzuziehen. Der König von Preußen gab seine Zustimmung, und von nun an arbeitete Rottembourg zusammen mit der Herzogin von Châteauroux.

Friedrich der Große war klug genug gewesen, die Dame durch einen schmeichelhaften Brief auf diese Zusammenarbeit vorzubereiten, und hatte ihre Meinung eingeholt, wie sein Sendbote die Sache am besten direkt mit dem König von Frankreich einleiten könne.

Im Juni wurde der Allianzvertrag zwischen Preußen und Frankreich endgültig abgeschlossen. Madame de Châteauroux hatte ehrlich gearbeitet, ihn zustande zu bringen, allerdings, auf Frauenart, weniger, weil sie den Nutzen eines Bündnisses mit dem großen Friedrich erkannte, als weil sie durch ihr Eingehen auf seine Abneigung und sein Mißtrauen gegen das französische Ministerium Amelot, den gehorsamen Diener Maurepas, treffen konnte. Denn in Maurepas sah sie mit gutem Grund ihren persönlichen Feind, der den ganzen Schwamm von Schmähdiebern auf sie losgelassen hatte!

Sie empfing denn mit Stolz folgenden Brief:

Potsdam, 12. Mai 1744

Madame,

Es ist sehr schmeichelhaft für mich, daß ich die Geneigtheit, welche ich bei dem König von Frankreich vorfand, zwischen uns das dauernde Band einer ewigen Allianz zu knüpfen, zum Teil Ihnen, Madame, verdanke. Die Achtung, die ich stets vor Ihnen hatte,

verschmilzt mit meiner Erkenntlichkeit. Mit einem Wort, Madame, ich bin überzeugt, daß der König von Frankreich den Schritt, den er nun gethan hat, niemals zu bereuen haben wird und daß beide Parteien aus diesem Bündnis gleichen Vorteil ziehen werden. Es ist verdrießlich, daß Preußen verpflichtet ist, die Dankbarkeitsschuld, in der es zu Ihnen steht, zu ignorieren; in meinem Herzen wird dies Gefühl jedoch tief eingegraben bleiben. Hiervon bitte ich Sie stets überzeugt zu sein.

Madame, Ihr sehr ergebener Freund

Friedrich.

Die Herzogin antwortete hierauf mit folgendem Billet:

Sire,

Ich bin sehr glücklich, daß ich mir schmeicheln darf, zu der Verbindung, die ich mit Freude zwischen dem König und Eurer Majestät hergestellt sehe, etwas beigetragen zu haben. Ich empfinde gebührend die Beweise der Güte, die Eure Majestät mir entgegenbringen. Ich wünsche sehr lebhaft, oft Gelegenheit zu finden, meine Dankbarkeit und die tiefe Ehrfurcht darzutun, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Eurer Majestät demütige und gehorsame Dienerin

Mailly, Herzogin von Châteauroux.

## XVI

Madame de Tencin hatte der Herzogin von Châteauroux eine Rolle zugebracht, die sie mit Begier ergriff. Sie sollte sein, was Agnes Sorel Karl dem Siebenten gewesen war, die Geliebte, die einen stumpfen und gleichgültigen König zum Mann und Helden machte. Sie sollte Ludwig den Fünfzehnten bestimmen, sich an die Spitze seines Heeres zu stellen.

Die Herzogin fühlte sich nun seiner Gunst so sicher, daß sie es wagen konnte, ihm zu mißfallen. Sie rüttelte des Königs Willen auf, sprach zu seinem Gewissen, unterhielt ihn von der Regierung, von Frieden und Krieg und von seiner Verantwortung, so daß er sich verwirrt an den Kopf griff und sagte: „Ihr schlagt mich tot!“ — „Um so besser, Sire, ein König soll seine Wiederauferstehung feiern!“

Das ehrgeizige Weib sah eine Aufgabe vor sich: den König in Harnisch zu kleiden, ihn als Führer vor seine Truppen zu stellen, seiner Krone zur Ehre, seinem Volke zum Heil. Sie wollte sich als bessere Königin zeigen, als die rechte, sie wollte die Spottweisen verstummen machen unter Jubel über Siegen, die, wie jedermann erkennen konnte, sie selbst, die Herzogin von Châteauroux, inspiriert hatte.

So entschloß sich denn Ludwig, zum Heere zu ziehen, und die Favoritin zeigte sich nicht minder entschlossen, ihm zu folgen, falls sich dies irgendwie ermöglichen ließe. Sie schrieb auf der Stelle an den Oberstkommmandierenden, den Marschall von Noailles, und äußerte ihren Wunsch, schrieb klug einschmeichelnd, daß der König zum Heere ziehe, ob es sich denn nicht machen ließe, daß sie und ihre Schwester dem Könige folgten, — mindestens in Entfernung ihn begleiteteten, so daß sie täglich Nachrichten von ihm erhalten könnten. Sie teilte ihm



mit, sie habe sich des Königs Erlaubnis erbeten, diesen Brief schreiben zu dürfen, damit der Marschall nicht glaube, sie handle eigenmächtig.

Es fiel dem alten Herrn nicht leicht, zu antworten; aber er sah klar wie der Tag, daß es um alle gute Wirkung auf die Bevölkerung und auf die Truppen, die den König in ihrer Mitte hatten, geschehen wäre, wenn seine Geliebte ihn begleitete. Und der alte Soldat faßte Mut und riskierte tapfer die allerhöchste Ungnade, indem er folgendes antwortete: Er glaube nicht, daß die Herzogin und ihre Schwester dem König zum Heere folgen könnten; sie selbst habe natürlich die Schwierigkeiten erkannt, da sie davon sprach, sich in einer Stadt hinter der Front niederzulassen. Unter dem seligen König habe die Königin allerdings derartige Reisen unternommen und sich mit ihrem Gefolge in passender Entfernung vom Heere gehalten; aber er könne ihr kein einziges Beispiel anführen, das zugunsten dieses ihres Planes spräche, und dürfe die Bemerkung nicht zurückhalten, daß es sowohl um des Königs wie um der Herzogin willen notwendig sei, daß sie irgendeinen vernünftigen Grund angäbe, der diesen Schritt in den Augen des Publikums rechtfertigen könne. „Sie ersehen, Madame, aus meinem Freimut, daß ich mehr als wahrer Freund, denn als Hofmann spreche.“

Die Herzogin antwortete umgehend mit Anstand und Ironie: sie müsse auf der Stelle dem Marschall für seinen Brief danken, der durchaus verständig und besonnen sei; nur litte sie an Kolik, für welches Übel die Bäder in Plombières wundertätig seien, und sie bedürfe dringend der Heilung.

Die Vielen, die (wie der Minister Maurepas) des Königs Abreise zum Heere wünschten, hofften, ihn eben hierdurch von der Favoritin zu trennen, waren also vollständig dagegen, daß sie ihn begleitete. Die Popularität, die des Königs Entschluß ihm mit einem Schlage verschafft hatte, mußte auch Madame de Châteauroux zu denken geben. Es war unklug, sie sogleich wieder aufs Spiel zu setzen. Nachdem der König der Königin trotz aller ihrer Bitten befohlen hatte, in Versailles zu bleiben, mußte er füglich der Herzogin dieselbe Ordre geben. Richelieu tröstete sie damit, daß Ludwig als Gewohnheitsmensch sie nicht lange werde entbehren können.

Indessen verging der ganze Monat Mai, ohne daß er seine Freundin zu sich rief. Wir ersehen aus einem ihrer Briefe an Richelieu, daß sie nicht nur hiervon sehr peinlich berührt, sondern außerdem von etwas, was sie in Erfahrung gebracht hatte, äußerst erregt war: nämlich daß der König in heimlichem Briefwechsel mit ihrer Schwester Madame de Flavacourt stehe und diese unter Deckadresse an ihn schreibe. Die Briefe mit ihrer Handschrift gingen an den Kammerdiener Lebel.

Der König hatte mehrere Abende vor seiner Abreise Madame de Flavacourt, welche sich zu großer die Herzogin überstrahlenden Schönheit entwickelt hatte, mit solchem Eifer lorgnettiert, daß es der Königin aufgefallen war und diese mit der jungen Dame darüber gesprochen und sie gefragt hatte, ob sie mit dem König in Verbindung

stehe. Madame de Flavacourt hatte geantwortet, des Königs Person übe keinen besonderen Reiz auf sie aus, aber sie zittere davor, vom Hofe weggeschickt zu werden und neuerdings mit ihrem Mann beisammen leben zu müssen.

## XVII

Die Herzogin von Châteauroux, die aus eigener Erfahrung wußte, daß eine Schwester eine andere verdrängen könne und daß des Königs Verlangen leicht zwischen Schwestern wechselte, fühlte die Notwendigkeit, mit König Ludwig wieder in persönliche Berührung zu kommen. Sie hatte seine Gunst ohne Unruhe mit ihrer Schwester Lauraguais geteilt, die nicht schön, bloß mutwillig und ihr selbst vollständig ergeben war, sich daher keineswegs mit dem Plane trug, sie zu stürzen und ihren Platz einzunehmen. Madame de Flavacourt dagegen verkehrte beständig mit Leuten aus dem feindlichen Lager und genoß sogar das Vertrauen der Königin.

Um den Schein zu retten, war es notwendig, daß eine der Hofdamen der Herzogin das Beispiel gäbe und zuerst abreiste. Es gelang, eine der Prinzessinnen des Königshauses, die Herzogin von Chartres, hierzu zu überreden; sie reiste zum Heere ab, unter dem Vorwand, ihr Mann habe einen Sturz vom Pferde getan. Damit war ein Präzedenzfall gegeben. Dann schrieb Richelieu an seine Nichte, sie könne ruhig kommen, sogar ohne Ordre des Königs; er nehme die Verantwortung auf sich. Und sobald die Schwestern von der Königin Abschied genommen (ohne jedoch mit einem Worte zu berühren, daß die Reise nach Flandern gehe), und sich auf den Weg begeben hatten, verkündete Richelieu dies auch dem König in scherzhaften und dunkeln Andeutungen einer Reise des blinden und ungehorsamen Amor, der in hohem Grade Verzeihung verdiene, wenn er erst die Binde von den Augen gelöst habe.

Die Damen trafen den König in Lille, wo ein mit dem königlichen Palais in Verbindung stehendes Nebengebäude ihnen reserviert war. So sehr aber auch sie selbst und Richelieu bestrebt waren, jedes Aufsehen zu vermeiden, so nahm der Skandal in der kleinen frommen, flämischen Stadt große Dimensionen an. Daß der König nicht mehr seine Mahlzeiten vor aller Augen einnahm, sondern mit seiner Geliebten in den kleinen Kabinetten des Nebenhauses speiste, erregte nicht nur die Entrüstung der Frommen. Im Heere sangen die Soldaten einen Spottvers nach dem anderen; ja sogar die Schweizerwache vor des Königs Zelt stimmte ein:

Ah madame Enroux!  
Je deviendrai fou  
Si je ne vous baise.

Während andere Soldaten unter den Fenstern der Herzogin ohne Umschreibung des Namens aus voller Kehle sangen:

Belle Châteauroux!  
Je deviendrai fou,  
Si je ne vous baise.

In Paris, in den Provinzen, beim Heere sprach man bald von nichts anderem als von der merkwürdigen Art, wie der Monarch Krieg führte. Sein Zusammenleben mit der Favoritin in Lille war in aller Munde.

Es ergab sich die Notwendigkeit einer zeitweiligen Trennung. Der König zog zur Belagerung von Ypres fort, und neun Tage danach war die Stadt eingenommen. Diese rasche Übergabe bereitete der Herzogin viele Freude und nachdem der König mehrere flandrische Städte besucht hatte, traf er abermals mit ihr in Dunkerque zusammen.

Nun wollte sie ihn aber nicht mehr verlassen, nicht einmal als die peinliche Nachricht eintraf, daß Prinz Karl über den Rhein gegangen sei, und der König sich gezwungen sah, Elsaß zu Hilfe zu kommen. Madame du Châteauroux folgte ihm von Ort zu Ort. Saint-Omer, Béthune, Arras, Péronne, La Fère, Laon, Reims, Chalons, Verdun wurden erregte Zeugen ihrer Unzertrennlichkeit. Wenn der König im tiefsten Incognito bei der Herzogin aus- und einging, widerhallte die Luft von spöttischen Rufen einer erheuchelten Begeisterung: Es lebe der König! Es lebe der König! — Und er verschwand eiligst in irgendeinem Garten.

In Reims warf irgendein aus unbekannten Ursachen stammendes Leiden die Herzogin plötzlich auf das Krankenlager. Die Ärzte sahen in der Krankheit une ébullition, wie sie es nannten (einen plötzlichen Ausbruch von siedender Hitze); die Hofleute erblickten darin eine Wirkung der Reue; die Herzogin selbst war überzeugt, in einer Arznei Gift bekommen zu haben. Einige schrieben das Fieber der Aufregung zu, die sie ergriffen hatte, als sie hörte, daß ihr früherer Geliebter, der Herzog von Agénois, gefährlich verwundet worden.

Der König verschob seine Abreise aus Reims um einen Tag und fuhr dann nach Metz, wo die bald wiederhergestellte Herzogin ihn einholte. Ohne Rücksicht auf die das Paar belauernde wachsame Neugierde wurde mit auffallender Eile und ohrenbetäubendem Gehämmer eine Brettergalerie zwischen der Wohnung des Königs und der der Herzogin in der Abtei St. Arnould aufgeführt. Vier Gassen waren unklugerweise vor dem Publikum gesperrt, während die Verbindungsgalerie hergestellt wurde. Die Bevölkerung von Metz nahm großes Ärgernis an solchem Gebahren.

### XVIII

Plötzlich — eben als der König sein Wiedersehen mit den beiden für ihn so liebenswerten Schwestern feierte — nach einem mit der Inspektion der Festungswerke verbrachten Tag, nach einem Abend, an welchem zahlreiche Trinksprüche auf den neuen Alliierten, den König von Preußen, erklingen waren —, nach einer Nacht, in der Richelieu König Ludwig mit beiden Schwestern eingeschlossen hatte, verfiel der König plötzlich in eine höchst ernsthafte Krankheit.

Die Ärzte eilten herbei und wandten ihre gewohnten Heilmethoden an: Aderlassen, Brechmittel, Abführmittel. Aber nichts milderte des Königs Kopfschmerzen, nichts stillte sein Fieber, und am 12. August erklärte ein aus Metz herbeigerufener Arzt, er könne nicht für das Leben des Patienten eintreten.

Die beiden Schwestern mit Richelieu nahmen allein die Plätze am Krankenlager ein, gestatteten weder einem Prinzen von Geblüt noch einem der hohen Offiziere der Krone den Eintritt, es sei denn, um die Messe zu hören und sich sofort wieder zurückzuziehen. Man verhehlte soviel wie möglich den Ernst des Falles; man schloß jeden von der ärztlichen Konsultation aus, auf dessen Ergebnis man nicht zählen konnte.

In dem Gemach vor dem Schlafzimmer befanden sich die Herzöge von Bouillon, von Rochefoucauld, Mitglieder des Königshauses wie der Graf von Clermont. Keiner von diesen wechselte nur ein Wort mit jemanden von der Partei der Favoritin, nicht einmal wenn sie sich in demselben Raum befanden. Endlich erzwang der Graf von Clermont sich Zutritt, näherte sich ehrerbietig, aber kühn dem königlichen Lager und sagte, er könne unmöglich glauben, daß es des Königs Absicht sei, den Prinzen seines eigenen Bluts, die sich in Metz befänden, die Befriedigung zu verweigern, sich selbst von seinem hohen Befinden überzeugen zu können. Sie wollten nicht zudringlich sein, sondern sich schnell wieder zurückziehen.

Der König bat Clermont zu bleiben, was dieser allerdings nicht so gleich tat. Aber das Eis war gebrochen. Und nun begannen Unterhandlungen zwischen den Prinzen und Herzögen, die Madame de Châteauroux haßten, und dem Bischof von Soissons, Fitz-James, samt dem Konfessionarius Pérusseu, die sie nicht weniger haßten.

Die Herzogin, leicht erratend, worauf diese Unterhandlungen abzielen, wollte wissen, ob es die Absicht der Priester sei, ihre Verjagung zur Bedingung der Sündenvergebung zu machen. Die religiösen Beängstigungen des Königs waren während seiner Krankheit zurückgekehrt. Den Rauch eines Stückchens Papier, das man angezündet hatte, nahm er für den Rauch der Höllenflammen.

Sie ließ denn Pérusseu holen und fragte ihn geradezu, ob die Absicht bestehe, sie zu vertreiben. Aber obwohl sie und Richelieu ihn stundenlang ausforschten, war es unmöglich, den Jesuiten zu einer ehrlichen Antwort zu bewegen. Zuerst verschanzte er sich hinter seiner Unkenntnis der wahren Beschaffenheit der Situation. Er persönlich denke nichts Übles von dem Verhältnis zwischen dem Könige und der Frau Herzogin. Selbst als sie ihn ungeduldig mit einem offenen Eingeständnis unterbrach, erklärte er nach wie vor, im voraus nichts sagen zu können. Alles käme auf die Art der königlichen Beichte an.

Am 12. August drang der Bischof von Soissons vor der Messe beim König ein, redete mit ihm über seinen Zustand und die Pflichten, die dieser ihm auferlege, und am Abend desselben Tages sprach Ludwig



zu der Herzogin die kalten Worte: „Wir werden vielleicht genötigt sein, uns zu trennen.“

Des Königs Angst und Unruhe stieg; nach der Ansicht der Ärzte hatte er nicht mehr zwei Tage zu leben. (Er lebte noch volle einund-dreißig Jahre.) Am 13. August öffnete sich ein wenig die Türe, die von dem königlichen Schlafzimmer in das Gemach führte, in welchem die Schwestern sich aufhielten, und Fitz-James warf durch den Türspalt hin: „Der König befiehlt Ihnen, meine Damen, sich auf der Stelle zurückzuziehen.“

Als der Bischof später dem König das heilige Abendmahl reichen sollte, erfuhr er, daß die beiden Schwestern Metz noch nicht verlassen hätten. Er verweigerte infolgedessen dem Kranken das Sakrament. Des Herren Leib könne ihm nicht gebracht werden, solange die Konkubine innerhalb der Stadtmauern weile.

Erst als die beiden Schwestern in ihrer Karosse hinter herabgelassenen Gardinen aus der Stadt geflüchtet waren, von einem Volkshaufen umringt, der sie beschimpfte und sie gern gesteinigt hätte, erhielt Ludwig die Kommunion.

Am 14. sollte der König die letzte Ölung empfangen. Da aber Fitz-James hinterbracht worden war, daß die Schwestern nur wenige Meilen von Metz Aufenthalt genommen hatten, wurde die heilige Handlung verschoben, bis ihnen die königliche Ordre zugegangen war, ihre Reise fortzusetzen.

Allein der Patient erholte sich und war Mitte September vollkommen hergestellt.

Unterdessen hatten die beiden Damen ihre Fahrt fortgesetzt. Wohin sie kamen, gellten Schimpfworte um die bekannte verhaßte Karosse und deren verabscheute herrschaftliche Insassen. Bei jedem Pferdewechsel mußte sich die Herzogin von Châteauroux ängstlich versteckt beiseite halten; vor jeder Stadt, ja vor jedem Flecken mußte sie aussteigen und zu Fuß irgendeinen Seitenweg einschlagen und auf ihr Gespann warten, niemals aber, ohne in einiger Entfernung das Geschrei zu hören, mit welchem der Pöbel ihren Kopf forderte.

Zuletzt fuhr sie unbemerkt in Paris ein, dessen Bevölkerung in einem albernen Anfall von Königsvergötterung angstvoll und tränen-tiefend in den Kirchen kniete und Gebete für den Vielgeliebten zum Himmel sandte. Ein in Wirklichkeit ungefährlicher Krankheitsfall genügte, um dem Könige den von nun an offiziellen Namen Louis le Bien-Aimé zu verschaffen.

## XIX

Die Nachricht, die die Herzogin in ihrem Pariser Heim empfing, daß der König sich mit der Königin versöhnt habe, brachte sie zur Verzweiflung. Sie hatte keinen Grund hierzu. Richelieu, der zum Heere gegangen war, sandte dem König aus Basel ein Memorandum, in welchem er auf dessen eben überstandene Krankheit zurückkam und nachwies,

welchen Mißbrauch die Feinde der Herzogin mit dem geschwächten Zustand des kranken Königs und seiner religiösen Reue getrieben; sie hätten in Wahrheit bloß ihre eigenen ehrgeizigen Ziele im Auge gehabt, ja im Grunde am liebsten einen tödlichen Ausgang des Leidens gesehen.

Der König war auf einige Tage zu seinem Schwiegervater Stanislaw nach Lunéville gegangen, wo seine Traurigkeit und Zerstretheit jedermann auffiel. In Wirklichkeit dachte er an nichts anderes, als an seine verlorene Freundin, war des Krieges müde und satt, kümmerte sich keinen Pfifferling um den Kriegeruhm, wenn er nur selber bald einen vergnügten Abend haben konnte, und fuhr, sobald die Kapitulation von Freiburg unterzeichnet war, in größter Eile nach Paris.

Er kam am Abend des 13. November dort an, hörte das *Te Deum* in Notre Dame, nahm an einer Festmahlzeit im Rathause teil, ließ sich durch die Straßen von Paris fahren, um die Illumination zu besichtigen. Aber schon in der Nacht nach dem 14. schlich er, nur von Richelieu begleitet, aus den Tuilleries hinaus, ging über den Pont-Royal und klopfte an der Herzogin Türe in der Rue du Bac.

Sie war so angegriffen, und das Wiedersehen bewegte sie so sehr, daß sie nur stammeln konnte: „Wie haben sie uns behandelt!“ — Der König flehte sie an, nach Versailles zurückzukehren. Sie willigte ein, am nächsten Tage für einige Stunden incognito hinauszufahren. Offiziell aber wollte sie nicht zurückkehren, ehe sie nicht volle Satisfaction erhalten und eine Rache genommen, die von sich hören lassen sollte.

Sie begann damit, Köpfe zu fordern; alle die sich verschworen hatten, sie aus Metz zu vertreiben, sollten es mit dem Leben büßen. Es kostete Ludwig nicht geringe Mühe, sie von diesem absurden Verlangen abzubringen. Er selbst haßte jedoch diese Männer von Herzen.

Herr de Balleroy, der für den Verfasser jener Predigt galt, die der Bischof von Soissons gegen die Herzogin von Châteauroux gehalten, nachdem er dem König die letzte Ölung gegeben hatte, Bischof Fitz-James selbst, Pérusseau, La Rochefoucauld, der Herzog von Bouillon, sie alle wurden verbannt oder der königlichen Gnade verlustig erklärt. Die Herzogin wollte die Prinzen von Geblüt auf dieselbe Art bestraft sehen, aber das ging nicht an. Endlich verlangte sie die Absetzung ihres erbitterten Feindes, des Ministers Maurepas. Da der König ihn nicht entbehren konnte, mußte sie sich daran begnügen, daß er sich der Demütigung unterzog, ihr persönlich den Brief des Königs zu überbringen, in welchem dieser sie innig bat, nach Versailles zurückzukehren, und sie wieder in ihre Würden einsetzte. Diese Verhandlungen nahmen volle elf Tage in Anspruch.

Als Maurepas sich in der Rue du Bac einfand, erhielt er den Bescheid, die Herzogin sei nicht zu Hause. Als er seinen Namen nannte, wiederholte man, sie sei nicht zugegen. Als er erklärte, er käme vom König, wurde ihm die Türe endlich geöffnet. Er traf die Herzogin zu Bett an; sie sah ihn lange stumm an, ohne zu grüßen, las dann des

Königs Billet, antwortete mündlich dem König ehrerbietig und hatte für die Ergebenheitsversicherungen des Ministers nur ein ironisches Lächeln.

Die Herzogin war, wie gesagt, bettlägerig, als Maurepas sich meldete; sie hatte ein wenig Fieber. Nachts stieg die Temperatur. In der folgenden Nacht verschlimmerte sich der Zustand noch mehr. Am dritten Tage war er so bedrohlich, daß die Herzogin ihr Testament machte, ihre Schwester Lauraguais zu ihrer Universalerbin einsetzte, einem Geistlichen beichtete, sich mit ihrer Schwester Flavacourt versöhnte und schließlich von dem Pfarrer in Saint-Sulpice das Sakrament empfang.

Vom 1. Dezember an litt die Kranke an schrecklichen Schmerzen, heftigen Krämpfen, rasenden Phantasien, während welcher sie beständig das Wort Gift und den Namen Maurepas murmelte.

Die Herzogin von Châteauroux starb, siebenundzwanzig Jahre alt, am 8. Dezember 1744.

Die Obduktion deutete nicht auf Giftmord; aber wer weiß, ob die Ärzte etwas verstanden und ob sie ehrlich waren. Die Aufregungen und Gemütsleiden, die sie in den letzten Monaten durchgemacht, scheinen jedenfalls die Widerstandskraft des jungen Weibes aufgerieben zu haben.

Im April 1745 speiste der König in Versailles allein zu Abend mit Madame d'Etioles, und am 6. Mai desselben Jahres wurde die Wohnung der Herzogin von Châteauroux im Schlosse neu arrangiert, so daß jene Dame bei ihrem Einzug die Behausung nach ihrem Geschmack eingerichtet fand. Am 14. September 1745, zehn Monate nach dem Tode der Herzogin wurde sie der Königin als Marquise von Pompadour vorgestellt.

# DIE MARQUISE VON CHÂTELET

## I

Als Voltaire im Jahre 1734 zum ersten Male in Cirey Zuflucht suchte, war das Schloß fast unbewohnbar. Er mußte als improvisierter Baumeister auftreten, mußte Maurer, Zimmerleute und Schreiner holen lassen. Auch für Steinmetze und Wollscherer war gute Verwendung. Das Schloß befand sich im Verfall, und da die Herrschaft nicht wohlhabend war, hatte man nichts getan, der wachsenden Verwahrlosung zu steuern, um so weniger, als der Herr des Hauses in der Regel in Garnison lag und die Frau des Hauses sich zumeist in Lunéville oder in Paris aufgehalten hatte.

Es war unsäglich viel zu tun, ehe man dieses vernachlässigte Besitzthum zu einem behaglichen Aufenthalt umwandeln konnte. Noch im nächsten Sommer sehen wir Madame du Châtelet ganz mit ihren Handwerkern beschäftigt. Ja, noch vier Jahre danach, als Madame de Graffigny Cirey besuchte, sind im Grunde nur die Wohnung der Hausfrau und Voltaires Behausung gemüthlich ausgestaltet und geschmückt, der Rest des Hauses entbehrt allen Komforts, ja sogar der Reinlichkeit, die Gastzimmer sind groß, unwohnlich, unheizbar, Wind und Wetter ausgesetzt.

Voltaire erhielt seinen eigenen Flügel in dem Gebäude. Der Eingang zu diesem Flügel befand sich unten bei der großen Treppe. Wie sein Logis allmählich eingerichtet und möbliert ward, können wir aus Madame de Graffignys enthusiastischer Beschreibung erschen. Ein kleines Vorzimmer, eine kleine Kammer, mit karmoisinrotem Samt tapeziert, darin eine Samtnische mit Goldfransen. (Sonderbarer Geschmack!) In seinem Schlafzimmer waren wenige Tapeten, aber viel Holzverkleidung, die schöne Gemälde umrahmte. Es gab da Spiegel, schöne lackierte Eckschränke, Porzellanvasen, eine von morgenländischen Figuren getragene Standuhr, eine offene Kassette, die ein Silberservice enthielt, die seltensten Silberarbeiten, all das Überflüssige, das für Voltaire so notwendig war, und solche Reinlichkeit, daß man den Fußboden küssen konnte. In der sich hier anschließenden kleinen Galerie standen auf glasierten Fußstücken zwei kleine Statuen, eine Venus



und ein Herkules. Ihnen gegenüber zwei Schränke, einer mit Büchern, einer mit physikalischen Apparaten, zwischen ihnen in der Mauer ein vorzüglicher Ofen. Vor diesem auf hohem Piedestal ein den Pfeil entsendender Amor und darunter Voltaires berühmte Inschrift:

Qui que tu sois, voici ton maître;  
Il l'est, le fut, ou le doit être.

Dieser Amor wurde später in einer Nische aufgestellt. In der Galerie gab es außerdem noch Tische, Schreibtische, Uhren und, wie die kleine Provinzdame in ihrem Briefe naiv hinzugefügt: „Du kannst es glauben, es fehlt an nichts“. Dennoch stand nur ein Sofa da und kein bequemer Fauteuil; die Lehnstühle waren hübsch, aber nicht üppig; man fühlt, sagt sie, daß hier nur die Rücksicht auf Bequemlichkeit waltet, nicht auf Wohleben. In der Mitte öffnete sich eine Türe nach dem Garten, die nach außen die Form einer niedlichen Grotte hatte. In der Galerie nahm das große Porträt Friedrichs des Großen als Kronprinz einen Ehrenplatz ein. In einer Schale lagen zwölf Ringe mit geschnitzten Steinen und zwei Diamantringe.

Voltaires Räume waren jedoch nichts gegen die von der Frau des Hauses bewohnten. Die Holzbekleidung an den Wänden ihres Schlafzimmers war hellgelb lackiert mit blaßblauen Streifen. Dieser Stil war so weit durchgeführt, daß bis zu dem Korbe, in welchem ihr Hund schlief, alles hellgelb und hellblau war: das Holzwerk der Stühle, der Arbeitstisch, die Eckschränke, das Schreibpult. Ihre Bettdecke war aus blauem Moirée. Eine große Tür aus Spiegelglas führte in die Bibliothek. Hier gab es Gemälde von Paolo Veronese. Aus dem Schlafzimmer gelangte man in ein kleines Boudoir, welches so schön war, daß man, wie Madame de Graffigny sagt, sich versucht fühlte, beim Eintritt aufs Knie zu fallen. Es hatte ein Deckengemälde aus der Hand des damals beliebten französischen Malers Martin und alle Felder des Holzgetäfels waren mit Bildern von Watteau ausgefüllt. Ein einziges großes Fenster öffnete die Aussicht auf eine Terrasse und eine entzückende Landschaft. Eine Nische teilte den Raum und führte in eine „göttliche“ Garderobe mit Marmorboden und schönen Kupferstichen. Alles Linnen bis zu den Musselgardinen vor den Fenstern war mit auserlesenem Geschmack gestickt. Ringsumher standen fünfzehn bis zwanzig Tabaksdosen aus emailliertem Gold, mit Edelsteinen geschmückt. Uhren aus Jaspis mit Diamanten, emaillierte Räucherpfannen, und lagen Etuis, Schalen mit Ringen und an die Uhr zu hängenden kleine Kostbarkeiten ausgebreitet.

Die Besucherin staunte; sie wußte ja, daß die Familie Châtelet nicht wohlhabend war. Sie bedachte nicht, daß Voltaire, wohin immer er kam, selbst nur zu kurzem Besuch, einen Goldstrom hinterließ. Auf einem fünfzehn Jahre dauernden Besuch führte er einen Goldstrom mit sich.

## II

Während der ersten Zeit, da Voltaire sich in Cirey installiert hatte, nahm er durchaus nicht festen Aufenthalt dort, sondern führte im Gegenteil das unruhigste Leben. Madame du Châtelet war in Paris geblieben und unternahm alle erdenklichen Schritte, um die Regierung zu besänftigen und die Führenden zugunsten Voltaires zu stimmen. Er schreibt am 22. Juni an Herrn de Condamine:

Sie bekommen Madame du Châtelet bald zu sehen. Die Freundschaft, mit der sie mich beehrt, hat sich bei diesem Anlaß nicht verleugnet. Ihr Geist ist Ihrer und Herrn de Maupertuis wert und ihr Herz ist ihres Geistes würdig. Sie erweist Freundesdienste mit demselben Leben und Feuer, mit dem sie Sprachen und Geometrie lernt, und wenn sie einem alle erdenklichen Dienste geleistet hat, meint sie, nichts getan zu haben, sowie sie mit ihrem Geist und ihrer Einsicht sich einbildet, nichts zu wissen, und nicht einmal weiß, ob sie Talente hat oder nicht. Seien Sie ihr recht ergeben, Sie und Herr de Maupertuis, und lassen Sie uns für unser ganzes Leben ihre Verehrer und Freunde bleiben. Der Hof ist ihrer nicht sonderlich würdig; er müßte Hofmänner haben, die dächten wie Sie. Ich bitte Sie, sagen Sie ihr, in welchem Grade ich von ihrer Güte gerührt bin. Es ist einige Zeit her, seit ich ihr geschrieben und Nachrichten von ihr erhalten habe; aber ich bin darum nicht minder durchdrungen von dankbarer Ergebenheit.

Im Juli schreibt Madame du Châtelet aus Paris (an einen Unbekannten), daß zu ihrem Leidwesen die Sache Voltaires äußerst schlecht stehe. Der Schatzkammerkanzler scheine besänftigt; habe nur verlangt, Voltaire solle erklären, niemals das „unselige Buch“ über England) geschrieben zu haben, dann verspräche er, seine Lettre de cachet zurückzuziehen; dagegen scheine das Ministerium nun gereizter denn je.

Im übrigen verlor die Marquise von Châtelet ihre Zeit nicht mit Sorgen und Kränkungen; sie verkehrte fleißig bei den beiden herzoglichen Familien Richelieu und Saint Pierre, sie lernte mit Eifer Englisch — das mußte sie ja, um sich ihrem Geliebten zu nähern — und sie vertiefte sich endlich mit Leidenschaft in Mathematik und Physik. Sie hatte Maupertuis' Bekanntschaft gemacht. Er war ihr Lehrer und Freund geworden. Er unterwies sie in Geometrie und Physik; er führte sie in das Studium Newtons ein. Damals noch ein junger Mann, erst sechsunddreißig Jahre alt, verstand er selbst das Schwierigste leichtfaßlich zu machen, das Studium seiner Dornen zu berauben. Gleichzeitig pflegte sie die Bekanntschaft mit dem jungen Clairaut, einem der ausgezeichnetsten Mathematiker seiner Zeit, der, damals einundzwanzig Jahre alt, schon mit achtzehn Jahren als Mitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden war, und dem man bereits Entdeckungen in der Geometrie und höheren Mathematik verdankte. Ihr Lebelang blieb die göttliche Emilie mit diesen beiden verbunden. Beide besuchten auch das Paar in Cirey.

Maupertuis' Kenntnissfülle, Verstand und Liebenswürdigkeit ergriffen Madame du Châtelet mit wahrer Begeisterung. Wir haben ihre Briefe an ihn. Sie verraten nicht bloß große Dankbarkeit und Ergebung, sondern auch das Verlangen, ihn so häufig wie möglich zu sehen. Hat sie vergebens auf seinen Besuch gehofft, so kann sie Klagen und Vorwürfe nicht unterdrücken. Er allein oder er mit Clairaut sind stets bei ihrem Abendtisch willkommen. Was sie für ihn fühlt, ist wohl eine rein intellektuelle Neigung, aber bei Frauen ist die Grenze zwischen einer solchen und warmen Gefühlen von rein passioneller Natur ja in der Regel recht fließend. Sie will sich seines Unterrichts würdig machen; sie fürchtet diese oder jene Unwissenheit zu verraten und hierdurch seine gute Meinung zu verscherzen. Sie fühlt in seiner Gesellschaft das Vergnügen, die Wahrheit kennen zu lernen, geschmückt mit all' dem Reiz, den er dieser zu verleihen weiß.

Seele und Sinne sind bei ihr all zu erfüllt von Voltaire, als daß diese Schwärmerei für Maupertuis mehr hätte werden können. Man bekommt aus den Briefen den Eindruck, daß ihr ewiges Zurückkommen auf Voltaire ihm unangenehm gewesen wäre. Denn als sie ihm Ende Oktober 1734 aus Cirey schreibt, beginnt sie ihre Mittheilungen über Voltaire mit der Entschuldigung, diesmal sei es Maupertuis, der ihn zuerst genannt habe, sie sei also genötigt, zu antworten. Ebenso auffallend wie es in dem eben angeführten Briefe Voltaires, der die Marquise doch so warm preist, erscheinen muß, daß der Schreiber selbst in der letzten Zeit nichts von ihr gehört hat, ist es auch, daß Emilie, als sie sich von Paris losgerissen hat und in Cirey ankommt, um die Arbeiten zur Instandsetzung des Schlosses fortzusetzen, Voltaire nicht mehr dort antrifft; er ist nach Brüssel gereist. In ihrem Briefe an Maupertuis erzählt sie, er sei hypochondrisch geworden. Es scheint eher ein ziemlich ernstliches Zerwürfnis zwischen den beiden Liebenden entstanden zu sein. Vermuthlich hat die Schwärmerei der Marquise für Maupertuis Voltaires Unruhe und Zorn erregt, was den Hohn und Spott, mit welchem er acht Jahre später diesen seinen einstigen Freund und Genossen angriff und förmlich zu vernichten suchte, zum Theil erklären könnte.

Man achte genau auf die Worte eines Briefes, den Voltaire seinem intimsten Freunde, dem Grafen d'Argental, aus einer holländischen Schenke nach Brüssel sendet. Anscheinend ist er bloß gereizt, weil Madame du Châtelet ihm, als sie ihn nicht traf, allerort nachforschen ließ. Aber warum hat er sie dazu genötigt?

Während eines ganzen Monats bin ich ohne Nachrichten von Ihrer Freundin (nicht unserer Freundin); aber ich bin betrübt gewesen ohne Zorn, ohne mich verraten zu glauben. Noch weniger habe ich ganz Deutschland in Bewegung gesetzt. Ich gestehe, höchst verdrießlich zu sein über die Schritte, die man getan hat. Diese Schritte haben mehr Schaden verursacht als Sie denken; aber es gibt keine Fehler, die einem nicht lieb sind, wenn das Herz sie begehen läßt. Ich habe dieselben Gründe, zu vergeben, wie man gehabt hat, sich schlecht aufzuführen. Sie, mein lieber Engel, würden großes Unrecht tun, wenn Sie mich ungehört verurtheilten.



*M. A. Loir pinx.*

*R. Delvaux sculp.*





Er fand seine Emilie in Cirey wieder, und die Versöhnung war herzlich und vollständig. Sie war damit beschäftigt, das Haus umzubilden, „Fenster anzubringen, wo er Türen gesetzt, die Treppen zu Kaminen zu verwandeln, Linden zu pflanzen, wo er Ulmen hinbestimmt hatte; sie wirkte wie mit Feenhänden begabt und möblierte Cirey mit nichts“, wie es in seiner schalkhaften und bewundernden Schilderung heißt. Die Marquise wollte gern Voltaire mit nach Paris haben, um, wie sie sich vorgenommen, am heiligen Abend die Mitternachtsmesse zu hören, die noch heutigentags in Paris so großen Zuspruch hat; aber Voltaire wagte sich nicht abermals aus Cirey fort. Er hatte auf der Flucht seine bekannte Tragödie *Alzire* geschrieben, die Emilie d'Argentals höchstem Richterurteil unterbreiten sollte. In Paris sandte sie Mau-pertuis folgendes Billet, dessen Orthographie der Namen, wie stets, die Heiterkeit des modernen Lesers erregt.

Paris, Freitag, Weihnachtsnacht 1734.

Ich würde lieber noch in Cirey sein und wissen, daß Sie in Basel seien, als Sie so wenig zu sehen, wie es der Fall ist. Ich will Eloises Geburt mit Ihnen feiern (Eloïse soll Elohim sein, Gott, also Jesus). Sorgen Sie dafür, daß Sie heute Abend kommen und mit Clerau (Clairaut) und mir auf sein Wohl trinken können; ich will Sie zwischen acht und neun erwarten, wir gehen dann zusammen zur Mitternachtsmesse und hören die Weihnachtspsalmen zur Orgelmusik; von dort werde ich Sie heimfahren; ich rechne darauf, falls nicht Fräulein de Lagni sich dem widersetzt.

Ganz grundlos scheint Voltaires Eifersucht nicht gewesen zu sein.

### III

In seiner Einsamkeit zu Cirey vertiefte er sich theils in Studien, theils arbeitete er die ersten acht Gesänge der Dichtung aus, die von allem, was er geschrieben, von den Zeitgenossen am meisten bewundert wurde, und von allem, was er hinterlassen, seinem Ansehen bei der Nachwelt am meisten geschadet hat, dieser Nachwelt, die dem einstmals so pikanten, jetzt so wenig interessanten Geisteserzeugnis verwundert und sprachlos oder auch aufgebracht und scheltend gegenübergestanden hat.

Der Ursprung von *La Pucelle* geht bis zum Jahre 1730 zurück, wo während eines Abendessens bei Richelieu die Rede auf den alten Dichter Chapelain kam, dessen Ruhm zwar sehr groß war, dessen Poem über die Jungfrau von Orléans den Zeitgenossen Ludwigs des Fünfzehnten aber nur komisch erschien.

Unter dem vierzehnten Ludwig hatte man dem Königtum zuliebe Jeanne d'Arc in Ehren gehalten. Der Respekt vor dem unbedeutenden Karl dem Siebenten hielt die Erinnerung an sie aufrecht. Chapelains *La Pucelle* stammt aus dem Jahre 1656. Trotz des Titels ist nicht Jeanne die wahre Hauptperson der Dichtung, sondern der Bastard

von Orléans, weil er der Stammvater jenes Herzogs von Longueville gewesen, dem Chapelain als seinem Mäzen das Gedicht zugeeignet hatte.

Chapelains *La Pucelle* ist eine klassische Epopöe in Alexandriner- versen mit Vergilschen Gleichnissen und mythologischer Maschinerie — hier Gott, Satan und Engel —, in der kein Vers korrekt ist, und in der nicht eine Zeile lebt. Chapelain hatte seine Verehrerinnen unter den zierlichen Damen (wie die feine Madame de la Suze), über die sich Molière in *Les Précieuses ridicules* aufgehalten hat.

Gegen den Schluß der Dichtung ergibt sich für Chapelain die Aufgabe, den schmachvollen Untergang seiner Heldin und Heiligen mit der Güte des Höchsten und dessen Plänen zu versöhnen. Es gelingt. Der „ungeschaffene“ Dreieinige sitzt eben in seiner kleinen dreieckigen Loge hoch über dem Himmelsgewölbe und grübelt über die Schicksale des Weltenalls. Mit ihren drei gleich langen Seiten bildet diese unbegreifliche Loge ein Dreieck ohnegleichen, das in jeder Hinsicht bewundernswert ist, und in dem unbekannten Mysterium dieser heiligen Stätte ist — wie es dunkel heißt — der Inhalt nicht von dem Rahmen zu unterscheiden:

Plus haut que tous les Cieux une Loge secrète  
Sert à l'Estre incréé de profonde retraite,  
Quand par ses soins vaillans et ses pensers couverts  
Il veut délibérer du Sort de l'Univers.  
De trois costés égaux la Loge inconcevable  
Forme un Triangle unique en tout sens admirable,  
Et d'un lieu si secret le mystère inconnu  
Confond le contenant avec le contenu.

Gott sieht die Engländer hochmütig und eingebildet, Karl den Siebenten verhärtet. Seine dunkle und strenge Gerechtigkeit beschließt also, Jeanne zu opfern, um andere zu bestrafen — in Wahrheit eine dunkle Gerechtigkeit. Das ungeschaffene Wesen, wie er genannt wird, ist ein himmlischer Monarch, den gleich Ludwig den Vierzehnten ein Hof umgibt. Der Hof der Seligen folgt den unmenschlichen Prüfungen des unbezwingbaren Mädchens und betet für die Jungfrau. Aber der ewige Monarch ist taub für die Bitten des Hofes. Erst später, als er Jeannes fromme Unterwerfung sieht und erkennt, daß sie sich bloß über ihres Königs Unglück, nicht über ihr eigenes härm, besänftigt er sich und erlaubt dem himmlischen Hof, durch Konzerte die Qualen zu betäuben, welche die Hölle die Jungfrau in ihrem Gefängnis zu erdulden zwingt, so daß sie weder Unruhe noch Schmerz mehr fühlt.

Chapelain hat den bei Voltaire so abgeschmackten Einfall vorbereitet, Jeanne Anbeter zu geben. Auf daß sie sicherer die Herzen gewinnen, verleiht Gott ihr — bei Chapelain — das bei all ihrer Heiligkeit am meisten verführerische Äußere:

Et dans tous son aspect et tous ses mouvements  
Met un nouvel amas de saints enchantements.

Kein Wunder daher, daß Dunois und d'Alençon sich sofort sterblich in sie verlieben. Sie läßt sie Feuer fangen (les allume). Dunois

fragt sich selbst, welch eine Feuersbrunst sie in seinem Busen entzünde, ob er sie „eine verliebte Flamme“ nennen dürfe oder welchen Namen sie führen solle.

Da Aristoteles gelehrt hatte, das Weib sei ein Fehlgriff der Natur, die in der Absicht, einen Mann zu schaffen, unterwegs innegehalten hatte, ist bei Chapelain sogar Jeanne ein untergeordnetes Wesen geworden. Dunois ist der Held, Jeanne nur die Gnade, mit der es Gott gefallen hat, des Helden Arm zu stärken. In der Vorrede wird erklärt, die ganze Dichtung sei eine Allegorie: Frankreich bedeute hier die Menschenseele in ihrem Kampf mit sich selbst. König Karl sei der Wille, der, von Natur dem Guten zugeneigt, leicht zum Schlechten zu lenken sei, wenn dieses den Schein des Guten trage; die Engländer und Bourguignons seien Ausschreitungen des Zorns; Amaury und Agnes seien Augenblicke sinnlicher Begierde, Dunois sei die Tugend, Tanneguy das Verständnis und die Pucelle, wie gesagt, die göttliche Gnade selbst, die bei aller Gebrochenheit der Seelenkräfte den Willen stärkt, das Verständnis aufrechterhält, sich mit der Tugend vereinigt, die Triebe überwindet, und so zuletzt den Frieden herbeiführt.

Die Dichtung, zumeist bloß langweilig, wird stellenweise burlesk, wie da, wo Jeanne in einer Felsenhöhle des Compiègne-Waldes „mit Eicheln und Herzeleid“ einen Monat lang ihr Leben fristet.

Die Wortspiele sind zuweilen von einer Geschmacklosigkeit, die mitten in dem feierlichen Ton erheiternd wirkt:

Sur elle l'Anglais tonne et tonne à grands éclats;  
Mais pour tonner sur elle, il ne l'étonne pas.

Einzelne Stellen in Voltaires Dichtung lassen sich nur verstehen, wenn man das Original kennt, das sie parodieren; so die drollige Stelle:

Jeanne étonné, ouvrant un large bec,  
Crut quelque temps que l'on lui parlait grec,  
La grâce agit, cette augustine grâce  
Dans son esprit porte un jour efficace.

Hier werden die wunderbaren Wandlungen verspottet, denen Jeannes Gedankenleben bei Chapelain unterworfen ist.

#### IV

Die nun seit wohl anderthalb Jahrhunderten allgemein bekannte sublime Erscheinung der Jeanne d'Arc war zu Voltaires Tagen noch nicht aus dem Dunkel der Zeit hervorgezogen worden. Jeannes Zeitgenossen hatten alles, was in ihrer Macht stand, getan, um die Gestalt zu entwürdigen und zu beschmutzen, ehe sie sie dem Flammentod überlieferten. Sie waren allerdings überzeugt, daß Gott durch seine Jungfrauen zu den Menschen sprach. Aber man mußte zwischen falschen und wahren Prophetinnen unterscheiden. Und vor allem mußte man sich vergewissern, daß die Jungfrau wirklich Jungfrau war. Daher wurde Jeanne sogleich, als sie in Chinon ankam, sorgfältig von Matronen



untersucht. Daher die erneute sechswöchige Untersuchung, der sie sich in Poitiers unterziehen mußte und bei welcher Hebammen, erfahrene Jungfrauen, Witwen und Ehefrauen am Werke waren. Unter diesen Frauen befand sich die Königin von Sizilien und Jerusalem, die Herzogin von Anjou, die Dame Jeanne de Preully, die sieben- und fünfzigjährige Gemahlin des Herrn von Gaucourt, Gouverneur von Orléans, und die erst achtzehnjährige Gattin des Messire Robert le Maçon, Jeanne de Mortemer.

Die Jungfräulichkeit galt Jeanne d'Arcs Zeitgenossen als Gideons Zeichen. Ihr wohnte eine ganz besondere Kraft inne. Mit einer Jungfrau ließ sich nämlich der Teufel niemals ein. Daher die dreimalige Untersuchung Jeannes von seiten der Engländer, als sie in ihrem Gefängnis schmachtete, jene schimpfliche Untersuchung, die zwar von Frauen vorgenommen wurde, der aber der Regent, der Herzog von Bedford, durch ein Loch der Kerkerwand spähend, beizuwohnen sich nicht entblödete. Als auch diese letzte Untersuchung zur Ehre der Gefangenen ausfiel, versuchte man sie durch Vergewaltigung zu entehren und hierdurch dem Teufel den Zutritt zu ihr zu erleichtern.

In den Augen der Nachwelt hatten weder Jeanne d'Arc noch Dunois genügende Bedeutung, um den Stoff für eine epische Dichtung zu liefern. Dagegen hatte Frankreichs fanatische und abergläubische Geistlichkeit aus Jeanne als Wundermädchen Nutzen gezogen, was denjenigen, die solcher Aberglaube abstieß, Anlaß gab, mit der angeblich drallen Wirtshausschönheit aus dem Bauernland, die im Alter von siebenundzwanzig Jahren als jungfräuliche Heilige ausgegeben wurde, ihren Spott zu treiben.

Daß Jeanne erst achtzehnjährig und niemals in einem Wirtshaus gewesen war, wußte man zu Voltaires Zeiten nicht.

An die historische Jeanne dachten die Spötter auch nicht, sondern an die in den Sakristeien fabrizierte und von einem schlechten Dichter aufpolierte klerikale Kriegsmaschine. Wie weit auch Voltaire entfernt war, der historischen Erscheinung zu Leibe rücken zu wollen, zeigt am besten die Darstellung, die er in seinem *Essai sur les mœurs* von ihr gibt. Er schreibt hier:

Diese Siege eines jungen Mädchens, das scheinbare Wunder, die Salbung des Königs, die ihre Person ehrwürdig machten, eroberten bald wieder das gesetzmäßige Königreich und verjagten die Fremden. Das Werkzeug dieser Wunder jedoch, Jeanne d'Arc selbst, wurde verwundet und gefangen, als sie Compiègne verteidigte. Ein Mann wie der schwarze Prinz hätte ihren Mut geehrt und geachtet; der Regent Bedford hielt es für nötig, sie zu entehren, um seine Engländer zu stärken.

Sie hatte vorgegeben, Wunder zu üben (Voltaire glaubt naiv im Geiste seiner Zeit an bewußten Betrug); Bedford gab vor, sie für eine Hexe zu halten.

Die Pariser Universität veranstaltete eine Untersuchung und klagte Jeanne d'Arc der Ketzerei und Magie an. Die Universität dachte das, was man nach dem Willen des Regenten denken sollte, und dachte sie es nicht, so beging sie eine verabscheuungswerte

Feigheit. Diese Heldin, die würdig war des Wunders, das sie vollbracht zu haben vorgab, wurde in Rouen von Cauchon, Bischof von Beauvais, von fünf anderen französischen Bischöfen, von einem einzelnen englischen Bischof unter Beistand eines Dominikanermönchs, des Stellvertreters der Inquisition, und von den Doktoren der Universität verurteilt. Sie wurde gestempelt als abergläubische teuflische Weissagerin, Lästlerin Gottes, seiner Heiligen und Heiligenfrauen usw. Als solche wurde sie zu ewigem Gefängnis bei Wasser und Brot verdammt....

Als sie zuletzt des Vergehens angeklagt wurde, Männerkleidung angelegt zu haben, eine Tracht, die man absichtlich bei ihr ließ, um sie zu versuchen [und die sie nachts trug, um sich der Soldaten zu erwehren, welche sich über sie warfen], erklärten ihre Richter, die gar nicht das Recht hatten, sie zu verurteilen, da sie Kriegsgefangene war, sie des Rückfalls in die Ketzerei schuldig und ließen diejenige auf dem Scheiterhaufen sterben, der man in den heutigen Zeiten, da die Menschen ihren Befreiern Altäre errichteten, als Retterin ihres Königs einen Altar gebaut hätte. Karl VII. rehabilitierte später ihr Andenken, obwohl es durch ihre Todesstrafe genug geehrt war.

Diese starken und warmen Worte bezeugen mit Nachdruck, daß Voltaire recht wohl wußte, was Jeanne d'Arc wert war, und welche Schmach ihr Schicksal für die Menschheit bedeutete.

An jenem Tage des Jahres 1730 äußerten die Gäste an Richelieus Tische ihre Überzeugung, daß Voltaire das Thema auf viel schönere Art zu behandeln verstanden hätte als Chapelain. Voltaire antwortete hierauf, nichts erschiene ihm minder episch, als eine Kellnerin, die ihre Schenke verließ, um auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Diese Historie müsse seiner Ansicht nach in scherzendem Tone erzählt werden, im Stil des *Orlando furioso* von Ariosto. Richelieu bat ihn, den Versuch zu machen; die anderen Anwesenden schlossen sich dem Herzog an und Voltaire ließ sich überreden. Er schrieb mit seinem gewohnten Improvisationstalent rasch die ersten vier Gesänge nieder, las sie bald darauf derselben Gesellschaft vor, erntete den stärksten Beifall und versprach denn seinen Zuhörern und sich selbst, das Werk bald fortzusetzen. Auf Cirey arbeitete er in seiner Einsamkeit die nächsten vier Gesänge aus und von da an wurde die Dichtung seine heimliche Lust, sein liebster Zeitvertreib, seine Lieblingssünde, sein geheimes Laster, das größte Wagestück seines Lebens, das ihn allen möglichen Gefahren aussetzen könnte und das kennen zu lernen seine sämtlichen Bewunderer und Bewunderinnen vor Neugierde verschmachteten, wonach sie vor Entzücken in Ohnmacht fielen. Voltaires *La Pucelle* wurde ein Schibboleth, ein Kennwort, ein Wahrzeichen. Diejenigen, die etwas davon kannten, waren Eingeweihte, gehörten zu den Verschworenen der freidenkerischen Opposition.

## V

Um die Wichtigkeit zu verstehen, die die Zeitgenossen dieser Satire beimaßen, muß man wissen, daß „das Übernatürliche“, das den entwickelteren Menschen der Gegenwart nicht mehr in störende Nähe

tritt, sich dazumal noch täglich denen in den Weg stellte, die ihm aus eigener Neigung nicht einen Gedanken geschenkt hätten.

Erst zu jenem Zeitpunkt begann die Bevölkerung den größten Aberglauben von sich abzuschütteln, z. B. Magdalenas und Lazarus' Aufenthalt in der Provence zu bezweifeln, an den Heiligen zu zweifeln, die niemals existiert hatten (wie anderheiligen Marguerite, deren Stimme Jeanne d'Arc überzeugt war, gehört zu haben), endlich an den unwahren Wundern, den falschen Reliquien. Im Jahre 1702 hatte ein aufgeklärter Geistlicher, der Bischof von Chalons-sur-Marne, Gaston Louis de Noailles, eine in der Kirche Notre Dame durch Jahrhunderte angebetete Reliquie, Jesu Christi Nabel vorstellend, fortgeworfen. Ganz Chalons murrte gegen ihn, alle königlichen und parlamentarischen Beamten legten Protest ein und beriefen sich darauf, daß Christi Gewand in Argenteuil und in Trier aufbewahrt wurde, sein Tuch in Turin und Laon, seine Vorhaut sowohl in Rom wie in Puy en Velay, einer der Nägel seines Kreuzes in St. Denis usw. Aber das Geschrei der leichtgläubigen Massen prallte an der Festigkeit des Bischofs ab.

Es war damals ebenso viel vom Teufel die Rede wie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. In der Hoffnung, mit ihm zusammenzutreffen und ihn um Rat fragen zu können, erlebten vornehme Damen in leichter Gewandung allerlei merkwürdige Abenteuer. Der Diakonus Pâris, von dem früher die Rede war, verursachte, wenn er seine Wunder übte, bei den Gläubigen Konvulsionen.

Auch Toulon erhielt sein Mirakel: Ein alter Jesuit, namens Girard, der seine Schülerin, das schöne Fräulein Cadière, mittels häufiger sanfter Geißelungen disziplinierte, teilte 1731 mit, diese Behandlung habe Züge und Gestalt seiner interessanten Bußfertigen verklärt, so daß ihre Hände und Füße Spuren von den Nägeln des Erlösers wiesen; Blut sei aus den Wunden getropft, auch aus denen, die die Dornenkrone auf der Stirn erzeugt hatte. Man glaubte dem Mönch oder stellte sich, als glaubte man ihm. Niemand wagte die Sache zu untersuchen.

Da zeigte sich zur allgemeinen Überraschung, daß die Gnade fruchtbar gewesen. So alt und häßlich Girard auch war, eines Morgens offenbarte sich, daß die schöne Cadière sich im Zustand der Schwangerschaft befand und nicht sie allein, sondern eine Menge der anderen Beichtkinder des Abbés: Ladenfräulein, Arbeiterinnen, Damen.

Nun behaupteten die Jansenisten, Girard, der ja Jesuit war, sei der Teufel in eigener Person; wogegen die Jesuiten angaben, der Teufel habe Fräulein Cadière besessen, die ihrerseits offenbar Girard verhexte. Die Provence teilte sich in zwei Lager; da aber Frankreich damals noch überwiegend klerikal war, schlugen die Anhänger des Königs im Parlament in Aix vor, die Cadière hängen und erdrosseln zu lassen — eine Art der Gerechtigkeit, welche die große Bevölkerung empörte und zu zahlreichen Protestversammlungen Anlaß gab.

Da verfiel Girard auf den Ausweg, seine schwangeren Beichtkinder in verschiedenen Klöstern unterzubringen. Er kannte die Diskretion

der Nonnen. Das Kloster Ollioules, in das er die Cadière brachte, hatte einen schlechten Ruf; die Äbtissin führte ein freies Leben; die reichen Klosterbewohnerinnen wurden von Mönchen bedient; die armen Nonnen fanden Trost in heißen Freundschaften für einander.

Der Bischof von Toulon, der anfänglich als Anwalt des Fräulein Cadière auftrat, ließ sich, eingeschüchtert von den Jesuiten, die ihm gewisse Schwächen in seiner Lebensführung vorwarfen, aus Feigheit bestimmen, sich ihnen anzuschließen.

Der Prozeß war ein Skandal. Die Richter bedrohten die gegen Girard auftretenden Zeugen mit der Tortur; die beiden Kommissäre, welche das Pariser Parlament nach Toulon sandte, fraternisierten mit den Jesuiten. Indessen trug die einfache Verteidigung des jungen Weibes vor Gericht so unverkennbar den Stempel der Wahrheit an sich und war für Girard so gravierend, daß die Sache vor das Parlament in Aix kam, wo die ganze gute Gesellschaft für den Jesuitenmönch Partei ergriff. Dieser erklärte mit ruhiger Frechheit, nur den Regeln für religiöse Mystik gefolgt zu sein. Daß er als Beichtvater sich mit seinem Beichtkinde einschloß und es züchtigte, sei sein Recht und seine Pflicht; was man unschicklich nenne, sei hier erforderlich, um den Hochmut des weltlichen Willens zu brechen.

Das Resultat, das die Verhandlungen zeitigten, war aufs neue la Cadière auf dem Platz des Dominikanerklosters in Toulon zu hängen und zu drosseln. Aber die ganze niedere Bevölkerung strömte zum Gefängnis und rief: „Nicht bange sein, Fräulein! Wir sind hier.“

Da erfolgte im Parlament ein Umschwung. Die Jansenisten erklärten, Girard verdiene den Scheiterhaufen; er sei ein Hexenmeister, er sei vom Teufel besessen gewesen. Als der Richterspruch verkündigt wurde (im Oktober 1731) sprachen zwölf Stimmen das Todesurteil über Girard, zwölf sprachen ihn frei. Die Stimme des Präsidenten schloß sich den letzteren an und Girard wurde freigesprochen.

Voltaire sieht den ganzen Prozeß von der komischen Seite an. Daher im zweiten Gesang von *La Pucelle* diese Verse über den Gott Morpheus:

Aux cris du moine il monte en son char noir,  
Par deux hiboux traîné: dans la nuit sombre.  
Dans l'air il glisse, et doucement fend l'ombre.  
Les yeux fermés, il arrive en bâillant,  
Se met sur Jeanne, et tâtonne, et s'étend;  
Et secouant son pavot narcotique,  
Lui souffle au sein vapeur soporifique,  
Tel on nous dit que le moine Girard,  
En confessant la gentille Cadière,  
Insinuaît de son souffle paillard  
De diabloteaux une ample fourmilière.

Wie man sieht, ist Voltaire vor allem die Vorstellung burlesk erschienen, daß Girard dem Fräulein Cadière durch seinen Atem kleine Teufelchen eingeblasen habe.



Voltaire verweilt nicht bei dem Empörenden der Wendung, die die Gerichtshöfe der Sache gegeben hatten, auch nicht bei der Gemeinheit und Heuchelei des lüsternen Mönchs; was seinen Sinn für Komik weckt, ist die Behauptung der Jansenisten, daß der Teufel mit im Spiele gewesen, daß der Fall sich nicht auf natürliche Art erklären lasse, daß Girard unbedingt ein Zauberer gewesen sei. Mit überlegenem Hohn versichert er, Girard selbst, seine Ankläger und seine Verteidiger, seine Feinde und seine Beschützer, seine Zeugen und seine Richter, sie alle seien gleich weit davon entfernt, Hexenmeister zu sein.

Venez, venez, mon beau père Girard  
 Vous méritez un long article à part,  
 Vous voilà donc, mon confesseur de fille,  
 Tendre dévot qui prêchez à la grille,  
 Que dites-vous des pénitents appas  
 De ce tendron converti dans vos bras?  
 J'estime fort cette douce aventure,  
 Tout est humain, Girard, en votre fait;  
 Ce n'est pas là pécher contre nature.  
 Que de dévots en ont encor plus fait!  
 Mais, mon ami, je ne m'attendais guère  
 De voir entrer le diable en cette affaire.  
 Girard, Girard, tous vos accusateurs,  
 Jacobin, carme, et feseur d'écriture,  
 Juges, témoins, ennemis, protecteurs,  
 Aucun de vous n'est sorcier, je vous jure.

Mit seinem Blick für das Komische sieht Voltaire nicht das Niederträchtige des Prozesses, nur dessen ungeheure Dummheit, und seine Anspielungen auf ihn münden daher in die prachtvolle Hymne an die Dummheit, welche beginnt:

O toi, Sottise, ô grosse déité  
 De qui les flancs à tout âge ont porté  
 Plus de mortels que Cybèle féconde  
 N'avait jadis donné de dieux au monde,  
 Qu'avec plaisir ton grand œil hébété  
 Voit tes enfants, dont ma patrie abonde!

## VI

Wie bereits gesagt: *La Pucelle* war ein Spaß, den Voltaire zu seiner eigenen Belustigung und zum Vergnügen einiger intimer Freunde niederschrieb. Aber von allem Anfang an war es niemals seine Absicht, daß dies ein Werk für das Publikum werden sollte. Er brütete über jedem Gesang, den er fertig hatte, und verweigerte selbst Personen, auf deren Enthusiasmus für ihn er vertrauen konnte, eine Abschrift. Im Jahre 1737 erbat sich Friedrich der Große vergebens eine solche. Erst sechs Jahre danach gelangte der preußische König durch Kauf in den Besitz einiger Gesänge, mußte aber versprechen, sie der Umgebung unzugänglich aufzubewahren. Den Rest verwahrte Madame du Châtelet in Cirey unter sieben Siegeln.



Allein die solcherart beobachteten Vorsichtsmaßregeln fruchteten nichts. Verräterische Sekretäre nahmen Abschriften, welche zu Voltaire's Leidwesen in Umlauf kamen.

Am 2. September 1735 erhielt er um vier Uhr morgens in Cirey die Nachricht, daß mehrere Gesänge in Paris zirkulierten. Er schrieb sogleich und erbat sich nähere Auskünfte, ließ verstehen, daß die Sache von äußerster Wichtigkeit sei, und bereitete sich zur Flucht vor. Als sich herausstellte, daß nur wenige Exemplare existierten und diese nur einen geringen Teil des Werkes enthielten, vergaß er seine Angst. Aber später wuchs die Anzahl der Exemplare, ihr Inhalt wurde vollständiger, und besonders gefährlich erschien, daß diejenigen, die diese Handschriften zuwege gebracht hatten, die Lücken darin mit den anstößigsten Plumpheiten füllten.

Voltaire kam indessen bald auf den Einfall, gerade hierin ein Mittel zu sehen, das ihn retten könnte. Er ließ selbst mehrere ganz verschiedene Handschriften anfertigen und so viel Unsinn und so schlechte Verse darunter mischen, daß niemand ihm einen so groben und albernem Scherz zumuten könnte.

Die Plathheit einzelner Partien und die Mangelhaftigkeit der Technik hatten jedoch keineswegs ein Abflauen der Nachfrage zur Folge; man riß sich um die Handschriften.

Im Jahre 1754, vierundzwanzig Jahre nachdem er die Dichtung begonnen hatte, erfuhr er zu seiner Verzweiflung, daß eine Drucklegung geplant werde. 1755 erschien eine Ausgabe, der rasch mehrere andere folgten. Da gab D'Alembert ihm den Rat, lieber selbst eine zu veranstalten. Er konnte sich lange nicht dazu entschließen. Endlich gab er im Jahre 1762 das Werk heraus.

Einer modernen Betrachtung liegt es nahe, in dem vielfach Schlüpfrigen und Unanständigen die Ursache zu erblicken, die den Verfasser das Werk ein Menschenalter lang zurückhalten ließ. Man täuscht sich jedoch in dem Glauben, daß Voltaire selbst die Dichtung anstößig und häßlich gefunden habe. Die Auffassung des achtzehnten Jahrhunderts von dem, was höfische Ohren zu hören vertragen konnten, war eine total verschiedene von der des zwanzigsten. Die vornehmsten Damen der damaligen Zeit lasen — und schrieben selbst — ohne die geringste Scham Dinge, die eine wohlherzogene Frau der Gegenwart verletzen oder peinlich berühren würden. Alle Schriftsteller jenes Zeitalters streiften das Obszöne oder vertieften sich darin —, nicht bloß lockere Vögel, wie Piron oder Gresset oder der jüngere Crébillon, sondern sogar die Feierlichsten, wie Montesquieu (in *Lettres Persanes*), die am begeistertsten Strebenden, wie Diderot (in *Les Bijoux indiscrets*).

Nein, was Voltaire fürchtete, war eine Anklage wegen Frevels und Spott mit dem Heiligen, obschon er in Wirklichkeit bloß einen albernem Aberglauben verhöhnt hatte. Er sagt selbst, daß die Vorwürfe, die man ihm machte, weil er den Aberglauben verspottete, am besten be-

wiesen, wie notwendig und nützlich seine Arbeit war. Die Begier, mit der man von den verschiedensten Seiten nach ihr griff, ist ein Fingerzeig, auf welch schlechtem Fundament die dogmatische Überzeugung jener Zeit ruhte. Sogar in den Klöstern las man *La Pucelle* mit Begeisterung.

## VII

Wie erwähnt, weigerte sich Voltaire anfänglich mit höflichem Bedauern, den preußischen König Einblick in die Dichtung nehmen zu lassen; 1743 hatte Friedrich sich sechs Gesänge in einer der im Umlauf befindlichen Abschriften verschafft. Als Voltaire 1750 zu Friedrich kam, schenkte er dem König eine Handschrift des bis dahin fertigen Teiles, wohl zwölf von den einundzwanzig Gesängen; aber er verabschiedete seinen Sekretär Tinois, als er entdeckte, daß dieser heimlich für Friedrichs Bruder, den Prinzen Heinrich, eine Abschrift genommen hatte.

Wir sehen, daß der Herzog de La Vallière sich damals eine Handschrift für fünfzig Louisd'ors kaufte, daß Voltaire im Jahre 1755 sich schriftlich an den Polizeimeister in Paris, d'Héméry, mit der Bitte wandte, die Drucklegung der zirkulierenden Manuskripte zu verhindern, und daß er selbst im Juni 1755 der Marquise von Pompadour ein handgeschriebenes Exemplar sandte, in welchem sich allerdings nicht die Spottzeilen über die Marquise befanden, die Voltaire zu seinem eigenen Vergnügen, aber höchst unklugerweise in den zweiten Gesang eingeflochten hatte:

Telle plutôt cette heureuse grisette  
Que la nature ainsi que l'art forma  
Pour le bordel ou bien pour l'opéra,  
Qu'une maman avisée et discrète  
Au noble lit d'un fermier éleva,  
Et que l'Amour, d'une main plus adrète,  
Sous un monarque entre deux draps plaça,  
Sa vive allure est un vrai port de reine,  
Ses yeux fripon s'arment de majesté,  
Sa voix a pris le ton de souveraine,  
Et sur son rang son esprit s'est monté.

Es sind Zeilen, die zu schreiben er sich lieber hätte versagen sollen, er, der Madame de Pompadour schon in ihrer Jugend gekannt, sich ihres Wohlwollens erfreut hatte, ihr dankbar für das Interesse war, das sie für Kunst und Literatur bekundete, Verse ihr zu Ehren schrieb und ihr gerne schmeichelhafte Dinge sagte, wenn es ihm auch nicht immer gelang, sie so zu formulieren, daß sie nicht anstießen. Wären Zeilen, wie die angeführten, ihr zu Ohren gekommen, hätte die Freundschaft von ihrer Seite selbstverständlich ein Ende gehabt.

Wer als junger Mensch *La Pucelle* mit einiger Neugierde und unter dem Eindruck der Entrüstung gelesen hat, mit welcher das Werk besonders um den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wegen seiner Verspottung des Reinen und Heiligen überhäuft wurde, wundert sich

bei später wiederholter Lektüre, wie unschuldig diese Scherzdichtung im Grunde ist. Wenn sie in unseren Tagen so veraltet erscheint, so rührt dies daher, weil vieles von dem, was sie angreift, von Voltaire selbst vernichtet wurde, und weil sie so durchsetzt ist mit Anspielungen auf damalige Verhältnisse, daß sie sich, wie die meisten literarischen Satiren ohne Kommentare nicht verstehen läßt.

Die Empörung, die sie noch heutigentags erwecken kann, gilt der anscheinend herz- und geschmacklosen Verhöhnung der rührenden, aber dazumal noch nicht genügend bekannten historischen Gestalt, während der Spott doch vielmehr allein den Aberglauben traf, welcher sich um den Namen Jeanne d'Arc kristallisiert hatte, so wie Steinen, Schmutz und Tang in einer erstarrten Masse die Muschel umgeben können, die eine Perle birgt.

In ihrer ursprünglichen Anlage behandelt die Dichtung im Grunde ganz andere Dinge als Jeanne. Man lese bloß die ersten Gesänge und verfolge die Verspottung der Hexerei, an die man damals glaubte. Der heilige Denis reitet auf seinem Sonnenstrahl, Jeanne auf ihrem Esel. Der Franziskanermönch Grisbourdon, ein Hexenmeister, verwandelt den Mauleseltreiber in ein Maultier und reitet auf ihm.

Es liegt kein geringer Humor darin, wie im zweiten Gesang Baudricour den König ausschmählt, weil er alle Not Frankreichs über seiner Liebe zu Agnes Sorel vergißt, und wie der Ritter ihm verkündigt, daß ein anderes Weib, das als Jungfrau magische Kraft besitze, ihm beistehen und die Engländer aus dem Lande vertreiben werde. Die einzige Frage, die König Karl Jeanne gegenüber am Herzen liegt, ist die nach ihrer Jungfräulichkeit:

Donc, se tournant vers la fière beauté,  
Le roi lui dit, d'un ton de majesté  
Qui confondrait tout autre fille qu'elle:  
„Jeanne, écoutez: Jeanne, êtes-vous pucelle?“

Nicht bloß humoristisch, sondern in Übereinstimmung mit der lächerlichen historischen Wirklichkeit ist Jeanne's Antwort:

Jeanne lui dit: „O grand sire, ordonnez  
Que médecins, lunettes sur le nez,  
Matrones, clercs, pédants, apothicaires,  
Viennent sonder ces féminins mystères;  
Et si quelqu'un se connaît à cela,  
Qu'il trousse Jeanne et qu'il regarde là.“

Überaus drollig ist nun die Antwort erfunden, durch welche Jeanne den König von ihrer wunderbaren Sendung überzeugt:

A sa réponse et sage et mesurée  
Le roi vit bien qu'elle était inspirée.  
„Or sus, dit-il, si vous en savez tant,  
Fille de bien, dites moi dans l'instant  
Ce que j'ai fait cette nuit à ma belle?  
Mais parlez net!“ — „Rien du tout, dit-elle,  
Le roi surpris soudain s'agenouilla,  
Cria tout haut: „Miracle!“ et se signa.

Der dritte Gesang ist als ein Angriff auf die menschliche Dummheit geschrieben, wie sie sich in jenen Zeiten formte; es wird ihr Reich geschildert; sie selbst darin als weiblicher Souverän (*la sottise*) mit allen Gräueln, die sie damals noch erzeugte: dem Scheiterhaufen, der Urbain Grandier, den Hexenmeister, verzehrte; dem anderen, auf welchem Maria von Medicis Ehrendame, Eleonore Galigai, als Hexe den Tod fand; das unter Ludwig XIII. erlassene Verbot, daß niemand unter Androhung der Galeerenstrafe irgendeine andere Philosophie lehren dürfe, als die von Aristoteles, und daß niemand ein Brechmittel verkaufen dürfe.

Allmählich sammelt sich die Komik in dem ältesten Teil der Dichtung um die miraculösen Wirkungen der Jungfräulichkeit Jeannes und damit um alles, was einerseits getan wird, um ihren sublimen Zustand zu beenden, und andererseits, um ihn ungeschädigt zu erhalten. Lustig wirkt es, wenn der dumme Mönch den Engländern zuruft: „Erzittert, sie ist Jungfrau!“

Elle est pucelle, Anglais, frémissez tous;  
C'est Saint Denis qui l'arme contre vous.

Im fünften Gesang gibt die Ankunft des Mönchs Grisbourdon in der Hölle Anlaß zu einer heiteren Schilderung der Lebensweise, die der Teufel und seine Vasallen da unten führen, einer Schilderung, die ebensowenig an Dantes wie an Miltons Darstellungen des unterirdischen Zuchthauses erinnert. In einem Punkt nähert sich Heibergs Aufzählung der feinen Gesellschaft, die das Höllenpublikum bildet, einigermaßen der Liste Voltaires. Dieser verweilt besonders bei der auserlesenen Sammlung berühmter und hochgestellter Prälaten, die es da unten gibt:

Il voit partout de grands prédicateurs,  
Riches prélats, casuistes, docteurs,  
Moines d'Espagne, et nonnains d'Italie.  
De tous les rois il voit les confesseurs,  
De nos beautés il voit les directeurs,  
Le paradis ils ont eu dans leur vie.

Heiberg ist minder einseitig, wo eine Seele nach dem Tode die Mitglieder der vornehmen Höllengesellschaft aufzählt:

Aber du findest hier Professores,  
Magister, Licentiaten, Doctores,  
Von jedem Fach die meisten Skribenten,  
Poeten zu Tausenden, Rezensenten  
Und Belletristen, recht viele Studenten,  
Die Tänze aufführten auf feinen Bällen,  
Und spielten Komödie leidlich gut,  
Kurzum, Personen von edlem Blut,  
Was nette Leute man nennen tut.

Heiberg hat den genannten Kreis der Höllennotabeln erweitert; die Idee ist jedoch verwandt.

Nur ist die Voltaires von Beginn an kühner als die Heibergs. Seine Satire hat ein positives Ziel. Er hat sich freilich bei der endgültigen Durchsicht der Arbeit genötigt gesehen, seiner Sicherheit zuliebe einen großen Teil fortzulassen, der nun in einzelnen Ausgaben als Zugabe zu finden ist. Nach dem ursprünglichen Entwurf, der in der Ausgabe von 1756 vorliegt, befanden sich in der Voltaireschen Hölle der Beförderer des Christentums zur Staatsreligion, Kaiser Constantin selbst (wegen seiner Verbrechen), der heilige Ludwig von Frankreich in eigener Person (wegen der Abschachtung der Sarazener, seiner Askese und seiner Selbstquälereien). Es gab in dieser Hölle Voltaires aber nicht nur Heilige, auch weitberühmte und verehrte Reformatoren wie Luther und Calvin. Während aber Luther, der den Dichter nicht sonderlich interessierte, nur eben dem Namen nach erscheint, wird Calvin mit dem finsternen Blick, dem gefühllosen Herzen, der leidenschaftlichen Eifersucht und Beflissenheit, mit der er den armen Servet, „den großen Apostel“ auf den Scheiterhaufen brachte, hier gestempelt, und seine Stadt, das fanatische Genf, das Voltaire ja aufs Genaueste kannte, mit herzhaftem Abscheu behandelt.

Es ist dies nicht die einzige Stelle, aus der Voltaire Partien zu entfernen für notwendig gehalten hat, die kerniger und witziger waren, als das, was an ihre Stelle gesetzt wurde. Dasselbe ist im zwanzigsten Gesang der Fall, wo der Esel vor Jeannes Bett kniet und sein wunderbares Alter verkündet: es ist nämlich Bileams Esel aus Kanaan, der sich einer ewigen Jugend erfreut, dafür aber tausend Jahre hat im Zölibat leben müssen. Es folgt eine Stelle, die den damaligen Gesetzen über Gotteslästerung strikte zuwiderlief: die, wo der Esel erklärt, derselbe zu sein, auf dessen Rücken Jesus seinen Einzug in Jerusalem gehalten hat:

Je vis couler, content de mon état,  
Plus de mille ans dans ce doux célibat.  
Bientôt il plut au maître du tonnerre,  
Au créateur du ciel et de la terre,  
Pour racheter le genre humain captif  
De se faire homme et, ce qui pis est, Juif.  
Joseph Panther et la brune Marie  
Sans le savoir fit cet œuvre pie.

Was der Esel nun von sich erzählt, ist viel drolliger, als was in dem fertigen Text steht:

C'était un point de sa religion  
Que sur un âne il entrât dans Sion;  
Cet âne était prédit par Isaïe  
Ezéchiël, Baruch et Jérémie.  
C'était un cas important dans la loi;  
O Jeanne d'Arc! cet âne, c'était moi.

Allerdings mündet dieses aus in eine überaus häßliche Phantasie, sodaß Voltaire Recht daran tat, die Stelle zu entfernen und ihre Veröffentlichung nach Möglichkeit zu verhindern.



Wer heutzutage *La Pucelle* liest, beachte die einleitenden Strophen der verschiedenen Gesänge. Sie sind frisch und enthalten zumeist irgendeine verständige Erwägung, irgendeinen lustigen Scherz oder ein Bekenntnis aus Voltaire's eigenem Leben. So enthält die Einleitung zum siebenten Gesang, Voltaire's bittere Jugenderfahrungen mit Fräulein de Livry und dem Freunde und bezeichnet, daran anknüpfend, es als unwürdig, diejenige zu hassen und zu verfolgen, die einen nicht mehr liebt.

Mehrere der Phantastereien, die nur in allerlosester Verbindung mit dem Thema stehen, sind überaus witzig. So schlägt die Satire da scharf durch, wo Dunois auf seiner Reise zum Schloß des Ruhmes kommt, und Voltaire die Fama als eine alte redselige Göttin schildert, die jedermann gern für sich gewinnen will: Sie hat, sagt er, zwei Posaunen; die eine setzt sie an den Mund und verherrlicht Heldentaten, die andere setzt sie an das Hinterteil und durch sie verkündet sie die Namen der literarischen Läuse, die ihr Leben fristen, indem sie an großen Persönlichkeiten schmarotzen, hierauf folgt die Liste der schreibenden Feinde Voltaire's: Guyot, Fréron, La Beaumelle, Nonnotte, deren Bekanntschaft wir noch nicht gemacht haben.

Die Abenteuer haben in der Regel denselben Charakter wie die Fabel bei Ariosto; einzelne von ihnen, wie die Abenteuer der schönen Agnes im Nonnenkloster, haben wohl Byron vorgeschwebt, als er seinen Don Juan Zutritt in das Serail erhalten läßt.

Dennoch erscheint die Dichtung als Ganzes uns jetzt Lebenden nicht bloß unpoetisch, sondern kaum witzig. Ihre Unanständigkeiten, die abstoßend auf uns wirken, wenn sie eine Gestalt wie die der historischen Jeanne d'Arc beflecken, sind auch nicht unterhaltender, wenn sie auf Karl des Siebenten Geliebte, Agnes Sorel, gemünzt sind, die in Wirklichkeit ein wertvoller Mensch war. Und alles in allem amüsiert uns ja das Unanständige als solches nicht mehr. Wo die Dichtung am allergewagtesten sein will, wird sie für uns unlesbar. Was einmal Poesie für Fürsten war, ist nun kaum noch Poesie für Lakaïen.

Es ist gefährlich für einen Geist, seine Zeitgenossen in allzu hohem Grade befriedigt zu haben. Voltaire tat das als ernsthafter Epiker mit der *Henriade*, als komischer Epiker mit der *Pucelle*.

Beide Werke sind heute gleich veraltet, gleich langweilig. Es sind zwei alte Kriegsmaschinen gegen Intoleranz und gegen Aberglauben. Sie haben ihren Zweck erfüllt, haben zu ihrer Zeit ihre Ladung abgefeuert. Nun sehen wir sie an, wie man zwei Mörser von veralteter Konstruktion in einem Zeughaus betrachtet.

## VIII

Es gibt eine außerordentliche Menge von Aussprüchen Voltaire's über Madame du Châtelet und sowohl die vielen privaten, wie die zahlreichen, für die Öffentlichkeit bestimmten, in Vers und Prosa strömen von Bewunderung und Hingebung über. Selten hat ein Schriftsteller eine Frau so verherrlicht, wie Voltaire die Marquise. Man muß bis zu

Dante, Petrarca und Boccaccio zurückgehen, um eine so beharrliche und demütige Lobpreisung einer und derselben Frau zu finden; bei ihnen aber wird die Dame nur mit einem Vornamen bezeichnet, unwirklich gemacht und in einer Weise gepriesen, daß sie von Unbeteiligten nicht erkannt und genannt werden könne. Man muß noch weiter zurückgehen, bis zu den Troubadours der Provence im elften Jahrhundert, um diese besondere Verehrung zu finden, den Ausdruck einer Liebe, in welcher das intellektuelle Element das Übergewicht hat. Die Troubadourenminne galt nur dem Vollendeten in weiblicher Form; aber sie gab dem Liebenden Anteil an dieser Vollkommenheit des bewunderten Weibes. Voltaire war sehr weit entfernt, ein Troubadour zu sein; aber in seiner Vergötterung Emiliens war etwas, was in gerader Linie von der provençalischen Lyrik abstammt.

Als bloßer Liebhaber tritt er fast nur in den frühesten Gedichten vom Jahre 1734 hervor. Eines von den am tiefsten empfundenen unter ihnen, an Madame du Châtelet gerichteten, ist die 47. Epistel an Urania. Der Anfang drückt den Kummer des bald Vierzigjährigen aus, so spät erst von ihrem Wesen durchdrungen worden zu sein; er habe seine Jugend verscherzt, ohne zu lieben; was er damals für Liebe genommen, sei nur der Schatten von Liebe gewesen. Kein Kuß, den er als Jüngling empfangen, keine Liebkosung, die ihm als jungen Mann zuteil geworden, sei eines einzigen Blickes aus ihren Augen wert. Er habe erst gelebt von dem Tage an, da er und sie einander gefunden, da sie ihn hingerissen und gleichzeitig die ganze Welt für ihn verschwand. Welches Glück bloß, sie zu sehen und zu hören! Wie stark und schön ihr Geist, wie reich und zärtlich ihr Herz und wie freudenvoll ihre Umarmung! Er habe das grenzenlose Glück, die zu lieben, die er bewundere.

Hier als Probe einige Verse:

Je vous adore, ô ma chère Uranie!  
 Pourquoi si tard m'avez vous enflammé?  
 Qu'ai-je donc fait des beaux jours de ma vie?  
 Ils sont perdus; je n'avais point aimé.  
 Je n'ai vécu que du jour, où ton âme  
 M'a pénétré de sa divine flamme;  
 Que de ce jour où, livré tout à toi,  
 Le monde entier a disparu pour moi.  
 Ah quel bonheur de te voir, de t'entendre!  
 Que ton esprit a de force et d'appas!  
 Dieux! que ton cœur est adorable et tendre!  
 Et quels plaisirs je goûte dans tes bras!  
 Trop fortuné, j'aime ce que j'admire.

Keine seiner früheren Empfindungen für eine Frau konnte tatsächlich irgendwie mit der verglichen werden, die Voltaire nun ebenso dauernd wie stark überwältigte. Bei seiner intellektuellen Veranlagung und bei der Entwicklung, die er in ununterbrochen aneignender und hervorbringender Geistesarbeit erreicht hatte, konnte ihn kein Weib ernstlich fesseln, das ihn nicht auch geistig packte. Die schöne Emilie war „Philosophin“, das heißt, über die Vorurteile erhaben, denen der

Haufe huldigte; dies war die Bedingung, daß Voltaire sie überhaupt in gleicher Höhe mit sich fühlen konnte. Aber die schöne Emilie war überdies ein selbständig denkendes und hartnäckig arbeitendes Wesen, und was mehr wog, ihre Anlagen schienen die seinen zu vervollständigen. Was ihn erfüllte, Poesie und Geschichte, war für sie von sekundärem Interesse. Was sie anzog, Mathematik und Physik, waren Wissenschaften, in welche er sich erst während des Zusammenlebens mit ihr ernstlich vertiefte. Ihnen gemeinsam war das Verlangen, sich eine begründete philosophische Lebensanschauung zu bilden. Er erstrebte eine Art Metaphysik, die der von Newton begründeten Astronomie entsprechen mochte; sie fühlte sich mehr zu der von Leibniz entworfene Art der Metaphysik hingezogen. Allmählich aber wurde Newton ihr gemeinschaftliches Gebiet, und die Verehrung für Newton der Tempelvorhof, in dem sie einander begegneten.

Wie berichtet wurde, hatte Madame du Châtelets erste Einweihung in das Studium Newtons unter der Führung Maupertuis bei ihrem Freunde einige Mißstimmung erregt. Es dünkte ihm (vielleicht zum ersten- und letztenmal in seinem Leben), als sei er geistig überstrahlt in den Augen derjenigen, vor der er sich am liebsten hätte auszeichnen wollen. Die Epistel Vierzig ist als ein Zeugnis dieser Stimmung zurückgeblieben. Darin diese Zeilen:

Vous renoncez aux étincelles,  
Aux feux follets de mes écrits,  
Pour des lumières immortelles;  
Et le sublime Maupertuis  
Vient éclipser mes bagatelles.  
Je n'en suis fâché ni surpris.

Allein derartige vorübergehende Mißstimmungen bedeuteten nichts für die Anhänglichkeit, die Voltaire fühlte. Diese ging so tief, daß er zehn Jahre nach Emiliens Tode seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben begann, die mit einer Schilderung ihres Wesens, seiner Verbindung mit ihr und ihrer beider geistig so fruchtbaren Zusammenleben auf Cirey eröffnete. Er hat dort ihre leidenschaftliche Liebe für Putz nicht vergessen, die er schon im Jahre 1733 in einem Briefe an den Abbé de Sade in einem scherzhaften kleinen Vers genannt hatte:

Cette belle âme est une étoffe  
Qu'elle brode en mille façons;  
Son esprit est très philosophe,  
Et son cœur aime les pompons.

Er erzählte hier, wie Madame du Châtelet das verfallene Schloß auf jede Art und Weise ausbesserte und schmückte, sobald sie und er beschlossen hatten, sich dahin zurückzuziehen, wie er hier einen bedeutenden physikalischen Apparat sammelte, und wie einige Gelehrte sie aufsuchten, um mit ihnen in ihrer Einsamkeit zu philosophieren. Er nennt den berühmten Physiker König, der Professor im Haag und Bibliothekar der Prinzessin von Oranien war. Dieser wohnte zwei ganze

Jahre auf Cirey. Er nennt Maupertuis, der, wie er angibt, äußerst eifersüchtig und infolge dieser Eifersucht ihm feindlich gesinnt war.

Von ihrer beider geistigem Zusammenleben berichtet er, daß er Madame du Châtelet Englisch lehrte und sie diese Sprache in bloß drei Monaten ebenso gut beherrschte, wie er selbst, so daß sie zusammen Locke, Newton und Pope lasen. Nicht minder schnell erlernte sie Italienisch; sie lasen gemeinsam den ganzen Tasso und den ganzen Ariosto. Als der Freund Friedrichs des Großen, Algarotti, nach Cirey kam, wo er seinen *Newtonianismo per le dame* vollendete, war sie seiner Sprache so mächtig, daß sie ihm auf Italienisch manchen nützlichen naturwissenschaftlichen Wink erteilen konnte.

Sie und Voltaire suchten in ihrer zurückgezogenen Lebensführung nicht bloß im allgemeinen ihren Wissensvorrat zu bereichern, sondern auch allem zu folgen, was in dem zeitgenössischen Geistesleben vorging. Madame du Châtelet interessierte sich für Leibniz und entwickelte einen Teil seines Systems in ihrem wohlgeschriebenen Buche *Institutions de Physique*. Sie schrieb ohne Stilschmuck, einfach, klar, bestimmt, elegant.

Allmählich, sagt Voltaire hier, wandte sie sich jedoch von Leibniz' Ideen, als unwahrscheinlich, ab, kehrte überhaupt den Systemen den Rücken und vertiefte sich in die Entdeckungen des großen Newton. Sie übersetzte sein ganzes Werk über die mathematischen Prinzipien ins Französische und fügte, nachdem sie ihre Kenntnisse weiter gestärkt hatte, dem schwierigen Buche einen arithmetischen Kommentar hinzu, der von Clairaut durchgesehen wurde.

## IX

Diese für die große Öffentlichkeit zurechtgelegte Darstellung der Studien und der wissenschaftlichen Produktion Madame du Châtelets verdeckt verschiedene verwickelte und peinliche Verhältnisse, die der Veröffentlichung ihres Buches über die Lehre Leibniz' folgten.

Anfänglich hatte sie sich unter der Einwirkung sowohl Voltaires wie Maupertuis' Newton und überhaupt der Denkweise der exakten Wissenschaften angeschlossen, dann während des zweijährigen Aufenthalts Königs auf Cirey sich von diesem zu Leibniz' Monadenlehre bekehren lassen. In ihrem Buche *Institutions de Physique* tritt sie daher als Leibniz' überzeugte Anhängerin auf. Obwohl Voltaire weit entfernt war, ihr in ihrem Glauben an Monaden folgen zu können, waren doch Meinungsverschiedenheiten bald über einen, bald über einen anderen Punkt der Philosophie außerstande, nur für einen Augenblick die Herzlichkeit ihrer Verbindung zu stören.

In ihrem Buche hatte Madame du Châtelet, von einem anderen Gedanken von Leibniz ausgehend, sich im Widerstreit geäußert mit den Anschauungen, die Herr de Mairan, Secrétaire perpétuel an der königlichen Akademie der Wissenschaften, über den Maßstab für be-



wegende Kräfte ausgesprochen hatte, jedoch auf die allerartigste Art und indem sie die Hoffnung ausdrückte, Herr de Mairan werde in ihren einzelnen Einwänden einen Beweis der Wertschätzung sehen, den sie seiner Arbeit entgegenbringe. Herr de Mairan habe alles geltend gemacht, was sich überhaupt zugunsten einer schlechten Sache anführen ließe. Diese schlechte Sache sei die Verwerfung der Lehre von der Erhaltung der Kraft. Die von ihr als schlecht bezeichnete Sache war auch Voltaires in seiner Abhandlung *Doutes sur la mesure des forces vives et sur leur nature*, die übrigens weder seinen Bundesgenossen, Herrn de Mairan, noch seine Freundin Madame du Châtelet nennt.

Herr de Mairan verteidigte seine Ansichten in einem offenen Briefe, und hatte unrecht ganz wie Voltaire; sein Ton war unnötig streitig, und durch die Bemerkung, seine Gegnerin habe wohl seine Abhandlung weder gelesen noch verstanden, appellierte er an ein im Umlauf befindliches Gerücht, daß Madame du Châtelet gar nicht die wirkliche Urheberin ihres Buches sei.

Die *Institutions de Physique* waren niedergeschrieben worden, während König auf Cirey wohnte, sozusagen unter seinen Augen, und Madame du Châtelet war in ihrer Ehrenhaftigkeit eifrig bedacht, ihm alle Ehre, die ihm für das Buch zukam, zu erweisen, um so mehr, als auf ihrer und Voltaires letzter Reise nach Paris, auf welcher König sie begleitete, ein Zerwürfnis zwischen ihr und dem Physiker eingetreten war. Die Ursache ist unbekannt, aber die Sache selbst war der Marquise so peinlich, daß sie sich nicht einmal zu Voltaire darüber aussprach.

In einem Brief an Maupertuis, der ihr seinerzeit König empfohlen hatte (12. September 1740), bittet sie ihn vor der Herausgabe ihres Buches um seinen Rat: „Ich bitte Sie sagen Sie mir, ob Sie meinen, daß das, was ich in der Vorrede von König geschrieben, genügend ist, oder ob in den Vorbemerkungen des Buchhändlers etwas mehr über ihn stehen soll. Ich habe an beiden Stellen die Wahrheit gesagt; Sie haben aus den Zugeständnissen, die ich Ihnen machte, ersehen können, daß ich die Kunst nicht verstehe, sie unkenntlich zu machen, nicht einmal, wenn sie mir ungünstig wäre.“

Samuel König, der mehr als zehn Jahre später auf seine damals nicht vorauszusehende Art in Voltaires Leben eingreifen sollte, war ein wegen einiger leichtsinniger Jugendstreiche aus seiner Vaterstadt verwiesener Schweizer aus Bern. Maupertuis hatte ihn Madame du Châtelet als Lehrer und Helfer in ihren geometrischen Studien nach Cirey geschickt. Er selbst hat erzählt, daß sie ihm eines Tages ungeduldig sagte: was er sie in Mathematik gelehrt, verstünde sich von selbst, das wisse sie im voraus. Darauf hatte er geantwortet, sie habe recht, aber es gäbe andere, weit wichtigere Wahrheiten als die mathematischen, die nicht minder einleuchtend seien — nämlich die metaphysischen. Voltaires Freundin fing zu lachen an, aber König betonte, er könne ihr dies mit Leichtigkeit beweisen, wenn sie ihm bloß die nötige Aufmerksamkeit schenken wolle.



In seinem Groll nach dem stattgehabten Bruch erzählte er nun seinen Freunden, er habe in Cirey zu jeder Unterrichtsstunde, auf einem Stück Papier den Lehrsatz mitgebracht, den er beweisen wollte; er habe ihn erläutert, ihn bewiesen und die Marquise befragt, ob sie ihn anerkenne. Sobald sie bejaht, habe er ihr das Papier überreicht mit der Aufforderung, zu unterzeichnen. Und aus diesem Pack unterzeichneter Papiere sei, behauptete er, die *Introduction métaphysique* der Marquise entstanden. Sie habe bloß seine Gedanken in Form und Stil gebracht; die Arbeit selbst sei seine.

Derartige Aussprüche Königs waren offenbar Mairan zu Ohren gekommen, da er sich so spöttisch äußerte. Die Marquise, überaus erzürnt, schrieb eine glänzende, ironisch gehaltene Antwort, die großes Glück machte und das Gelächter und die Sympathien der Lesewelt auf ihre Seite brachte (*Réponse de Madame la marquise du Châtelet à la lettre que M. de Mairan lui a écrite le 18 février 1741 sur la question des forces vives*). Diese Antwort erfolgte schon einen Monat nach Veröffentlichung des Angriffs.

An d'Argental schrieb sie:

Mairan ist nun verstimmt, und das ist natürlich. Er muß es sein, da er Unrecht gehabt und in eine rein literarische Uneinigkeit Persönlichkeiten eingemischt hat. Nicht ich war es, die damit begann, Pikanterien vorzubringen; die *Institutions* enthalten nur Artigkeiten für ihn und Gründe gegen seine Widersinnigkeiten; in seinen Briefen dagegen sind viele verletzende Dinge gegen mich und gar keine Gründe, die für seine Sache sprechen. Konnte ich je scharf genug auf seine verletzende Beschuldigung gegen mich erwidern, daß ich ihn weder gelesen noch verstanden und daß ich eine gedrängte Darstellung der Hauptgedanken von einem anderen abgeschrieben habe?

Voltaire, dessen Kopf es mit Mairan hielt, während sein Herz auf Seite der schönen und erzürnten Emilie war, bestrebte sich nach Kräften, das Mißverhältnis, das sowohl zwischen ihr und Mairan, wie zwischen ihr und Maupertuis entstanden war, zu glätten. An Mairan schrieb er, er könne den Bruch zwischen ihm und der Marquise unmöglich als ernsthaft gemeint betrachten. „Ich schmeichle mir damit, daß Ihr kleiner Krieg mit Madame du Châtelet nur dazu dienen wird, die Achtung und Freundschaft, die Sie beide für einander hegen, zu erhöhen.“ An Maupertuis, der zu Emiliens tiefer Betrübniß gegen sie und für König Partei ergriffen hatte, schrieb er im gleichen versöhnlichen Geist. Maupertuis hatte nämlich anläßlich ihres Bruches mit dem Schweizer, ohne genau über das Geschehene unterrichtet zu sein, sie hören lassen „sie habe demütigendes Unrecht in einer Sache, in der sie sich einbildete, edelmütig gehandelt zu haben.“ Voltaire wendet sich mit folgenden Worten an den von Emilie so stark bewunderten Gelehrten: „Schreiben Sie ihr doch (ein Mann ist immer in seinem Recht, wenn er sich selbst einer Frau gegenüber Unrecht gibt) und Sie werden ihre Freundschaft wiederfinden; ihre Achtung hat sie Ihnen immer be-

wahrt.“ Voltaire mußte indessen zweimal schreiben, ehe der störrische Maupertuis nachgab. Dann folgte aber auch von seiten der Marquise eine herzliche Antwort:

Ich kenne keine Halbheit, weder in der Liebe, noch in der Veröhnung; ich habe Ihnen mein Herz zurückgegeben und ich rechne auf die Aufrichtigkeit Ihres Herzens. Ich habe es Ihnen nicht verhohlen, wie betrübt ich war, meine Freundschaft für Sie aufgeben zu müssen, und ich verhehle jetzt nicht die Freude, mit der ich unsere Verbindung neuerdings anknüpfe. Sie haben mich fühlen lassen, wie grausam es ist, sich über einen beklagen zu müssen, den man gern lieben möchte und den zu achten, man nicht umhin kann.

Versucht man, in den Kern dieses Streites zwischen wissenschaftlichen Anschauungen und persönlichen Gefühlen einzudringen, bis zu der Quelle, aus der so entgegengesetzte Auffassungen entsprangen, so stockt man bei der Frage über die Stärke, den Umfang, die Originalität der mathematisch-naturwissenschaftlichen Begabung der Madame du Châtelet, die von Voltaire nie mit einem geringeren Ausdruck als Genie bezeichnet wird, und dies offenbar nicht infolge seiner persönlichen Liebe zu ihr, sondern aus einer selbständig empfundenen, ungemein tiefen Bewunderung heraus.

Liebe zur Wissenschaft war der Charakterzug, der Madame du Châtelets Persönlichkeit Haltung und Festigkeit mitteilte, — eine Liebe, stark genug, daß sie um ihretwillen gesellschaftliche Triumphe verschmähte und den Studien gerne ihre Tage und Nächte gab. Die Arbeit war ihr eine Notwendigkeit und eine Freude. Sie überwand die größten Schwierigkeiten, drang derart in Newton ein, daß sie ihn ganz verstand, und sie verstand ihn so, daß sie ihn übersetzte. Obwohl Anhängerin Newtons, zeigte sie die Selbständigkeit, sich in der Lehre von der Erhaltung der Kraft für Leibniz' geniale Abweichung von Descartes zu erklären, wiewohl Newton am Schluß seiner Optik Descartes' Maßstab als richtig angenommen hatte. Sie vermochte also die Gedanken der Philosophen und Mathematiker mit Klarheit darzustellen. Im übrigen hatten ihre Fähigkeiten ohne Zweifel die Begrenzung, die weibliche Begabung auf dem Gebiet der Wissenschaft in der Regel hat.

Zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts erregte Sonja Kowalewski durch ein mathematisches Talent, das von einigen als mathematische Genialität bezeichnet wurde, ein ähnliches Aufsehen, wie Emilie du Châtelet um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Sonja Kowalewski empfing sogar für ihre Forschung eine ehrende akademische Auszeichnung, die Madame du Châtelet nicht zuteil wurde. Nichtsdestoweniger blieb Sonja Kowalewski, auch als mathematischer Professor in Stockholm, Schülerin des großen Mathematikers Weierstraß in Berlin. Gab er ihr eine Aufgabe zu lösen, legte er ihr ein Problem zurecht, so bewies sie Denkvermögen und Scharfsinn in der Beantwortung. Ganz auf eigene Hand hat sie nichts erreicht.

So überraschte auch Emilie du Châtelet durch eine für eine Frau erstaunliche Fähigkeit zum Abstrahieren, durch feurige Inangriffnahme der schwierigsten mathematischen und physikalischen Probleme. Aber sie war Schülerin von Maupertuis wie von König, von Clairaut, wie von ihrem intimen Freunde Voltaire. Und es steht zu bezweifeln, daß einer dieser Männer, bei aller Verehrung für ihre Tüchtigkeit, sich jemals als ihr Jünger fühlte.

## X

Unter ihnen ist Voltaire der einzige, der so spricht, als habe sie ihn zum Studium der Wissenschaften gerufen, und der einzige, der sie wieder und wieder als Genie bezeichnete, ja kaum ihren Namen nennt, ohne ihr eine umfassende und mächtige Genialität als Eigenschaft beizulegen. Der Ton ist der folgende:

Tu m'appelles à toi, vaste et puissant génie,  
Minerve de la France, immortelle Emilie,  
Je m'éveille à ta voix, je marche à ta clarté.

Es sei freilich bemerkt, daß man in jenen Zeiten freigebiger mit dem Worte Genie war, als in unserem Zeitalter, wo es nur mehr auf die bedeutendsten Geister des Menschengeschlechts angewendet wird. Im achtzehnten Jahrhundert war das Wort eine Dekoration, mit der man ohne Knickerei die Brust der Talente schmückte.

Nicht immer jedoch besingt Voltaire seine Emilie so feierlich, wie in der oben angeführten 54. Epistel über Newtons Philosophie. Wirft man einen Blick auf das Gewimmel längerer und kürzerer Gedichte, die er zur Ehre der Vergötterten geschrieben, so findet man insbesondere aus den ersten Jahren der Verbindung viele, in welchen die nie vergessene Verehrung sich mit einer warmen Erotik vereinigt.

In der 48. Epistel heißt es: Laß einen anderen dich lehren, meine teure Urania, die Erde zu messen, im Himmel zu lesen und vor deinem Genie auszubreiten, was die Liebe der Macht deiner Augen unterwirft; ich für mein Teil lasse mich nicht auf Dispute ein über den leeren Raum oder den gefüllten; was ich liebe, das ist meine ganze Welt; mein System ist das Ovids, Liebe ist mein Thema und die Seele meiner Verse.

In der 49. Epistel ist ein wenig mehr Künstelei: Er wollte am liebsten, um seiner Huldigung für sie einen ewigen Ausdruck zu geben, die Sprache der Götter entleihen und sie so anreden, in ihrer eigenen Sprache, um ein lebendiges Bild des Feuers, der Seele, der himmlischen Gaben zu liefern, die man in ihrer Rede vernimmt, in ihren Augen sieht. Aber sein Genie ist zu gering, und er beruft sich statt dessen auf die Dichter des alten Rom. Sie kennt diese, es sind ihre Freunde und einzig und allein den Meistern des Parnas kommt es zu, ihre Herrlichkeit zu besingen.

Was er auch schreibt, an wen er auch schreibt, so flicht er in seine Verse gern eine Huldigung der Gebieterin Cireys ein.

In einem Gedicht an ein junges Fräulein in Rouen, das im Verein mit Cideville ein verständiges Schreiben an ihn gerichtet hat, und dessen Vorname zufälligerweise Emilie ist, preist er die Natur, die also zweimal etwas Vollendetes geformt hat, das den gleichen Namen trägt:

Je vois que la nature a fait  
Parmi ses œuvres infinies  
Deux fois un ouvrage parfait,  
Elle a formé deux Emilies.

Friedrich von Preußen, der sich erkundigt hat, wie man auf Cirey lebt, antwortet er in artigen Versen, daß seine Freundin und er versuchen, sich nach dem Beispiel des Königs die Weisheit Epikurs anzueignen, alle Künste zu pflegen und die Natur anzubeten. Aber sie folgen ihrem Meister in großer Entfernung. Das Verhältnis zwischen ihm und ihnen ist, wie wenn der Tagesgott einen Strahl in eine Dunkelkammer würfe und solcherart das reine Licht dort das Miniaturbild einer unermeßlichen Landschaft hervorbrächte.

In diesem Gedicht kommt übrigens eine der bei Voltaire durchaus nicht seltenen Wendungen vor, in denen er — lange vor Jean Jacques — die wilde Natur auf Kosten aller Kunst und aller Gärtnerkunst verherrlicht:

Jardins, il faut que je vous fuie;  
Trop d'art me révolte et m'ennuie.  
J'aime mieux ces vastes forêts;  
La nature, libre et hardie,  
Irrégulière dans ses traits  
S'accorde avec ma fantaisie.

Unter Dutzenden zu Emiliens Ehre hingeworfenen Gedichtchen seien die eigentümlichsten hervorgehoben. Die meisten sind scherzhaft, aber nicht einmal im Scherz wird die Anbetung, keinesfalls die Schmeichelei vergessen. Für das erste Jahr der Bekanntschaft ist folgender Anschlag kennzeichnend:

L'esprit sublime et la délicatesse,  
L'oubli charmant de sa propre beauté,  
L'amitié tendre et l'amour emporté  
Sont les attraits de ma belle maîtresse.

In dem Epigramm, zu welchem eine Abendmahlzeit, die die Marquise mit vielen Geistlichen einnahm, den Anlaß lieferte, liegt mehr Phantasie. Es heißt darin, daß ein gewisser Gott in seiner Kindheit die Schriftweisen durch seine Gelehrsamkeit verblüffte; man sagt zugleich von ihm, er sei der Herr der Herzen. Ihre Herrschaft erinnere an die seine. Nur daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. Aber ihr Reich ist es; denn es ist das der Liebe selbst. „Denke mein, wenn du in deinem Reiche bist!“

Son règne au moins n'est pas de ce séjour;  
Le vôtre en est, c'est celui de l'amour,  
Souvenez-vous de moi dans votre empire!

Allerliebste ist folgendes Motto, das Voltaire für Madame du Châtelet schreibt:

Du repos, des riens, de l'étude,  
 Peu de livres, point d'ennuyeux,  
 Un ami dans la solitude,  
 Voilà mon sort; il est heureux.

Hier wagt er es, in ihrem Namen fast den Neid der Götter herabzuschwören, indem er sie sich selbst glücklich nennen läßt. Dieses Wort ist überhaupt der stehende Refrain in den Briefen und Versen aus diesen vielen Jahren: Cirey ist ein Eden; man ist glücklich in Cirey. Man lese zum Beispiel dies eines abends im Garten bei Mondschein aus dem Stegreif gedichtete Impromptu:

Astre brillant, favorable aux amants!  
 Porte ici tous les traits de ta douce lumière:  
 Tu ne peux éclairer, dans ta vaste carrière,  
 Deux cœurs plus amoureux, plus tendres, plus constants.

Es ist wirklich eine Mondscheinstimmung darin und ein Glücksgefühl; nur verletzt es rein künstlerisch, daß Voltaire das Bild nicht festhält, sondern den Mond die Unmöglichkeit begehen läßt, zwei Herzen zu bescheinen.

Rein mustergültig ist Voltaire dagegen in den Gedichtchen (deren Kernigkeit einen Japaner befriedigen und erfreuen würde), in welchen er Innigkeit mit Witz zu vereinen gewußt hat. Sie werden hierdurch Kunstwerke wie jene Gemmen aus dem griechischen und römischen Altertum, auf denen ein Halbedelstein von der Größe eines Nagels, mit tiefem Gefühl behandelt, das Bild eines Weibes oder eines Mannes wiedergibt. Man lese folgende zwei Epigramme, die als Gegenstücke gedacht sind und sich der gleichen Wendung bedienen. Das erste bildete die Begleitzeilen zu einem Ring, in welchen sein Porträt graviert war:

Barier grava ces traits destinés pour vos yeux;  
 Avec quelque plaisir daignez les reconnaître!  
 Les vôtres dans mon cœur furent gravés bien mieux,  
 Mais ce fut par un plus grand maître.

Beim Empfang ihres Porträts antwortete er, seine Ausdrücke variierend:

Traits charmants, image vivante  
 Du tendre et cher objet de ma brûlante ardeur!  
 L'image que l'amour a gravé dans mon cœur  
 Est mille fois plus ressemblante.

Die Feinheit in dem ersten der Gedichtchen liegt darin, daß nicht gesagt wird, sondern erraten werden muß, wer der größere Meister war, der ihr Bild in sein Herz ritzte. Der Wert des anderen beruht auf der Glut der Worte und der Wendung, daß das Bild in seinem Herzen ihr tausendmal mehr gleiche.

Voltaire nimmt keinen Anstand, sich selbst leidenschaftlich herabzusetzen und als unglückliches Wesen, als Stiefkind der Natur, zu be-



zeichnen im Vergleich mit ihr, der die Götter alles geschenkt haben; aber wenn sie ihn liebt, ist das Gleichgewicht wiederhergestellt:

Esprit, raison, beaux yeux, charmant visage,  
Fleur de santé, doux loisir, jours sereins,  
Vous avez tout, c'est là votre portage.  
Moi, je parais un être infortuné,  
De la nature enfant abandonné,  
Et n'avoir rien semble mon apanage:  
Mais vous m'aimez, les dieux m'ont tout donné.

Es gibt zwei Götter, sagt er anderswo, die alles auf Erden verrichten, die bewirken, daß man gefällt, und daß man seinerseits liebt — das sind der Geist und die Liebe; sie gedeihen selten zusammen, jedes hat seinen Hof. Aber eines Tages wollten sie Frieden schließen, und dieser Tag bleibt unvergessen; denn an diesem Tage zeugten sie im Verein Emilie.

Voll und ganz von seinem Glück überzeugt, ließ er denn über der Türe zu seiner Galerie in Cirey die Worte einhauen:

Asile des beaux arts, solitude où mon cœur  
Est toujours demeuré dans une paix profonde,  
C'est vous qui donnez le bonheur  
Que promettait en vain le monde.

Wie oben erwähnt, setzte er mehrmals durch seine Reisen und Unbesonnenheiten dieses so kostbare Glück aufs Spiel. Seine Natur bedurfte mehr als die Emiliens der Abwechslung.

## XI

Nachdem man die Bekanntschaft mit diesen zu Ehren der schönen Emilie verfaßten Gedichtchen gemacht oder erneuert hat, durchlese man aufmerksam die ausführliche Epistel an Madame la marquise du Châtelet, die Voltaires Tragödie *Alzire* einleitet, das erste Dichterwerk von größerem Umfang, das er auf Cirey ausführte, und man wird sehen, mit wieviel mehr Ernst und Sorgfalt er die Dame seines Herzens im Bewußtsein der Zeitgenossen über durchschnittsmenschliches Niveau zu erheben sucht, wie er nachzuweisen bestrebt ist, daß die Kenntnissfülle, die einzelne ihr vielleicht, als auf unweibliche Art gewonnen, zur Last legen wollten, der beste Schmuck ihrer Weiblichkeit sei.

Die Widmung beginnt:

Madame.

Welch schwache Huldigung für Sie ist doch eine dieser poetischen Arbeiten, die nur eine Zeitlang leben, deren Wert von der flüchtigen Gunst des Publikums und der Illusion der Bühne bestimmt wird und dann in die Masse und das Dunkel verschwinden!

Was ist eine in Handlung und in Verse gesetzte romantische Erzählung für Sie, die Sie geometrische Werke mit derselben Leichtigkeit lesen, wie andere Romane; für Sie, die in Locke, dem weisen Lehrer der Menschheit, nur Ihre eigenen Gefühle und die Geschichte Ihrer Gedanken wiedergefunden, für eine Frau, die, zur Augenlust geschaffen, ihr die Wahrheit vorzieht!

Aber — entwickelt Voltaire weiter — am größten ist das Genie, das keine der schönen Künste verschmäht; am glücklichsten der Geist, der sich an den Schönheiten Ciceros und Bossuets, Vergils und Tassos erfreut, nachdem er Erleuchtung bei Clarke und Newton gefunden. Und so sei ihr Genie beschaffen.

Es gab eine Zeit — fährt er fort —, wo in Frankreich Frauen sich gegen ihr Geschlecht zu vergehen meinten, wenn sie Kenntnisse zu erwerben suchten. Der Schein von Lächerlichkeit, den große Männer, wie Molière und Boileau über die gelehrten Damen zu werfen versuchten, schien ein barbarisches Vorurteil zu rechtfertigen. Boileau versuchte beispielsweise in einer Satire über die Frauen eine Dame zu verspotten, die Astronomie verstand. Es wäre besser gewesen, er hätte sie selbst verstanden. Sie, die an wissenschaftlichem Geist so Hochstehende, versteht zugleich jede Dichtung; sie erweist hierdurch der Literatur ebenso große Ehre, wie Königin Christine und die Herzogin von Maine durch ihre Liebe zu ihr als einer der schönen Künste ihr erwiesen haben. Man darf also den Namen der Marquise neben dem der hervorragendsten Fürstinnen nennen. In dem Alter, das für die meisten Frauen das Alter der Vergnügungen ist, beschäftigt sie sich mit jeder Art von Wissenschaft und Kunst.

*Alzire* wurde im Januar 1736 zum ersten Male aufgeführt und hatte mächtigen Erfolg. Das Stück ging zwanzigmal nacheinander in Szene, was damals ein seltenes Vorkommnis war, und brachte mehr als 53000 Livres ein, eine Summe, die Voltaire, um den Schauspielern seine Erkenntlichkeit zu zeigen, ihnen ganz überließ, nebst allen Einnahmen aus den folgenden Vorstellungen.

Es hat die Franzosen offenbar lebhaft interessiert, daß die Handlung des Stückes nach Amerika verlegt war, dessen eingeborene Bewohner man noch niemals auf den französischen Brettern erblickt hatte. Und da es Voltaire, wie so oft, wie erst kürzlich in *Zaire*, darum zu tun war, Widerwillen gegen Grausamkeit und Fanatismus zu erwecken, konnte er keinen glücklicheren Griff tun als Züge aus der Eroberung der amerikanischen Reiche durch Spanien heranzuziehen. Die Greuel, die Cortez im Jahre 1517 in Mexiko, Pizarro 1525 in Peru verübten, waren wohl geeignet, die Roheit und Unduldsamkeit der christlichen Eroberer darzutun.

Voltaires Drama spielt in Peru. Der frühere spanische Gouverneur in Lima, Don Alvarez, hat durch eine verständige, ja väterliche Haltung, verstanden, den Eindruck der sowohl vor seiner Zeit wie während seiner Verwaltung gegen die Eingeborenen begangenen Grausamkeiten zu mildern. Die Folge ist gewesen, daß, als ein Aufstand ausbricht, sein Leben geschont wird; ein ihm persönlich unbekannter eingeborener Häuptling befreite ihn und nahm ihn in seine Obhut. Nun, da er hochbetagt ist, hat man in Madrid, wie er es wünschte, seinen Sohn, Don Gusman, zu seinem Nachfolger ernannt. Dieser will jedoch nicht im Geist des Vaters regieren. Er betrachtet die Eingeborenen als gefähr-

liche Wilde, die sich nicht unter das Joch der Europäer beugen wollen, wofern man sie nicht in strengster Zucht hält, und die mit Festigkeit und Härte bestraft werden müssen, sobald sie Unabhängigkeitsgelüste zeigen. Er will den väterlichen Wünschen so weit entgegenkommen, daß er etliche Einheimische von ihren Ketten befreit; aber er besteht mit Bestimmtheit darauf, daß sie, sowie das Gesetz es verlangt, Christen werden müssen. Vergebens weist Alvarez darauf hin, daß es gelte, die Herzen zu gewinnen, nicht zu zwingen.

Der eingeborene Herrscher Monteze hat den christlichen Glauben angenommen und strebt auch seine Tochter Alzire zu bekehren, die Gusman leidenschaftlich begehrt und heiraten will. Diese Ehe soll ein Band des Friedens zwischen Amerika und Europa, Peru und Spanien ausmachen.

Die junge Königstochter ist in tiefen Schmerz versunken. Während eines Kampfes ist ihr Verlobter, Zamore, der Fürst eines Nachbarstaats, verschwunden und wird als tot betrachtet. Zamore aber ist der einzige, den sie jemals geliebt hat und den sie noch immer liebt. Gusmans Wesen erschreckt sie, nicht ohne Grund. Die Hochzeit wird anberaumt. Am Hochzeitstage selbst kehrt Zamore nach Peru zurück, den Gefängnisketten entschlüpft, in denen Gusman ihn festgehalten hat. Er träumt nur von Alzire, auf deren Treue er baut. Er trifft den alten Alvarez, und es stellt sich heraus, daß es Zamore war, der seiner Zeit Alvarez' Leben gerettet hat.

Wie in der Regel in französischen Tragödien, gibt es hier reichlich viele Pflichtenkonflikte. Alzire hat soeben Gusman feierlich ihre Hand am Altar gereicht, als sie Zamore wiedersieht, den sie tot geglaubt hatte und den aufzugeben sie sich jetzt nicht überwinden kann. Alvarez verdankt Zamore sein Leben und sollte ihn also seine Alzire behalten lassen; aber er kann seinem Sohn nicht zuwiderhandeln und er muß die Heiligkeit der Ehe anerkennen. Monteze drängte es naturgemäß, für seine Tochter und Zamore Partei zu ergreifen; aber er hat die Religion gewechselt und muß also auf Seite der Christen stehen.

Dies ist jedoch nur die Schale. Der Kern ist der Zusammenstoß zwischen dem unschuldigen Heidentum der Ureinwohner und dem bekehrungssüchtigen Fanatismus der Katholiken, die zu herzlosen und zweckwidrigen Grausamkeiten führt. Während Oehlenschläger, wo er in seinen Tragödien den Kampf zwischen dem alten Heidentum der Nordens und dem vom Süden eindringenden Christentum darstellt, das Heidentum gern wild, aber männlich auftreten und das Christentum von den Heiden als zu weichlich betrachten läßt, hat Voltaire in strengerer Übereinstimmung mit der Geschichte seine Heiden in den Christen blutdürstige und geldgierige Barbaren erblicken lassen.

Um den Geist des Christentums in einen Gegensatz zu der Praxis der Christen zu stellen, um einen schönen, überraschenden, aber doch erklärlichen Schluß herbeizuführen, und überdies wohl auch, um seinem Drama die Möglichkeit zu sichern, aufgeführt und gedruckt zu werden,

hat Voltaire einen fünften Akt gedichtet, in welchem Zamore in seiner Verzweiflung einen Mordanschlag auf Gusman ausführt und ihn tödlich verletzt. Doch der lebensgefährlich Verwundete beharrt nicht in seiner Härte. Er gibt nicht nur den Gedanken auf, Zamore der Tortur zu unterziehen, sondern — um Zamore und seinen anderen Feinden zu zeigen, wie hoch die Moral des Christentums über der der Rachsucht stehe — legt er Alzires und Zamores Hände ineinander, vergibt ihnen und bittet Zamore bloß, nun Christ zu werden. Es wird also eine Bekehrung in Aussicht gestellt, ohne daß sie augenblicklich plump vollzogen wird.

Wie man sieht, ist in dem Zusammenstoß der beiden Religionen eine Parallele mit *Zaire*; noch größer aber ist die Ähnlichkeit mit *Adélaïde du Guesclin*. Auch hier der brutale Bräutigam, der sich die Einwilligung der Braut erzwingen will. Der Herzog von Vendôme kehrt zurück als Don Gusman. Zamores Leben ist hier bedroht, wie dort das Leben Nemours'! Und in dem harten Gemüt des Bräutigams siegt hier wie dort die Menschlichkeit über rücksichtslose Begierde.

Alles in allem ist das Stück eine schöne Verkündigung von Duldsamkeit auf religiösem Gebiete und von Menschlichkeit im Verhältnis zwischen Volk und Volk.

## XII

Wenn das für beide Teile so befriedigende und erfreuliche Beisammenleben in Cirey in den ersten Jahren hier und da eine Unterbrechung erfuhr, so lag die Ursache dazu teils in Voltaires angesichts der ihm drohenden Gefängnisstrafen allzu begreiflichen Unruhe, teils aber in einer anderen, ihm selbst körperlich innewohnenden Unruhe, die nach Abwechslung und nach Erlebnissen verlangte.

Den vorherrschenden Anlaß zu seinen Reisen gaben allerdings die Verfolgungen, denen seine Arbeiten jederzeit ausgesetzt waren. Mit den Augen einer aufgeklärten Nachwelt betrachtet, waren diese in der Regel ganz unschuldig; zu jener Zeit aber lieferten sie vortreffliche Vorwände für das Einschreiten der Staatsgewalt.

*Le Mondain*, eine von Voltaires beliebtesten Dichtungen, wurde im Jahre 1736, unmittelbar nach dem großen Bühnenerfolg der *Alzire*, geschrieben. In keinem Gedicht erinnert er mehr an Horaz und Ovid, ja man kann sagen, das ganze Gedicht *Le Mondain* ist eine weitere Ausführung der Zufriedenheit mit dem Zeitalter, die in Ovids Versen aus *Ars amatoria* ausgedrückt ist:

Prisca juvent alios! ego me nunc denique natum  
Gratulor. Hæc ætas moribus apta meis.

*Le Mondain* verspottet diejenigen, die die alte Zeit preisen, das goldene Zeitalter, in welchem die Menschen nackt gingen und Eicheln aßen. Voltaire freut sich der Zeit, in der er lebt, wenn sie auch die eiserne genannt wird, einer Zeit mit Komfort und Reinlichkeit, einer



Zeit mit neuen Forderungen und neuen Freuden, die die barbarischen Vorfäter nicht kannten:

O le bon temps que ce siècle de fer!  
Le superflu, chose très nécessaire,  
A réuni l'un et l'autre hémisphère.

Adam und Eva hatten lange Nägel mit schwarzen Rändern, ungeordnetes Haar, keinen gedeckten Tisch und kein gutes Bett. Sie kannten keine durchgeführte Reinlichkeit; aber ohne Reinlichkeit ist sogar die glücklichste Liebe nicht Liebe, sondern bloß ein Trieb, dessen man sich schämt:

Sans propreté l'amour le plus heureux  
N'est plus amour, c'est un besoin honteux.

Der gepriesene Naturzustand im goldenen Zeitalter ist also sehr wenig verlockend, verglichen mit dem Leben, das ein zivilisierter Mensch führt. Es ist besser, sich an Gemälden des sanften Correggio und des gewandten Poussin, an den Statuen Bouchardons, an den Juwelierarbeiten von Germain zu erfreuen, besser, in Gemächern zu leben, deren Wände mit Tapeten aus den Gobelinwebereien bekleidet sind, als sich in einem Garten aufzuhalten, der durch den Teufel und den Apfel berühmt geworden ist.

Man sollte es nicht glauben! Aber es war damals ein Todesverbrechen, über den Mangel der ersten Menschen an Sinn für die wohlthätige Wirkung eines Bades oder über die Sage von Eva und der Schlange zu scherzen. Von einem modernen Dänen wäre es allerdings Affektation, sich über solchen Obskurantismus stark zu wundern, da ja die dänische Regierung mehr als anderthalb Jahrhunderte danach, zu Beginn des Jahres 1891 einen Redakteur wegen Gotteslästerung und Verhöhnung der Religion belangte und Gefängnisstrafe beantragte, weil Henrik Pontoppidan in dessen Blatte eine scherzhafte Variante der Legende von Evas Erschaffung gegeben hatte. Aber Dänemark hat ja auch niemals, wie Holland oder die Schweiz, zu den kleinen Staaten gehört, von denen Freisinn in religiöser Beziehung zu erwarten war.

Voltaire war unvorsichtig genug gewesen, dem Abbé de Bussi, Bischof in Luçon, das Gedicht *Le Mondain* zu senden. Als dieser in demselben Jahre starb, wurde es in seiner Schublade gefunden; Abschriften wurden in Umlauf gesetzt und bald erhielt der Verfasser des Poems die Nachricht, daß man sich zur Strafe seiner Person bemächtigen werde.

So ergab sich die Notwendigkeit für ihn, über Hals und Kopf abzureisen. Die schöne Emilie weinte bitterlich beim Abschied. Eine einzige Rücksicht machte eine kürzere Trennung wünschenswert: gewisse puritanische oder boshafte Verwandte der Schloßfrau hatten an ihrem Zusammenleben mit Voltaire in Cirey, während der Marquis von Châtelet beim Heere weilte, Ärgernis zu nehmen begonnen, und



man drohte, dem Ehemann einen anklagenden Brief zu senden. Und obschon der Marquis sich keineswegs beeinträchtigt fühlte und sowohl seiner Frau wie Voltaire stets dieselbe warme Freundschaft bewahrte, hätte ihn immerhin diese Einmischung Fremder in seine Verhältnisse wider seinen Willen in eine schwierige Stellung bringen können.

## XIII

Voltaire reiste über Brüssel nach Antwerpen, von da nach Amsterdam und Leyden. In Holland war er sicher, und seine Gegenwart war erwünscht; er konnte hier selbst die Drucklegung seiner Bücher überwachen und die Korrekturen an Ort und Stelle erledigen. Eben befand sich sein großes Werk *Eléments de la philosophie de Newton* unter der Presse.

Einstweilen war Madame du Châtelet nur darauf bedacht, die Verfolgung seiner Person aufzuhalten; sie ließ ihre Freunde sich an den Schatzkammerkanzler, Herrn de Chauvelin, wenden und machte selbst einen naiven Versuch, ihn zu besänftigen, indem sie ihm offen gestand, wie unentbehrlich Voltaire ihr geworden sei. Im Dezember 1736 schreibt sie an ihren Vertrauten d'Argental: „Der Schatzkammerkanzler kennt das Band, das ihn und mich vereinigt; er weiß, daß der Wunsch nach einem ruhigen Beisammenleben mit mir ihn in Zügeln halten wird. Welches Vergnügen kann er denn daran finden, unser Leben mit Bitternis zu erfüllen!“

Die warmfühlende Frau sah ihre Aufgabe darin, Voltaire von Unvorsichtigkeiten zurückzuhalten; erkannte sie doch, daß diese Zurückhaltung die Bedingung für eine glückliche Zukunft sei. Aber sie litt Qualen unter der Schwierigkeit, einem Poeten und Schriftsteller von Voltaires unberechenbarem Temperament Fesseln anzulegen. Noch war Paris mit den Abschriften von Le Mondain beschäftigt, als sich daselbst das Gerücht von der hundertmal gefährlicheren *Pucelle* verbreitete.

Einen Monat später schreibt Madame du Châtelet an d'Argental: „Jeden Augenblick muß ich ihn vor sich selbst retten und ich wende mehr Politik an, ihn zu führen, als der Vatikan braucht, um sich die ganze Christenheit zu unterwerfen.“

Als Voltaire Brüssel erreichte, fand er hier schon das von Jean Baptiste Rousseau verbreitete Gerücht vor, daß er hierher bloß gereist sei, um Atheismus zu predigen. Da er aus diesem Grunde nur einen einzigen Tag blieb, ließen seine Verehrer noch an demselben Abend *Alzire* aufführen. Madame du Châtelet schreibt darüber an d'Argental: „Seine Lorbeeren folgen ihm überall. Aber was nützt ihm all die Ehre! Ein Glück im Verborgenen wäre weit mehr wert. Wie sind die Menschen eitel, wie ist die Seele blind!“ Sie sagt das letzte mit einem lateinischen Zitat:

O vanas hominum mentes! o pectora cæca!

Man darf indessen nicht glauben, daß Voltaire auf dieser Reise unter seinem Namen auftrat. Er unternahm sie inkognito als Herr Révol, Kaufmann, erhielt seine Briefe unter diesem Namen und ließ sie in Amsterdam an die Firma Ferrand & Arty, in Leyden an einen Bankier Hellin adressieren. Allerdings war sein Inkognito schwieriger zu bewahren als das eines Monarchen.

In Leyden kam man scharenweise, um ihn zu sehen; zwanzig junge Engländer aus dem Gefolge des Königs suchten ihn gleichzeitig auf. In Amsterdam, wo er bei dem Buchhändler Ledet wohnte, strömten die Huldigungen von allen Seiten auf ihn ein. Einer der städtischen Obrigkeitspersonen hatte *La Mort de César* übersetzt und widmete ihm seine Übersetzung. Sein *Brutus* war frühzeitig ins Englische übertragen worden; nun wurde die obenerwähnte Übersetzung der *Zaïre*, die eben zu jener Zeit nicht auf Drury Lane in Szene gehen konnte, in Yorek Buildings aufgeführt, das ein für Voltaire schwärmerder Enthusiast, namens Mr. Bond, zu diesem Zwecke gemietet hatte. Bond selbst als Lusignan und einige seiner nicht minder begeisterten Freunde in den anderen Rollen gaben dem Stück eine vorzügliche Darstellung. Der sechzigjährige Mr. Bond, der mit Leib und Seele spielte, stürzte nach der ersten Aufführung zusammen und war auf der Stelle tot. Solche Feueranbeter Voltaires waren diese Amateurs, daß sie sich von diesem Vorfall nicht abschrecken ließen, sondern ein anderer sofort in die Rolle des Verstorbenen einsprang und die Tragödie schon am folgenden Tage, mit einem Prolog zu Ehren des Toten und des Dichters, abermals über die improvisierte Bühne ging.

All diese Ehrenbezeugungen, deren Berichte Voltaire aus England eingingen, sowie diejenigen, die ihm täglich in Holland zuteil wurden, endlich die Korrekturarbeiten an seinem Buche über Newtons Philosophie nahmen den empfänglichen Poeten und eifrigen Arbeiter so stark in Anspruch, daß er unwillkürlich den Briefwechsel mit seiner Freundin in Cirey ein wenig vernachlässigte.

Wie nahe ihr dies ging, zeigt ein Brief von ihr an d'Argental vom Februar 1737. Er ist so lang, daß es untonlich ist, ihn unverkürzt anzuführen. Aber kein anderes Dokument zeigt so klar wie dieses den Charakter der Marquise als ein tief und aufrichtig liebendes Weib.

Auf den ersten Seiten versichert sie d'Argental ihres unbedingten Vertrauens. Sie kennt sein Herz. Sie wirft sich vor, daß sie Voltaire habe abreisen lassen, nennt jedoch seinen Namen nicht; aber sie sei der Meinung gewesen, es sei unmöglich, ihn auf Cirey vor der Regierung verborgen zu halten. Sie will nun endlich von d'Argental genau erfahren, unter welchen Formen er dort ungekannt verweilen könnte. Kann er sich unter einem fremden Namen bei ihr aufhalten? Das würde ihm peinlich sein. Wenn aber d'Argental es für nötig hielte, solle es geschehen. Kann er sich auf Cirey selbst aufhalten? Was dafür spricht, ist, daß man just auf dem Schlosse am wenigsten Leute aus der Champagne trifft. Sie findet es überdies schicklicher, daß sie hier beisammen sind

als anderwärts. Am besten wäre es, wenn er direkt nach Cirey zurückkehrte. Damit würden keinerlei Ungelegenheiten verbunden sein, es sei denn, daß boshafte Verwandte ihre Drohung ausführten und „den unseligen Brief“ an Herrn du Châtelet schrieben. Wenn er nicht in Cirey ist, kann sie seine Aufführung nicht so leicht überwachen und ihm nicht den Abgrund zeigen, der sich unter ihm auftut, sobald er sich nicht vernünftig beträgt. Und nun macht sie der Angst Luft, die ihr gequältes Herz ergriffen hat, der Angst, daß er überhaupt nicht mehr zurückkehre. Man fühlt es heraus; sie hat ihm in ihren Briefen so heftige Vorwürfe gemacht, daß er teils geschwiegen, teils formell und kalt geantwortet hat.

Ich empfangе in diesem Augenblick einen Brief, der mich fürchten macht, daß er nicht zurückkehrt; ich bin sehr niedergeschlagen darüber. Ich muß Ihnen nun endlich das Schlimmste anvertrauen: ich fürchte, er fühlt sich weit schuldiger mir gegenüber als dem Ministerium. Wir wollen nun sehen, ob er kommt; aber, ich wiederhole es Ihnen, ich baue nicht darauf, und ich schwöre Ihnen, daß ich es meinen Kräften nicht zutraue, diesen Kummer zu ertragen. Wir verlieren ihn ein für allemal, zweifeln Sie nicht! Aber wer kann ihn vor seinem eigenen Willen bewahren! Ich habe mir nichts vorzuwerfen; das ist ein Trost, aber ein trauriger. Ich wurde nicht geboren, glücklich zu sein. Ich wage es nicht, etwas von Ihnen zu fordern; aber wagte ich es, so würde ich Sie bitten, noch einen letzten Sturm lauf gegen sein Herz zu versuchen. Schreiben Sie ihm, daß ich sehr krank bin, daß ich es ihn wissen lasse, und daß er mir schuldig ist, zurückzukommen, wenigstens um meinen Tod zu verhindern. Ich versichere Ihnen, es ist im Grunde keine Lüge, wenn ich dies sage; denn ich habe in diesen beiden letzten Tagen Fieber gehabt. Meine Einbildungskraft kann mich töten, wenn dies noch zwei Tage währt.

Ich verdiene weit mehr Teilnahme als je zuvor. Es ist abscheulich, mich über ihn beklagen zu müssen; es ist eine Qual, die ich früher nicht kannte. Wenn Sie noch ein bißchen Mitleid mit mir haben, so schreiben Sie ihm; er wird sich nicht dem aussetzen, vor Ihnen erröten zu müssen. Ich bitte Sie auf den Knien darum.

Er sendet mir die ersten Korrekturen zu diesem unglücklichen Buch *Eléments de la Philosophie*. Ich sage Ihnen, er denkt nur daran. Aber er wird zugrunde gehen, falls es in Holland erscheint. Muß er zugrunde gehen, so lassen Sie es wenigstens so geschehen, daß er wisse, welcher Gefahr er sich aussetzt. Ich bitte Sie auf meinen Knien, schreiben Sie ihm hart, daß, wenn er nicht nachgeben und nicht zurückkommen will, er rettungslos verloren sei; dies ist mein fester Glaube. Wenn, wie Sie sagen, seines Lebens Glück oder Unglück davon abhängt, ob er sich jetzt vernünftig und vorsichtig beträgt, so darf man ihn keinen Augenblick aus den Augen verlieren.

Wenn Sie seinen letzten Brief gesehen hätten, würden Sie mich nicht streng beurteilen. Dieser Brief ist unterzeichnet und darin nennt er mich Madame. Dies ist ein so seltsamer Unterschied gegen frühere Zeiten, daß mein Kopf geschwindelt hat. Schreiben Sie ihm nach Brüssel!

Herr du Châtelet quält mich, mit ihm zur Hochzeit der Frau Prinzessin (Elisabeth-Therese) nach Lothringen zu gehen; aber ich will nicht. Eine Hochzeit und ein Hof würden mich zur Verzweiflung bringen. Die Stätte, wo ich unseren Freund gesehen habe, ist die einzige, auf der ich wohnen kann.

Der Brief ist noch viel länger und malt die Qual, die Madame du Châtelet darob empfindet, sich so fest an einen Mann geschlossen zu haben, der ihr Alles geworden, für den sie aber nur viel, nicht alles ist, besonders nicht, wenn er auf Reisen war mit „seiner Geliebten, dem Ruhm“, wie Saint-Lambert von Jean Jacques Rousseau sagte.

Die schöne Emilie vermochte sich niemals an sein Fortsein zu gewöhnen. Ein anderes Mal schreibt sie:

Ich bin hundertfünfzig Meilen von unserem Freund entfernt und es sind zwölf Tage, seit ich etwas von ihm gehört habe. Verzeihung, Verzeihung! Aber mein Zustand ist fürchterlich.

Vor vierzehn Tagen vermochte ich nicht ohne Qual zwei Stunden vergehen zu lassen, ohne ihn zu sehen; ich schrieb ihm dann von Zimmer zu Zimmer. Und nun sind vierzehn Tage vergangen, in denen ich nicht weiß, wo er ist und was er treibt; ich habe nicht einmal den traurigen Trost, sein Mißgeschick zu teilen. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie mit meinen Klagen langweile; aber ich bin allzu unglücklich.

Aber ebensowenig wie an seine Abwesenheit, vermochte sie sich an seinen Ehrgeiz, seine Liebe zum Ruhm zu gewöhnen. Sie sah, daß die Berühmtheit seine wirkliche maîtresse en titre, seine Innigstgeliebte war und blieb. Sie begriff aber nicht, daß er sich bloß, um gelesen und bewundert zu werden, sogar von Nichtsachkundigen, handgreiflichsten Gefahren aussetzen wollte. Man lese folgendes höchst bezeichnende Brieffragment:

Wenn ein Freund, den er zwanzig Jahre kennt, ihn um das Manuskript gebeten hätte, würde er ihm diese Bitte abgeschlagen haben; und er sendet es an jemand, den er kaum kennt, einen Fürsten! Warum in aller Welt seine Ruhe abhängig machen von einem anderen und noch dazu ohne Notwendigkeit, aus törichter Eitelkeit (denn ich kann kein anderes Wort statt des richtigen setzen), bloß um seine Metaphysik einem zu zeigen, der sie nicht beurteilen kann und in dem Werke nur die Unvorsichtigkeit sehen wird? Wer so leichtsinnig irgend jemandem sein Geheimnis anvertraut, verdient, daß man ihn verrät. Ich aber, was habe ich ihm getan, daß er mein Lebensglück von diesem Preußen abhängig machen sollte? Ich gestehe es, ich bin außer mir.

Arme Frau! Es war nicht leicht, mit Voltaire unverheiratet verheiratet zu sein, und es ist kein Wunder, daß im Laufe eines Jahrzehnts ihre Gefühle für ihn sich abnutzten, wiewohl keine andere Frau ihn jemals erfüllte oder in seinen Augen nur im geringsten Emiliens Wert verdunkelte.

#### XIV

Bei jenem Anlaß, da er durch den Titel Madame und durch die Unterzeichnung seines Briefes sie so tief betrübt hatte, gab er jedoch ihrer und d'Argentals Aufforderungen sogleich nach, unterbrach seine Korrekturen an dem Buche über Newton und reiste spornstreichs nach Cirey zurück, wo er auf der Stelle Verzeihung erhielt und —



gleich einem sich bedroht fühlenden Insekte — tot lag. Er ließ seine Briefe unter dem Frauennamen Madame d'Azilli dahin adressieren.

Als Herr du Châtelet nach Paris reiste, wo er mit dem Kardinal Fleury zu sprechen hatte, gaben Voltaire und Madame du Châtelet ihm Briefe an den Grafen d'Argental mit. Voltaire schreibt darin:

Ich habe nicht gewagt, Ihnen zu schreiben, seitdem ich neuerdings in Cirey bin, und Sie begreifen, daß ich niemandem geschrieben habe. Ich gestehe Ihnen, wäre es nicht die Freundschaft gewesen, die mich zurückgerufen, so hätte ich gern den Rest meiner Tage in einem Lande verbracht, wo mindestens meine Feinde mir nicht schaden können . . . Ich habe in Frankreich nichts anderes zu erwarten als Verfolgungen; sie werden der ganze Lohn sein, den ich dort ernte. Ich würde davor zurückschrecken, auf französischem Boden zu leben, ließe mich nicht die Zärtlichkeit und die großen Eigenschaften des Wesens, das mich hier zurückhält, vergessen, daß ich hier bin . . . Ich mache mich freiwillig zum Sklaven, um mit derjenigen zusammen zu leben, in deren Nähe alles andere verschwinden muß . . . Ich habe Ihnen immer gesagt, würde mein Vater, mein Bruder oder mein Sohn in einem despotischen Staate Premierminister, so würde ich den Staat Tags darauf verlassen . . . Aber Madame du Châtelet ist mir freilich mehr als Vater, Bruder und Sohn.

Madame du Châtelet schrieb aus dem gleichen Anlaß eine lange Epistel, deren Anfang lautet:

Unser Freund sendet Ihnen, mein lieber Freund, einen schwarzen Brief; aber seine Situation ist tatsächlich abscheulich. Sie wissen, daß er heftig fühlt; aber heftig liebt er auch Sie. Ich wage die Verantwortung zu übernehmen, daß er sich vorsichtig benehmen wird, mindestens so lange ich so glücklich bin, mit ihm reden zu können . . . Ich glaube, daß die Rückkehr Ihres Freundes ihn aus einer Falle gerettet hat, in welche er mit seiner gewohnten Güte und Zuvorkommenheit eben zu gehen im Begriffe stand. Ich bitte Sie, in Ihren Briefen an mich, die ich ihm zeige, nichts hierüber zu sprechen; aber empfehlen Sie ihm nur beständig, vorsichtig zu sein, *Newton* in Frankreich drucken zu lassen und die *Pucelle* mit hundert Schlüsseln versperrt zu halten.

Zwei Töchter der verstorbenen Schwester Voltaires waren vaterlos geworden, und sowohl er wie sein Bruder nahmen sich ihrer an. Voltaire hätte die ältere von ihnen gern mit dem Sohn der Madame de Champbonin verheiratet, einer nahen Verwandten, die er ungemein schätzte und die sich, verwitwet, bei ihm in Cirey ansässig gemacht hatte. Aber das junge Mädchen zog es vor, selbst zu wählen, vermählte sich, wie oben berührt, mit einem jungen Offizier, der Militärintendant (commissaire de guerre) geworden war, und kam als Neuvermählte mit ihrem Manne nach Cirey auf Besuch.

Für den, der Madame du Deffands und Madame Delaunay de Staals gehässige Schilderungen der Marquise du Châtelet kennt, ist es von großem Interesse das Urteil zu lesen, das eine ganz junge Frau, ärgerlich, Voltaire durch seine Verbindung mit der Marquise sich und den



Ihrigen entrissen zu sehen, über diese und über Cirey, das Domizil des Oheims, fällt. Die junge Frau schreibt naïv:

Ich bin verzweifelt; ich halte ihn für alle seine Freunde als verloren; er hat sich so gebunden, daß es ihm, wie mir vorkommt, unmöglich wird, seine Ketten zu zerbrechen. Sie wohnen in einer für Menschen erschreckenden Einsamkeit. Cirey liegt vier lieues ( $2\frac{1}{2}$  Meilen) von jedem bewohnten Platz, in einer Gegend, wo man nur Berge und unbebautes Land sieht. Sie sind von allen ihren Bekannten verlassen und haben fast niemanden aus Paris bei sich.

Das ist das Leben, welches das größte Genie des Jahrhunderts führt — allerdings mit einer Frau, die hochbegabt und sehr schön ist, und die jede erdenkliche Kunst anwendet, um ihn zu verführen.

Es gibt keinen Putz, mit dem sie sich nicht schmückt, sowie keine Stelle in den besten Philosophen, die sie nicht zitiert, um ihm zu gefallen. An nichts wird gespart. Er scheint davon mehr bezaubert als je zuvor. Er hat sich eine schöne Wohnung eingerichtet mit einer Dunkelkammer für physikalische Versuche. Das Theater ist sehr niedlich; aber es wird nicht Komödie gespielt, aus Mangel an Schauspielern. [Bloß neun Monate später schreibt Madame de Graffigny, daß die Bewohner selbst in nur vierundzwanzig Stunden dreiundreißig Akte, sowohl Tragödie, Komödie wie Oper, geprobt und gespielt haben]. Aber alle umherreisenden Truppen in sechs Meilen Umkreis haben Ordre, sich auf dem Schlosse einzufinden. Man hat das Unmögliche getan, um während unseres Besuches einer von ihnen habhaft zu werden; aber wir haben nur Marionetten gesehen, im übrigen sehr gute. Wir sind glänzend aufgenommen worden.

Wie schon berichtet wurde, unterbrach Voltaire auf Madame du Châtelets Aufforderung die Drucklegung seiner *Philosophischen Elemente* in Holland in der Hoffnung, die Erlaubnis zur Herausgabe dieses Buches über Newton in Frankreich zu erhalten. Allein der Kanzler, d'Aguesseau, ein gebildeter, jedoch charakterloser Mann, fand es gottlos, Descartes zu kritisieren, der zwar kürzlich in Bann getan, jetzt aber unverletzbar erklärt worden war. Voltaire schrieb: „Augenscheinlich ist es einem armen Franzosen verboten, sich zu der Überzeugung zu bekennen, daß die allgemeine Anziehungskraft bewiesen, daß die Erde an den Polen abgeplattet, daß die Leere des Raums bestätigt und Descartes Wirbel ein Widersinn seien.“ Aus Vorsicht und bekannt mit der Unverläßlichkeit der Buchhändler, hatte er Ledet den Schluß seines Manuskriptes vorenthalten, und sich hierdurch vor der Möglichkeit gesichert, daß jener ihm den Streich spielen könnte, das Buch ohne weiteres herauszugeben, wenn die Bewilligung für Frankreich verweigert würde.

Er hatte nicht mit der Schlauheit und Gewinnsucht des Buchhändlers gerechnet. Dieser ließ das Manuskript von einem Mathematiker fertigstellen und gab es heraus, als stamme das Ganze von Voltaires Hand, fügte sogar, um den Verkauf zu erleichtern, auf dem Titelblatt der Aufschrift *Éléments de la philosophie de Newton* die Worte hinzu: *mis à la portée de tout le monde* (für jeden Leser faßlich gemacht), die in der spottenden Umstellung des Abbé Desfontaines lauteten: *mis à la porte de tout le monde* (überall hinausgeschmissen).

Sogar Voltaires ärgste Feinde, die Herausgeber der geistlichen Zeitschrift in Trevoux, sprachen mit Anerkennung von seiner in diesem Werke abermals bekundeten erstaunlichen Fähigkeit, sogar das Schwierigste und Dunkelste taghell zu machen. Sie bemerkten, daß Newton volle siebenundzwanzig Jahre in dem Laden des Buchhändlers, der ihn zu drucken gewagt, begraben gelegen; nun stehe er vom Grabe auf. Newton hatte gemessen, berechnet, gewogen, nicht gesprochen. Tausend englische, deutsche, holländische, russische Gelehrte waren zu ihm in die Tiefe hinabgestiegen, hatten das Dunkel durchdrungen, mit Einsicht verdolmetscht, mit Gelehrsamkeit erläutert, bewundernswerte Arbeiten geliefert. Aber auch diese ausgezeichneten Männer hatten nicht gesprochen, oder sie hatten nur gelehrte Sprache zu Gelehrten gesprochen. Newton war ein Geheimnis geblieben, das die Eingeweihten einander zuflüsterten. Da kam Voltaire, und Newton wurde verstanden; ganz Paris widerhallte von Newton, stammelte Newton, erforschte Newton, lernte Newton kennen.

## XV

Zu diesem Zeitpunkt war Voltaire zahlreichen Scherereien und Schikanen ausgesetzt. Der Buchhändler Jore hatte ihm viel Ärger bereitet und war zuletzt so weit gegangen, ihn an seiner Ehre anzugreifen. Endlich bequeme er sich dann, ihn in einem reuigen und demütigen Brief um Vergebung zu bitten und zu erklären, daß er unter dem Einfluß seines Feindes (wohl Abbé Desfontaines), „des Feindes, den Sie ja kennen“, so gehandelt habe. Eine ganz parallele Haltung hatte jener Demoulin beobachtet, der in Voltaires Brot stand und unter dessen Namen er Kornhandel betrieb. Demoulin betrog ihn um 24000 Livres und hatte noch die Frechheit, ihm, falls er sich darüber beklagte, die „Preisgebung seiner Geheimnisse“ anzudrohen. Erst als der Betrüger merkte, daß Voltaire sich nicht einschüchtern lasse, ließ er seine Frau an ihn schreiben und ihn um Verzeihung bitten. Voltaire, der sich den Verlust des Geldes nicht nahegehen ließ, verzichtete auf die Summe, forderte aber mit Festigkeit eine Zuschrift, in welcher Demoulin für seine unverschämten Drohungen Abbitte zu leisten hatte.

Weit mehr als Jores und Demoulins ohnmächtige Verleumdungen erbitterte Voltaire jedoch die Hartnäckigkeit, mit welcher Abbé Desfontaines, dessen Verhältnisse zu ihm bereits einige Male früher berührt wurden, ihn verfolgte.

Desfontaines schrieb anläßlich des Werkes über Newton:

Es wäre lächerlich, wenn ein Philosoph in etwas vorgerückten Jahren die Philosophie aufgäbe, um die Dichtkunst zu pflegen. Aber es kleidet umgekehrt einen Poeten in solchem Alter, dem Vers zu entsagen, um Philosoph zu werden. Es ist schimpflich für einen Greis, Dichter sein zu wollen (*Turpe senex vates*). Ich bin

keiner von denen, die es unvernünftig finden, daß Herr de Voltaire es endlich satt bekommen hat, seine Gedanken zu reimen und seine Worte zu messen und daß er es versucht, seinem Geist einen edeln Aufschwung zu geben, indem er sich zu den Höhen der Philosophie erhebt. Nur ist es schade, daß er sich mit dem Newtonianismus eingelassen hat, der schlechte Physik und von allen guten Denkern in Europa verworfen ist. Man muß überdies geborener Geometer oder Physiker sein, um in Geographie und Physik Glück zu haben, sowie man geborener Dichter sein muß, um auf dem Parnas Ehren einzuheimsen.

Und er entwickelt weiter: Die ersten Fortschritte, die Voltaire mühsam in der Wissenschaft errungen, hätten ihn mit einer so eiteln Freude erfüllt, daß er sich zugetraut habe, andere zu belehren. Aber er taue nicht zum Gelehrten und er habe einen Weg eingeschlagen, der nur irreführe.

Wie frech der Abbé in seiner Verfolgungslust wird, zeigt am besten folgender kleine Zug: Er erzählt, Voltaire habe in seinen *Eléments* Regeln angegeben, um mit einem Zirkel einen Winkel in drei zu teilen; in Wirklichkeit steht in dem Buche kein Wort darüber. Er selbst hat es also gar nicht gelesen, sondern sich vermutlich von irgendeinem Mathematiker foppen lassen.

Endlich verlor Voltaire ihm gegenüber die Geduld und schrieb eine gegen ihn gerichtete kleine Broschüre *Le Préservatif*, in welcher er die verschiedenen kritischen Schriften des Abbés Punkt für Punkt durchging und etwa dreißig darin begangene Fehler und Irrtümer nachwies. Nicht zufrieden mit dem rein Literarischen, berührte er, um Desfontaine sicherer und tiefer zu treffen, auch dessen persönliches Verhältnis zu ihm, bewog jedoch, da es ihm nicht eben anstand, sich mit einem Desfontaines in eine Fehde einzulassen und er sich überdies aus vielerlei Gründen stets Anonymität sicherte, einen gewissen Chevalier de Mouhy, die Vaterwürde an der Broschüre zu übernehmen, deren Titelblatt Desfontaines zeigte, im Gefängnis zu Bicêtre kniend, durchgebläut von einem Kerl, der nicht eben glimpflich zu Werke ging.

Dieser Ritter von Mouhy, einer der zahlreichen verhungerten literarischen Abenteurer jener Zeit, hatte seit langem von Voltaire Unterstützungen und, für literarische Korrespondenzen, die er dem Dichter zusandte, sogar ein Jahrgeld empfangen. Wie stets in ähnlichen Fällen, war Voltaire auch hier so naiv, seine Urheberschaft für unentdeckt zu halten, wenn er einen Strohmann die Verantwortung übernehmen ließ. Tatsächlich vermochte er sich um so weniger zu decken, als der entscheidende Punkt des Buches keinen Zweifel zuließ, daß Voltaire hinter dem Ganzen stehe.

Der in dem Buche ungenannte Herausgeber sagt im 27. Abschnitt, er habe, da Desfontaines in seinen *Observations sur les écrits modernes* sich gegen Herrn de Voltaire geäußert und sich eines Briefes gerühmt habe, welchen dieser ihm geschrieben haben sollte, sich die Freiheit genommen, an Herrn de Voltaire selbst zu schreiben, wiewohl er ihn persönlich nicht kenne, und folgende Antwort von ihm erhalten:

Abbé Guyot Desfontaines kenne ich nur daher, daß Herr Thiériot ihn 1724 bei mir einführte als einen Mann, der früher Jesuit gewesen war und folglich Studien gemacht hatte. Ich empfing ihn freundlich, wie ich alle empfangen, die sich mit Literatur abgeben. Ich wunderte mich, vierzehn Tage später von ihm einen Brief zu erhalten, datiert aus dem Gefängnis in Bicêtre, wo er eingesperrt saß. Ich erfuhr, daß er drei Monate zuvor in Châtelet wegen desselben Verbrechens verhaftet wurde, dessen er nun angeklagt war . . . Ich war so glücklich, damals einige mächtige Freunde zu besitzen, deren mich der Tod nun beraubt hat. Ich eilte, so krank ich war, nach Fontainebleau, um mich ihnen zu Füßen zu werfen; ich drang in sie; ich versuchte allerorten vorzusprechen. Endlich erreichte ich, daß er freigelassen und der Prozeß, in welchem es sich um sein Leben handelte, aufgehoben wurde. Ich verschaffte ihm die Erlaubnis, zu meinem Freund, Herrn Präsidenten de Bernières, aufs Land zu gehen. Er zog mit Herrn Thiériot hinaus. Wissen Sie, was er dort tat? Er schrieb eine Schandschrift gegen mich. Er zeigte sie sogar Herrn Thiériot, der ihn zwang, sie ins Feuer zu werfen. Er bat mich um Verzeihung, behauptete, die Schrift sei entstanden, ehe er in das Gefängnis zu Bicêtre kam. Ich hatte die Schwäche, ihm zu vergeben, und diese Schwäche hat mir einen Todfeind verschafft, der anonyme Briefe an mich geschrieben und zwanzig Schmäh-schriften gegen mich nach Holland gesandt hat. Dies ist ein Teil von dem, was ich Ihnen von ihm zu sagen habe.

Voltaire hätte hinzufügen können, daß es Desfontaines war, der *Le Mondain* der Staatsgewalt angezeigt hatte.

Was er hier sagte, war die reine Wahrheit, genügte aber, um Desfontaines zur Raserei zu bringen und wilde Rachegefühle in ihm zu entfachen. Noch in demselben Jahre gab er, anonym wie Voltaire, seine blutig verwundende, lügnerische und schmutzige Antwort *La Voltairomanie ou Lettre d'un jeune avocat* heraus, die alle Bewohner Cireys in die peinlichste Aufregung versetzen sollte.

Daß Voltaire *Le Préserlatif* schrieb, war sicherlich nicht nach dem Kopf der „göttlichen Emilie“. Es erregte ihren Abscheu, daß er Zeit und Kräfte daran vergeudete, sich mit dem Pack einzulassen, und als er gleichzeitig gegen Desfontaines ein ganzes Schauspiel *L'Envieux* geschrieben hatte, in welchem Ariston, der Voltaire vorstellt, reichlich edel, und Zoïlin, der Desfontaines vorstellt, allzu ausbündig gemein ist, hatte sie den lebhaften Wunsch, daß es auf dem Théâtre Français nicht aufgeführt werde. Dies geschah auch nicht; es wurde anonym eingereicht und von den Schauspielern zurückgewiesen, die nicht vermuteten, wer der Verfasser sei.

## XVI

Desfontaines ist — wenn man Jean Baptiste Rousseau nicht mitrechnet — der erste in der Reihe der professionellen Hasser und Angreifer Voltaires, einer langen Reihe, deren Hauptnamen sind: Fréron, La Beaumelle, Nonotte, aber denen noch Saint-Hyacinthe, Clément (de Dijon) beizufügen wären, nebst vielen anderen.



Die wichtigsten unter ihnen gehören der typischen literarischen Schmarotzerklasse an, die kraft eines unersättlichen Neides sich an irgendeine große Persönlichkeit festsaugen und sich ein Leben lang geistig und buchstäblich von dem Haß gegen sie nähren. Jede stark hervorragende Gestalt ist notwendigerweise vielen zuwider und im Wege. Der Haß gegen sie kann einträglich gemacht werden. Der Neid inspiriert diese Personen, macht sie, so steril sie auch an sich sind, produktiv, zuweilen ein wenig witzig, schenkt ihnen jedesfalls häufig die Bosheit und die Gabe zu karikieren, die einen Schriftsteller vielgelesen machen. Auch nach außen hin schafft der Haß ihnen eine Position; das stets nur wenig urteilsfähige Publikum betrachtet sie als „Gegner“ desjenigen, an dem sie schmarotzen, als eine Art Gegenpässe, also — so unglaublich es klingt — als ihm ebenbürtig.

Die Männer, die als feindlich gesinnte Schmarotzer das Blut Voltaires sogen, waren recht verschiedener Art. Ehre im Leib hatte keiner von ihnen, mit Ausnahme des überzeugten und unwissenden jesuitischen Pedanten Nonotte, dessen Namen Victor Hugo zu einem Wort der Sprache gemacht hat. Am abscheulichsten in seiner grenzenlosen Frechheit war vielleicht La Beaumelle, der Dänemark früher als Frankreich kennen lernte, und der sich in jugendlichem Eigendünkel früher an Holberg vergriff als an Voltaire. Am meisten Kopf hatte derjenige unter ihnen, der durch Voltaires leidenschaftliche Verteidigung am berühmtesten wurde: Fréron. Es fehlte ihm nicht an Witz. Er besaß auch als der einzige etwas, was man mit gutem Willen Talent nennen kann. Vor allem hatte er eine Ausdauer ohne gleichen; die Anzahl Bände, die er als Zeitschriftenredakteur herausgab, ist phantastisch, übertrifft sogar die Anzahl der Bücher, die Voltaire geschrieben hat. Nur ist von allem, was Fréron verfaßt hat, nichts zurückgeblieben als einige kritische Bosheiten über Voltaire, die von Fachmännern um seinetwillen gesucht werden. Er wie auch Desfontaines werden nach ihrem Tode lebend erhalten durch den Mann, an dessen Ruhm sie beide schmarotzt haben.

## XVII

Guyot Desfontaines wurde 1685 in Rouen geboren, studierte und unterrichtete, wie schon erwähnt, bei den Jesuiten, wurde dessen überdrüssig, suchte und fand Schutz bei dem mächtigen Cardinal von Auvergne. Er war eine Art Hofnarr des Kirchenfürsten, der die Literatur beschützte, und gelangte hierdurch zu einer Stellung als Priester in Thérigny in der Normandie.

Aber das Lesen der Messe machte ihm kein Vergnügen; und er gab sein Amt auf, um in voller Freiheit seinem literarischen Beruf zu folgen. Er schrieb eine Ode über den törichtesten Gebrauch, den man vom Leben macht, sowie einige schlechte Psalmen und äußerte seinen Überdruß an den französischen Versen.

Gegen den Vers überhaupt hatte auch La Motte sich ausgesprochen und Argumente angeführt, die in der Geschichte der Literatur häufig wiedergekehrt sind. De la Motte nennt die Versifikation eine mechanische und lächerliche Arbeit; alles könne ebenso kräftig und schön in Prosa gesagt werden; was am Vers erfreue, sei einzig und allein die überwundene Schwierigkeit; man könne an der Kunst des Reimeschmieds keine andere Art Vergnügen haben als an der, ein Hirsekorn durch ein Nadelöhr gehen zu lassen.

La Motte selbst hat jedoch die Tragödie *Ines de Castro* in Versen geschrieben, eine Tragödie, die stürmischen Erfolg hatte, und von der Voltaire sagte, sie sei „eine der interessantesten, die sich auf der Bühne gehalten haben“. Ihre Verse waren freilich, wie zu erwarten stand, wenig harmonisch, und Desfontaines kritisierte das Stück streng. Voltaires Kritik war humoristischer. Als La Motte mit Bezug auf den *Oedipe* zu ihm sagte: „Das ist das vortrefflichste Thema der Welt; ich muß es in Prosa setzen“, erwiderte Voltaire: „Tun Sie das und ich will dafür Ihre *Ines* in Verse setzen.“

Wir haben verfolgt, wie Desfontaines Voltaires *La Lique* stahl und veröffentlichte, darauf rechnend, daß der Dichter nicht wagen würde, sein Urheberrecht geltend zu machen, und wie er selbstfabrizierte Verse gegen La Motte darin einflocht. Um aber Desfontaines in voller Figur vor sich stehen zu sehen, muß man wissen, daß er in seinem im Gefängnis geschriebenen Pamphlet kaltblütig die ausfällige Art und Weise tadelte, mit der der heilige Ludwig, der doch die Güte selbst war, in der Dichtung über Pradon, also über de la Motte sprach usw., — in den Versen nämlich, die Desfontaines selbst eingeschmuggelt hatte.

Desfontaines hatte soeben Frankreichs älteste kritische Zeitschrift *Journal des Savants* übernommen, als er, wie schon erzählt wurde, das Mißgeschick hatte, einen Schornsteinfegerjungen mit einem Amor zu verwechseln, ertappt wurde und dem Tode auf dem Scheiterhaufen sehr nahe stand. Man fühlt den ganzen Abstand zwischen der Betrachtung krankhafter geschlechtlicher Erscheinungen im achtzehnten Jahrhundert und der Anschauung des modernen Humanismus nicht bloß an der Härte der Strafe selbst, sondern auch an der Art, wie die damalige Literatur diese billigte, ja sogar so natürlich und vernünftig fand, daß sie Witz und Scherz damit trieb. Man lese bloß zwei Epigramme von Jean Baptiste Rousseau. Eines beginnt:

En un marché passaient avec maint sbirre  
Deux Florentins que pour crime on brûla,  
Crime galant tel que l'aurez pu lire  
Du beau Catulle et de Caligula.

Ein anderes beginnt:

Un vieux paillard qu'à Rome on accusait  
De pratiquer l'amour antiphysique  
Vit à Paris un prestre qu'on cuisait  
Pour mesme cas dans la place publique.

Und beide endigen mit Späßen, die schwer wiederzugeben sind. In dem letzteren Gedicht wird betont, daß, was in Paris ein Verbrechen genannt werde, sei eine Sache, aus der in Rom niemand ein Wesen machte.

Wir haben gesehen, daß der Holzstoß Desfontaines gewiß war, als Voltaire ihn rettete und es erlangte, daß die Todesstrafe mit einer unbedeutenden Verbannung vertauscht wurde.

Desfontaines schrieb an ihn:

Ich werde niemals vergessen, wie unendlich ich Ihnen verpflichtet bin. Ihr gutes Herz ist noch mehr wert als Ihr Geist, und Sie sind der tätigste Freund, der jemals existiert hat. Der Eifer, mit welchem Sie mir geholfen, ehrt mich gewissermaßen mehr, als die Bosheit und Abscheulichkeit meiner Feinde mir durch die unwürdige Behandlung, die ich erleiden mußte, Schande bereitet hat.

Und er bittet Voltaire gleich in einer Sache, noch die Hilfe, die er ihm hat angedeihen lassen, zu ergänzen: indem er die Aufhebung der *lettre de cachet* erwirkt, welche Desfontaines 30 Lieues (18 Meilen) weit von Paris verbannt.

Voltaires Gutherzigkeit ging so weit, daß er noch ein Gesuch um Aufhebung der Verbannung schrieb. Als die Sache sich in die Länge zog, verschaffte er Desfontaines sogar die Erlaubnis, auf dem Lande bei dem Präsidenten de Bernières Aufenthalt zu nehmen, und setzte seine Bemühungen fort, ihm Paris wieder zu öffnen.

Es war denn sozusagen unter den Augen Madame de Bernières und Thiériots, daß Desfontaines das in Bicêtre begonnene Pamphlet vollendete, dessen Titel war: *Apologie de Voltaire adressée à lui-même*.

Voltaire hat es nie vor Augen bekommen. Das geht mit größter Klarheit aus dem Umstande hervor, daß Voltaire in große Verlegenheit gebracht wurde durch die freche Antwort Desfontaines aus dem Jahre 1739: „Wenn eine Schrift aus diesem Jahr existiert, so beweisen Sie es!“ Er wußte sich auf nichts zu berufen, als auf Thiériots frühere Aussage, die dieser feig zu leugnen versuchte.

Indessen stand, was Voltaire nicht ahnte, die ganze „vor Thiériots Augen verbrannte“ Broschüre gedruckt in *La Bibliothèque Française* vom Juli-August 1725; sie ist dort vom Mai datiert. Es ist darin von der ersten und zweiten Aufführung der *Mariamne* Voltaires die Rede und von der Wiederholung der Aufführung im April, was genau stimmt; denn es war Ende April, daß Desfontaines in Bicêtre eingesperrt wurde. Die Imprimatur für sein nächstes gegen Voltaire gerichtetes Pamphlet: *Vérités littéraires sur la tragédie d'Hérode et de Mariamne, adressées à M. de Voltaire* wurde im September 1725 geschrieben, also nicht einmal volle drei Monate, nachdem Voltaire ihm das Leben gerettet hatte.

In der *Apologie* spricht Desfontaines von der großen Subskriptionsausgabe der *Henriade*, die lange in Aussicht gestellt worden war, aber sich verspätet hatte, und von den beiden Ausgaben von 1723 und 1724.

Er hat die abenteuerliche Frechheit, sich folgendermaßen zu Voltaire zu äußern:

Wissen Sie, mein Herr, daß das Publikum aufgehört hat, über die beiden übereilt und heimlich veranstalteten Ausgaben Ihrer Dichtung zu murren und beinahe Ihr Vorgehen billigt, in der Hoffnung, dieser kleine pekuniäre Betrug werde eines schönen Tages dem Publikum selbst zugute kommen, sowie er für den Augenblick Ihnen zum Vorteil gereicht. Nichtsdestoweniger gibt es jetzt wie immer übelgesinnte Menschen, die die Sache von der kriminellen Seite auffassen und Sie erbarmungslos als Schwindler bezeichnen, indem sie behaupten, daß Sie dieselbe Sache mehrmals verkaufen.

Das Wundervolle daran ist, daß die Ausgabe von 1724 ohne Voltaires Wissen erschien, und daß es niemand anderes als Abbé Desfontaines war, der sie zu seinem eigenen Vorteil heimlich in Evreux oder in Troyes drucken ließ.

Dies wurde schon von dem Redakteur der *Bibliothèque Française* entdeckt. Dieser schrieb: „Der Verfasser zielt insbesondere auf eine Ausgabe der Dichtung, die in Duodez unter dem Namen Jean Frédéric Bernard in Amsterdam erschien, wiewohl sie in Troyes gedruckt wurde. Sonderbar ist, daß Abbé Desfontaines, der seinen Befreier des Schwindels anklagt, selbst diese Ausgabe kolportiert hat. Man kann das einen Trick nennen, der reichlich nach der Normandie schmeckt.“

Wie erwähnt, warf Desfontaines Voltaire vor, die Verse geschrieben zu haben, die er selbst in die *Henriade* eingeflochten hatte. Sein Ton war, was die *Henriade* betraf, überhaupt der einer moralischen Überlegenheit. Er tadelt z. B. die Eile, mit der Gabrielle d'Estrées in der Dichtung Heinrich dem Vierten ihre Gunst geschenkt hat.

Im übrigen wälzte er die Verantwortung für die Schrift auf einen Abbé Pellegrin und ließ diesen sich über die wenig erfolgreichen Auführungen seiner Theaterstücke damit trösten, daß dasselbe auch Voltaire passiert sei.

Desfontaines Abenteuer waren unterdessen bekannt geworden und man dachte daran, ihm die Leitung des *Journal des Savants* zu entziehen. Er bewog zwar den Polizeipräsidenten, einen Brief an den Herausgeber der Zeitschrift, Abbé Bignon, zu schreiben, sah aber selbst ein, daß es klüger wäre, die Redaktion aufzugeben, und gab nun seinen *Dictionnaire néologique* heraus, in welchem er sich über diejenigen lustig macht, die neue Worte einführten. Viele dieser damals seltsam klingenden Worte sind jedoch später ganz alltäglich geworden, z. B.: frivolité, popularité, scélératesse, insolite, inattaquable. Er griff hier angesehene Schriftsteller wie Fontenelle, La Motte, Montesquieu, Voltaire an.

Voltaire hatte, wie bereits erzählt wurde, all diesen Vorfällen zu Trotz, während seines Aufenthalts in England Desfontaines eine Übersetzungsarbeit anvertraut, in welcher dieser die Kuchen, die die Trojaner verzehrten, mit Cacus' nagendem Hunger wiedergab. Mag es



dahingehen, daß er cakes als Cacus auffaßte; aber geradezu phantastisch ist es, wenn er statt Trojaner Kühe des Cyclopen setzt. Mehr Aufmerksamkeit hat er eben auf seine Übersetzerarbeit nicht verwendet.

Voltaire verbessert die Fehler und druckte vorläufig die Abhandlung nach seiner *Henriade*. Da klagte Desfontaines ihn an, ihn seines Eigentums beraubt zu haben, und von Stund an „fühlte er sich durch Bande der Dankbarkeit nicht mehr so gefesselt, daß er darüber seine Pflichten als Journalist vernachlässigen durfte“. Er bezichtigte z. B. in seiner neuen kritischen Zeitschrift *Observations sur les écrits modernes* Voltaire der Pietätlosigkeit gegenüber Campistron, behauptend, Voltaire habe in einer Broschüre über *Ines de Castro* den alten Dramatiker den armen Campistron genannt. Diese Broschüre war indessen gar nicht von Voltaire geschrieben und dieser rechtfertigte sich mit aller Mäßigung.

Ein zweites Mal rettete Voltaire (wie oben berührt) Desfontaines vor Gefängnisstrafe, die ihm drohte, weil er in der Vorrede eines Buches über den Prozeß Père Girards und der schönen Cadière die *directeurs de conscience* und die Parlamente mit Ironie behandelte.

Nichtsdestoweniger blieb sein Verhalten Voltaire gegenüber weiterhin das eines Menschen, der ihm nichts zu danken hatte. Er griff in *Observations critiques sur le Temple du goût* das Gedicht über den Tempel des Geschmacks an. Voltaire antwortete ihm ohne Namensnennung, aber vernichtend in seinem *Discours sur l'Envie*:

Cent fois plus malheureux et plus infâme encore  
Est ce fripier d'écrits que l'intérêt dévore,  
Qui vend au plus offrant son encre et ses fureurs,  
Méprisable en son goût, détestable en ses mœurs ...  
Chacun, avec mépris, se détourne de toi;  
Tout fuit jusqu'aux enfants, et l'on sait trop pourquoi.

Allwöchentlich gab Desfontaines seine *Observations* über die neuerschienenen Bücher heraus, und von nun an lobte er Voltaire nie mehr. Seine ersten Angriffe waren dem Dichter um so peinlicher gewesen, als er sich gleichzeitig von einer lettre de cachet bedroht sah, falls sein *Temple du goût* nicht „nach einem neuen Plan aufgebaut würde.“

Desfontaines deutete an, daß es Voltaires Bestreben sei, die berühmtesten Schriftsteller herunterzureißen, um sich selbst als einzig vollkommenen Autor zu behaupten: ein sinnloses Gewäsch, da Voltaires Kritiken der Älteren zwar frei, aber ehrerbietig sind. Nur J. B. Rousseau wurde mit Schärfe behandelt, was Desfontaines verdroß. Voltaire hatte Pamphlete verurteilt. Desfontaines bemerkt, wenn Rousseau ein Beispiel eines Pamphlets nennen wolle, so seien es die Aussprüche über ihn in der französischen Ausgabe des *Temple du goût* (die in der holländischen waren nicht persönlich, sondern reine Kritik).

In einem Brief an Cideville (vom 20. September 1735) schreibt Voltaire, grimmig scherzend: „Ich bereue, ihn aus Bicêtre herausgeholt und vom Grève-Platz befreit zu haben. Zu guterletzt ist es besser, einen

Geistlichen zu verbrennen, als ihm Erlaubnis zu verschaffen, die Leute zu langweilen.“

Zu gleicher Zeit, da *La Mort de César* von Schülern aufgeführt wurde, kam das Stück, ebenfalls ohne Voltaire's Wissen und Einwilligung, in Druck, und zwar mit zahlreichen Fehlern. Desfontaines schrieb eine herabsetzende Kritik darüber, die seine Bildungsstufe verrät: er macht Voltaire in vollem Ernst den Vorwurf, daß alle Personen darin Du zueinander sagen, als seien sie einander gleichgestellt, ja daß sogar Brutus Du zu Cäsar sagt, den er doch für seinen Vater hält und also höflich behandeln muß: allerdings will er ihn ermorden. Desfontaines scheint zu glauben, daß die Römer das Sie kannten. Über Brutus schreibt er: „Dieser Römer, der mehr Quäker als Stoiker ist (er weiß offenbar nicht, daß die Quäker niemals Waffen tragen), hegt eher ungeheuerliche als heldenmütige Gefühle.“ Plan, Gang, Dialog, Stil, Gedanken, behauptet er, seien von der Art des englischen Theaters. Nichts darin war im geringsten englisch.

Zum Erstaunen des Lesers führt Desfontaines sodann einen Brief an, den er behauptet, von Voltaire empfangen zu haben. Er ist datiert aus Cirey, nächst Vassy in der Champagne, 7. September 1735; der Verfasser habe ihm darin seine Absicht mit *Jules César* erklärt, einer Tragödie, in welcher keine Frauen vorkommen und von keiner anderen Liebe die Rede ist, als von der zum Vaterlande, einem Stücke also, das nicht für das große Publikum geschrieben sei. In diesem Briefe bittet Voltaire ihn, wenn er das Stück rezensiere, ausdrücklich zu bemerken, daß es ohne sein Wissen und Willen mit zahllosen Fehlern und mit von fremder Hand eingeflochtenen Versen in Druck gekommen sei. Er schreibt sogar: „Das ist nicht mein Werk.“

Desfontaines mißbraucht hier auf schändliche Weise das — übrigens sehr unvernünftige — Vertrauen des Dichters. Er unterdrückt in diesem Brief eine Stelle, wo Voltaire ihn bittet, dieses Schreiben als Geheimnis zu bewahren; Desfontaines veröffentlichte also zuerst die Kritik, welche zu verhindern der Brief bezweckte, und hierauf den Brief selbst mit der Auslassung, die seine Handlungsweise notwendig machte. Äußerst nahe ging es Voltaire überdies, seinen Aufenthalt, den er so sorgfältig zu verbergen bestrebt war, hier schwarz auf weiß preisgegeben zu sehen: Teils mußte er nun mehr als zuvor Beunruhigungen durch die Polizei befürchten, teils konnte der Name seiner Geliebten nun in seine literarischen Fehden hineingemischt werden.

Voltaire versuchte durch Thiériot Desfontaines zu veranlassen, seine Kritik zurückzunehmen. In einem der folgenden Hefte der *Observations* äußert sich denn dieser dahin, als seien die angegebenen Fälschungen in *Jules César* bewiesen worden.

Gegen Kritik empfindlich, wie Voltaire immer war, ließ er sich soweit herab, Desfontaines aufs neue zu schreiben, und dieser unwürdige Versuch, den Schurken durch Schmeichelei zu entwaffnen und zu gewinnen, endet geradezu peinlich an: er bittet sogar, ihn

wissen zu lassen, welche Fehler Desfontaines und dessen Freunde an seinen Werken fänden, damit er diese in der neu vorbereiteten Auflage verbessern könne.

Eben dann brach aber Desfontaines den Waffenstillstand. Graf Algarotti stand im Begriff, in Verein mit Maupertuis, Clairaut und einigen anderen nach Lappland zu reisen, um zu untersuchen, ob die Erde an den Polen flachgedrückt sei oder nicht, und Voltaire schrieb ihm zum Abschied eine vertrauliche Epistel, deren Abschrift dank dem Leichtsinn, mit welchem man damals wertvolle Briefe behandelte, in Desfontaines Hände fiel. Er wünschte, das Gedicht zu veröffentlichen. Voltaire weigerte sich leidenschaftlich, seine Zustimmung zu geben. Desfontaines tat es dennoch. Am Schlusse dieser Epistel hatte Voltaire jedoch seiner Emilie auf eine Art gehuldigt, die in einem öffentlichen Dokument nicht schicklich war:

Allez donc, et du pôle observé, mesuré,  
Revenez aux Français apporter des nouvelles.  
Cependant je vous attendrai,  
Tranquille admirateur de votre astronomie,  
Sous mon méridien, dans les champs de Cirey,  
N'observant désormais que l'astre d'Emilie.  
Echauffé par le feu de son puissant génie,  
Et par sa lumière éclairé,  
Sur ma lyre je chanterai  
Son âme universelle autant qu'elle est unique;  
Et j'atteste les cieux, mesurés par vos mains,  
Que j'abandonnerais pour ses charmes divins  
L'Equateur et le pôle arctique.

Die Art, wie die körperliche Schönheit der schönen Emilie hier vor der Öffentlichkeit gepriesen wurde, als sei diese Schönheit ein Besitz, den der Dichter nicht um den Preis aller Kenntnisse vom Äquator und vom Pol aufgeben wollte, empörte Herrn du Châtelet ebenso sehr wie seine Frau. Sie standen beide im Begriff, an den Schatzkammerkanzler zu schreiben, als der Umstand, daß Desfontaines von einer viel größeren Gefahr bedroht wurde, sie edelmütig von ihrer Anklage zurücktreten ließ.

Es war die französische Akademie, die mit ihrem ganzen Gewicht über den Pamphletisten herfiel. In einer unterschobenen Rede eines Abbé Séguir standen scharfe Anzüglichkeiten auf die Akademie, welche Desfontaines zugeschrieben wurden, zwar erklärte Desfontaines in einem der Akademie vorgelesenen Brief, auf seine Ehre, er habe keinen Anteil an der Schmähschrift; als er aber richterlich verhört wurde, mußte er die Autorschaft bekennen; er hatte die Broschüre um drei Louisdors dem Buchhändler Ribou verkauft.

Voltaire, der die Akademie nicht liebte, da sie ihn nicht unter ihre Mitglieder aufgenommen hatte, war der Ansicht, daß Desfontaines gute Gründe habe, sie zu verspotten. Als er aber erfuhr, daß Desfontaines in Gefahr stehe, verhaftet zu werden und vielleicht als Galeerensklave zu enden, schrieb er am 29. Januar 1736 aus Cirey an den Abbé Asselin: „Ich höre, daß Abbé Desfontaines unglücklich ist, und darum

verzeihe ich ihm. Wenn Sie wissen, wo er ist, so schicken Sie ihn mir. Ich könnte ihm Dienste erweisen, und er aus dieser Rache lernen, daß er mich nicht hätte verhöhnen sollen.“

Kurz zuvor hatte er in der Ode *Über die Undankbarkeit* an Richelieu folgende barsche und beißende Verse über Desfontaines geschrieben:

C'est Desfontaines, c'est ce prêtre,  
Venu de Sodome à Bicêtre,  
De Bicêtre au sacré vallon,  
A-t-il l'espérance bizarre  
Que le bûcher qu'on lui prépare  
Soit fait des lauriers d'Apollon?  
Il m'a dû l'honneur et la vie,  
Et dans son ingrate furie,  
De Rousseau lâche imitateur,  
Avec moins d'art et plus d'audace  
De la fange où sa voix coasse  
Il outrage son bienfaiteur.

Desfontaines gewann mit Hilfe mächtiger Beschützer seine Freiheit wieder. Und als der Freigelassene von Voltaires Tragödie *Alzire*, die auf der Bühne soviel Erfolg gehabt hatte, mit Wärme und Bewunderung sprach, ließ Voltaire vorläufig die Strophen über Desfontaines in seiner Ode fort. Bald aber merkte er, daß der Abbé in seinem Artikel nur das wiedergegeben, was er „die öffentliche Meinung über das Stück“ nannte und sich sein persönliches Urteil vorbehalten hatte. Nun wußte er, daß sein Feind nach wie vor Böses im Sinne führe.

Desfontaines Urteil über Voltaires Drama *L'Enfant prodigue* war wohl ziemlich ungünstig, aber mäßig gehalten: „Mitten unter all den Mängeln, die dem Kenner auffallen, bahnt doch das seltene und ausgezeichnete Genie sich seinen Weg“. Er bemerkt übrigens, was Voltaires Anonymität betrifft, unschuldig und richtig: „Er macht es wie der Strauß, der den Kopf unter die Flügel steckt. Ganz Paris erkennt ihn als Verfasser von *L'Enfant prodigue*.“ Doch zu gleicher Zeit, da Desfontaines sich solcherart hütete, den Haß zu verraten, der ihm in der Seele brannte, zwang er ihn durch seine Denunziation als Verfasser von *Le Mondain* von seiner Zufluchtsstätte in Cirey zu flüchten.

Hier sind wir bei dem Punkte angelangt, wo wir den Gang der Erzählung unterbrechen, um Desfontaines Vorgeschichte im Zusammenhang darzustellen. Es folgte dessen ebenso höhnische wie alberne Abfertigung des Buches über Newton, die anonyme Herausgabe der Broschüre *Le Préervatif*, und Desfontaines' ebenso anonyme Streitschrift *La Voltairomanie*, eine Sammlung der größten Injurien, verflochten mit den geschicktesten Lügen.

## XVIII

Die Schrift beginnt mit der Mitteilung des als Autor geltenden jungen Advokaten an das Publikum, daß Abbé Desfontaines allzu entschlossen sei, die Mäßigung und Milde zu bewahren, die er bisher



Voltaire gegenüber an den Tag gelegt, als daß er sich bequemen könnte, auf dessen gehässiges und infames Pamphlet einzugehen. Er habe die Antwort dem jungen Advokaten überlassen, der seine schwachen Kräfte bisher bloß vor den Schranken erprobt, aber den die gute Sache gewappnet habe, gegen einen frechen Skribenten aufzutreten, welchem nichts heilig sei, weder Sittlichkeit, noch Schicklichkeit, weder Wahrheit noch Religion. Voltaire sei durch seine eigene Unwissenheit und seinen Unverstand wieder und wieder bloßgestellt worden. Abbé Desfontaines, an dem er sich zu vergreifen gewagt, sei ein Ehrenmann und ein großer Schriftsteller. Voltaires *Henriade* sei ein Chaos, mit mehr Sprachfehlern, als das Buch Seiten habe; sein *Karl XII.* sei ein schlechter Roman, von einem konfusen Ignoranten geschrieben, der einen bürgerlichen Klatschschwesternton anschlage; seine *Elemente von Newtons Philosophie* der Entwurf eines Schuljungen, der in seiner tiefen Unwissenheit bei jedem Schritt stolpere — das Buch habe seinen eingebildeten Verfasser ebenso in Frankreich wie in England zum Gespött gemacht; seine *Philosophischen Briefe* endlich, die freche Äußerungen über die Religion enthalten, seien einem weisen Parlamentsurteil zufolge verurteilt worden, vom Henker verbrannt zu werden.

Der Advokat fährt fort: Darum hat das Leben dieses Autors mit Recht aus einer Reihe von Bastonnaden bestanden. Zuerst erhielt er, schon während der Regentschaft, eine gerechte Züchtigung, indem er in Sèvres verhaufen wurde. Dann folgte die berühmte Durchbläulung vor Sullys Palais. Noch eine Bastonnade fand in London statt, wo ein englischer Buchhändler ihn so verprügelte (dies ist freie Phantasie), daß er leidenschaftlich um die gnädige Erlaubnis ansuchen mußte, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen.

Es sei, meint der Advokat, unglaublich, daß Voltaire eine schimpfliche Beschuldigung gegen Desfontaines aufzuwärmen wage, deren Lügenhaftigkeit er einmal selbst in einer Eingabe dargetan habe (freie Phantasie). Diese Eingabe habe der selige Präsident de Bernières ihn schreiben geheißen, ein Mann, der zwar nicht Voltaires Freund war — wie konnte ein Mann wie er, auch der Freund des Enkels eines Bauern sein! (freie Phantasie) — aber ein großer Herr, welcher Voltaire aus Güte für einige Zeit einen Platz in seinem Haus überließ, ihn indessen vor die Tür setzte, als er sich im Jahre 1726 bei einem Zusammentreffen mit dem Herzog von Rohan in der Loge der Adrienne Lecouvreur unverschämte gegen den Herzog benahm.

Desfontaines leugnet durch den Mund des Advokaten bestimmt, in Bicêtre gegen Voltaire geschrieben zu haben. Über Thiériot bemerkt er:

Herr Thiériot ist ein Mann, der von ehrlichen Leuten ebenso geachtet, wie Voltaire von ihnen verabscheut wird. Er schleppt, gegen seinen Willen, noch an den Resten alter Freundschaftsbände, deren er sich schämt, aber die ganz zu zerreißen er bisher noch keine Kraft gefunden hat. Man hat Herrn Thiériots Zeugnis angerufen und ihn gefragt, ob die Geschichte wahr sei, und Herr Thiériot war genötigt zu antworten, daß er nichts davon wisse. Wir setzen also

Voltaire das Messer an die Kehle: der Landaufenthalt bei Herrn Präsidenten de Bernières fällt in die Ferien des Jahres 1725. Gibt es ein in diesem Jahre gedrucktes Pamphlet gegen Voltaire, so zeige er es! Antwortet er, Abbé Desfontaines selbst habe es ins Feuer geworfen, so möge er Zeugen anführen! Denn so viel ist sicher, daß man Voltaire nicht auf sein bloßes Wort glaubt. Herr Thiériot, sagt er, verpflichtete Desfontaine, die Schrift ins Feuer zu werfen. Und Herr Thiériot selbst erklärt die Geschichte für falsch. Herr Voltaire ist also das dreisteste und verrückteste Lügenmaul, das je existiert hat.

## XIX

Madame du Châtelet erwies sich bei dieser Gelegenheit als ebenso zärtliche wie tapfere Freundin. Wie wir aus ihren Briefen an d'Argental sehen, war sie fest entschlossen, die Schmähschrift vor Voltaire geheimzuhalten, fürchtend, der Anblick des Pasquills könnte seine Ruhe stören und seine Gesundheit angreifen. Andererseits war es unmöglich, dieses unbeantwortet zu lassen. Es ging absolut nicht an, daß Voltaire sich auf Thiériot berief und dieser ihn dann im Stiche ließ. In dieser peinlichen Lage hatte sie selbst eine Entgegnung verfaßt, die wie sie sich schmeichelte, mit größerer Mäßigung — wenn auch mit weniger Geist — geschrieben war, als Voltaire es vermocht hätte. (Liest man, was sie geschrieben, so fällt einem übrigens die Mäßigung nicht eben als das Hervorstechendste daran auf.) In einem Privatbrief an d'Argental sagt sie bezeichnend:

Meine größte Wut, das gestehe ich, gilt Thiériot und es gibt nichts, was ich nicht täte, um ihn zu der Erklärung zu zwingen, die er in gleichem Maße seines Freundes Ehre und seiner eigenen schuldet. Ich habe ihm bereits mit meiner besten Tinte geschrieben, und gibt er Herrn de Voltaire jetzt nicht eine unbedingt befriedigende Satisfaktion, so verfolge ich ihn bis ans Ende der Welt, um diese zu erhalten.

Es hatte sich unterdessen die zugleich drollige und rührende Situation ergeben, daß, während die schöne Emilie alles tat, um ihrem Freund die Existenz des Pamphlets zu verheimlichen, dieser es längst in die Hände bekommen und gelesen hatte, ohne seinerseits ein Wort darüber verlauten zu lassen, damit sie sich die Sache nicht zu nahe gehen lasse. Höchst natürlich faßte sie diese seine Rücksicht auf ihre Gemütsruhe als Zeichen seiner Unkenntnis auf.

Wie erwähnt, meinten beide sich an Thiériot wenden zu müssen, um den Beweis von der Existenz jenes (angeblich) verbrannten Pamphlets zu erbringen; hatte doch Thiériot erst während seines letzten Besuchs in Cirey sich des Weiten und Breiten mit aller erdenklichen Entrüstung über den Vorfall ausgelassen, die, wie er sah, von den Anwesenden vollauf geteilt wurde! Jetzt antwortete er der Marquise so lau, daß sie in Feuer und Flamme stand. Er schrieb, er sei in letzter Zeit wieder und wieder über den wahren Sachverhalt eines gewissen

Umstandes (daß er den Abbé gezwungen habe, das Pamphlet zu verbrennen), ausgefragt worden; seine Antwort habe gelautet, daß er sich der Tatsache erinnere, daß aber die Umstände, unter denen sie vor sich ging, ihm entfallen seien, so daß er unmöglich über sie Rechenschaft geben könne; und nach Verlauf so vieler Jahre sei dies ja nicht verwunderlich. Alles, dessen er sich entsinne, sei, daß bei Bernières die Rede von einer gegen Voltaire gerichteten Schrift gewesen sei, einem Heft von 40—50 Seiten, das Desfontaines ihm zeigte und das zu verbrennen Thiériot ihn aufforderte. Wann diese Schrift entstanden sei und welchen Titel sie führte, versichere er auf seine Ehre, vollständig vergessen zu haben.

Man spürt aus dieser Antwort Thiériots feigen Versuch heraus, sich weder mit Desfontaines noch mit Voltaire zu überwerfen.

Mit der grenzenlosen Langmut seines liebevollen Herzens vermochte Voltaire auch jetzt noch nicht, Thiériot zu zürnen. Er flehte ihn in den beweglichsten Ausdrücken an, nicht etwa mit Desfontaines zu brechen, sondern bloß einen anderen und wärmeren Brief an Madame du Châtelet zu schreiben:

Im Namen unserer Freundschaft, schreiben Sie ihr etwas, was ihr Herz gut stimmen kann. Sie kennen die Festigkeit und Großmut ihres Charakters; sie betrachtet die Freundschaft als ein so heiliges Band, daß das kleinste bißchen Politik in der Freundschaft ihr als ein Verbrechen erscheint . . . Anscheinend zurückzuweichen, seine Aussagen zurückzunehmen, ist in ihren Augen eine Beleidigung. Und ist es nicht eine Beleidigung, sich für einen Freund nicht in einen Streit einmengen zu wollen? Ist es nicht eine noch größere, mitten in der Schlacht zu fliehen? Freunde, die ich zwei Tage kenne, brennen darauf, mich zu verteidigen, und Sie lassen mich im Stich, Sie, ein Freund, den ich fünfundzwanzig Jahre besessen habe! . . . Aber, mein Freund, lebt man denn nur, um gut zu Abend zu speisen? Lebt man nur für sich selbst? Ist es nicht schön, seinen Geschmack und seine Herzenswahl zu rechtfertigen, indem man seinen Freund rechtfertigt?

In kräftigem Gegensatz zu Thiériots erbärmlichem Auskneifen stand bei dieser Gelegenheit Madame de Bernières' Betragen. In den entschiedensten und bestimmtesten Ausdrücken äußert sie in einem zur Veröffentlichung bestimmten Brief, daß alle Behauptungen über Voltaires Stellung in ihrem Hause Lüge und Erfindung seien. Er sei nicht im Hause geduldet, sondern vielmehr ein vertrauter Freund und täglicher Genosse gewesen. Auch habe er die Gastfreundschaft der Familie nicht ohne Entgelt annehmen wollen, sondern habe für seine und Thiériots Wohnung gezahlt.

Höchst interessant für die Situation auf Cirey wie für die geistig freie Auffassung des achtzehnten Jahrhunderts von dem unveräußerlichen Verfügungsrecht des Individuums über sich, ist die Art und Weise, wie der männlichste Charakter auf Cirey, der Ehemann der schönen Emilie, Marquis von Châtelet, nun eingriff, zuerst Thiériot,

etwas später Desfontaines gegenüber, den er allein in die Knie zu zwingen verstand.

Man muß sich zurückrufen, wie tief Thiériot Voltaire verpflichtet war. Der Verkauf der *Lettres Philosophiques* hatte ihm seinerzeit mehr als 200 Guineen eingebracht; er hatte den ganzen Betrag, den er für die Subskription der *Henriade* einnahm, heimlich aufgezehrt, Geld, das Voltaire den Subskribenten zurückerstatten mußte, als das Buch verboten wurde. Noch im Jahre zuvor (1738) hatte Voltaire ihm fünfzig Louisdors in den Koffer getan, als er von Cirey nach Paris zurückfuhr. Und er, der mit Desfontaines verkehrte, erlaubte diesem ohne Protest, Voltaire der Unredlichkeit bei der Herausgabe der *Henriade* anzuklagen, wiewohl er wußte, daß es hier nur zwei Menschen gab, die gegauert hatten, Desfontaines und er selbst.

Der Marquis von Châtelet war kein großer Stilist; aber er war ein Mann. Er schrieb aus Cirey (10. Januar 1739) an Thiériot:

Mein Herr, die außerordentliche Freundschaft, die ich für Herrn de Voltaire hege, sowie auch die Freundschaft, die er, wie ich weiß, für Sie hegt, und von der er Ihnen wesentliche Beweise gegeben hat, treibt mich, von Ihnen zu fordern, was Sie der Freundschaft und Wahrheit schuldig sind. Die Briefe, die ich von Ihnen gesehen habe, in welchen Sie von dem Pamphlet sprechen, das Abbé Desfontaines Ihnen bei dem Präsidenten de Bernières, in Rivière-Bourdet, zeigte, verbieten mir zu glauben, daß Sie irgendwelchen Anteil an dem haben können, was über diese Sache in einem neuen Pamphlet, betitelt *La Voltairomanie* erzählt wird. Da aber dieses Pamphlet Herrn de Voltaires Ehre an anderen wesentlichen Punkten angreift, so sind die Briefe, von denen ich spreche, nicht genügend, um das zu erfüllen, was Sie der Wahrheit und Herrn de Voltaire schulden; und ich bin überzeugt, Sie werden ohne Schwanken tun, was die Gesetze der Gesellschaft und die Pflicht ehrlicher Männer von Ihnen verlangen. Es ist also notwendig, daß Sie mir gütigst einen Brief schreiben, der ungefähr dem beigelegten Entwurf entspricht. Sie wissen, daß dieser Entwurf nur die genaue Wahrheit enthält, und ich überlasse es Ihrem Eifer, alles hinzuzufügen, was Ihr Herz und die Dankbarkeit, die ich an Ihnen beobachtet habe, Ihnen noch diktieren werden. Sie sind mehr als irgendein anderer verpflichtet, den guten Namen des Mannes zu verteidigen, den Abbé Desfontaines der Raubgier anklagt, der aber, wie Sie wohl wissen, sein Leben damit verbracht hat, seine Freunde durch Geschenke zu erfreuen, so daß er wegen seiner Freigebigkeit ebenso bekannt ist, wie wegen seiner Werke.

Was das Dementi betrifft, das man ihm in Ihrem Namen gegeben hat, so ist es zunichte gemacht durch den Druck der Briefe, die Herr de Voltaire von Ihnen besitzt. Diese werden in einem sehr verständigen Memorandum eingeflochten werden, das erscheinen wird und das, dem Kanzler einzusenden und zu veröffentlichen, alle seine Freunde, unter die zu zählen ich mir zur Ehre anrechne, ihm geraten haben. Abgesehen von dem Ansehen, das eine männliche und von der Freundschaft geforderte Haltung Ihnen eintragen wird, wird sie Ihnen überdies die vollständige Achtung dessen verschaffen, der sich nennt, mein Herr,

Ihr ergebener und gehorsamer Diener  
Châtelet.



Die *Voltairomanie* hatte in Paris stürmischen Erfolg. Obwohl die Schrift in Holland heimlich gedruckt worden war, wurden 2000 Exemplare in zwei Wochen verkauft. In Privatkreisen leugnete Desfontaines seine Autorschaft nicht; er las die Schrift seinen Freunden vor, darunter verschiedenen Freunden Voltaires, die — wie es ja geht — zugleich die seinigen waren. So Abbé Prévost, ja sogar Algarotti.

Der angebliche Advokat, der als der offizielle Urheber der Schrift galt, machte ihm keine Sorge, da er nicht existierte. Dagegen war Voltaires Stellung zu dem vorgeblichen Verfasser seiner Broschüre nicht so bequem. Dieser existierte nämlich in Fleisch und Blut. Herr de Mouhy, der ihm den Dienst als Strohmann geleistet und viel Geld an der Broschüre verdient hatte, unterzog Voltaire um den Preis seiner Verschwiegenheit einer regulären Gelderpressung, und ließ sich den geringfügigsten Schritt, den er anlässlich der Schrift getan hatte, bezahlen, bis zu den zwölf Franken, die ihn, wie er behauptete, die Eingabe der Klage an die Polizei gekostet hatte, — eine Sache, die für jedermann kostenlos war.

Mouhy und Abbé Moussinot, Voltaires ständiger Kommissiönär, beschworen ihn übrigens, endlich persönlich nach Paris zu kommen, um die Angelegenheit mit Kraft zu betreiben. Aber abgesehen von der Gefahr, mit welcher ein Aufenthalt in der Hauptstadt für ihn verbunden war, scheint auch Clairauts Anwesenheit in Cirey seine Eifersucht erregt und für ihn einen weiteren Grund gebildet zu haben, in Cirey zu bleiben. Als Madame du Châtelet und Clairaut sich eines Tages trotz wiederholter Aufforderungen nicht bei der Abendmahlzeit einfanden, weil sie, in die Lösung einer mathematischen Aufgabe vertieft, sich eingeschlossen hatten, um ungestört zu bleiben, war Voltaire in seiner Erbitterung zu ihnen hinübergestürzt und hatte mit einem Fußtritt die versperrte Türe gesprengt.

Er besaß nicht die nötige Gemütsruhe, um einen jungen Nebenbuhler auf dem Platze zurückzulassen.

Es geht nirgends hervor, daß Thiériot sich schließlich aus seiner erbärmlichen Reserve hat heraustreiben lassen. Die Briefe, die er schrieb, sandte Madame du Châtelet ihm zurück, desgleichen seine Antwort auf ihres Mannes Brief, die so unbefriedigend war, daß sie fürchten mußte, der Marquis werde nach Paris fahren und ihn fordern. Herr du Châtelet bekam also dieses Schreiben gar nicht zu sehen.

Desfontaines wurde zu dem Polizeipräsidenten gerufen; als dieser aber den in *Le Préservatif* eingeflochtenen, für Desfontaines so ehrenrührigen Brief Voltaires las, zeigte er keine Lust, einzugreifen. Er bot Desfontaines an, sich wegen *La Voltairomanie* zu entschuldigen, falls Voltaire das Gleiche mit *Le Préservatif* täte.

Aber Madame du Châtelets Stolz empörte sich gegen diese Parallele.

Um dem Gezänk ein Ende zu machen, reiste der Marquis nach Paris, ging geradenwegs zu Desfontaines hinauf und erzwang von ihm folgende Erklärung:

Ich mache hiermit bekannt, daß ich nicht der Verfasser eines *La Voltairomanie* betitelten Pamphletes bin, daß ich dieses ganz und gar mißbillige, alles, was darin Herrn de Voltaire zur Last gelegt wird, als Verleumdung betrachte, und daß ich mich für entehrt halten würde, wenn ich nur den geringsten Anteil an dieser Schrift hätte, da ich für Herrn de Voltaire die Gefühle der Ehrerbietung hege, die seinen Talenten gebühren und die das Publikum ihm mit so gutem Grund entgegenbringt.

## XX

Von nun an ging es mit Desfontaines abwärts. Seine Zeitschrift *Observations* wurde unter Aufsicht gestellt und zensuriert, und stand bei dem geringsten persönlichen Ausfall in Gefahr, unterdrückt zu werden; sie wurde daher notwendigerweise immer farbloser und langweiliger.

Allein, gleich allen Skandalschreibern gezwungen, irgend etwas Aufsehererregendes zu unternehmen, wählte er als Opfer einen Abbé Gourné, Prior in Taverny, der 1741 das erste Heft einer *Géographie méthodique* herausgegeben hatte. Desfontaines fand sein Vergnügen daran, dieses Werk in zwei, drei Artikeln herunterzureißen. Aber hier kam er an den Unrechten. Der Prior fand sich durchaus nicht in sein Schicksal: er schrieb gegen seinen Angreifer, behauptete, Desfontaines habe von Pariser Buchhändlern Geld dafür bekommen, die Geographie des Priors durchfallen zu lassen, und legte Desfontaines folgende Worte in den Mund:

Ich könnte die Herausgabe Ihres Werkes mit größter Leichtigkeit einstellen lassen — eine Sache, die doch für Sie von Wichtigkeit ist. Aber ich achte Sie und möchte Sie gern mir verpflichten. Nur müssen Sie mir ein wenig helfen. Ich bin lange Zeit Jesuit gewesen; aber habe ich auch verschiedenes in dieser Schule gelernt, so besitze ich doch keine Spur von Religiosität. Ich lebe von meiner Feder und bin als Kritiker die Geißel der Autoren. Weh' dem, der mir nicht zu Gefallen schreibt!

Der Prior glaubte, Desfontaines ein Exemplar seines Werkes überlassen zu müssen. Dieser forderte jedoch außer dem ersten noch sechs andere Exemplare, vier Louisdors und dazu ein Manuskript, das die Geschichte der Reims-Kathedrale enthielt. Als Entgelt wollte er dann die Geographie auf Kosten aller anderen Geographien herausstreichen. Für die folgenden Hefte wollte er sich dann mit einem Louisdor und seinen sieben Exemplaren begnügen: „Ich bin, wie Sie sehen, nicht kostspielig und behandle Sie als Freund.“

Gourné weigerte sich. Da verabredete sich Desfontaines mit drei Buchhändlern (in unserer Sprache: Verlegern), die alle verbreiten sollten, Gournés Geographie finde keine Käufer. Behauptete der Prior sodann das Gegenteil und führte an, daß er viele Exemplare verkauft habe und verkaufe, so sollte man ihn wegen Übertretung der für den Buchhandel gültigen Gesetze belangen.

Da Gourné dies alles vor die Öffentlichkeit brachte, klagte Desfontaines bei der Polizei. Es erfolgte eine Hausdurchsuchung beim Prior

und dessen Verhaftung. Gourné erhob nun die Klage beim Parlament; aber gleichzeitig belangte Desfontaines ihm beim Gerichtshof in Châtelet. Der Prior erwirkte jedoch einen Parlamentsbeschluß, der diesem Gerichtshof den Prozeß untersagte. Die Sache kam also nicht vors Gericht; und im Oktober 1743 wurde Desfontaines das Privilegium zur Herausgabe der *Observations sur les écrits modernes* entzogen.

Insoweit war Voltaire gerächt; allerdings waren die Behörden nicht sinecweges eingeschritten, sondern der Französischen Akademie zuliebe, die Desfontaines ein zweites Mal herausgefordert hatte, indem er als Vorrede seiner Übersetzung des Vergil schrieb: „Es verletzt mehr, einen hochmütigen Haufen Menschen ohne Verdienste lobpreisen zu hören, als Augustus von Ovid und Vergil als Gott behandelt zu sehen.“

Diese allgemeingehaltene und vage Zeile, diese Bagatelle machte, der Rede hinzugefügt, in welcher Desfontaines sieben Jahre zuvor unter einem Decknamen die Akademie verhöhnt hatte, den Becher überfließen. Prior Gourné lieferte nur den Vorwand, wiewohl er in seiner Hartnäckigkeit sein Opfer weiter mit blutigem Hohn zu verfolgen fortfuhr.

Desfontaines gab sich nicht vollständig verloren. Er begann eine neue Zeitschrift *Jugements sur les ouvrages nouveaux*. Aber nun hatte er einen Maulkorb angelegt bekommen.

1745 erkrankte er an einer Lungenentzündung, die in Wassersucht überging. Er bereute seine Sünden und starb.

Er war einer von denen, die der Ruhm anderer grämt: ein mißgünstiger, undankbarer Pedant.

## XXI

Madame du Châtelet war sicherlich größer und selbständiger veranlagt als die meisten Frauen ihrer Zeit und der Nachwelt. Es war nichts in ihr von der systematischen Prüderie des tristen neunzehnten Jahrhunderts und von der Heuchelei seines guten Tons. Dennoch kann man sie keineswegs eine für das achtzehnte Jahrhundert typische Erscheinung nennen. Sie war wohl weiblich gefallsüchtig, aber ohne alle Koketterie, sowie im Grunde ohne Grazie, und sie war zwar eine Frau, die in einer einzigen großen Leidenschaft aufgehen konnte, aber nicht im Geiste des Zeitalters, nicht heimlich wie Mademoiselle de l'Espinasse oder rührend wie Mademoiselle d'Aïssé, sondern mit einer Offenheit, die in den Augen einzelner etwas Schamloses hatte.

Die schöne Emilie war in ihrer Geistesrichtung und ihrem Gedankengang, in ihrer Gelehrtheit wie in ihrem Sinn für die Natur in deren nackter Herrlichkeit näher verwandt mit italienischen Frauen aus dem Jahre 1500 als mit anderen französischen von 1740.

Wie gewisse vornehme Damen der Renaissance war sie schamlos, ohne irgendwie unkeusch zu sein. Es genierte sie nicht, sich un-

bekleidet vor einem Lakai sehen zu lassen; sie betrachtete ihn nicht als Mann im Verhältnis zu ihr selbst als Weib.

Voltaires späterer Sekretär, Madame du Châtelets Kammerdiener, S. G. Longchamp, erzählt in seinen Memoiren, wie er seinen Dienst bei ihr antrat, und was sie ihm zu tun gab; seine Schwester, die durch mehrere Jahre ihre Kammerjungfer gewesen, hatte ihm den Platz verschafft. Am ersten Morgen, da er zusammen mit seiner Schwester in das Schlafzimmer der Marquise trat, ließ Madame du Châtelet die Bettgardinen beiseite ziehen und stand auf:

Während meine Schwester ein Hemd hervorholte, ließ die gnädige Frau, die sich mir gegenüber befand, ihr Hemd vor die Füße hinabgleiten und stand da, nackt wie eine Marmorstatue. Ich war verblüfft und wagte nicht den Blick auf sie zu richten, obwohl ich, am Hof von Lothringen erzogen, mehr als einmal in der Lage gewesen war, Frauen ihr Hemd wechseln zu sehen; allerdings nicht auf solche Art. Sobald die gnädige Frau angekleidet war, bestellte sie ihre Abendmahlzeit (sie speiste nur einmal des Tages), bei welcher bloß zwei Personen zugegen sein sollten, der Herzog von Richelieu und Herr de Voltaire ... Einige Tage später klingelte sie, während sie im Bade lag; meine Schwester war anderwärts beschäftigt und nicht zugegen. Madame du Châtelet sagte mir, ich solle einen Kessel kochenden Wassers nehmen, der auf dem Feuer stand, und davon in ihr Bad gießen; es sei zu kalt geworden. Als ich mich näherte, sah ich, daß keine Essenz in das Badewasser gemengt worden war, denn es war vollkommen klar und durchsichtig. Die Dame entfernte die Beine voneinander, damit ich das kochende Wasser, das ich brachte, leichter und ohne ihr Schaden zu tun, in die Wanne gießen könnte. Als ich ihren Befehl auszuführen begann, fiel mein Blick auf das, was ich zu sehen nicht gesucht hatte. Voll Scham und, so weit möglich, mit abgewendetem Kopf stehend, hatte ich das Mißgeschick, mit der Hand zu zittern und das Wasser aufs Geratewohl in die Wanne zu gießen. So passen Sie doch auf! sagte sie heftig mit starker Stimme. Sie verbrennen mich ja! Ich war also genötigt, genau und länger zuzusehen, als ich es gewollt hätte ... Ich war bei den weiblichen Herrschaften, bei denen ich früher gedient hatte, an solche Ungezwungenheit nicht gewohnt gewesen.

Sicherlich hat sich im Altertum Hypatia, so gelehrt und vorurteilsfrei sie auch war, einem Sklaven gegenüber zurückhaltender gezeigt. Es gab eine gewisse Scham bei einer denkenden Griechin im alten Aegypten wie im alten Hellas, die man unter dem Scheinklassizismus des achtzehnten Jahrhunderts eingeübt hatte.

Hypatia kannte Homer und Platon, aber nicht Mathematik und Physik; Madame du Châtelet stand nicht unter dem mildernden Einfluß der Griechen, beherrschte dagegen vollständig die mathematische Erkenntnis ihrer Zeit, obwohl sie niemals im Gesellschaftsleben von ihren mathematischen Fähigkeiten sprach, sie nur bisweilen beim Spieltisch gebrauchte, um die sich gelegentlich hier bietenden arithmetischen Aufgaben zu lösen, — was sie allerdings nicht hinderte, an einem Unglücksabend in Fontainebleau am Spieltisch der Königin ein Vermögen zu verlieren.



## XXII

Es wurde bereits in der Ouverture bemerkt, daß Voltaires *Eléments de la philosophie de Newton* kein Auszug aus Newtons *Principia*, sondern eine selbständige Entwicklung seiner Entdeckungen in Optik und Astronomie seien. Das Werk wurde sogleich im Jahre 1738 der Madame la Marquise du Châtelet mit einem Gedicht und einem kürzeren Brief zugeeignet. Die Widmung wurde im Jahre 1741 erweitert und geändert und 1745 von der umfangreicheren und gewichtigeren Epistel abgelöst, die mit den begeistertsten Worten beginnt:

Madame!

Als ich zum erstenmal Ihren angesehenen Namen an die Spitze dieser *Philosophischen Elemente* setzte, studierte ich gemeinsam mit Ihnen. Seit jener Zeit haben Sie einen so hohen Flug genommen, daß ich nicht mehr folgen kann. Ich bin jetzt in derselben Situation wie ein Grammatiker, der einen Versuch in der Redekunst dem Demosthenes oder Cicero überbringen will. Ich biete einfache Elemente derjenigen, die alle Tiefen der transzendenten Geometrie durchdrungen und als Einzige unter uns Newton übersetzt und erklärt hat. Dieser Philosoph gewann bei Lebzeiten all die Ehre, die er verdiente; er erregte keinen Neid, weil er keinen Nebenbuhler hatte. Die gelehrte Welt war seine Jüngerin; die übrigen Menschen bewunderten ihn, ohne Anspruch zu erheben, ihn zu fassen. Aber die Ehre, die Sie ihm erweisen, ist zweifellos die größte, die ihm je zuteil geworden.

Das Werk, welches Sachkundige sowohl damals wie später wegen seiner ungemein durchsichtigen Darstellung schwerzugänglicher philosophischer, physikalischer und astronomischer Wahrheiten so hoch schätzten, wird von einer Metaphysik eingeleitet, deren erste deistische Kapitel seinerzeit wohlgeeignet, dem Buche einen Weg zu bahnen, heutzutage von der Lektüre zunächst abschrecken. Sie enthalten in der Tat nichts anderes als reine Theologie, die heutigentags so gründlich veraltete, vermeintlich rationelle Theologie des achtzehnten Jahrhunderts, die von wissenschaftlichem Gedankengang ebenso entblößt war wie die spekulativen Dogmen des neunzehnten Jahrhunderts. Ab und zu verspürt man zwar auch hier helle Blitze von Voltaireschem Scharfsinn; so in den Betrachtungen über Willensfreiheit. Aber erst da, wo er mit eindringlicher Klarheit Newtons Entdeckungen in der Optik und Physik beleuchtet, steht er auf seiner Höhe als Lichtbringer und Erzieher. Er popularisiert hier die neuen Ideen, das Gesetz von der Schwere, die allgemeine Anziehungskraft, die Brechbarkeit der Lichtstrahlen und bekämpft die Irrtümer seiner Zeit.

Allein er begnügt sich nicht damit, bei der Darstellung der Grundgedanken anderer Forscher stehen zu bleiben.

Eine von Descartes kühnen, wenn auch unbewiesenen Ideen war die gewesen, daß Gott die Summe der Bewegungen und die Menge der Materie im Weltall unverändert bewahre.

Es war die schon von Epikur entworfene von der Erhaltung der Kraft, die hier wieder auftauchte, jene Lehre, die heute der Menschheit

in der Form eingeprägt worden ist, daß alles, Feuer und Farben so gut wie Muskelkraft, Fahren und Gletscherschreiten wie Stimmenklang nur verwandeltes Sonnenlicht sind.

An den Streitigkeiten, die der cartesianische Einfall hervorrief, nahm auch Voltaire Teil. Descartes hatte den Fehler begangen, die Größe der Bewegung der mit der Geschwindigkeit multiplizierten Masse gleichzusetzen, da er sich für die Beständigkeit der Bewegungssumme der Welt aussprach. Leibniz verbesserte 1686 diesen Fehler, indem er an Stelle der Geschwindigkeit die die Geschwindigkeit erzeugende Fallhöhe: also das Quadrat der Geschwindigkeit setzte.

Seitdem blieben die Mathematiker in zwei Lager geteilt, verteidigten teils Descartes, teils Leibniz Kraftmaß. Erst im Jahre 1743 machte D'Alembert dem Streit ein Ende.

Newton selbst hatte am Schlusse seiner Optik Cartesius Maß als richtig angenommen, aber dessen Lehre von der Unveränderlichkeit der Bewegungssumme verworfen, ohne der Leibnizschen Veränderung dieser Theorie Erwähnung zu tun.

Wie wir gesehen haben, dachte Madame du Châtelet selbständig genug, um sich für Leibniz Verbesserung der cartesianischen Lehre zu erklären, obwohl sie in allem anderen durchweg Newtons Schülerin war.

Voltaire nahm in seiner Abhandlung über dieses Buch *Exposition du livre des institutions physiques* 1740 Partei für Descartes gegen Leibniz und entwickelte in seiner zweiten Abhandlung *Doutes sur la mesure des forces motrices* genauer die Gründe, warum er die Lehre von der Erhaltung der Energie verwarf, Gründe, die dazumal vom wissenschaftlichen Standpunkt aus schwierig zu widerlegen waren, heute aber nur historisches Interesse haben.

In der Anzeige des Buches seiner Freundin Madame du Châtelet sowie in dem metaphysischen Kapitel, das das Werk über Newton einleitet, spricht Voltaire eine Sprache, die für unsere Ohren rein theologisch klingt. In der Metaphysik sagt er: „Wenn die Materie dem Gesetz der Schwere folgt, wie bewiesen ist, so folgt sie diesem Gesetz nicht aus ihrer Natur heraus: Sie hat die Schwere von Gott empfangen. Wenn die Planeten sich in der einen Richtung bewegen und nicht in der anderen, so hat des Schöpfers Hand mit unbedingter Freiheit ihren Lauf in einer bestimmten Richtung gelenkt.“

Hier gibt Voltaire Newtons Denkungsart als begeisterter Schüler wieder.

Gegenüber dieser theologischen Behauptung von der unbedingten Freiheit des Schöpfers, die Bewegung geschehen zu lassen, wie es ihm beliebt, betont Leibniz, es gebe keine Erscheinung in der Natur, die ohne einen Beweggrund bloß ein Produkt des Zufalls oder des höchsten Willens sei. Er stellt daher das Prinzip von dem hinreichenden Grund auf, dem Madame du Châtelet sich in ihren *Institutions* angeschlossen hat. Als gläubiger Newtonianer protestiert Voltaire gegen das Prinzip von dem hinreichenden Grund mit folgendem, nicht überzeugenden

Argument: „Ich denke, daß Leibniz selbst verlegen geworden wäre, wenn jemand ihn gefragt hätte, warum die Planeten sich von West nach Ost drehen und nicht in umgekehrter Richtung; warum dieser oder jener Stern just diesen Platz am Himmel einnimmt usw.“

Da Madame du Châtelet hier auch dem von Leibniz am Ende seiner Laufbahn in seiner *Théodicée* entwickelten Optimismus zugestimmt hatte, bemerkt Voltaire, mit einem Kompliment an die Verfasserin, über diese Lehre, die er in *Candide* so blutig verspotten sollte: „Sie glaubt mit Leibniz, daß Gott die beste aller möglichen Welten geschaffen hat, und liefert, ohne daran zu denken, selbst den Beweis, welche treffliche Wesen er geschaffen hat.“ Am auffallendsten in dieser Anzeige, die sich um die höchsten und schwierigsten philosophischen Fragen dreht, ist die unbefangene Naivität, mit der Voltaire an den gesunden Menschenverstand als an die höchste Instanz appelliert, in Fragen wie denen über das Entstehen der Zeit- und Raumvorstellungen, in welchen die Entscheidung des gesunden Menschenverstandes so wenig bedeutet, wie das Zeugnis des Sehvermögens in der Frage, ob die Sonne wirklich morgens aufgeht.

Descartes hatte seine Lehre theologisch damit gestützt, daß es zu Gottes Vollkommenheit gehöre, nicht bloß selbst beständig zu sein, sondern auf so konstante und unveränderliche Art wie möglich zu wirken. Voltaire fragte, warum es denn weniger zu Gottes Wesen gehören solle, die Beschaffenheit und Form aller Wesen so zu bewahren, als die Energie unverändert aufrecht zu erhalten. So verkannte dieser Zweifelgeist, der von seinem allzu blinden Vertrauen auf den gesunden Menschenverstand ausging, die ersten Strahlen einer Idee, die im folgenden Jahrhundert gleich einer Sonne emporstieg (Robert v. Mayer, Helmholtz, Colding), bis im zwanzigsten die Natur des Radiums sie aufs neue in Frage stellte.

In Cirey wurde nach der Abendmahlzeit zwischen der schönen Emilie, Voltaire, Maupertuis und Clairaut das Problem von der Erhaltung der Kraft erörtert, bis die Wachskerzen tief in die Leuchter hinabbrannten.

### XXIII

Daß zwischen diesem Problem und dem Problem von der Wärme eine Beziehung bestehen müsse, erkannte man zu jener Zeit recht wohl indem man fragte, woher die Kraft käme, wenn aus einem Funken ein Brand entstände.

Voltaire hatte sich stets von dem rätselhaften Wesen des Feuers angezogen gefühlt. Selbst Feuer, schien ihm das Feuer die Allnatur zu umspannen, alles zu gebären, zu erneuern, zu teilen, zu vereinen, zu nähren. Er schrieb auf Lateinisch folgendes schöne Ditschon darüber:

Ignis ubique latet, naturam amplectitur omnem,  
Cuncta parit, renovat, dividit, unit, alit.

Die Akademie der Wissenschaften in Paris setzte eine Preisaufgabe für das Jahr 1738 aus: *Wesen und Verbreitung des Feuers*.

Voltaire brannte vor Lust, die Kenntnisse, die er unter seinen eifrigen naturwissenschaftlichen Versuchen und Studien auf Cirey gesammelt hatte, auf eine Art und Weise anzuwenden, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte. Schon im vorhergehenden Jahre hatte er sich durch Maupertuis Auskunft zu verschaffen versucht, welche Preisaufgabe die Akademie der Wissenschaften für das folgende Jahr ausschreiben würde: ein Freund von ihm interessierte sich dafür. Als die gestellte Frage so gut mit seinen Studien und Experimenten stimmte, machte er sich rasch an die Beantwortung.

Er besaß in Cirey einen physikalischen Apparat und die chemischen Hilfsmittel jener Zeit, hatte hier ein Laboratorium und eine Dunkelkammer aufführen lassen. Er war der erste, der einen von Newton nur angedeuteten Versuch ausführte, indem er sich überzeigte, daß die totale Reflexion in einem Prisma nicht aufhört, wenn das Glas, statt von Luft, von Luftleere begrenzt ist.<sup>1)</sup>

Nun versuchte er das Wesen der Wärme zu erforschen. Er ging experimentierend zu Werke und bediente sich der Hilfsmittel, die man damals besaß, vor allem einer Wage, dann eines Réaumurschen Thermometers, und eines Muschenbroekschen Pyrometers (nicht eines modernen Hitzemessers, sondern einer Meßstange, durch welche sich beobachten ließ, wie sich die erhitzten Körper ausdehnten). Zu dieser Zeit waren die Ansichten über die Möglichkeit, die Wärme zu wägen, noch geteilt.

Boerhave hatte glühendes Eisen und kaltes Eisen gleich schwer befunden. Duclos und Homberg hatten einen bei Verkalkung der Metalle entstehenden Zuwachs an Gewicht gefunden, den Boerhave nur durch das Abschabsel von dem zum Umrühren verwendeten Spachtel zu erklären vermochte.

Voltaire nahm seine Versuche in einer Eisenhütte vor. Wie Boerhave es vorgeschrieben hatte, ersetzte er die Stricke, an welchen die

<sup>1)</sup> J'en ai fait l'expérience; j'ai fait enchâsser un excellent prisme dans le milieu d'une platine de cuivre; j'ai appliqué cette platine au haut d'un récipient ouvert, posé sur la machine pneumatique; j'ai fait porter la machine dans ma chambre obscure. Là, recevant la lumière par un trou sur le prisme, et la faisant tomber à l'angle requis, je pompai l'air très longtemps; ceux qui étaient présents virent qu'à mesure qu'on pompait l'air, il passait moins de lumière dans le récipient, et qu'enfin il n'en passa presque plus du tout. C'était un spectacle très agréable de voir cette lumière se réfléchir par le prisme, tout entière au plancher.

L'expérience démontre donc que la lumière, en ce cas, rejait du vide; mais on sait bien que ce vide ne peut avoir d'action. Que peut on donc conclure de cette expérience? deux choses très palpables: la première, que la surface des solides ne renvoie pas la lumière; la seconde, qu'il y a dans les corps solides un pouvoir inconnu qui agit sur la lumière; et c'est cette seconde propriété que nous examinerons à sa place.



Wagschalen hingen, durch Ketten, die nicht wie die Stricke dem Austrocknen unterlagen, und wog dann bis zu hundert Pfund Eisen, geschmolzen und hart; bis zu zweitausend Pfund Eisen, glühend und kalt. Er wiederholte in größerem Maßstab alle Versuche Boerhaves.

Nach vielem Zweifeln fand er zuletzt, daß die Wärme nicht zu wägen sei. Da er sie aber für gleichartig mit dem Lichte hielt, das Newtons Lehre nach von den Körpern angezogen wurde, so ließ er es dahin stehen, ob nicht dennoch der Wärme ein äusserst geringes Gewicht zukäme, das sich eben durch Versuche nicht nachweisen ließe.

Mit einem Blick für das Richtige, der ihn seiner Zeit weit voranstellte, erklärte er die durch Verkalkung entstehende Gewichtszunahme daraus, daß aus der Luft ein Stoff aufgenommen wurde. Die Luft war für ihn kein Element, sondern eine Mischung von Dämpfen. Boerhave hatte das anscheinend geringere Gewicht der heißen Massen durch das Trockenwerden der Stricke erklärt; an die aufsteigenden Luftströme hatte er nicht gedacht.

Voltaire betont, daß die Wärme ihre Wirkungen durch Bewegung ausübt. Sie gleicht die Anziehung der Teilchen aus, bedingt den fließenden Zustand, teilt der Luft Elektrizität mit, sprengt Körper durch die allzu große Heftigkeit der Bewegung. Die Versuche in bezug auf Mitteilung der Wärme stellte Voltaire so an, daß er die Zeiten maß, innerhalb welcher verschiedene Körper durch dieselbe Wärmequelle bestimmte Temperaturen annahmen. Von der damals erreichten wissenschaftlichen Einsicht aus konnte dies zu nichts führen. Aber indem er eine heiße Eisenplatte zwischen zwei kalte legte und nachwies, wie diese sich bei jeglicher Stellung der Platten auf gleiche Art erwärmten, widerlegte er den Aberglauben, daß die Wärme nach aufwärts strebe.

Sogar über das Fortschreiten des Waldbrandes stellte er Versuche im großen Stil an, so kostspielig sie auch waren.

Am merkwürdigsten jedoch — wie schon in der Overture berührt — war seine Beobachtung, daß dieselben Mengen verschiedenartiger Flüssigkeiten, wie Öl, Wasser, Essig von verschiedener Temperatur, wenn man sie mischte, nicht die Durchschnittstemperatur annehmen.

Sowie Voltaire in weiterer Verfolgung seiner Ideen bezüglich der Verkalkung der Metalle und der zusammengesetzten Beschaffenheit der Luft den Sauerstoff hätte entdecken müssen, so stand er hier dicht vor der Entdeckung der spezifischen Wärme der Körper. Diese Voltaires Untersuchungen zu einer Zeit, da — wie Condorcet und nach ihm Dubois-Reymond bemerkten — die Chemie in Frankreich noch nicht einmal in das Stadium eingetreten war, wo man an den Feuerstoff (Flogistan) glaubte, haben ihm die höchste Achtung der modernen Naturforscher erworben.

## XXIV

Die Marquise von Châtelet nahm an der Konkurrenz teil, ohne daß Voltaire etwas davon ahnte. In einem Brief an Maupertuis vom 21. Juni 1738 beklagt sie sich zuerst, daß er nach seiner Vaterstadt Saint-Malo gegangen sei statt nach Cirey, wo sie fest gehofft hatte, ihn zu sehen, und wo er den ersehnten Frieden gefunden hätte; denn hier habe während der letzten drei Jahre Frieden geherrscht; hier hätte er abwechselnd die Einsamkeit und die Gesellschaft zweier Menschen genießen können, die ihn bewunderten und liebten, so wie er es verdiente. Dann folgt nach einer Auseinandersetzung, wie gut er zu Friedrich dem Großen passen würde, den er ja auch später zu Voltairens Ärgernis so ganz für sich gewann, folgende Mitteilung:

Ich denke mir, Sie waren sehr verwundert, daß ich die Kühnheit hatte, eine Abhandlung für die Akademie zu komponieren. Ich wollte meine Kräfte inkognito erproben; denn ich schmeichelte mir, für immer unbekannt zu bleiben. Herr du Châtelet war der einzige Eingeweihte und er hat mein Geheimnis so gut bewahrt, daß er Ihnen in Paris nichts davon gesagt hat. Ich habe kein Experiment machen können, weil ich ohne Herrn de Voltairens Wissen arbeitete und ich es sonst nicht vor ihm verborgen hätte. Ich kam erst auf den Einfall einen Monat, bevor die Abhandlungen eingesandt werden sollten; ich konnte nur des Nachts arbeiten, und ich war auf diesem Gebiete ganz unerfahren. Das Werk Voltairens, das fast beendet war, ehe ich das meinige begann, gab mir die Ideen und die Lust zu einem Wettlauf auf derselben Bahn. Ich begann zu arbeiten, ohne zu wissen, ob ich meine Abhandlung einsenden würde, und ich sagte Herrn de Voltaire nichts, weil ich nicht vor ihm eines Unternehmens wegen erröten wollte, das, wie ich fürchtete, ihm mißfallen würde, um so mehr, als ich fast alle seine Ideen in meiner Arbeit bekämpfte. Ich gestand es ihm erst, als ich aus der Zeitung ersah, daß weder er noch ich einen Anteil an dem Preise erhalten hatte. Es schien mir, als würde eine Niederlage, die ich mit ihm teilte, ehrenvoll. Ich habe später erfahren, daß sowohl seine wie meine Arbeit unter denen gewesen, die zur Konkurrenz zugelassen wurden. Daß Sie sie demnach lesen würden, war ein Gedanke, der meinen Mut belebte.

Statt mir mein Schweigen übel zu nehmen, hat Herr de Voltaire nur daran gedacht, mir zu nützen, und da er mit meiner Arbeit recht zufrieden war, erwies er mir die Güte, sich deren Drucklegung anzunehmen. Ich hoffe diese ins Werk zu setzen, insbesondere wenn Sie ein Wort an Herrn Dufay und Herrn de Réaumur schreiben wollten. Herr de Voltaire hat an beide geschrieben. Herr de Réaumur hat mit ausgesuchter Höflichkeit geantwortet ... Ich wundere mich nicht, daß Herrn des Voltairens Abhandlung Ihnen gefallen hat; sie ist reich an Scharfblick, an Untersuchungen und lehrreichen Experimenten. Es ist nichts dieser Art in der meinen und es ist ganz natürlich, daß Sie keine Vorstellung von ihr haben. Vielleicht erinnern Sie sich ihrer, falls Sie sie gelesen haben, wenn ich Ihnen sage, daß es die Abhandlung war, die Nummer Sechs hatte und in der dargestellt wird, daß das Feuer nichts wiegt, daß es möglicherweise ein Wesen ganz eigener Art ist, weder Geist noch Stoff, wie der Raum, dessen Existenz auch als bewiesen gelten kann, weder Geist noch Stoff ist.

Der Preis wurde zwischen drei anderen Bewerbern geteilt, unter welchen sich ein mathematisches Genie befand, der damals 31jährige Euler. Sowohl die Marquise wie Voltaire erhielten ehrenvolle Besprechungen, und die Akademie ließ ihre Arbeiten nach den drei preisgekrönten abdrucken. Aber obgleich sich unter den Richtern Männer, wie Réaumur und Dufay befanden, zeigte die fortschreitende Wissenschaft bald, daß Voltaire eher als selbst Euler den Preis verdient hätte und weit eher als die beiden anderen Belohnten. Der eine von ihnen, der Jesuit Lozeran de Fiesc glaubte an die cartesianischen Wirbel im Feuer; für ihn bestand die Wärme aus flüchtigen und wesentlichen Salzen, Schwefel, Luft, Ätherstoff, Teilchen von Wasser, Erde und Metall. Cartesianer gleich Fiesc war der dritte Preisgekrönte, ein Graf Créquy, und da die Akademie cartesianisch war, ließ sich der Erfolg der beiden Sieger leicht erklären.

Euler war als junger Mann hier nicht weniger spekulativ als seine beiden Genossen. Seiner Vorstellung nach enthielten brennbare Körper in ihren Teilchen einen Feuerstoff, so wie in kleinen Glasblasen stark zusammengepreßte Luft war. Sprang eine kleine Blase, so verpflanzte sich durch den Stoß der herausgelassenen Luft die Bewegung weiter von Blase zu Blase.

Am Schlusse seiner Abhandlung teilte Euler eine Formel für die Wellengeschwindigkeit elastischer Medien mit, eine Formel, die er von nirgends herleitete; obwohl diese Formel nichts mit dem Thema zu tun hatte und sich später als nicht richtig erwies, so daß Euler selbst sie aufgab, war sie eben dasjenige an der Schrift, was den Richtern imponierte.

In einem Brief an Friedrich vom 15. Januar 1739 macht Voltaire sich über Eulers Blasentheorie lustig, indem er das Wort Blase mit dem Wort Flasche vertauscht. Er schreibt: „Unsere Academie hat Leuten den Preis gegeben, von denen der eine sagt, daß das Feuer aus Flaschen zusammengesetzt, der andere, daß es ein Walzwerk sei. Da haben Sie den Geschmack unserer Nation; sie zieht immer das Romanhafte der einfachen Natur vor.“ Zwanzig Jahre danach erinnerte er sich des Urteils der Akademie, als er in *Candide* die Hauptperson den letzten ihrer Doradohammel der Akademie der Wissenschaften in Bordeaux schenken läßt, die dann im selben Jahr die Preisfrage ausschrieb, warum die Wolle dieses Hammels rot sei: „Den Preis gewann ein nordischer Forscher, der durch  $A$  plus  $B$  minus  $C$ , dividiert durch  $Z$ , bewies, daß der Hammel rot sein und an Klauenseuche sterben müsse.“

Auch die Abhandlung der Madame du Châtelet, welche die energische Frau in nur acht Nächten schrieb, in denen sie nur eine einzige Stunde schlief, enthielt etwas, was die Gelehrten späterer Zeiten außerordentlich gefunden haben. Sie vermutet, daß die Spektralfarben sich in ungleichem Grad erwärmen, Rot am stärksten, Violett am schwächsten, was Rochon vierzig Jahre später bewies.

Voltaire schrieb dem Aberglauben der cartesianischen Wirbel seine und der Marquise Niederlage zu. In einem Briefe an Maupertuis, den er artig als seinen und ihren Lehrer bezeichnet, heißt es:

Sie werden mir zugeben, daß die Sache drollig ist. Es ist grausam, daß die verfluchten Wirbel sich stärker erweisen sollen als Ihr Schüler . . . Die Abhandlung über das Feuer, welche Madame du Châtelet komponiert hat, ist voll von Dingen, die dem größten Physiker Ehre machen würden, und sie hätte den Preis gewonnen, wenn nicht dies sinnlose und lächerliche Hirngespinnst, die Wirbel, noch in den gelehrten Köpfen spukten.

Die Akademie gab, wie gesagt, ihre Zustimmung, daß die beiden ungekrönten Arbeiten gegen die Regel in ihren Schriften gedruckt wurden; sie erschienen mit einem Vorwort, in welchem gesagt wird, daß beide Abhandlungen eine ausgebreitete Belesenheit, große Kenntnisse in den besten physikalischen Werken bewiesen, voll von Tatsachen und Erkenntnissen seien; überdies sei Nr. 6 von einer Dame von hohem Rang, Madame du Châtelet, und Nr. 7 von einem „unserer hervorragendsten Dichter.“ Vergebens bat die schöne Emilie in einem Briefe an die Akademie, ungenannt bleiben zu dürfen, „ich habe tausend Gründe, es zu fordern“. Sie hatte offenbar nur den einen, daß es für ein Weib als lächerlich galt, gelehrt zu sein, so daß sie ewige Spöttereien befürchten mußte.

Voltaire und sie wurden übrigens bei diesem Anlaß Gegenstand einer possierlichen und geschmacklosen Lobpreisung. Ein Prior an der Sorbonne, der vor einer gelehrten Versammlung einen Vortrag über Newton und dessen Lehre hielt, fügte eine Lobrede über Voltaire und Madame du Châtelet hinzu, die sich folgender Ausdrücke bediente: „Newtons System ist ein Labyrinth, in welchem Herr de Voltaire mit Hilfe eines Fadens, den die moderne Ariadne ihm in die Hände gegeben, den Weg gefunden hat. Theseus und Ariadne in der neuen Zeit sind umso rühmenswürdiger, als sie in der griechischen Fabel nur in sinnlichem Feuer für einander entbrannt sind, während diese bloß eine geistige Liebe zueinander hegen, in der nichts Unreines ist.“

## XXV

Voltaires Studium der Naturwissenschaften ist mit seinem Aufenthalt auf Cirey verknüpft, mit dem Zusammenleben mit der schönen Emilie. Seine zahlreichen naturwissenschaftlichen Abhandlungen, teils im *Dictionnaire philosophique*, teils in *Singularités de la Nature*, zeugen von seinem selbständig prüfenden Geist, der ebenso wenig davor zurückscheut, die Entscheidungen einer Autorität in Zweifel zu ziehen, wie die Begrenzung seines eigenen Wissens einzubekennen. „In der Physik,“ sagt er, „muß der Zweifel oft das sein, was in der Mathematik der Beweis ist: das Resultat einer richtigen Schlußfolgerung.“



Wie wir indessen gesehen, hat er sich öfters infolge seines Hangs zum Handgreiflichen tieferliegenden Geheimnissen gegenüber unempfindlich gezeigt und mitunter zu unverständlichem Spott hinreißen lassen, wo er hätte verstehen sollen, daß er einer neuentdeckten Wahrheit gegenüberstand. So erging es ihm mit seiner Auffassung der Versteinerungen als zufälligen Bildungen; mit seinem Unglauben gegenüber der Lehre, daß in der vorhistorischen Zeit, da Wasser gewesen ist, wo nun Berge sind.

In *Singularités de la Nature* hat er ein sehr bezeichnendes Kapitel (das zwölfte) über Muschelschalen und auf Muschelschalen aufgebaute Systeme. Er sagt hier, daß man rings auf der Erdkugel bisweilen Haufen von Muscheln, anderwärts versteinerte Austern finde. Hieraus habe man trotz des Gesetzes der Schwerkraft und trotz der Tiefe des Meeres geschlossen, daß dieses sich vor einigen Millionen Jahren über die ganze Erde erstreckt habe. Wiewohl die Wogen niemals höher als etwa fünfzehn Fuß über unsere Küsten gelangen, glaube man, das Meer habe Berge von 18 000 Fuß Höhe bedeckt. Niemand leugne ja, fährt er fort, daß im Laufe der Jahrhunderte auf der Oberfläche unserer Erdkugel große Veränderungen eingetreten seien. Es sei physisch möglich — und enthalte keinen verwegenen Widerspruch gegen die Heilige Schrift —, daß die Insel Atlantis, wie Platon erzählt, 9000 Jahre vor seiner Lebenszeit verschwunden sei. Aber das beweise nicht, daß das Meer den Kaukasus, die Pyrenäen und die Alpen hervorgebracht habe. Man behauptet, es fänden sich Muschelschalen auf dem Montmartre und in der Nähe von Reims. Aber auf den hohen Bergen gebe es keine. Er habe auf dem St. Gotthard und dem St. Bernhard nach solchen suchen lassen; aber man habe nichts entdeckt.

Ein einziger Physiker habe ihm geschrieben, daß er auf dem Mont-Cenis eine versteinerte Austernschale gefunden habe. Er müsse es glauben und wundere sich bloß, daß solche Schalen sich nicht zu Hunderten fänden. Die benachbarten Seen hätten große Muscheln, deren Schalen den Austernschalen glichen. Und nun kommt Voltaires höchst drollige Erklärung dieser Funde:

Ist es übrigens eine reine Romanidee, den Gedanken auf die zahllosen Pilgrime zu lenken, die mit Muschelschalen auf ihren Hüten zu Fuß von San Jago in Galizien und aus allen anderen Provinzen nach Rom wandern? Sie kommen aus Syrien, Ägypten, Griechenland, sowie aus Polen und Österreich . . . Eine auf dem Mont-Cenis gefundene Auster beweist daher nicht, daß der Indische Ozean alles Land auf unserer Halbkugel bedeckt hat.

In diesem Punkte wurde er von Buffon zurechtgewiesen. Andererseits hütete er sich wohl vor den Enttäuschungen, denen sich Buffon durch seinen Glauben an Needhams von Spallanzani rasch widerlegten Versuch mit dem Kleisteraal ausgesetzt hatte. Ein irischer Jesuit, namens Needham, glaubte folgende Entdeckung gemacht zu haben: Er meinte, im Mehl von Mutterkörnern, das in einem festschließenden,

luftdichten Gefäß in den Ofen gelegt wurde, Aale zu entdecken, die bald andere Aale zeugten. Und dieselben Erscheinungen meinte er in Hammeltunke zu finden. Einige Philosophen schlossen hieraus, daß Keime und Schößlinge überflüssig seien; alles werde durch eine gewisse der Natur innewohnende Lebenskraft geschaffen und neugeboren. Voltaire's gesunde Vernunft lehnte sich gegen diese Theorie auf und er freute sich, schon im Altertum, bei seinem lieben Lucretius einen Einspruch gegen solche Torheit zu finden:

Ex omnibus rebus  
Omne genus nasci potest, nil semine egeret.  
E mare primum homines, e terra posset oriri  
Squammigerum genus et volucres; erumpere cælo  
Armenta atque aliæ pecudes . . . .

Spallanzini's Partei ergiff Voltaire auch in dem Streit um die Beobachtung, die jener gemacht zu haben behauptete: daß der abgeschnittene Kopf der Seeschnecke immer wieder nachwüchse. Volle zweiunddreißigmal stellte auch er diesen Versuch an und in zwei Fällen sah er, daß der Kopf nachwuchs. Offenbar hatte er in diesen Fällen den Schlundring nicht beschädigt, da, wie spätere Experimente erwiesen haben, das Gelingen des Versuchs hiervon abhängt.

Wir haben bemerkt, daß Voltaire's zum Umspannen großer Hauptsachen geneigter Geist sich nicht auf die Vertiefung in Details einließ, ebensowenig auf dem Gebiet des Naturstudiums wie auf jedem anderen. Wir sahen ferner, wie er seinen Landsleuten die in England anerkannte und praktizierte Pockenimpfung empfahl, die jedoch erst fünf- und zwanzig Jahre, nachdem er darauf aufmerksam gemacht hatte, in Frankreich eingeführt wurde.

Wie in der Ouverture gesagt wurde, lag ihm die Hygiene am Herzen, in einem Zeitalter, da sie sonst noch keinerlei Berücksichtigung fand. In seiner kleinen Erzählung *Le monde comme il va*, in welcher er den weisen Babouc zu seinem Sprachrohr macht, wird erzählt, wie der weise Mann nach Persepolis (Paris) kam und welchen Eindruck er hier von dem Kirchengang empfing:

Babouc mischte sich in einen Volkshaufen, bestehend aus dem, was von beiden Geschlechtern am häßlichsten und schmutzigsten war; dieser Haufe eilte mit stumpfen Mienen in einen großen dunkeln Raum. Das beständige Gemurmel, das ewige Hin und Her, das er beobachtete, sowie auch das Geld, das einige zahlten, um sich setzen zu dürfen, ließen ihn anfänglich glauben, dies sei ein Markt, wo Strohstühle verkauft würden; als er aber mehrere Weiber auf die Knie fallen und starr vor sich hin schauen sah, begriff er, daß er in einem Tempel sei. Scharfe, grobe, übel-tönende Stimmen widerhallten unter der Wölbung . . . , so daß er sich die Ohren verstopfte; aber bald war er versucht, sich auch die Nasenlöcher zu verstopfen als er Arbeiter mit Hacken und Schaufeln in den Tempel einziehe, sah. Sie hoben einen breiten Stein empor und warfen zur Rechten und Linken Erde, der ein verpesteter Gestank entstieg. Dann legten sie eine Leiche in die Öffnung und brachten oben auf den Stein

an. Wie, sagte Babouc, diese Völker begraben ihre Toten an derselben Stelle, wo sie die Gottheit anbeten! Wie, ihre Tempel sind voll von Leichen! Dann wundere ich mich nicht mehr über die pestartigen Krankheiten, die so oft Persepolis heimsuchen. Der Toten Fäulnis und der Gestank der Lebenden, die sich hier versammeln und zusammenpressen, genügen, um die Erdkugel zu vergiften.

Bedenkt man, wie sehr Voltaires Vorfahren sich der Bevorzugung freuten, als Notabeln in den Kirchen selbst begraben werden zu dürfen, so fühlt man den Fortschritt, der mit ihm Platz griff.

Voltaire selbst ist ganz durchdrungen von jenem Geist der Naturwissenschaft, der ihn während seines Aufenthalts in England ergriff, und den er später in seinem Heim in Cirey weiter ausbildete. Die naturwissenschaftliche Grundlage tritt allerorten hervor, in seinen Abhandlungen, seinen Briefen, seinen Lehrgedichten, seinen didaktischen Novellen, seinen philosophischen Romanen, seinen Streitschriften, sowohl in den gegen die katholische Kirche gerichteten, wie in denen, die gegen die materialistische Auffassung des Menschen als Maschine sich aussprechen. Wie die Naturwissenschaft dem Glauben ein Ende gemacht hatte, daß die ganze Weltgeschichte sich um Europa drehe, so hatte sie auch die Idee getötet, daß der Mensch der Mittelpunkt des Weltalls sei.

Die größte Bedeutung, die Newton für Voltaire bekam, war vielleicht die ganz allgemeine, daß der geniale Franzose, statt den Blick auf Paris fest genagelt zu halten, sich in dem unendlichen Raum schweben fühlte und in diesem unendlichen Raum kosmische Nebel, Milchstraßen, Sonnensysteme spürte, mit seinem inneren Auge unsere Sonne im Himmelsraum wirbeln, Planeten in ihren Bahnen um sie schwingen und kreisen sah, und endlich einen Punkt in diesem System, die Erde, schnell wie eine Sternschnuppe durch den Raum stürmend, empfand, um ihre Achse sich drehend, sausend wie ein schnurrender Kreisel, leicht und flüchtig wie ein Ball, von einer Gottheit geschleudert.

Wenn er von nun an auf das Erdenleben blickte, so tat er es wie sein Micromegas, der Riese vom Sirius, der in sechsunddreißig Stunden um die Erde fuhr und die Menschen durch das Mikroskop betrachtete.

## XXVI

Fräulein d'Issembourg d'Happoncourt war aus einer vornehmen und verdienstvollen Familie hervorgegangen. Ihr Vater war Major in der Gendarmerie des Herzogs von Lothringen, ihre Mutter, Marguerite Callot, die Enkelin des berühmten Malers und Graveurs Jacques Callot, 1695 in Nancy geboren, war sie als ganz junges Mädchen mit einem Kammerherrn des Herzogs von Lothringen, Huguet de Graffigny, verheiratet worden, einem rohen und gewalttätigen Manne, der sie in seinen Anfällen von toller Wut halbtot schlug, so daß sie in einem

uns erhaltengebliebenen rührenden Briefe ihren Vater um Befreiung aus dieser Ehe anflehen mußte.

Sie erreichte diese Befreiung, war aber nach der Trennung so arm, daß sie kaum ein paar hundert Franken zur Verfügung hatte. Sie war Gesellschaftsdame bei dem jungen Fräulein de Guise geworden, als Voltaire deren Heirat mit dem Herzog von Richelieu zustande brachte, und die Herzogin behielt sie, ohne sie jedoch so fest an sich zu binden, daß sie nicht einen längeren Besuch auf Cirey hätte abstatten können. Erst im Jahre 1820 wurden die Briefe, die sie aus Cirey an ihre Freunde geschrieben hat, geordnet und herausgegeben, und sie bilden nun eine der besten Quellen, aus denen wir Kenntnisse über das Zusammenleben auf Cirey schöpfen können.

Diese Briefe sind an sich höchst kurios; berichten sie doch mit der äußersten Gewissenhaftigkeit den Freunden alles haarklein, was der Schreiberin passiert ist, so daß wir Jetztlebenden es mit ihr erleben: die täglichen Vorkommnisse, den Wortwechsel, in einer Art wiedergegeben, daß man die Stimmen zu hören glaubt, die Gegenstände, die in den Gesprächen behandelt werden, die Art, wie man sich unterhält und Scherz treibt, das Vorlesen Voltaires von dem, was er geschrieben hat, endlich eine Theateraufführung nach der anderen und außerhalb des Theaters kleine und größere Szenen.

Der Ton dieser Briefe ist entschieden provinziell; alle Personen, zu denen oder über die Madame de Graffigny spricht, werden mit Spitznamen genannt und die beliebtesten unter ihnen haben deren drei oder vier, ungefähr so wie hundert Jahre später Kamma Rahbek sie den Leuten in der Kleinstadt Kopenhagen zuteilte. Die Briefe sind an Madame de Graffignys Jugendfreund, den harmlosen, phlegmatischen Devaux gerichtet, dem man eine Stelle als Vorleser bei König Stanislaw in Luneville und ein von diesem gutherzig bewilligtes Jahresgehalt von 2000 Talern verschafft hatte, obwohl der König, als man ihm Devaux als Lektor vorschlug, die Antwort gab: „Was soll ich mit einem Lektor? Das ist bei mir eine Stelle, wie die eines Konfessionarius bei meinem Schwiegersohn“, woraus sich schließen läßt, daß Ludwig der Fünfzehnte seinem Seelsorger mit der Beichte nicht eben viel Mühe zu bereiten pflegte.

Devaux wird lustig gezeichnet in einem Gedichtchen vom Almosenier des Königs Stanislaw, Abbé Porquet, dessen erste Zeilen lauten:

Le ciel te prodigua tous les défauts qu'on aime;  
Tu n'as que les vertus qu'on pardonne aisément;  
Ta gaieté, tes bons mots, tes ridicules mêmes,  
Nous charment presque également.

Devaux wird in den Briefen Panpan oder Panpichon tituliert. Madame de Graffigny duzt ihn wie alle ihre Freunde. Zu diesen gehört Saint-Lambert, später als Dichter der *Jahreszeiten* (*Les saisons*) so sehr gefeiert, überdies später sowohl Voltaires wie Jean Jacques



Rousseaus glücklicher Nebenbuhler bei ihren Erkorenen. Er wird in den Briefen *le petit saint* genannt.

Die Hauptfigur aber unter den Erwähnten ist eine dritte Persönlichkeit, der Kavallerieleutnant Leopold Desmarets, Madame de Graffignys Geliebter, der ihre zärtliche Neigung besitzt und von ihr abwechselnd Maroquin, le Docteur, Cliphan, Gros chien oder Gros chien blanc genannt wird. Ein geliebtes Kind hat viele Namen. Die Briefe an ihn sind vielleicht zu heiß gewesen; sie sind jedenfalls verschwunden. Aber in den Freundschaftsbriefen, die wir besitzen, bekundet sich der kleinen Dame gutes, warmes Herz, nebst einer keineswegs geringen Beobachtungsgabe, die sich auch später in ihren *Lettres peruviennes* offenbarte.

Eine grenzenlose Bewunderung für Voltaire hat sie nach Cirey gezogen. in seiner Nähe zu sein, ihn reden zu hören, neben ihm zu sitzen, ist für sie als geistiges Wesen das höchste Glück und in den ersten Wochen ihres Aufenthalts genießt sie dieses Glück vollauf.

Voltaire heißt in ihren Briefen gern dein Abgott (da auch Devaux ihn verehrte); den Marquis nennt sie überlegen *le bonhomme*; die Marquise in der Regel die Nymphe.

## XXVII

Bei ihrer Ankunft, die am 4. Dezember 1738, nachts zwei Uhr stattfand, empfing die Nymphe sie sehr gut; aber Madame de Graffigny blieb nur eine Minute in deren Schlafzimmer, ging dann sofort in ihr eigenes hinauf: „Einen Augenblick darauf erschien, wer?... dein Abgott mit einer kleinen Kerze in der Hand, wie ein Mönch. Er sagte mir tausend verbindliche Dinge; er schien so froh, mich zu sehen, daß er mir zehnmal die Hände küßte und mit einem rührenden Interesse nach meinem Befinden fragte. Seine nächste Frage galt dir: es währte eine Viertelstunde. Er liebe dich, sagte er von ganzem Herzen. Dann sprach er mit mir von Desmarets und Saint-Lambert und dann ging er, um mir Zeit zu lassen, dir zu schreiben. Es ist geschehen. Gute Nacht, die Post geht heut Nacht.“

Der Tag auf Cirey ist folgendermaßen eingeteilt: Zwischen halbelf und halbzwölf wird ringsum Nachricht gegeben, daß der Kaffee serviert sei. Er wird in Voltaires Galerie eingenommen. Man plaudert bis zwölf oder eins. Um zwölf Uhr essen zu Mittag, was man auf Cirey die Kutscher nennt, aber auch der Herr des Hauses, Madame de Champbonin, die dicke gutmütige Kusine Voltaires und ihr Sohn, der der Hausfrau als Sekretär hilft, zählen zu den Kutschern und speisen. Dagegen bleiben die Marquise, Voltaire und Madame de Graffigny sitzen, bis Voltaire eine tiefe Verbeugung macht und die anderen zu gehen bittet. Nun zieht sich jeder in sein Gemach zurück. Um vier Uhr gibt es bisweilen eine unbedeutende Zwischenmahlzeit. Zu dieser erscheint jedoch nicht Madame de Graffigny, wenn sie nicht

ausdrücklich gerufen wird. Um neun Uhr abends ist die Hauptmahlzeit, — zu der Voltaire immer ein wenig spät kommt, da er sich vom Diktat für seinen Sekretär nicht losreißen kann — und man sitzt bis Mitternacht beisammen: „Gott! Welches Abendbrot! Es ist immer das Fest des Damokles. Alle Vergnügungen sind hier vereint, aber ach! Die Zeit ist so kurz; nichts fehlt, nicht einmal das Schwert über meinem Haupte; denn die Zeit, die entfliehet, ist dieses Schwert. . . . Viel allein sein und hernach gute Gesellschaft haben, das ist das Leben, wie ich es liebe.“

Voltaire gibt ihr allerlei von seinen Schriften zu lesen, wenn sie allein ist. *Méropé*, die noch unveröffentlichte Tragödie, die Handschrift zu dem *Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten*, die Madame du Châtelet Voltaire zu vollenden nicht erlauben will, — er soll sich mit Naturwissenschaft beschäftigen, nicht mit Geschichte — und die sie darum verschlossen hält. Er hat sie bitten müssen, das, was von dem Manuskript fertig ist, Madame de Graffigny zu überlassen. Er hat dieser überdies seine Übersicht über Molières Komödien zu lesen gegeben. Die hatte er als Einleitung zu der neuen schönen Molière-Ausgabe geschrieben; aber der Schatzkammerkanzler, der, wie es heißt, sein grimmigster Feind ist, hat Herrn Lasserre beauftragt, das Werk einzuleiten. Mit dieser Übersicht will sie sich eines Nachts in Schlaf lesen. (Dies ist ohne jede Ironie gesagt). Er hat ihr versprochen, wenn sie artig ist, ihr etwas anderes geben zu wollen, was ihr großes Vergnügen bereiten wird. (Aus dem bloßen Wortlaut erkennt man, daß die Rede von *Jeanne* ist).

Die im Laufe des Tages zu erledigenden Besuche bei den Gästen des Hauses absolviert Voltaire immer stehend, immer auf dem Sprung, wieder zu gehen; ist es doch einer seiner ständigen Refrains, wie leichtsinnig man in leeren Gesprächen die Zeit vergeudet, das kostbarste, was der Mensch überhaupt besitzt.

Nicht geringes Ärgernis empfindet der Gast ob der Tyrannei, die Madame du Châtelet auf Voltaire ausübt. Vergebens stellen Madame de Champhonin und Madame de Graffigny ihr das Unrecht vor, das sie begeht, in dem sie das Werk über das *Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten* einfach weggeschlossen hält: „Er stirbt vor Verlangen, es zu beendigen, und sagt, es sei die Arbeit, mit der er am zufriedensten sei. Sie gibt zu ihrer Rechtfertigung keinen anderen Grund an, als daß es kein Vergnügen sei, an einem Buche zu schreiben, das man ja doch nicht drucken lassen darf. Ich fordere ihn auf, zu schreiben, um persönlich die Unsterblichkeit, die er gewinnen wird, zu genießen. Er antwortet, er werde das Buch sicher beendigen, nur nicht hier. Sie verdreht ihm mit ihrer Geometrie den Kopf.“ Hier wird Madame de Graffigny in ihrer Schreiberei dadurch unterbrochen, daß Voltaire *Méropé* vorlesen will.

Ein sehr lebendiges Bild gibt sie von dem Genuß, den es Madame du Châtelet augenscheinlich bereitet, ihre Macht über den von ihr eingefangenen seltenen Vogel zu fühlen und andere fühlen zu lassen. Er

äußerte sich in einer Necklust, die doch zumeist weibliche Herrschsucht war, die in Kleinigkeiten ihre Befriedigung fand.

Voltaire kommt z. B. herein, um *Mérove* vorzulesen. Madame du Châtelet hat die Caprice ihn zu bitten, einen anderen Rock anzuziehen: „Es ist wahr, sein Rock war nicht schön; aber er selbst war schön gepudert und hatte feine Spitzen angelegt. Er gab verschiedene Gründe an, warum er den Rock jetzt nicht wechseln wolle; die anderen seien minder warm, und er erkälte sich leicht. Endlich zeigte er sich bereit, nach seinem Kammerdiener zu schicken, um von diesem einen anderen Anzug holen zu lassen. Der Kammerdiener war nicht zu finden, war augenblicklich fortgegangen, und Voltaire glaubte nun, die Sache auf sich beruhen lassen zu können. Aber behüte: die Quälerei ging von neuem los. Da geriet Voltaire in Erregung; er sprach heftig in englischer Sprache auf sie ein und verließ das Zimmer. Man sandte nach ihm; aber er ließ sagen, er habe Kolik, und damit war *Mérove* ins Wasser gefallen.“

Madame de Graffigny erzählt weiter, daß die Marquise sie hierauf bat, zu Voltaire hinabzugehen und ihn zurückzubringen. Solange sie und Madame de Champonin bei ihm waren, lachte er und war guter Dinge; sowie er aber wieder in die Stube der Marquise trat, verdüsterte sich seine Miene, und er nahm, seine Kolik vorschützend, in einem Winkel Platz, ohne ein Wort zu sprechen. Erst als der Hausherr das Zimmer verlassen hatte, „begannen die beiden Schmollenden englisch miteinander zu sprechen und eine Minute später trat *Mérove* auf.“ Naiv fügte sie hinzu: „Es ist das erste Zeichen ihrer Liebe, das ich bemerkt habe, seit ich hier bin; denn sie führen sich mit bewundernswertem Anstand auf; allerdings macht sie ihm das Leben ein wenig sauer.“

Mehr und mehr zieht Madame de Graffigny Voltaire der Frau des Hauses vor; „Voltaire ist immer entzückend und immer auf meine Unterhaltung bedacht. Seine Aufmerksamkeit ist unermüdlich; man sieht, er ist unruhig bei dem Gedanken, ich könnte mich langweilen. Diese Unruhe ist sehr überflüssig. Sich langweilen bei Voltaire!“

Madame du Châtelet hat ihren Bruder, den Abbé von Breteuil, für kurze Zeit als Gast bei sich. Er ist sehr liebenswürdig, sehr munter und witzig; seine Gegenwart macht die Abendmahlzeiten noch festlicher. Das Bild dieses Beisammenseins wird durch die Details, in welche Madame de Graffigny in ihren Schilderungen eingeht, überaus lebendig. Nach Tische beginnt Voltaire mürrisch zu werden, weil die schöne Emilie ihn hindern will, ein Glas Rheinwein, das er sich eingeschenkt hat, zu trinken. Dann will er sich nicht dazu verstehen, *Jeanne* laut vorzulesen, wie er es versprochen hat. Durch eine Menge Possen gelingt es Breteuil und Madame de Graffigny endlich, seinen Widerstand zu besiegen. Dann kann auch die Marquise, die eben in ihrer Necklaune ist, nicht widerstehen; es kommt zu einem Feuerwerk lustiger Repliken, die mit der Vorlesung eines Gesanges aus *Jeanne* endet,

welche jedoch nicht amüsanter schien als Voltaires vorherige launige Bemerkungen.

An einem anderen Abend zeigte Voltaire eine *Laterna magica* und begleitete die Bilder mit einem Vortrag, bei dem man sich vor Lachen wand. Er schilderte den ganzen Umgangskreis des Herzogs von Richelieu, erzählte dann Abbé Desfontaines Geschichte, gab hierauf eine *Novellette* nach der anderen zum besten und sprach zuletzt nur im Savoyarden-Dialekt.

Wie Voltaire behauptete, war sein Kammerdiener durch das Abschreiben der Gedichte seines Herrn zur Überzeugung gelangt, Schöngest zu sein und selbst Verse schreiben zu können. Er führte einige komische Beispiele dieser Kammerdienerpoesie an und erzählte, der Diener habe nach und nach Selbstgefühl genug, was er mangelhaft fand, zu verbessern. So war Voltaire beim Schreiben des Verses

Ah! croyez-moi, mon fils, voyez mes cheveux blancs,  
La triste expérience est le fruit des vieux

unterbrochen worden, ehe er das Wort ans hinzugefügt hatte. Der Diener fand, daß sich dies nicht reime und schrieb den Vers in folgender Form ab:

Ah! croyez-moi, mon fils, voyez ces cheveux bleus.  
La triste expérience est le fruit des vieux.

In Voltaires Gegenwart hatten einige seiner Gäste den Kammerdiener aufgefordert, irgend etwas aus den Werken seines Herrn zu rezitieren. Er meinte, sich nur der einen Stelle aus *Jeanne* zu erinnern, in der ihre Person geschildert wird. Diese Stelle hatte in seinem Gedächtnis die nachstehende Form angenommen:

Trente-deux dents brillent à fleur de tête;  
Deux grands yeux noirs, d'une égale blancheur,  
Font l'ornement d'une bouche vermeille  
Qui va prenant de l'une à l'autre oreille.

Sehr gerührt zeigt sich Madame de Graffigny über Voltaires Langmut und Empfänglichkeit der Kritik gegenüber. Die göttliche Emilie hatte seine Tragödie *Mérope*, die sie nicht leiden mochte, ins Lächerliche gezogen, was ihm, wie Madame de Graffigny herausfühlte, naheging. Sie selbst bewunderte die Tragödie mit Ausnahme einer Szene, die ihr nicht gefiel. Sie sagte ihm dies unter vier Augen. Er dankte ihr herzlich für ihre Einwände und sagte: „Es freut mich, daß Sie offen zu mir sprechen; Sie haben Recht, es ist etwas ungemein Treffendes in Ihrer Kritik“. Und die brave Dame fügt hinzu: „Wahrhaftig, ich sage Ihnen, nur die schlechten Schriftsteller sind hochmütig; die guten haben eine gesunde Eitelkeit. Er duldet Tadel, aber freut sich des Lobes und schämt sich nicht, es zu gestehen.“

Und sie verbessert einige Verse ihres Freundes, die anlässlich Desfontaines Angriffen Voltaire verherrlichen, so daß diese Verse folgenden Wortlaut annehmen:



Par cet abbé qui, dans Paris,  
 Ose attaquer dans ses écrits  
 La gloire de nos jours, le célèbre Voltaire,  
 Ce mortel, dont le caractère,  
 Plus aimable encor que l'esprit,  
 Perce dans tout ce qu'il écrit,  
 Taisez-vous, auteurs faméliques:  
 Par vos ignorantes critiques  
 Son nom ne peut être terni.

Als Poesie ist der Vers nicht viel wert; aber er ist lehrreich als Illustration der Empfindungen einer begeisterten Provinzdame und ihres Freundes.

Eines Abends fiel es Madame du Châtelet ein, Madame de Graffigny zu fragen, ob sie Kinder gehabt habe. Eine Frage brachte die andere mit sich und zuletzt kam es dahin, daß die Gefragte ihre Lebensgeschichte erzählte, die sowohl der Frau des Hauses wie Voltaire ganz neu war. „Oh!“ bricht sie aus, „welch gutes Herz!“ Die schöne Dame lachte, um nicht zu weinen; Voltaire aber! Dieser menschlich fühlende Voltaire brach in Tränen aus; denn er schämt sich nicht seines Mitgefühls. Ich wollte aufhören; aber es war nicht möglich; man bat mich immer wieder fortzufahren. Sie waren so gerührt, daß meine Zurückhaltung sich unnütz zeigte. Zuletzt mußte ich selbst mitweinen.“

Wie weit Voltaires Aufmerksamkeit gegen sie ging, entdeckte sie erst allmählich. Sein Kammerdiener kam oft, um sie zu fragen, ob sie irgend etwas benötige. Zuletzt bemerkte sie, daß Voltaire seiner ganzen Dienerschaft befohlen hatte, bei ihr ebenso Dienst zu tun wie bei ihm selbst. Es waren seine, nicht des Hauses Lakaien, die sie bedienten. Sie schreibt mit liebenswürdiger Naivität: „Urteile selbst, ob es möglich ist, deinen Abgott genug zu lieben!“

Sie schildert die Art, wie Voltaire selbst bedient wird, wenn er beim Abendbrot sitzt. Der Kammerdiener weicht nicht von dem Platz hinter seinem Stuhl und seine Lakaien reichen ihm alles, was er braucht, ganz wie die Pagen, wenn des Königs Hofkavaliere bei Tische sitzen; aber all dies geschieht ohne Prunk oder Feierlichkeit. „So wahr ist es, daß die guten Geister bei jeder Gelegenheit die Würde zu wahren wissen, die ihnen geziemt, ohne jemals die Lächerlichkeit zu begehen, affektiert zu sein.“

„Er hat eine spaßhafte Art und Weise, etwas zu befehlen, die mit dem Anmutigen in seinen Manieren zusammenhängt; immer fügt er lächelnd hinzu: „Und sorgen Sie nur ja für Madame!“

Madame de Graffigny war sehr eifrig bemüht, ihren Freunden Zutritt nach Cirey zu verschaffen; am heftigsten war natürlich ihr Wunsch, Desmarests präsentieren zu dürfen, der denn auch kam. Aber sein Kommen brachte der Armen eine bittere Enttäuschung. Denn kaum war er angelangt, als er ihr sagte, er liebe sie nicht mehr, würde sie nie mehr in Zukunft lieben.

Ebenso intensiv wie Madame de Graffigny danach trachtete, Desmarests eine Einladung nach Cirey zu verschaffen, war der junge,

damals erst zweiundzwanzigjährige Saint-Lambert selbst bestrebt, durch sie Zutritt zu dem Kreis zu erlangen. Die treue Freundin pries ihn denn auch in so hohen Tönen, daß Madame du Châtelet zuletzt nachgab: „Ich muß Dir sagen, daß ich heute morgen die Dame des Hauses so stark belagert habe, daß sie sich endlich betreffs Saint-Lamberts erklärte. Sie will wohl, daß er kommt; aber unter der Bedingung, daß er es versteht, auf seinem Zimmer zu bleiben und das Leben zu führen, das hier gelebt wird. Ich habe sie dessen so lebhaft versichert, daß sie nun die größte Lust hat, sowohl Desmaretz wie ihn hier zu sehen.“

Seltsam ist es, wie abgeneigt die schöne Emilie anfänglich war, Saint-Lambert zu empfangen, der neun Jahre später ihr Schicksal werden sollte.

Die Idylle, die Madame de Graffigny in Cirey verlebte, sollte bald eine gewaltsame Unterbrechung finden. Aber noch war alles Scherz und Zerstreuung. Madame du Châtelet machte lange Ritte, Voltaire ging auf die Jagd. Auf dem Theater spielte man unter anderem eine lustige Farce von Voltaire, damals *Boursouffle* genannt; es ist dieselbe, die sich in seinen Werken unter dem Titel *L'Echange* findet, ein lustiges kleines Stück in Prosa. Die Prosa tut wohl und sichert dem Dialog Natürlichkeit. Das Stück ist im Stil der Lustspiele Molières und überhaupt der anspruchslosesten Komödien des siebzehnten Jahrhunderts. Die ganze Handlung dreht sich um den Streich eines verschuldeten jungen Mannes, der mit Hilfe eines frechen Possenreißers seinem älteren, närrischen, aber wohlhabenden Bruder eine reiche Erbin wegschnappt, indem er sich am Hochzeitstage für ihn ausgibt. Am ergötzlichsten ist die Braut, ein junges Edelfräulein aus der Provinz, das bereit ist, sich wie immer, wann immer (nur möglichst bald) und mit wem immer zu verheiraten, der sie zur Gräfin oder bloß zur Frau macht, nach Paris bringt und in Versailles einführt, wo tausend Zerstreuungen ihrer harren und sie zahlreiche Nebenbuhlerinnen vor Eifersucht zur Verzweiflung bringen kann.

In solchen kleinen Stücken wie diesem liegen Voltaires und Holbergs dramatische Methoden sehr nahe.



## XXVIII

Etwa drei bis vier Wochen hatte Madame de Graffigny in glücklicher Befriedigung in Cirey verbracht, als eines späten Abends zu ihrer Verwunderung Voltaire bei ihr eintrat mit den überraschenden Worten, daß er verloren sei und daß sie sein Schicksal in ihren Händen halte. — Mein Gott, wieso das? fragte sie. — Wieso? erwiderte er. Es sind zahlreiche Abschriften von *Jeanne* im Umlauf. Ich muß auf der Stelle von hier fort, ich weiß nicht wohin, nach Holland oder weiter. Herr du Châtelet reist nach Lunéville. Sie müssen sofort an Devaux schreiben, daß er sich dieser Abschriften bemächtigen möge. Ist er rechtschaffen genug, dies zu tun? — Sie versicherte ihn, daß sie alles tun würde, was in ihrer Kraft stehe, um ihm ihre Ergebenheit zu

beweisen und daß sie sehr betrübt sei, daß sich dies während ihres Aufenthaltes bei ihm ereignen müsse. — Keine Ausflüchte! rief er erbittert. Sie selbst haben diese Abschriften verschickt. — Vergebens beteuerte sie, niemals auch nur einen Vers kopiert zu haben. — Gewiß, versetzte Voltaire. — Devaux versichert mir, daß Sie es sind, die *Jeanne* in die Welt hinausgeschickt hat.

Ihr Kopf wirbelte; sie begriff nichts von alledem, konnte nur betonen, was die Wahrheit war, daß diese Abschriften von *Jeanne* nicht von ihr stammten. Er behauptete nichtsdestoweniger mit äußerster Heftigkeit, daß Devaux *Jeanne* Desmarets vorgelesen habe, daß Madame de Graffigny an alle Welt Abschriften sende, und daß Madame du Châtelet den Beweis dessen in ihrer Tasche habe.

Die arme Frau blieb nach wie vor der ganzen Sache gegenüber verständnislos, gewahrte nur Entrüstung und Zorn, ohne sich erklären zu können, wie das Mißverständnis entstanden sei.

Es war auch nicht leicht zu durchschauen. Um es zu begreifen, mußte man wissen, daß Cireys argwöhnische und auf Voltaire's Sicherheit ängstlich bedachte Hausfrau die garstige Gewohnheit hatte, soweit wie möglich alle von ihren Gästen geschriebene Briefe zu lesen und ebenso alle an diese anlangenden, ehe sie ausgeteilt wurden.

Nun hatte die unglückliche und unschuldige Madame de Graffigny ihrem Freunde getreulich den guten Eindruck berichtet, den sie durch Voltaire's Vorlesung eines ihr besonders amüsant und witzig erscheinenden Gesanges aus *Jeanne* empfangen hatte. Kurz darauf hatte Madame du Châtelet einen Brief Devaux geöffnet, der mit Bezug auf diese Mitteilung die unseligen Worte enthielt: *Le chant de Jeanne est charmant*. Die mißtrauische Emilie ersah hieraus einen Beweis, daß der betreffende Abschnitt Devaux heimlich zugesandt worden war, und da Voltaire dies nicht bezweifelte, andererseits aber nicht verraten wollte, auf welchem unschönen Wege er diese seine Kenntnis erhalten habe, überfiel er den nichtsahnenden Gast des Hauses mit Vorwürfen, die sich auf freie Phantasien stützten.

Es gelang Madame de Graffigny nicht sogleich, ihn zu überzeugen. Er verlangte, sie solle das Original und die Abschriften zurückfordern. Auf sein Geheiß begann sie zu schreiben; da sie ja aber nicht zurückfordern konnte, was sie nicht abgesandt hatte, bat sie ihren Freund, um Erklärungen und Bescheid über diese gefahrdrohenden Abschriften. Als sie Voltaire den fertigen Brief reichte, warf er ihn von sich mit den Worten: „Pfui, Madame, man muß ehrlich und rechtschaffen sein, wenn es sich um einen armen Unglücklichen wie mich, um mein Leben und meine Wohlfahrt handelt.“

Diese peinliche Szene hatte mindestens eine Stunde gewährt; aber sie war noch nichts gegen das, was der armen Verkannten bevorstand. Madame du Châtelet stürmte in höchster Entrüstung in ihre Kammer und wiederholte wie eine Furie alle Beschuldigungen, die Voltaire vorgebracht hatte. Dann zog sie einen Brief aus ihrer Tasche, hielt

ihn der nun vollständig Verstummen hin und sagte: „Sehen Sie hier den Beweis Ihrer Infamie. Ich habe Sie nicht aus Freundschaft, sondern aus Mitleid zu mir genommen, und Sie verraten uns. Sie erniedrigen sich so weit, aus meinem Schreibtisch eine Handschrift zu stehlen, um sie zu kopieren.“

Madame de Graffigny vermochte nichts zu erwidern als: „Schweigen Sie doch still, Madame, ich bin zu unglücklich, als daß Sie mich so unwürdig behandeln dürfen.“

Voltaire nahm Madame du Châtelet um den Leib und entfernte sie von der Beschuldigten, da sie ungestüm auf den Gast eindrang, daß Handgreiflichkeiten zu befürchten waren.

Lange konnte die Arme keine Worte finden; dann bat sie, den Brief sehen zu dürfen, was man ihr abschlug. Zeigen Sie mir doch bloß den Satz, der so sehr gegen mich spricht! bat sie. Und man zeigte ihr die unbedeutenden paar Worte: „Der Gesang aus *Jeanne* ist entzückend.“

Erleichtert erzählte sie nun die einfache Wahrheit: daß sie in einem Briefe den beim Zuhören empfangenen bezaubernden Eindruck geschildert habe.

Voltaire war intelligent genug, ihr zu glauben, zu verstehen, welcher ein Mißgriff begangen worden war. Die wütende Schloßfrau dagegen wollte von ihren Behauptungen nicht abgehen, obwohl Voltaire lange in englischer Sprache auf sie einredete und sie auf Französisch bat, doch zu sagen, daß sie ihrem Gast nun Glauben schenke. — Sie entfernten sich um drei Uhr morgens, Madame de Graffigny in einem Zustand von zitternder Vernichtung zurücklassend.

Als der Tag kam, war sie krank und verzweifelt. Nichts wäre ja natürlicher gewesen, als eine sofortige Abreise. Aber die Unglückliche hatte nicht soviel Geld bei sich, um einen Reisewagen zu mieten und zur nächsten Stadt zu fahren. Sie mußte bleiben, wo sie war, mißhandelt und beschämt.

Es nutzte wenig, daß Voltaire hinterher das Geschehene gutzumachen versuchte (Madame du Châtelet konnte sich nicht überwinden, recht von Herzen für den albernsten Überfall Abbitte zu tun) und die arme Dame verbrachte ein paar abscheuliche Monate an der Stätte, nach der sie voll Entzücken gekommen war und von der sie sich nun bloß fortsehte. Konnte sie doch nicht einmal ihren Freunden eine genaue Mitteilung des Geschehenen geben, da sie wußte, daß jeder ihrer Briefe gelesen wurde.

Dieser dumme kleine Vorfall belehrt uns Nachkömmlingen unter anderem, in welchen Krisen Voltaire sein Leben verbrachte, weil er es einerseits nicht lassen konnte, Dinge zu schreiben, die ihn Gefahren aussetzten, andererseits nicht lassen konnte, diese Dinge hundert Menschen vorzulesen und sogar in Abschrift einem halben Dutzend Vertrauten zu schicken auf deren Diskretion er sich also gezwungenermaßen mehr verlassen mußte als auf seine eigene.



## XXIX

Durchblättert man alle von Madame du Châtelet hinterlassenen Briefe, so spürt man, so oft Voltaire sie verläßt, um eine ihrer Ansicht nach unnötige Reise zu unternehmen, aus ihren Klagen heraus, wie notwendig seine Nähe ihr ist und wie tief unglücklich sie sich ohne ihn fühlt, doppelt unglücklich, wenn er zu der Abwesenheit Nachlässigkeit fügt, ihr Lebens- und Zärtlichkeitszeichen zu senden. An Richelieu schreibt sie am 23. November 1740 aus Paris:

Ich bin auf eine grausame Art für alles bezahlt worden, was ich in Fontainebleau getan habe; ich habe die schwierigsten Sachen geordnet; ich habe Herrn de Voltaire das Recht verschafft, auf ehrliche Art in sein Vaterland zurückkehren zu können; ich habe ihm das Wohlwollen des Ministeriums gewonnen, ihm den Weg zu den Akademien gebahnt. Und wissen Sie, wie er so viel Eifer und Hingabe belohnt? Er reist nach Berlin, teilt mir dies ganz trocken mit, wohl wissend, daß er mein Herz durchbohrt, und überläßt mich einer Qual, die ohnegleichen ist, von der andere sich keine Vorstellung machen können und die Ihr Herz allein verstehen kann ... Ich hoffe bald tot zu sein ... Und werden Sie glauben, daß der Gedanke, der mich am meisten beschäftigt, wenn ich fühle, daß der Kummer mich töten wird, die furchtbare Qual ist, die dies Herrn de Voltaire bereiten wird ... ich kann die Idee nicht ertragen, daß die Erinnerung an mich einmal ein Leiden für ihn sein wird.

Noch herzerreißender sind die Ausdrücke, die sie in einem aus dem folgenden Monat stammenden Brief an denselben Freund gebraucht. Am 24. Dezember schreibt Emilie du Châtelet, nachdem sie dem Herzog geschildert hat, welche grenzenlose Freundschaft sie für ihn hegt: „Aber diese Empfindung tut der zügellosen Leidenschaft, die gegenwärtig mein Unglück ausmacht, keinen Abbruch. Man kann leicht sagen: Derlei ist unmöglich. Ich habe eine treffende Antwort: Es ist und es wird so bleiben mein ganzes Leben lang, auch wenn Sie es beklagen.“

An d'Argental schreibt sie fast drei Jahre danach, am 15. Oktober 1743, aus Brüssel:

Ich glaube, es ist unmöglich, zärtlicher zu lieben und unglücklicher zu sein. Denken Sie, zu dem Zeitpunkt, da Herr de Voltaire hier zurück sein könnte und sollte ... reist er von Berlin nach Bayreuth, wo er sicherlich nichts zu tun hat (wir haben oben gesehen, warum er dahin reiste); er verbringt dort vierzehn Tage ohne den König von Preußen und ohne mir eine einzige Zeile zu senden. Er kehrt nach Berlin zurück und bleibt dort noch vierzehn Tage und wer weiß! vielleicht bliebe er dort sein ganzes Leben, wenn nicht Geschäfte ihn jetzt nach Paris riefen. Dann schreibt er mir im Vorbeigehen vier Zeilen von einem Wirtshaus aus, ohne mir zu erklären, was er in Bayreuth sollte und ohne von seiner Rückkehr zu sprechen ... und dies ist das einzige Billet, das ich seit dem 14. September, das will heißen, seit einem ganzen Monat, von ihm erhalten habe.

Alle diese Briefe sprechen unzweifelhaft die Sprache der erotischen Leidenschaft. Man vergleiche damit die Sprache der Briefe, in welchen Voltaire gleichzeitig Friedrich auf das bestimmteste, wenn auch artigste

erklärt, er könne nicht bei ihm Aufenthalt nehmen, weil es ihm unmöglich sei, seine Freundin zu verlassen.

Um seine Absicht zu erreichen, scherzt Friedrich nämlich beständig und in fast höhnischer Form über den Dichter, der Rinaldo in Armidas Armen ist, den weichlich Verliebten, der sich aus dem Netz, das seine Sinne um ihn gesponnen haben, nicht losreißen kann. — so z. B. in dem Brief vom 20. Juni 1742 in folgenden aufdringlichen Zeilen, die nach Tabak riechen und gleichsam Bierflecken haben:

Enfin ce Bork est revenu  
Après avoir beaucoup couru.  
Entre les beaux bras d'Emilie  
Il m'assure vous avoir vu,  
Le corps languissant, abattu,  
Mais toujours l'esprit plein de vie.

Voltaire erklärt in seiner Antwort (Juli 1742), daß es nicht Liebe, sondern Freundschaft sei, die ihn bindet:

Vous prenez pour faiblesse une amitié solide,  
Vous m'appelez Renaud, de mollesse abattu  
Grand roi, je ne suis point dans le palais d'Armide,  
Mais dans celui de la Vertu.

Mit nordischer Derbheit spricht dann Friedrich ohne sonderliche Diskretion von der Leber weg:

Sie nehmen es übel, daß ich Ihnen eine Leidenschaft für die Marquise von Châtelet zutraue; ich glaubte mich Ihres Dankes verdient zu machen, weil ich so gut von Ihnen dachte. Die Marquise ist schön und liebenswürdig; Sie sind empfänglich. Sie hat ein Herz; Sie haben Gefühle; sie ist nicht aus Marmor, und Sie haben zehn Jahre zusammen gewohnt. Wollen Sie mir einreden, daß Sie all die Zeit mit Frankreichs liebenswürdigster Frau nur von Philosophie gesprochen hätten? In diesem Falle hätten Sie, mein lieber Freund, eine sehr unglückliche Rolle gespielt. Ich hatte nicht geglaubt, daß von dem Tempel der Tugend, den Sie zu bewohnen behaupten, Vergnügungen verbannt seien.

Voltaire antwortet in einem gereimten Brief (29. August 1742) auf diese Fragen, die sich schwer in Prosa erörtern ließen, und macht mit Kraft und Bedauern sein Alter geltend, das ihn von Liebesfreuden ausschließt:

Ah vous m'avez fait, je vous jure,  
Et trop de grâce et trop d'honneur,  
Quand vous dites que la nature  
M'a fait, pour certaine aventure,  
D'autres dons que le don du cœur.  
Plût au ciel que je l'eusse encore  
Ce premier des divins présents,  
Ce don que toute femme adore  
Et qui passe avec nos beaux ans!  
J'approche, hélas! de la nuit sombre  
Qui nous engloutit sans retour;  
D'un homme je ne suis que l'ombre,  
Je n'ai que l'ombre de l'amour.

## XXX

Madame du Châtelet hat eine kleine Abhandlung über das *Glück* geschrieben, aus der man sie fast ebensogut kennenlernt, wie aus ihren Briefen. Um glücklich zu sein, sagt sie, muß man seine Vorurteile abgelegt und seine Illusionen behalten haben. Man muß tugendhaft (in unserer Sprache edeldenkend) sein, sich wohlbefinden, Neigungen und Leidenschaften haben; wir haben keine andere Aufgabe in dieser Welt, als uns behagliche Sinneswahrnehmungen und Empfindungen zu verschaffen. — Es ist, wie man sieht, die Theorie aus Voltaire's *Le Mondain*. Vorurteile sind also schädlich, Illusionen notwendig. Man soll seinem Leben eine feste Richtung geben und dieser ohne Bedauern und ohne Reue folgen. Man muß seinen Ausgangspunkt und sein Ziel kennen und man soll versuchen, sich Blumen auf den Lebensweg zu streuen.

Wo sie von ihren Neigungen und Leidenschaften spricht, gesteht sie ihre EBlust und ihren Hang zum Spielen ein, verweilt aber besonders bei ihrem Drang nach Studien: „Von allen Leidenschaften ist die Wißbegierde die, die am meisten zu unserem Glück beiträgt; denn sie ist die, die uns am wenigsten abhängig von anderen macht.“ Liebe nennt sie „das größte der Güter, das zu erreichen uns möglich ist, das einzige, das verdient, daß man ihm sogar die Freude an den Studien opfert. Das Ideal wären zwei Wesen, die so für einander geschaffen wären, daß sie Übersättigung oder Abkühlung niemals kennen. Aber auf solche Übereinstimmung zwischen zwei Personen dürfe man nicht hoffen; sie wäre allzu schön. Ein Herz, sagt sie, das solch einer Liebe fähig, eine Seele, die so fest und so zärtlich wäre, werde vielleicht einmal in jedem Jahrhundert geboren: „es scheint, als ob das Hervorbringen zweier solcher Seelen über die Kräfte der Gottheit gehe“.

Aber sie ist der Meinung, daß eine zärtliche und fühlende Seele glücklich sein kann bloß durch das Vergnügen, das es ihr bereitet, zu lieben. Hier hat sie an sich selbst gedacht; denn sie sagt in einem Briefe: „Ich bin zehn Jahre durch die Liebe desjenigen glücklich gewesen, der meine Seele bezwungen hatte, und diese zehn Jahre habe ich in Gemeinschaft mit ihm ohne einen Augenblick des Unwillens oder Schmachtens verbracht. Als Alter und Krankheiten seine Zuneigung vermindert hatten, verging eine lange Zeit, ehe ich es bemerkte; ich liebte für zwei; ich verbrachte mein ganzes Leben mit ihm und mein Herz, das kein Mißtrauen hegte, genoß die Freude, zu lieben, und die Illusion, sich geliebt zu glauben. Es muß gesagt werden, daß ich diesen so glücklichen Zustand verloren habe, und es ist nicht geschehen, ohne daß es mich viele Tränen gekostet hat.“

Voltaire seinerseits hat hundertmal geäußert, daß er erst auf Cirey glücklich geworden sei. Als Mann verweilt er weniger bei dem materiellen oder sensuellen Glück, als bei dem Frieden und der ruhigen Lebensfreude, die er in seiner, von der Freundin verschönten Einsamkeit genossen hat. Man vergleiche die folgenden Briefstellen: „Sagen

Sie mir nicht, daß ich zuviel arbeite. Diese Arbeiten sind eine Geringfügigkeit für einen Mann, der keine andere Beschäftigung hat. Ist der Geist lange Zeit hindurch in die Formen der schönen Literatur gebeugt worden, so ergibt er sich dieser Arbeit ohne Mühe und Anstrengung, so wie man mit Leichtigkeit eine Sprache spricht, die man seit langem gelernt hat, oder wie die Hand des Musikers mit Leichtigkeit über ein Klavier hinläuft. . . . Ich versuche mein Leben in Übereinstimmung mit der Situation, in der ich mich befinde, zu führen, ohne peinliche Leidenschaft, ohne Neid, mit vielen Kenntnissen, wenigen Freunden und mit Sinn für alles und jedes. . . . Wir müssen unserem Geist alle möglichen Formen geben. Es ist ein Feuer, das Gott uns anvertraut hat; wir müssen es aufrechterhalten mit dem Kostbarsten, das wir finden können. Wir müssen jeder irdischen Erscheinung in unserem Wesen Zutritt gewähren, alle Pforten unserer Seele öffnen, den Wissenschaften wie den Gefühlen. Vorausgesetzt, daß all dies nicht wie ein Mischmasch in die Seele eindringt, ist Platz darinnen für eine ganze Welt.“

Man sieht, Madame du Châtelet war, wo sie am besten war, ganz Mensch, Voltaire, wo er am besten war, nur Geist.

Es existiert ein Brief der schönen Emilie an d'Argental, worin sie sich selbst von der körperlichen Seite schildert. „Ich habe“, schreibt sie, „ein sehr gutes Temperament, aber ich bin nicht robust. Es gibt Dinge, die sicherlich meine Gesundheit zerstören würden, z. B. Wein und jede Art von Likören. Diese habe ich mir auch selbst von früher Jugend auf untersagt. Aber ich habe ein Temperament aus Feuer; ich verbringe daher meine Morgen damit, mich in Bädern zu ertränken.“

Dieses Temperament aus Feuer hat anfänglich mit Voltaires Temperament übereingestimmt, das ganz von derselben Art war. Aber im Verlauf der Jahre, da ein beständiges Kränkeln Voltaires Gesundheit erschüttert hatte, wurde die Temperatur in dem Naturell der beiden höchst verschieden. Voltaire begann sich sehr frühzeitig physisch alt zu fühlen. Bekanntlich betrachtete man in Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts einen Mann, der über die Vierzig war, als alt. Der lächerliche alte Arnolphe in Molières *l'Ecole des femmes*, der so albern ist, sich ein junges Weib erringen zu wollen, ist genau 42 Jahre alt. Von dem Augenblick an, da Voltaire in die zweite Hälfte der Vierzig eingetreten ist, bezeichnet er selbst sich in seinen Briefen als Greis.

Während er sich geistig seine beste Kraft bewahrt hatte, ja sogar ein Wachsen seiner intellektuellen Fähigkeiten fühlte, scheint er seiner Meinung nach in die Jahre gekommen zu sein, wo Freundschaft die Leidenschaft ersetzen müsse. Im Gegensatz zu den meisten anderen künstlerischen Genies, bei denen die Jugend des Körpers ebensolange währt wie die des Geistes, muß bei Voltaire zwischen der Kraft des Rückenmarks und des Gehirns ein Mißverhältnis bestanden haben. Als er kaum 46 Jahre alt geworden, betrachtete er Liebe als eine Leiden-



schaft, für die er zu alt war, und hat seiner notgedrungenen Resignation und Entsagung in einem sehr schönen Gedicht vom Juli 1741 Ausdruck gegeben, einem Gedicht, aus welchem einzelne Zeilen stehende Redensarten der französischen Sprache geworden sind. Das Gedicht trägt die Überschrift: A Madame du Châtelet:

Si vous voulez que j'aime encore,  
Rendez-moi l'âge des amours;  
Au crépuscule de mes jours  
Rejoignez, s'il se peut, l'aurore.

Also: will sie, daß er noch lieben soll, so möge sie ihm das Alter zurückgeben, in dem man liebt. Der Gott der Zeit läßt ihn wissen, daß Wein und Liebe nicht mehr für ihn seien:

Des beaux lieux, où le dieu du vin  
Avec l'Amour tient son empire,  
Le Temps, qui me prend par la main,  
M'avertit que je me retire.

Und er verkündet die später so zahllose Male wiederholte Lehre, daß derjenige, der sich nicht so betrügt, wie die Jahre es von ihm fordern, all das Unglück erleidet, das sein Alter mit sich bringt. Wir müssen, sagt er, die stürmische Heftigkeit der Jugend überlassen. Wir haben zwei Minuten, in denen wir leben. Eine dieser Minuten möge der Weisheit geweiht sein. — Es ist sicherlich ein Greis, wenngleich erst ein sechszundvierzigjähriger, der da spricht:

De son inflexible vigueur  
Tirons au moins quelque avantage.  
Qui n'a pas l'esprit de son âge,  
De son âge a tout le malheur.

Laissons à la belle jeunesse  
Ses folâtres emportements;  
Nous ne vivons que deux moments;  
Qu'il en soit un pour la sagesse!

Nicht etwa, daß der Sprecher mit seinem frühen Alter zufrieden wäre, es priese, wie Cicero in *De senectute* mit Greisenphilosophie das Alter preist. Im Gegenteil, dieser Zustand ist ein Tod, schlimmer als der Tod:

On meurt deux fois, je le vois bien:  
Cesser d'aimer et d'être aimable,  
C'est une mort insupportable.  
Cesser de vivre, ce n'est rien.

Doch während er also den Verlust der süßen Jugendirrtümer beklagte, empfing er, wie er behauptet, einen Trost. Vom Himmel herab stieg die Freundschaft und ersetzte ihm die Liebe:

Du ciel alors daignant descendre,  
L'Amitié vint à mon secours;  
Elle était peut-être aussi tendre,  
Mais moins vive que les Amours.

Ach, ebenso sprach sein lieber Cicero in dem ehrbaren *De amicitia*. Madame du Châtelet, die zu diesem Zeitpunkt 34 Jahre alt und deren Temperament „dem Feuer glich“, konnte sich unmöglich gleichzeitig in ein altes Weib verwandeln. Der Übergang von Liebe zur Freundschaft war bei ihr nicht von der Natur gefordert wie bei Voltaire; und darum ist es sicherlich nicht zu verwundern, daß sie sich noch nach einer Reihe von Jahren von einem anderen Mann hinreißen ließ.

Von nun ab aber ist sie für Voltaire nur die Freundin, und während der 37 Jahre, die er noch zu leben hat, taucht keine andere Frau über seinem Gesichtskreis auf. Er hat den Zeitraum hinter sich, da er liebte und glücklich war und litt, bald auch den Lebensabschnitt, wo ein Weib ihn inspirierte und begeisterte.

Von nun an ist nur die Wahrheit Gegenstand seines Verlangens, nur Menschlichkeit das, was er preist und verehrt. Die Gerechtigkeit ist seine einzige Braut geworden und Berühmtheit die einzige Geliebte, mit welcher er reist und lebt.

Es schickt sich nicht für einen Soldaten, verheiratet zu sein. Es ziemt sich schlecht für einen Missionar, verheiratet zu sein. Voltaire wird aber von nun an immer mehr Soldat und Missionar. Die Tempelherren waren zugleich Mönche und Ritter, Krieger und Priester. Als halber Krieger, halber Priester ist Voltaire von nun an eine neue Art Tempelherr oder vielmehr Großmeister eines Tempelherrn-Ordens, der sich während seiner Lebenszeit langsam bildete und zu ihm als zu seinem Führer aufblickte.

Ende des ersten Bandes











